


201
24 G
11



Vergleichende

Erd- und Völkerkunde

in abgerundeten Gemälden,

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz.



Zweite, umgearbeitete Auflage.



Erster Band.

Köln, 1874.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg. Köln.

Vorwort.

Die vorliegende Galerie von Gemälden aus dem reichhaltigen Schatze unserer geographischen und Reise-Literatur hat zunächst die Bestimmung, bei dem Gebrauche des vom Herausgeber verfaßten Lehrbuches der vergleichenden Erdbeschreibung (9. Aufl., 1874) und des Leitfadens derselben (14. Aufl. 1873) als Commentar zu dienen, indem sie einerseits dem Lehrer, dem nur eine beschränkte Zahl von Werken über wissenschaftliche Erdkunde zu Gebote steht, das Material zur Erläuterung des im Lehrbuche in gedrängter Kürze dargestellten Stoffes bietet, andererseits dem Schüler ein Mittel zur Belebung und Ergänzung des Unterrichts in einer seiner Fassungsgabe angemessenen Form an die Hand gibt. Wenn demnach der Hauptzweck dieser Sammlung mehr auf nachhaltige Belehrung als auf vorübergehende Unterhaltung gerichtet war, so mußte dieselbe sich von den zahlreichen, in jüngster Zeit erschienenen „geographischen Charakterbildern" und ähnlichen Werken durch einen mehr wissenschaftlichen Gehalt der einzelnen Aufsätze, durch eine größere Planmäßigkeit in deren Auswahl und durch eine gewisse Vollständigkeit der behandelten Gegenstände unterscheiden. Auch führte die Verfolgung dieses Zweckes von selbst auf die Nothwendigkeit, eine neue Sammlung aus den Originalwerken zu veranstalten und zugleich die vergleichende Behandlung, welche, wie in anderen Wissenschaften, so auch bei der Erdkunde zu so fruchtbaren Resultaten geführt hat, in den Vordergrund treten zu lassen. Daß dabei solche Abschnitte am geeignetsten zur Aufnahme befunden wurden, welche wissenschaftlichen Werth mit anziehender Darstellung möglichst vereinen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie bedeutend aber die Zahl solcher Werke bereits in diesem Zweige unserer Literatur ist, und wie wenig gerade die vorzüglichsten bisher für geographische

Lesebücher benutzt worden, das wird eine auch nur oberflächliche Vergleichung der meisten unter den letzteren mit der vorliegenden Sammlung leicht bekunden. Deshalb hofft der Herausgeber auch durch die gewählten Proben zur allgemeineren Bekanntschaft mit den Hauptwerken auf diesem Gebiete und zu deren weiterer Verbreitung seinerseits nach Kräften mitzuwirken.

Zweierlei Veränderungen hat sich derselbe an den Originaltexten erlauben zu dürfen geglaubt. Die erste und wesentlichste besteht in sehr bedeutenden Abkürzungen und Ueberarbeitungen, theils um eine gewisse Einheit in der Behandlung zu erreichen, theils um die Haupterscheinungen in den einzelnen Länderräumen auch innerhalb eines beschränkten Raumes in einer gewissen Vollständigkeit vorführen zu können. Außerdem versteht es sich von selbst, daß in einem zugleich für Schüler und überhaupt für die reifere Jugend bestimmten Buche alles in religiöser, sittlicher und politischer Beziehung Bedenkliche, selbst in einzelnen Ausdrücken, ferngehalten ist, weshalb dasselbe auch für Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten besonders geeignet sein dürfte. — Die zweite Art der Veränderungen im Originaltexte schon der ersten, besonders aber der zweiten Auflage besteht in der Berichtigung veralteter Angaben, und zwar nicht bloß statistischer, sondern auch bei Ländereintheilungen, Städte-Beschreibungen u. s. w. Die Prüfung der Richtigkeit der ausgewählten Schilderungen ist dem Herausgeber, namentlich bei diesem ersten Bande, vielfach erleichtert worden durch die eigenen Anschauungen, die er auf seinen seit mehr als 40 Jahren fast jährlich wiederholten Wanderungen durch Mittel-Europa und angrenzende Länder zu gewinnen Gelegenheit hatte.

Uebersicht des Inhalts.*)

I. Allgemeines.

II. Zur Oceanographie.

III. Länder- und Völkerkunde.

A. Europa.

*) Die vom Herausgeber ganz oder theilweise bearbeiteten Stücke sind mit * bezeichnet.

a. Südeuropa.

aa. Die griechische Halbinsel (im weiteren Sinne).

bb. Die italische Halbinsel.

cc. Die iberische Halbinsel (Spanien und Portugal).

b. Mittel-Europa.

aa. Die Schweiz.

bb. Deutschland.

I. Nord- und Mittel-Deutschland.

II. West-Deutschland.

III. Süd-Deutschland.

cc. Oesterreich-Ungarn.

dd. Rumänien (die Moldau und Walachei).

ee. Frankreich.

ff. Belgien und Holland.

Zu berichtigen:

S. 97, Z. 9, lies: Serajevo statt: Sarajevo.

I. Allgemeines.

1. Die Formen der Erdoberfläche und ihr Einfluß auf den Menschen.

(Nach G. L. Kriegk, Schriften zur allgemeinen Erdkunde und Karl Sonklar Edlen von Innstädten, Allgemeine Orographie, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Das horizontal Ausgebreitete und das in die Höhe Gerichtete oder Ebene und Berg sind die zwei Grundformen der Erdoberfläche.

Die Ebene, die einfachste Form oder vielmehr das Formlose selbst, kommt in unabsehbarer Ausdehnung mit mathematischer Vollkommenheit nur auf dem Meere vor, wenn in strömungsfreien Gegenden gänzliche Windstille dasselbe umfängt; aber diese Erscheinung ist an keinem Orte der Erde eine bleibende, und man kennt nur einige Stellen des Oceans, an welchen sie besonders häufig eintritt.

Das Meer.

Das Meer erscheint dem Menschen als die Mutter und Erhalterin des Lebens. Ursprünglich den ganzen Erdball bedeckend, hat es lange die Keime alles Werdenden in seinem Schooße getragen, und alle Festländer sind nur Inseln, welche aus ihm einst emporstiegen. Noch jetzt enthält dasselbe eine unerschöpfliche Fülle lebender Wesen, umspült alles feste Land, ist die Quelle der Feuchtigkeit, die, aus ihm aufsteigend und auf die Länder sich niederschlagend, in Verbindung mit der Wärme, diese allein fruchttragend und bewohnbar macht. Es nimmt alle fließenden Gewässer in sich auf, um sie in anderer Form durch die Lüfte dem Lande wieder zuzusenden, und ist so noch immer Mutter und Erhalterin des Lebens. Daher erschien so vielen Völkern die See als „heilige Salzflut“ und als Reinigerin des Befleckten, daher stiegen nach den Sagen derselben Götter, Erde und Menschen aus ihr hervor.

Auch erweckt die See das Gefühl der Freiheit und der Kraft in denen, die auf ihr fortwährend die Stätte ihres Strebens und Schaffens haben. Das freie Meer, wie die freie Natur überhaupt, wo der Mensch keine beengende Schranke fühlt und sich nur von sich selbst abhängig findet, erweckt jenes erhebende, frohe Gefühl, das den Seemann, trotz tausendfacher Gefahren und Entbehrungen, aus den Kreisen des sichern und geordneten Lebens immer wieder hinaus auf die wogende Flut zieht. Dieses Gefühl und das Bewußtsein der auf sich selbst beruhenden und im Kampfe mit den Elementen erstarkten Kraft geben dem Seeleben für Viele den Hauptreiz, so

wie eine ähnliche Stimmung aus dem Kriegerleben entspringt und in gewissen Cultur-Verhältnissen ganzen Nationen innewohnt.

Sind die Bewohner einer Seeküste kein Volk für sich, sondern gehören sie als äußerstes Glied einer großen Inlands-Nation an, so sehen wir ihren Blick meistentheils mehr nach außen, über das Meer hin, als nach innen gerichtet, und das Interesse für das Vaterland noch mehr, als bei den Bewohnern der Binnengrenzen, mit dem für die jenseit ihres Meeres Lebenden getheilt. So blickt z. B. Bremen mehr nach Amerika, Triest mehr nach der Levante, und Lübeck mehr nach Rußland und den skandinavischen Reichen hin, als nach Deutschland, und eben so lebt in dem sonst so sehr Alles nach einem Centrum hinziehenden Frankreich der Bewohner von Calais und Boulogne mit seinen Gedanken mehr in England, der von Havre mehr in Amerika, und der von Marseille mehr in der Levante, als im eigenen Vaterlande. Die See, auf welcher der Küstenbewohner als Fischer oder als Matrose den größten Theil seiner männlichen Tage zubringt, ist für diesen so zu sagen amphibischen Menschenschlag nicht allein das eigentliche Element seines Wirkens und Waltens, sondern auch gleichsam das große Ackerland, welchem er, wie der Landmann dem Boden der Erde, für sich und für Andere jährlich reiche Aernten abgewinnt. Die offene See macht aber auch die ganze Welt zum Markte für ihre Anwohner; der Handel derselben ist dadurch der größten Ausdehnung fähig, und von den Phöniciern der vorchristlichen Zeit an bis auf die Engländer unserer Tage herab war deßhalb das erste Seevolk eines Welttheiles immer auch das reichste desselben. Neben diesem großen National-Wohlstande erhalten alle Seevölker auch eine größere politische Bedeutung von dem Meere her; im neuern Europa haben nach einander die Italiener des Mittelalters, die Hanse-Städte, die Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer als Seemächte ein großes Gewicht in die Wagschale der europäischen Politik gelegt; Nordamerika's Einfluß auf die übrigen Länder des transatlantischen Welttheiles nimmt von Jahr zu Jahr zu; ja, eine im äußersten Nordwesten Europa's gelegene kleine Insel, in mehrfachem Sinne eine Tochter des Meeres, waltet entscheidend vom Nord- bis zum Südpol. Wie der Wohlstand und die innere Kraft, so dauert auch politische Macht und Weltherrschaft von Seevölkern länger, als die continentaler Nationen, weil die letzteren leichter und schneller entarten und verweichlichen, und weil im Binnenlande zuweilen wohl ein Einzelner (wie Alexander, Tamerlan, Napoleon I.), indem er die ganze materielle und intellectuelle Macht eines Staates von sich abhängig zu machen und auf ein Ziel zu richten vermag, die Welt erobern kann, dagegen große Eroberungen zur See nicht gemacht werden können, ohne daß das Volk selbst einen hohen Grad von entwickelter innerer und äußerer Kraft besitzt.

Gehen wir von diesen Beziehungen der See zu den äußeren Zuständen der Völker auf das innere Wesen derselben über, so zeichnen sich zunächst

alle wahren Seevölker durch Rüstigkeit und Muth aus; denn das Leben zur See ist ein Leben des Kampfes, das auch während einer langen Zeit des Friedens fortwährend stählt und stärkt, und die Seevölker in dieser Hinsicht den kriegerischen Nationen ähnlich macht. Dieselben zeigen fernerhin gegenüber den Landvölkern einen großen Nationalstolz ohne Nationaleitelkeit, gegenüber anderen Seevölkern aber Nationaleifersucht. Das Seeleben nährt bei Nationen das Romantische, welches entweder in ihrem Stamm-Charakter liegt oder durch Culturverhältnisse und Landesnatur sich ihnen aufdringt; namentlich aber erregt der Seekrieg das Wohlgefallen am Abenteuerlichen und den poetischen Sinn mehr, als das kriegerische Leben des Continentalen: Beispiele sind die Athener im Vergleiche mit den Spartanern und die früheren germanischen Bewohner der Nord- und Ostsee gegenüber den übrigen Gliedern ihres Stammes. Das bloße commercielle Streben eines Seevolkes dagegen tritt der Entwicklung dieser Seite hemmend entgegen, wie die Phönicier, die Holländer und die Nordamerikaner zeigen. Auch fördert das Meer die Veredlung der Individuen nicht nur nicht, sondern es zeigt sich vielmehr der moralischen und höheren intellectuellen Ausbildung nachtheilig, indem es Treulosigkeit und Verschmitztheit erweckt.

Die Wüsten und Steppen.

Dem Meere vergleichbar sind die großen flachen **Ebenen** des Festlandes, welche, vegetationsleer oder mit bloß krautartigen Pflanzen bedeckt, unabsehbar von einem Ende des Horizonts bis zum andern sich erstrecken. Wirklich hat auch die Sprache der Völker die sandigen Wüsten Afrika's und Asiens nicht bloß in allegorischem Sinne Sandmeere und das vorzugsweise zu ihrer Durchwanderung geschaffene Thier „das Schiff der Wüste" genannt; und eben so vergleichen Reisende, welche die wogenden Grasflächen der Prairieen und Pampas von Amerika oder andere ausgedehnte Steppen durchwanderten, diese weiten Räume als grüne Oceane mit den unermeßlichen Flächen des Weltmeeres, welches jedoch durch die wechselnde Beweglichkeit seiner Oberfläche und die Thierbelebtheit seiner Wassermasse einen freundlichern Anblick darbietet.

Von der **Wüste** hat der (binnenländische) Europäer meist falsche, wenigstens ganz einseitige Vorstellungen. Für ihn verbindet sich mit der Idee der Wüste fast nur der Gedanke an eine weite, unabsehbare Oede, an glühende Hitze, an Alles überdeckende Sandstürme, an Verschmachten vor Durst und Hunger und Ermattung, an Gerippe von Menschen und Thieren, die in Luft und Sonne bleichen. Es ist wahr, alle diese Dinge gehören **mit** zu dem vollständigen Bilde der Wüste: Alles ist öde und kahl, wenn auch nicht, wie man sich ebenfalls irrig vorstellt, vollkommen vegetationslos; man sieht nicht Weg noch Steg; die Sonne sendet um Mittag ihre Strahlen, wie glühende Pfeile, herab, und dem Verschmachten ist man allerdings ausgesetzt,

wenn der mitgenommene Proviant nicht ausreicht; und wenn man den Weg verloren hat, erhält der ängstliche Ruf von nirgend her eine Antwort, der irrende Blick sucht vergeblich umher nach Hülfe, überall nur die stumme, starre, ewiggleiche Wüste. Dennoch hat die Wüste, an und für sich betrachtet, eine eigenthümliche, freilich mit Worten schwer zu beschreibende Größe und Herrlichkeit. Die außerordentliche Reinheit und Klarheit der Luft, die den Blick nirgends aufhält, und bei deren Einathmung, da sie zugleich trotz aller Hitze von einer eigenthümlichen Frische ist, wie von selbst die Brust sich erweitert; der warme, farbenreiche Ton in Licht und Beleuchtung, der, je einförmiger die Gegenstände sind, auf die er wirkt, desto schöner an sich selber ist; darüber der Himmel, der in ewig ungetrübtem, strahlendem Blau erglänzt; die wunderbare Ruhe und Stille, die nach allen Seiten hin gelagert ist; der Eindruck des Unermeßlichen und Unendlichen, das ungeheure Einerlei, das durch nichts bewegt, belebt, verändert wird, und das eben darum so zu sagen das Gepräge der Ewigkeit an sich trägt; in der Nacht der Sternenhimmel, der von einer Pracht und Klarheit ist, wie man ihn nirgendwo anders erblickt, und der überall Augen und Gedanken in unermeßliche Fernen zieht und die Erhabenheit der göttlichen Allmacht zu überwältigendem Bewußtsein bringt: — es ist kaum zu sagen, wie wunderbar und ergreifend das Alles wirkt und wie der Eindruck davon sich bleibend dem Gemüth einprägt. Wer es aber einmal voll empfunden hat, der kann auch vollständig begreifen, daß der Beduine, der in der Wüste seine Heimat hat, sich nirgends wohl fühlt, als da, wie der echte Seemann sich nirgends recht wohl fühlt, als wenn er dahin fährt auf seinem Element, dem erdumwogenden Weltmeere. *)

In der Wüste und an ihrer Grenze hat der Mensch andere Genüsse und andere Bestrebungen, als im gesegnetern Lande. Ihm ist ein schattiger Hain, eine grüne Wiese und ein rauschender Strom eine seltene Erscheinung, aber auch ein wonnigerer Anblick, als dem Bewohner glücklicherer Erdstriche. Wasserquellen, in anderen Gegenden ein freies Gemeingut gleich der Luft, sind für ihn ein kostbares Besitzthum, ein Gegenstand des Strebens und oft eine Ursache blutiger Kämpfe. Wandelbar, wie der Sand der Wüste, ist sein Wohnsitz und sein äußeres Leben: in ihrem weiten, öden Raume gibt es keine Stätte des Bleibens, sondern nur Ruhepunkte des Wanderers, nur Reisestationen. Sein Leben ist ein bewegliches, sich stets local veränderndes und doch einförmiges Dasein. Wie der Schiffer an sein Fahrzeug, so ist er an das Thier gefesselt, das ihn selbst und seine Habe durch die weite Fläche hinträgt; ja, es steht ihm fast näher als der Mensch, mit dem er nur schwer sich durch Bande des Staates und des größern geselligen Verkehrs ver-

*) Dieser Absatz nach Moritz Lüttke, Aegyptens neueste Zeit.

knüpft. Die Völker, welche die Wüste umwohnen, sind größtentheils Handelsleute, wie die civilisirten Seevölker, oder Corsaren, wie die rohen Bewohner öder Seeküsten; denn die Wüste wie das Meer sind die freien Räume des Handels und des Raubes, aber ungleich der erstern ist das letztere zugleich ein großes Aernteseld der Fischerei, dessen Producte hier und da ganze Volksstämme und allenthalben Hunderttausende ernähren. Die See wirkt anregend und schärfend auf Sinn und Geist ihrer Anwohner und fördert den Uebergang zur Cultur; aber die Wüste hemmt den bildsamen Sinn der Menschen in seiner Entwicklung, und duldet in ihrer unmittelbaren Nähe selten mehr als ein kriegerisches Nomadenleben und eine mühsam fortschreitende Halbcultur. Die Wüsten waren auch von je her die größten Hindernisse für die Verbreitung der Cultur. Die Gobi in Centralasien trägt allein die Schuld, daß sich erst so spät zwischen China und dem Abendlande ein Verkehr entwickelte und daß die etwa angeknüpften dünnen Fäden so oft wieder rissen, eben weil sich zu den Beschwerden des Wüstenverkehrs auch die Gefahr vor den Räubervölkern gesellte. Diese haben die Ruhe des himmlischen Reiches schon frühe bedroht, so daß bereits im 3. Jahrhundert vor Christo die große chinesische Mauer gegen die Räuber errichtet wurde. Auch widersetzt sich die Wüste so gut den Völkerwanderungen, wie den Pflanzenwanderungen. Mit den Völkern wandert aber auch ihre Cultur. Das innere Afrika war der Verbreitung fremder Gesittung, bis auf das Vordringen einzelner Araber in das Sudan, durch sein Sandmeer verschlossen. *)

Die baumlosen, mit Haide, Gras oder anderen kleinen Pflanzen bedeckten Ebenen, welche man Steppen zu nennen pflegt, sind in den temperirten Zonen besonders häufig und haben hier ein bedeutendes Uebergewicht über die Wüsten. Die Steppenflächen sind von einander verschieden nicht bloß nach den vorherrschenden Pflanzenarten und den Bestandtheilen der Bodendecke, sondern auch nach klimatischer und vertikaler Lage, nach der größern oder geringern Mannichfaltigkeit ihrer Vegetation, nach dem höhern oder niederern, dem dichtern oder lockerern Wuchse derselben und der stärkern oder schwächern Befeuchtung. Welch ein großer Unterschied zwischen der lüneburger Haide, den ungarischen Ebenen, den südrussischen Steppen, den salzhaltigen Flächen des hohen Hinterasiens, den Graswäldern der Pampas, den einen Theil des Jahres hindurch in vollkommene Wüsten umgewandelten Karroos in Südafrika, den Llanos in Südamerika u. s. w.

Der Mangel an Individualität nnd Mannichfaltigkeit in der Natur, an den Schwierigkeiten, die in Gebirgen und am Meere dem Menschen sich entgegenstellen, die fehlende Gewöhnung an eine bestimmte, abgeschlossene Stätte

*) Nach Oskar Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde.

des Lebens, an eine besondere Heimat im Vaterlande, der nicht empfundene Reiz zu verschiedenartigen Beschäftigungen, den ein in Form, Vegetation, Bestandtheilen und Bewässerung abwechselnder Boden ausübt, — alles dies beraubt die Steppe der anregenden Einwirkung auf Geist und Herz, welche andere Striche der bewohnbaren Erde auszeichnet, und erschwert ihren Bewohnern den Uebergang aus dem Zustande des Jägers und Hirten zu höheren Stufen des Lebens und der Gesittung. Die Steppe ist die eigentliche Wohnstätte des Nomadenlebens, in welcher der Mensch nur schwer ansässig wird und zu Ackerbau, Gewerben, Gemeindeverbindung, Staatsleben und Kunstbildung übergeht; und deßhalb sind die Bewohner jener großen mittelasiatischen Weideländer durch alle Zeiträume hindurch wandernde Hirtenstämme geblieben, während die angrenzenden begünstigteren Flächen von Osteuropa schon in alter Zeit feste Grenzen und Wohnsitze, Ackerbau und Dörfer enthielten.

Die Gebirge*) und die fruchtbaren Ebenen.

Es ist mehrmals vorgekommen, daß Leute im Gebirge an den Reisenden die Frage stellten, aus welchem Grunde er sich die nach ihrer Ansicht unbegreifliche Mühe nehme, ihre wüsten Berge zu besuchen, da es draußen im flachen Lande doch weit schöner sei; dort, sagten sie, gebe es fruchtbares Land in Fülle; dort seien Brod und Wein billig, dort hätten die Menschen Platz genug neben einander, und der Weg von einem Dorfe zum andern gehe nicht über hohe Joche wie hier in den Bergen, die so wild und finster dreinsähen, als wollten sie sich in jedem Augenblicke ins Thal herabstürzen. So sprachen diese einfachen Natursöhne, nicht wissend, daß sie vor Heimweh zu Grunde gingen, wenn man sie zwänge, fern von diesen wilden, finsteren Bergen zu leben. In ihren Worten offenbarte sich nur die Mühsal des täglichen Lebens, nicht aber die Macht des heimatlichen Gefühles, die unbewußt in ihrer Empfindung ruht, und nur in der Entbehrung oft bis zur Tödtlichkeit sich geltend macht. Bekanntlich war den Soldaten der ehemaligen Schweizer-Regimenter in Frankreich das Singen oder Spielen des Kuhreigens bei Todesstrafe verboten, wenn nicht Desertionen in Masse erfolgen sollten. Woher rührt nun dieses tiefe, übermächtige Heimatsgefühl aller Bergvölker? Sehen wir einmal zu, in welchem Verhältnisse der Bewohner der Ebene und der des Gebirges sich seiner engern Heimat gegenüber befindet. Der Mann des ebenen Landes sieht von seiner Heimat wenig mehr als die Stelle, auf der er lebt, und dieses Wenige bietet ihm nichts an landschaftlichen Dingen, an denen sein Auge mit Freude haften und die seine Phantasie nachdrücklich zu beschäftigen vermöchten; vor seinem Blicke

*) Man vergl. den Artikel: Der Mensch in den Alpen.

liegt vielmehr die Ferne endlos ausgespannt, und diese ist es, die ihn beschäftigt, die er mit den Gestalten seiner Einbildungskraft bevölkert und nach der seine Sehnsucht verlangt, damit er endlich erfahre, was diese sichtbare Ferne ihm verbirgt. — Anders ist das alles bei dem Bewohner des Gebirges. Diesem ist die Heimat von den engen Grenzen seines Thales umschränkt, über welche hinaus sein Blick nicht dringen kann. Die mächtigen Bergwände und Felshörner, auf denen der Nebel seine phantastischen Gaukeleien treibt und das innere geheimnißvolle Leben des Gletschers sich in lautem Krachen und blitzenden Eisstürzen verkündigt, von denen im Frühjahr unter den Tritten böser Geister die Lawine sich löst und zu Thal donnert, durch deren Runsen bei heftigen Regengüssen die zerstörende Schlammflut sich niederwälzt und seine materielle Existenz in Frage stellt, von deren Felshängen er im Sommer das kärgliche Wildheu herabholt und auf denen dann ein einziger Fehltritt, ein einziger lockerer Stein, den er festsitzend geglaubt, ihn zerschmettert in die Tiefe wirft, von denen die Wasserfälle im endlosen Spiele ihrer Wogen, ewig wechselnd aus unbegreiflichen Gründen und doch immer dieselben, ins Thal herabrauschen, auf deren Hochtriften die Alphütte liegt, wo er in freiester Selbstbestimmung Wochen und Monate voll emsiger Thätigkeit wachend verträumt — alles Dieses und noch vieles Andere mehr, mit einer Welt voll Mühe und Gefahren, voll Beschränkung und Einsamkeit, staut seine Gedanken und Wünsche zurück in die eigene Brust, macht ihn ernst und träumerisch, fromm und bieder, kraftvoll und muthig, der Freiheit gewohnt und bedürftig. Es gibt aber auch seinem Heimatsgefühle ein condensirtes Substrat, das an den Bergen mit allen Wurzeln seines körperlichen und geistigen Lebens hängt und das sich, wenn ihm Gewalt angethan wird, durch eine das physische Dasein zerstörende Sehnsucht kundgibt.

Derselben Quelle entstammt denn auch die tiefe Religiosität der meisten Bergvölker. Dort, wo der Mensch in höherm Grade den Kräften der Natur, die er nicht mit Unrecht als den Ausdruck des göttlichen Willens erkennt, sich unterworfen sieht, und gegen welche seine eigene Kraft und Vorsicht keinen zureichenden Schutz gewährt, da wird er gerne von der eigenen Ohnmacht weg auf die Allmacht Gottes recurriren und von dieser die nöthige Hülfe sich erflehen wollen. Daher auch der mächtige Einfluß des Priesterstandes bei allen Völkern im Gebirge. So sehen wir schon bei den Griechen die Götter mit den Bergen in Verbindung gebracht; der Olymp war der Thron Jupiters und der Parnaß der Aufenthalt Apollo's und der Musen; so galt den alten Indiern ein Hochgipfel im Himalaya als der Sitz Indra's. Darum ist Tibet jetzt noch ein Priesterstaat und die Zahl, der Reichthum und die Macht der dortigen Klöster überschwenglich; und aus derselben Ursache leben in den Urcantonen der Schweiz, in Tirol und in Spanien die alten religiösen Ansichten und Einrichtungen in kaum geschwächter

Kraft fort und wehren sich mächtig gegen die von allen Seiten in die Berge eindringende Cultur, welche die elementaren Gewalten in der Natur so gut wie in den Köpfen der Menschen durch den Geist zu bewältigen sucht.

Nicht minder stark ist aber auch das bei allen Bergvölkern in so hohem Grade ausgesprochene Gefühl und Bedürfniß der Freiheit. Die Berge leiden den Zwang nicht. Der Gebirgsbewohner, einsam in seinem Gehöfte lebend, auf seine eigene Kraft gestützt und die Hülfe Anderer wenig ansprechend, begreift das Recht nicht leicht, mit dem sich selbst die herkömmliche Staatsgewalt in seine Angelegenheiten mischt. Noch weniger aber wird er bereit sein, das Recht eines fremden Eindringlings anzuerkennen, besonders wenn er Neues, und sei es auch Besseres, an die Stelle des Altgewohnten zu setzen sich unterfängt. Die Stabilität alles dessen, was ihn umgibt, flößt seinem Geiste die Meinung von der Unveränderlichkeit aller menschlichen und göttlichen Satzungen ein. Daher die furchtbare Energie, mit welcher die Gebirgsvölker zu allen Zeiten übertriebene oder unüberlegte Forderungen der Staatsgewalt zurückzuweisen oder eines fremden Eroberers sich zu erwehren suchten. Wer denkt da nicht an den hundertjährigen Kampf der Samniter und an den spätern der Celtiberer gegen Rom, der Griechen gegen die Türken, der Tiroler gegen Baiern, der Tschetschenzen gegen Rußland, der Kabylen gegen Frankreich u. s. f.

Dieser trennende, individualisirende, dafür aber die Herausbildung der Eigenart befördernde Einfluß des Gebirges hat nicht minder fast bei allen Gebirgsvölkern die Entwicklung demokratischen Geistes, freilich oft mit aristokratischen Elementen sonderbar verquickt, zur Folge gehabt. Der Mann im Gebirge, der auf seinem Hofe als Herr und König waltet, wird sich in seinem Selbstgefühle nicht leicht den Forderungen der Gesellschaft unterwerfen, in so fern er nicht selbst das Maß dieser Forderungen bestimmen hilft. In dem engen Kreise seines Daseins und seiner Ideen bedarf er der Gesellschaft kaum, auch zerstreut das Gebirge die Interessen der Einzelnen und ist ein hinderndes Moment der Vereinigung. Daher regelmäßig die Zersplitterung der Bergvölker in kleine Republiken, die Schwäche der Staatengebilde und die lockeren Staatenbünde. So war es in Griechenland, in Kleinasien, in Italien, im Alpenlande und in Spanien, bis entweder ein übergewaltiges Schicksal alle diese kleinen Staaten verschlang oder eine höhere politische Cultur sie in festere Gemeinschaften verband.

Das Gebirge ist ein Princip der Absonderung auch mit Rücksicht auf die Fortschritte der Cultur. Diese bedarf der Expansion, um sich zu entwickeln; sie braucht eine fortwährende innige Berührung aller Theile des Volkes unter einander, die wie ein wohlthätiger Luftstrom die Samenkörner des Fortschrittes so dicht ausstreut und so weit trägt wie möglich; sie braucht eine dichte Bevölkerung, von der ein Theil, unabhängig vom Feldbau, sich der Pflege von Kunst und Wissenschaft widmen, die Hülfsmittel der Bildung

sammeln, die Schätze der letztern in zureichender Menge vertheilen kann. Sie bedarf der Wissenschaft, um die Kräfte der Natur den Zwecken des Fortschritts dienstbar zu machen, der Menschen, um die Rohproducte des Bodens unter Steigerung ihrer Werthe in Kunstproducte zu verwandeln, und des Handels, mit allen den mannichfaltigen Mitteln des Verkehrs, um die Früchte des eigenen Fleißes in andern Ländern abzusetzen und durch Einfuhr fremder Erzeugnisse den Genuß und die Güter des Lebens zu mehren; sie bedarf der Flüsse und des Meeres, um auf dem Wege der Schifffahrt das eigene Volk als Ring in die Kette der Weltbewegung einzuführen, die besseren Einrichtungen der Fremde kennen zu lernen und zum Besten des heimatlichen Landes zu verwerthen u. s. f. Diese Art Expansion liegt nicht in der Naturanlage des Gebirges, und darum sind die Ebenen, Flachländer und Küsten immer die wahren Schauplätze der Cultur, der Städtebildungen und des Aufblühens der Gewerbe gewesen.

In der Qualification des Gebirges als Verkehrshinderniß liegt endlich auch seine Bedeutung in politischer und militärischer Beziehung. So sehen wir die Gebirge, wo dies immer angeht, die Grenzen der Staaten gegen einander bilden. Die Pyrenäen trennen Frankreich von Spanien; die Westalpen Frankreich von Italien; die Vogesen Frankreich von Deutschland; der Böhmerwald, das Erz- und das Riesengebirge liegen zwischen Oesterreich und Deutschland, die Karpathen trennten einst Ungarn von dem Königreiche Polen u. s. f. Aber der Werth der Gebirge liegt in diesen Fällen nicht immer bloß darin, daß sie für große Heere, aus militärischen und administrativen Gründen, schwer zu übersetzen und für den angegriffenen Theil leicht zu vertheidigen sind, sondern es ist dieser Werth auch noch darin zu erblicken, daß der Angreifer, wenn er das Gebirge überschritten, sich nur schwer auf die Hülfsmittel des eigenen Landes stützen kann. Dieser Umstand wird um so gefährlicher sein, als hohe Gebirge gewöhnlich die Grenzmarken großer Nationalitäten bilden, von denen die angegriffene zur Vertheidigung des eigenen Heerdes die ganze Volkskraft aufbieten und verwenden, der Angreifer aber stets nur mit einem Bruchtheile seiner Streitmittel wirken kann. Aus diesem Grunde bilden Gebirge wichtige politische Barrieren, die der eine Theil nur bei übergroßer Machtfülle und selbst da nicht immer ohne Bedenken überschreiten darf. So erlag im sogenannten Halbinselkriege das übermächtige, mit seiner Basis nur ungenügend verbundene französische Heer dem allgemeinen, vom wildesten Hasse geschürten und unterhaltenen Aufstande des spanischen Volkes.

Wie aber kam es, daß die Gebirge zu solchen Landmarken der Völker wurden? Die Ursache lag eben wieder in der dem Gebirge innewohnenden Fähigkeit, zu trennen und abzusondern, und zwar sowohl in natürlicher als in politischer Hinsicht. Als die europäischen und asiatischen Völker in der Völkerwanderung, und theilweise auch noch früher und später, die Stätten

für ihren bleibenden Aufenthalt suchten, als sie diese Stätten endlich fanden und sich auf ihnen häuslich und staatlich einrichteten, ging es für einen solchen Volksstamm nicht leicht an, sich diesseit und zugleich jenseit eines hohen Gebirges anzusiedeln. Er hätte durch diese Trennung seine Kraft geschwächt, weil einer der Theile den Angriffen eines mächtigen Nachbars ausgesetzt gewesen wäre, ehe der andere Theil zu seiner Hülfe hätte herbeieilen können. Darum ist jeder wandernde Volksstamm bei seiner endlichen Niederlassung sicher nur auf einer Seite des Gebirges sitzen geblieben. Auch mag ihm in vielen Fällen, bei dem Mangel geeigneter Communicationen, die Uebersetzung mächtiger Gebirgsketten unmöglich oder gefährlich erschienen sein. So sehen wir die Heeresmassen der Cimbern und Teutonen, gefolgt von ihren Familien und Herden, zuerst in Noricum erscheinen, wo sie den Consul Papirius Carbo auf's Haupt schlugen, worauf sie, den Uebergang über die Julischen Alpen scheuend, längs dem ganzen langen Nordfuße der Alpen westwärts zogen und sechs Jahre später wieder in Helvetien auftraten. So blieben in den Zeiten der Völkerwanderung die Ostgothen und später die Longobarden nur jenseit, die Bojuwaren, Sueven und Burgunder nur diesseit der Alpen. Die Westgothen hielten in ihrem Zuge vorerst diesseit der Pyrenäen inne, bis sie nachher ganz und gar über dieselben nach Iberien wanderten u. s. f. War aber einmal ein Volk diesseit und ein anderes jenseit des Gebirges seßhaft geworden, so verhinderte dies selbstverständlich die Verschiebung der Grenzen, und so konnten die Völker zu beiden Seiten, entweder wie in Italien die vorhandenen Elemente der Civilisation in sich aufnehmen und fortwirken lassen, oder sie konnten neue und volksthümliche Formen der Cultur aus sich heraus entwickeln und die Eigenart zur vollen Entfaltung bringen. Darum trennen die Alpen heutzutage nicht bloß den Himmel, die Lüfte, die Flora und Fauna Hesperiens und Mittel-Europa's, sondern auch das germanische Element vom romanischen, die Sprache und Sitte, die moralischen und socialen Zustände, so wie die Staatenbildungen der Germanen und Romanen.

---

2. Die Ströme und ihre Bedeutung für die Cultur.

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben.)

Unendlich vielfach ist das Leben der Menschen an das strömende Wasser geknüpft. Schon das stets sich erneuernde Bedürfniß der Nahrung zwingt den einsamen Naturmenschen, seine Hütte am Ufer eines Baches aufzuschlagen. Dasselbe Bedürfniß treibt die Thiere zu den Flüssen, an deren Ufern sie ihre Sammelplätze und Lagerstätten wählen. Den Thieren folgen die Jäger und Fischer, die an den Flüssen auf- und abziehen, um ihre Beute zu ver-

folgen. So sehen wir denn schon die uncultivirten Jäger- und Fischer-Nationen Amerika's, denen die Flüsse in den Urwäldern als Wegweiser dienen, gewisse Flußgebiete sich aneignen und ihre Stämme, ihre Gemeinwesen, ihre Besitzungen nach Fluß-Systemen abtheilen.

Längs der Flüsse, in den von ihnen getränkten Niederungen, bieten sich in der Regel die schönsten Weiden dar. In regenlosen, wüsten Ländern gibt es oft keine andern Weideplätze als an den Ufern der Quellen und Flüsse. Und so wird denn der Mensch auch auf der zweiten Stufe seiner Cultur-Entwicklung, als Nomade, an das fließende Wasser gebunden. Fast alle Hirtenvölker Asiens haben ihre Heimat an irgend einem Strome, den sie als ihr Eigenthum betrachten, den sie verehren, von dem sie den Namen tragen und an dessen Ufern sie verkehren.

Auch Ceres wurde, wie Venus, aus dem Wasser geboren. Längs der Flüsse, insbesondere bei ihren Mündungen oder da, wo zwei Flüsse zusammenkommen, setzen sich die fetten Schlammtheile ab. Es bilden sich fruchtbare Landstriche, so daß auch die ackerbauende Bevölkerung zu ihren Thälern und Niederungen herangezogen wird. Vermehrt sich die Anzahl der Bewohner und ihrer Bedürfnisse, entwickelt sich dann der Handel und Verkehr, so bieten sich wiederum die Flüsse als die bequemsten und großartigsten Straßen zum Transport von Personen und Waaren. Die Flußschifffahrt entwickelt sich und lockt Schiffer und Kaufleute zum Wasser heran.

Nun werden Marktplätze und Städte an den Flüssen gebaut. Die größten Niederlassungen erheben sich da, wo zwei mächtige Ströme zusammenkommen, oder an dem Scheitelpunkte eines großen Flußwinkels, wo durch Veränderung des Flußlaufes die Schifffahrt unterbrochen und eine Umladung der Waaren nöthig wird, oder an den Mündungen der Flüsse ins Meer, wo alle Gewässer und Waaren des Flußgebietes zusammenströmen und die Meeres-Schifffahrt beginnt. Legt der Mensch, auf einer höhern Stufe der Cultur angelangt, endlich Maschinen und Fabriken an, so lernt er bald die schwache Kraft der eigenen Hand durch die gewaltige Triebmacht der Natur ersetzen. Von allem, was die Natur ihm hier bietet, ist nichts energischer und bequemer als das fließende Wasser. Und so sehen wir, wie sich selbst die Fabrikorte längs der Flüsse hindrängen und die Ufer mit ihren fleißigen Bewohnern beleben.

Wie in ihrem friedlichen Verkehr, so werden auch in ihren feindlichen Bewegungen die Menschen nirgend häufiger als an den Flüssen zusammengeführt. Mit großen Armeen über Flüsse vorzudringen, ist umständlich und schwierig, erfordert Schiffe und Brücken. Die Flüsse werden daher im Kriege als sehr diensame Operations-Linien aufgesucht. Sie sind leicht zu vertheidigen, so daß Läger und feste Plätze an ihnen aufgeschlagen und die Corps der Krieger an ihren Ufern vertheilt werden. An ihnen ziehen auch die Heere gern hin, weil sie die eine Seite leicht gegen den Feind sichern

können. Die größten Schlachten sind sonach meist an den Ufern der Flüsse geschlagen worden. Aus demselben Grunde wählen die Völker und Staaten gern die Flüsse zu Grenzscheiden zwischen ihren Gebieten. Die Flüsse erlangen daher in militärischer und politischer Hinsicht eine eben so große Bedeutung, wie in Bezug auf Ackerbau, Handel, Industrie und alle nationalökonomischen Interessen. Je nach ihrer Größe und Mächtigkeit, nach der Richtung ihres Laufes, nach den Combinationen, die sie mit andern Flußlinien eingehen, je nach ihrer ganzen Gliederung ist diese Bedeutung geringer oder größer.

Diesem allem nach kann man die Flüsse als die wahren Pulsadern des gesellschaftlichen Lebens bezeichnen. Ihr Lauf deutet die Striche an, welche die Menschen vorzugsweise bewohnen, die Punkte, auf denen sie zu freundschaftlichen Geschäften oder zu Gefechten vorzugsweise zusammenkommen. An den Flüssen liegen die Wiegen der Staaten; sie sind die Wurzeln der großen Städte. Alle Völker haben darum auch ihre Flüsse stets heilig gehalten und im Alterthum sogar als mächtige Gottheiten verehrt. Die Völker, welche ein und dasselbe Stromgebiet bewohnen, sind durch die verschiedenen Zweige des Flusses wie durch starke Bande mit einander verbunden. Sie genießen durch ihren Fluß gemeinsame Vortheile, sie erleiden durch ihn gemeinsame Schicksale. Durch ihre ganze Geschichte zieht sich gleichsam ihr Fluß, wie ein leitender Faden, hin. Nach den verschiedenen Abtheilungen dieses Flusses zerfällt die Bevölkerung selbst in verschiedene Stämme, Provinzen, Staaten. Wie im Laufe der Zeiten die Physiognomie des Stromes der Hauptsache nach dieselbe bleibt, so gestalten sich auch die Ereignisse und Entwicklungen innerhalb seines Gebietes der Hauptsache nach fast immer auf dieselbe Weise. Noch jetzt, wie vor Jahrtausenden, marschiren die kriegführenden Heere auf denselben Wegen längs der Operationslinien des Wassers; stets bewegt sich der Handel, vom Wasser gebannt, in denselben Canälen; stets findet er an denselben Punkten seine von der Natur bezeichneten Märkte, seine Tausch- und Ausladeplätze. Der kühne, hochstrebende Geist des Menschen, der sich von dem Naturzwange frei machen und seine eigenen Bahnen gehen will, bleibt doch mit seinen Schöpfungen oft leise und unmerklich, aber immer unwiderstehlich an die Naturbahnen der Flüsse gebunden.

3. Die Zonen und ihr Einfluß auf die organische Natur, insbesondere des Menschen.

(Nach A. Guyot, Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde.)

Wegen der Kugelgestalt der Erde empfangen verschiedene Theile ihrer Oberfläche auch eine verschiedene Menge von Sonnenwärme. In abgleitender,

stark geneigter Richtung fallen die Sonnenstrahlen auf die Polar-Regionen, sind mehr zur Zerstreuung und Zurückstrahlung geneigt, als zu einem tiefern und dauerndern Eindringen, daher ist ihre Wärme-Entwicklung hier schwach; kräftiger wirken sie aber schon in den gemäßigten Zonen, wo ihre Richtung der lothrechten Lage näher und näher kommt, wo das Abprallen und Zurückstrahlen schon mehr erschwert und das tiefere und andauerndere Eindringen in die Oberfläche der Erde eine nothwendige Folge wird; am stärksten ist endlich ihre Wärme-Entwicklung in der Nähe des Aequators, wo sie wirklich senkrecht zur Erdoberfläche gerichtet sind und mit geringer Abweichung das ganze Jahr in dieser Richtung verharren.

In den kalten Polarländern des Nordens scheint während des größten Theiles des Jahres das Leben ganz erloschen zu sein. Die furchtbare ewige Kälte bringt die ganze Natur in einen starren Winterschlaf. Daher sind im Norden endlose Flächen einförmig bloß mit Moos und Flechten überzogen; und selbst hierbei herrschen von den vielen Species immer nur sehr wenige Individuen vor, als wenn die Natur besorgt gewesen sei, den Charakter der todten Einförmigkeit zu stören. Das Uebergewicht der Kryptogamen, nämlich der Pflanzenformen, welche in der gesammten Vegetation die allerniedrigste Stufe organischer Entwicklung einnehmen, ferner die gänzliche Abwesenheit oder doch starke Verkrüppelung aller Baum-Vegetation gibt dieser ganzen Weltregion den Charakter der Armuth und Langweiligkeit. Auf den von einem andern Theile der Erde kommenden Wanderer macht dies einen erschütternden, tiefen Eindruck, denn eine solche freudenlose, todte, verkrüppelte und arme Welt hat sein Auge noch nirgends gesehen. Etwas besser ist schon das Thierreich dieser Zone repräsentirt; indeß fehlt doch auch hier die belebende Abwechslung in den Formen, auch herrscht die unsichtbare Welt der Meergeschöpfe stark vor, so daß auch von dieser Seite gar wenig Zeichen des Lebens und der Mannichfaltigkeit auftauchen.

In der gemäßigten Zone nimmt aber die ganze Natur einen viel belebtern, viel geschmücktern, viel heiterern Anstrich an. Die Zahl der Genera und Species ist hier schon mehr als um das Doppelte größer. Die Gestalten der Vegetation treten mit viel mehr Abwechslung, Entwicklungsfülle und Bildungskraft auf. Die phanerogamischen Pflanzen, die vegetabilische Form höherer Organismen, haben hier das Uebergewicht; herrliche Laubwaldungen und immergrüne Nadelhölzer wechseln mit einander ab und überziehen weite Ebenen und Gebirge; Wiesen, Felder und Gärten erfreuen das Auge in bunter Reihenfolge und schmücken die Landschaft mit Blumen und Früchten. Alles deutet auf einen mächtigen Fortschritt des Lebens in der Natur. Aber auch hier kommen noch starke Unterbrechungen vor; das frische Grün der Wälder und Fluren stirbt alljährlich ab, die ganze Landschaft überdeckt sich mit dem todten, weißen Schneegewande, der Winterschlaf kehrt noch ein und regiert seine langen traurigen Monate hindurch. Alles sagt uns,

daß in dieser Zone das organische Leben doch noch nicht seine höchste Stufe erreicht habe. Auch dem Thierleben fehlt in dieser Weltregion der merkliche Fortschritt nicht; es sind die Landthiere schon im Uebergewichte, und die Thierarten selbst treten viel zahlreicher und mannichfaltiger auf.

Erst in den heißen Regionen der Tropenwelt entfaltet das Leben der Natur seine höchste Kraft, seine größte Herrlichkeit, seinen schönsten Glanz. Alles deutet hier mit stark in die Augen strahlenden Zügen darauf hin, wie die Wärme das wahrhaft belebende Princip der organischen Natur sei. Die Farnkräuter und andere Kryptogamen, die im Norden nur kriechend den Erdboden bedecken, nehmen hier die Höhe und Stärke unserer Waldbäume an. Die Gräser, welche wir in unserm Klima bloß in der bescheidenen Form auf Wiesen und Feldern kennen, erreichen in Ostindien eine Höhe von 20 Meter und nehmen eine solche Festigkeit an, daß ihre hohlen Röhren das Balkenwerk der Gebäude bilden können. Ganz vorzugsweise zeichnet sich hierbei das elegante, majestätische Bambusrohr aus. Die Waldbäume zeigen sich in noch einmal so großer Höhe, von viel größerm Umfange und stehen so dicht neben einander, wie wir es in unserer gemäßigten Welt kaum für möglich halten. Ein einziger Baum bildet oft einen ganzen Garten von hundert verschiedenen Pflanzen, welche in seinem Stamme wurzeln und sich zwischen seinen Zweigen hindurchwinden, ihren Blütenglanz aus dem dunkeln Laubgrün ins Freie strahlen lassen und mit ihren bunt durch einander gemischten Formen und Farben das Auge entzücken. Die Anzahl der Species, die Schönheit der Grundformen erregen das Staunen. Wenn das pflanzenreiche Amerika in seinen gemäßigten Zonen beider Hemisphären ungefähr 4000 Pflanzenspecies besitzt, so kommen auf dem noch glücklichern tropischen Boden dieses Welttheils mehr als 13,000 vor, eine Zahl, welche erst dadurch ihre wahre Bedeutung erhält, daß die verhältnißmäßig kleinste Festlandsfläche der Tropenregion weit über die Hälfte aller vegetabilischen Species der ganzen Erdoberfläche in sich schließt.

Auch das Thierreich ist in diesem glücklichen Tropengürtel nicht weniger reich an Fülle, Schönheit und Kraft des Lebens. Unzählig ist auch hierin die Mannichfaltigkeit der Arten, unbeschreiblich das Lebhafte der Farbenpracht und die Freiheit der Farbenschattirung in der Welt der Vögel und Insecten. Die kolossalen Gestalten der Dickhäuter — Nashorn, Elephant, Tapir, Flußpferd —, welche die Wälder und Flüsse beleben und mit ihrer gewaltigen Kraft erschüttern, staunen wir mit hoher Verwunderung an; die blutdürstige, gewandte Kraftnatur der reißenden Thiere, jene unheimlichen Bewohner der Wüsten und Wildnisse von Afrika und Asien, erregen wohl Sorge in dem Bewohner und Wanderer dieser Weltgegend, aber sie erfreuen auch das Herz der Naturfreunde. Wer könnte bei so riesigen, so kraftvollen, fein gegliederten, fein beweglichen, elastischen Thiernaturen, wie sie dem Löwen

und Tiger eigen sind, sich nicht des höchsten Triumphs der Schöpfung bewußt werden?

Eine überraschende Ausnahme in dem eben entwickelten Gesetze bildet der Mensch. Der tropische Naturmensch steht gerade auf der allerniedrigsten Stufe. Er entfaltet ein körperliches und geistiges Leben, welches ihn nur wenig höher stellt, als das Thier, ja, er verräth sogar eine dem Instinct untergeordnete, unfreie Natur, wie sie allen Thieren angeboren ist. Er ist ein Wesen, welches wir kaum anders, als mit einem tiefgefühlten, nahe an Abscheu grenzenden Unbehagen anschauen können, welches aber dennoch unser tiefstes Mitleid anregt, wenn wir bedenken, daß es das, was es ist, nicht durch eigenes Verschulden, sondern rein durch den Einfluß der umgebenden Natur geworden ist. Gerade in dem Indien, wo das gesammte physische Leben in der allerhöchsten Blüte prangt, war der eigentlich Eingeborne ein ganz roher Schwarzer. Denn die dort jetzt wohnende weiße Race ist erst aus den gemäßigten Regionen Westasiens eingewandert.

Während alle Typen der Thiere und Pflanzen auf Erden, von dem Aequator bis zu den Polen, in Hinsicht ihrer organischen Vollendung in beständiger Abnahme begriffen sind, während sie wie die Erd-Temperatur allmählich schwinden und nur unter dem Aequator ihren Culminationspunkt aufzuweisen haben, – findet der Mensch sich in seiner höchsten irdischen Entwicklung im Mittelpunkte der nördlichen gemäßigten Zone, Iran, Armenien und dem Kaukasus. Und in eben dem Maße, wie wir uns von diesem geographischen Mittelpunkte entfernen, verliert der Typus allmählich an Schönheit der organischen Form. Hiernach treffen wir die niedrigste Stufe gerade in den drei Süd-Continenten an. Der Mensch steht hier geistig und körperlich auf dem allertiefsten Standpunkte der Scala wahrer Humanität.

Eine übermäßige Hitze macht den Menschen schwach, schlaff, träge, sie verlockt ihn zur Ruhe, zur Unthätigkeit, zum Schlaf. In der tropischen Welt ist die Macht des Lebens in der physischen Natur zur höchsten Höhe emporgesteigert. Das gilt auch von dem Eingebornen dieser Länder, daher übermeistert der Körper die Seele; daher nimmt bei ihm der physische Instinct die Obergewalt über seine höheren Seelenvermögen; Leidenschaft, Empfindsamkeit, Einbildung verdrängen die ruhige Vernunft, verdunkeln die klare Einsicht; die passiven Facultäten unterjochen die activen. Eine in ihren Gaben zu reiche, zu verschwenderische Natur fordert den Menschen gar nicht auf, von ihr durch Anstrengung und Mühe sein tägliches Brod zu erringen. Das Wegfallen einer ausruhenden, schlafenden Winternatur und das ewige Gleichbleiben des Klimas macht eine herbstliche Vorsorge und alle damit in Verbindung stehende Bodencultur überflüssig. So kommt es denn, daß der Mensch gar nicht daran denkt, der physischen Natur zu widerstehen; er überläßt sich dem Naturjoche, gewöhnt sich daran und wird zuletzt in eben dem Verhältniß der entartete, thierische Mensch, als er unterjocht ist von

seiner eigenen sinnlichen Natur, und als er seine eigene höhere, moralische Bestimmung mehr aus dem Auge verloren hat.

Ganz anders ist es aber in der Welt der gemäßigten Klimate. Da zeigt sich ein rascher Wechsel aller Verhältnisse; Alles deutet auf Thätigkeit, auf Bewegung und Rührigkeit. Die Temperatursprünge zwischen Hitze und Kälte, der Wechsel der Jahreszeiten, die frischere, schärfere Luft und die Mannichfaltigkeit ihrer Strömungen spornen und gewöhnen den Mann zur Lebendigkeit, zu einem beständigen Kampfe mit der Natur, zur herbstlichen Vorsorge und überhaupt zu einer kräftigen Entwicklung aller seiner Geistesgaben. Die ihn umgebende Natur gibt wenig von selbst, sie will sich Alles erst mit dem sauren Schweiße der Menschen abringen lassen und vergilt nur im Maße dieser Anstrengung. Sie ist weniger mächtig, weniger riesig, zeigt sich nicht unbesiegbar im Kampfe mit den Menschen und läßt ihnen sogar überall eine sichere Hoffnung zum Siege durchblicken. Wenn die Natur hier auch nie zur Verschwendung ihrer Gaben gezwungen werden kann, so ist sie doch durch unermüdete, kluge Thätigkeit und überhaupt durch die Intelligenz der Menschen dahin zu bringen, daß sie mehr liefert, als zum täglichen Unterhalte nothwendig ist. Sie läßt dem Menschen Ruhe und Lust zur Cultivirung seiner inneren Geistesanlagen, zur Veredlung seiner moralischen Natur. So wird die physische Natur dem Menschen eine fügsame, helfende, treue Lebensgefährtin, der nirgends die übermüthigen, herrschsüchtigen Eigenschaften der tyrannischen Tropennatur in den Sinn kommen. Die wachsamen, ehrlich thätigen Geisteskräfte des Menschen — die Klugheit, der Verstand, die Vernunft — herrschen über die sinnliche Natur in ihm und um ihn. Der moralische Mensch übt hier eine würdige, segensreiche Herrschaft über alle ihn umgebenden materiellen Wesen.

In der kalten Zone kämpft der Mann auch mit der Natur, aber ohne großen Erfolg, einen verzweiflungsvollen Kampf, einen Kampf auf Leben und Tod. Mit Ueberwindung tausendfacher Schwierigkeiten, mit übernatürlicher Körperanstrengung glückt es ihm wohl, für seinen eigenen kläglichen Unterhalt nothdürftig Rath zu schaffen, aber nur um sich vor dem Hungertode, vor dem drückenden Elende während der langen, dunkeln, eisigen Wintertage schützen zu können. Wie sollte unter so unglückseligen Verhältnissen eine höhere Civilisation wohl möglich werden können! —

So läßt sich der Eingeborne der Tropenwelt mit dem im Ueberfluß verkommenen und verwöhnten Sohne eines fürstlichen, reichen Hauses vergleichen. In der Mitte der ihn umgebenden üppigen Fülle scheint ihm körperliche und geistige Arbeit unnöthig zu sein. So ganz seinen Neigungen und Lüsten folgen zu können, war schon bei den Eltern und Voreltern eine Lebensregel, welche auf den Sohn mit allen den Körper und Geist entkräftenden Schwächen vererbt worden ist. Ein Sclave seiner Leidenschaften, läßt er die herrlichen, von Gott geschenkten Geistesgaben uncultivirt und unbenutzt

verkommen. Der Eingeborne des eisigen Nordens ist der Sohn einer elenden Bettlerhütte, in der nur Armuth, nur Hunger und Kummer erblich sind. Er ist wie alle seine Vorfahren herzlich froh, wenn er es mit anstrengender körperlicher Arbeit nur dahin bringen kann, das tägliche Brod zu erringen. Ihm vergeht in diesem ewigen Drangsal alle Lust, an die höhere Ausbildung seines Geistes zu denken, auch fehlt ihm dazu meistens die nothwendige innere und äußere Ruhe. Dagegen ist nun endlich der Mann der gemäßigten Zone ein in geistiger Ruhe und Zufriedenheit geborner Sohn des goldenen Mittelstandes; er ist durch seine Geburt der am meisten begünstigte. Alles um ihn ist arbeitsam, thätig und fordert ihn auf, diesem Beispiele zu folgen, welches das Glück des Hauses begründet hat und allein nur zu erhalten im Stande ist. Er findet Muße und Gelegenheit, Herz und Geist zu bilden. Alles ist geistiger Fortschritt und körperliches Wohlbefinden.

Wenn also auch die tropischen Continente den üppigen Reichthum der Natur in angeerbtem Besitze haben und die glücklichsten zu sein scheinen, so stehen sie den gemäßigten Festlanden doch wesentlich nach, sobald es auf die Entwicklung und Veredlung des Menschengeschlechtes ankommt, dann stehen sie einander entgegen, wie Leib und Seele, wie die niederen und höheren Racen, wie der Wilde dem civilisirten Menschen, wie die physische Natur der geistigen Weltentwicklung.

II. Zur Oceanographie.

4. Die beiden Polarmeere.

(Nach Karl Andree, Geographie des Welthandels.)

Der ungeheure Raum des den Erdball umwogenden Weltmeeres (6,780,000 Geviertmeilen) gliedert sich durch die Gestaltung der Continente in fünf große Becken von sehr ungleicher Ausdehnung. Die beiden Polarmeere nehmen den Raum innerhalb der Polarkreise ein und sind für den Handelsverkehr von einer verhältnißmäßig geringen Bedeutung. Der Atlantische und der Große oder Stille Ocean, zwischen denen Amerika als trennende Schranke sich erhebt, laufen einander parallel; der Indische Ocean kann als ein Beide verbindendes Mittelglied betrachtet werden.

Die Polarmeere liegen innerhalb der kalten Zone und der bei Weitem größte Theil dieser Meeresregionen starrt von ewigem Eise. In ihnen und an ihren Küsten hat der Schiffer nichts zu suchen als Walfische, Walrosse, Seehunde und einige Pelzthiere. Ueber den 83° n. B. ist Niemand hinausgekommen, und im Süden eine so hohe Breite nicht einmal erreicht worden; Sir James Roß segelte nicht über 78° 15′ s. Br. hinaus. Die Südpolargegenden sind unbewohnt; im hohen Norden finden wir, spärlich über weite Räume vertheilt, eine besondere, von der Natur für diese von Eis- und Gletschermassen starrende Einöde geschaffene Menschenart, den durchaus auf Fischfang angewiesenen Eskimo. Er ist ein Circumpolarmensch.

Die arktische Welt, im Süden vom nördlichen Polarkreise begrenzt, ist recht eigentlich um den Pol herumgelagert. Im Süden jenes Kreises geht die Sonne täglich auf und unter; im Norden desselben bleibt sie auch, je nach Jahreszeit und Breite, längere Zeit ganz über oder unter dem Horizont. Schon unter 70° n. Br. ist sie 65 Tage ununterbrochen sichtbar und kommt 60 Tage lang nicht zum Vorschein; unter 80°, also in einer Gegend, bis wohin dann und wann Walfischfahrer vorgedrungen sind, steht sie 134 Tage über dem Horizont und 127 Tage unter demselben, während am Nordpol selbst vom 21. März bis 23. September Tag herrscht. In den übrigen Monaten lagert auf den Gegenden nach dem Pole hin eine lange kimmerische Nacht, oder sie haben in Folge der atmosphärischen Strahlenbrechung einen Dämmerschein, der Tage, ja, Monate lang anhält, je nach Lage der Gegend. Die lange arktische Nacht wird dem Seefahrer, welcher im hochnordischen Eis überwintern muß, um so lästiger, weil er sich zumeist an den engen Raum seines Schiffes gebannt sieht und zur Unthätigkeit gezwungen ist. Er

hat sich zu wehren gegen strenge Kälte, welche keine Unterbrechung erfährt; in der finstern, öden Wüstenei pfeift und heult der Wind, kracht das Eis; Alles ist schauerlich und unheimlich. Aber der Schiffer gewöhnt sich doch leichter an die lange Nacht, welche allmählich eine Art von Betäubung über ihn bringt, als an den Monate andauernden Tag, dessen blendende Helle einen unangenehmen Reiz der Nerven und Aufregung herbeiführt.

Jene nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika, welche innerhalb des Polarkreises liegen, bilden einen weiten Ring, dessen innere Seiten allerdings sehr unregelmäßig erscheinen. Sowohl an den asiatischen Küsten wie in Amerika und in den arktischen Inselgruppen verläuft sich auf weiten Strecken das Land allmählich und flach weit in den untiefen Ocean hinein. Aber durch die Ungleichheiten in der Bodengestaltung sind Buchten und Binnenmeere entstanden, welche durch viele Sunde mit einander in Verbindung stehen. In diesem unendlich zerklüfteten arktischen Labyrinth findet der Schiffer oder der Entdecker alle Ein- und Durchfahrten mit Eismassen angefüllt und zumeist durch dieselben geschlossen. An Grönlands gebirgigen Küsten wird in Folge der Bodengestaltung die Bildung von Gletschern begünstigt, an den unzähligen Buchten und niedrigen Inseln dagegen jene einer ganz andern Art von Eismassen. Nach dem Eintreten von Thauwetter stauen sich Eistrümmer und Schollen am Eingang irgend eines engen Canals und bilden nach Eintritt des Frostes eine zusammenhängende Masse. Land und Meer sind auf unabsehbare Strecken hin mit Eis bedeckt, man weiß nicht, wo das Meer beginnt und das Land aufhört, denn eine sichtbare Begrenzung fehlt. So erklärt sich, daß nicht selten ein Nordpolarfahrer freies Fahrwasser an solchen Stellen fand, wo ein anderer geglaubt hatte, festes Land unter den Füßen zu haben. An den Küsten lagern sich Eisgürtel ab; an der asiatischen Nordküste verbindet diese Eisbarriere die unbewohnbaren Inselgruppen von Neusibirien und Nowaja Semlja mit dem Festlande. Die ausgedehnten Eisflächen, welche sich im Westen von Spitzbergen ausdehnen, reichen bis an die Küste von Ostgrönland.

Die Eisberge, welche zu Hunderten und Tausenden im Meere schwimmen, bilden sich vorzugsweise an den Küsten Grönlands. Ein großer Theil dieser Region ist mit ewigem Eis und Schnee bedeckt und mit gewaltigen Gletschermassen erfüllt, welche zumeist in engen Querthälern lagern. Die Gletscher rücken langsam vorwärts, denn die ungeheuren Eismassen des innern Landes haben das Streben, ihren Rand in das Meer vorzuschieben; man beobachtet an ihnen eine wachsende Bewegung und deßhalb hat man sie auch als „Eisströme“ bezeichnet, welche aus dem Innern kommen. Wenn sie in Folge des Drucks von hinten in den Ocean hineinreichen, und, vom Salzwasser unterwaschen, sich von der Hauptmasse ablösen, bilden sie Eisberge von sehr verschiedener Gestalt und Größe. Diese Eisberge werden, mit Ausnahme derer, welche sich an den Küsten festlegen, durch die Polar-

strömung nach Süden getrieben, und die Richtung, welche von derselben inne gehalten wird, erklärt die scheinbar auffallende Thatsache, weßhalb diese Eismassen nur in gewissen Regionen des Atlantischen Oceans gefunden werden, aber niemals in der Nähe der Küsten von Europa und, auf der amerikanischen Seite, nicht an jener von Neuschottland, Neubraunschweig und der Vereinigten Staaten. Das Meer zwischen Island, Norwegen und Schottland ist das ganze Jahr hindurch eisfrei, während jenes im Südwesten von Island manchmal ganz gesperrt erscheint. Diese Eismassen würden sich über einen ungleich ausgedehntern Meeresraum verbreiten, wenn sie nicht gegen die grönländische Küste vermöge der Polarströmung hingedrängt würden, welche im Süden des 65° n. Br. der Küste entlang, und zwar gegen dieselbe hin zieht. So kommt es, daß ein großer Theil des nordatlantischen Oceans von diesen Eismassen verschont bleibt, Grönlands Ostküste aber von denselben ganz und gar belagert ist.

Das Südliche Polarmeer bildet in seiner Gestaltung einen entschiedenen Gegensatz zum arktischen Ocean. Dieser steht durch drei Oeffnungen mit dem übrigen Weltmeere in Verbindung, jenes hingegen ist nach Norden hin überall frei und offen. Im engern Sinn umfaßt es den Raum jenseit des südlichen Polarkreises, doch rechnen die Schiffer auch die Strecke zwischen diesem und dem 55° s. Br. hinzu, weil diese ganze Gegend niemals frei von Eisbergen ist. Feststehende Eismassen reichen in manchen Gegenden dieses Südmeeres selbst in der Sommerzeit, im December und Januar, bis zum 50° s. Br., also 16° weit in die gemäßigte Zone hinein, und vom 55° an sind alle Baien und Buchten mit Eis gefüllt, während in den Nordpolarregionen noch unter dem 70° Menschen leben. Die Südpolarregionen sind kälter als die arktischen und im Allgemeinen auch unzugänglicher für die Schiffahrt. Seefahrer, die vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Melbourne in Australien und von hier nach dem Cap Horn segeln, wagen sich selten über den 55° nach Süden hin; die Furcht vor den Eisbergen schreckt sie ab. Dergleichen treiben das ganze Jahr hindurch in großer Menge und in gewaltigen Massen gegen den Aequator hin. Die Erzeugungsstätte, in welcher diese Berge entstehen, muß eine ungeheure sein und kann nicht im Meere selbst gesucht werden, denn Eisberge müssen einen festen Landpunkt haben, wenn sie ihre volle Größe erreichen sollen. Sie rechtfertigen also den Schluß auf ausgedehnte antarktische Küsten mit tiefen Buchten, in denen sie entstehen, und hohen Küsten, von denen sie herabkommen, um flott zu werden. In vielen Gegenden des antarktischen Oceans sind große Lücken in den Eisbarrieren, weil der Wogenschlag, welcher hier frei und voll wirken kann, die Felder zerstückelt; dagegen ist Packeis in so ungeheurer Menge vorhanden, daß J. Clarke Roß einmal 1000 englische Seemeilen weit ununterbrochen sich einen Weg durch dasselbe bahnen mußte. Diese gewaltigen Felder von Packeis kommen vorzugweise in dem Gürtel zwischen 60 bis 70°

s. Br. vor; weiter nördlich tritt das Eis vorzugsweise in Gestalt von Bergen und Inseln auf, und südlich vom 70° sind, weil das Packeis seinen Abzug in der Richtung nach dem Aequator zu genommen hat, zeitweilig offene Meeresstrecken vorhanden, welche dem Schiffer, der sich durch den Packeisgürtel hindurcharbeiten konnte, weder Schwierigkeiten noch Gefahren bieten, die aber in hohem Grade vorhanden sind, sobald er seinen Rückweg nehmen muß.

Die schwimmenden Eismassen des antarktischen Oceans kommen dem Aequator um etwa 10 Breitengrade näher als jene des Nördlichen Polarmeeres. Man hat sie schon auf der Höhe der Capstadt beobachtet, also dicht vor der Südspitze von Afrika. Die nördlichste Grenze des antarktischen Treibeises bewegt sich innerhalb der Parallelen von 35 bis 58° s. Br.; am weitesten nach Norden ist das Eis in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung beobachtet worden; am wenigsten weit beim Cap Horn. Am meisten kommt es im Atlantischen, am wenigsten im Großen Ocean und den südaustralischen Gewässern vor; in größter Menge in den australen Sommermonaten, December bis Februar, in den Wintermonaten fast gar nicht. Hier zeigt sich also eine Analogie mit der Erscheinung der nördlichen Polarmeere.

Ob es ein antarktisches Festland gebe, über welches so manche Muthmaßungen aufgestellt werden, wissen wir nicht. Für den Handel sind diese Südpolargegenden von geringem Belang; nur dann und wann ist ein kühner Robbenschläger bis in hohe Breiten vorgedrungen.

5. Vergleichung der drei wichtigeren Weltmeere: des Atlantischen, des Großen und des Indischen Oceans.

(Nach A. Guyot, Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde.)

Die allgemeine Contourgestalt dieser drei Weltmeere besitzt den gemeinschaftlichen Charakterzug, daß sie sich gegen Süden hin eben so erweitert, wie gegen Norden zu verengt, also gerade das Umgekehrte in Vergleich zur Contourgestalt der Continente. Indeß besitzt doch auch jeder Ocean wieder eine besondere, eigenthümliche Gestalt. Der Große Ocean bildet ein Oval, welches im Süden weiter geöffnet, im Norden aber allmählich verengt ist, so daß es zuletzt in die Behringsstraße zwischen Amerika und Asien ausläuft und hier mit dem nördlichen Eismeere in Communication tritt. Das Indische Meer trägt die einfache Form eines Dreiecks, wovon die eine Winkelspitze nach Norden, die andern beiden dagegen nach Süden gerichtet sind. Der Atlantische Ocean besitzt eine Thalgestalt mit fast parallelen Seiten, im Norden auf eine kurze Strecke stark verengt, dann aber wieder stark erweitert.

In Hinsicht der Gliederung ihrer Uferformen besitzt jeder der drei Oceane



seinen besonderen Charakter und zwar so, daß in jedem eine der drei Normalgestalten (Mittelmeere, landumschlossene Meere und Meerbusen) vorherrschend ist. Der Stille oder Große Ocean trägt den Charakter der landumschlossenen Meere; denn fünf solcher Meere von namhafter Größe besitzt er längs der asiatischen Küste: das Behringsmeer, eingeschlossen von der Halbinsel Aljaska und der aleutischen Inselkette; das ochotskische Meer, eingeschlossen von der Halbinsel Kamtschatka und der kurilischen Inselkette; das japanische Meer, eingeschlossen von der Inselkette gleichen Namens und von der Halbinsel Korea; das ost-chinesische Meer, eingeschlossen von den Inseln Lieu-Khieu und von der Insel Formosa; das süd-chinesische Meer, eingeschlossen von den Philippinen, von Borneo und von den Halbinseln Hinter-Indiens.

Das Indische Meer ist ein Ocean der Meerbusen. Es gehört dazu der bengalische, der persische und der arabische Meerbusen.

Der Atlantische Ocean hat vorherrschend Mittelmeere. Er besitzt vier Mittelmeere. Hiervon liegen zwei in Europa: 1) das mittelländische Meer, welches vorzugsweise diesen Namen trägt und in drei große Bassins zerfällt, in das östliche und westliche Mittelmeer und in das schwarze Meer, wobei mehrere kleinere Theile (wie das adriatische, jonische, ägäische) gar nicht einmal in Betracht gezogen sind; und 2) die Ostsee. Zwei andere, die Hudsons-Bay und der Meerbusen von Mexico, liegen in der neuen Welt. — Indeß fehlt diesem Oceane die Eigenschaft der landumschlossenen Meere auch nicht, so ist z. B. die Nordsee innerhalb der Küsten der alten Welt ein solches Wasser; ferner gehört hieher das karibische Meer in Central-Amerika, umschlossen von der Halbinsel Yucatan und von den großen und kleinen Antillen; auch die St. Lorenz-Bai ist ein landumschlossenes Meer, denn sie wird von der Halbinsel Neu-Schottland und von der Insel Neu-Foundland eingeschlossen. Die Meerbusen werden durch die von Biscaya und von Guinea repräsentirt. Aus diesem Ganzen folgt also, daß der Atlantische Ocean der gliederreichste, der am meisten eingeschnittene und am tiefsten in das Herz der alten und neuen Welt eindringende Ocean ist, daß derselbe durch seine vielfache innige Berührung mit dem Festlande dem Charakter eines Mittelmeeres sehr nahe kommt. Auch die Inseln liefern die interessantesten Charakterzüge der Weltmeere. Es lassen sich zwei Arten von Inseln unterscheiden: 1) die Festlands-Inseln, deren geologischer Charakter in Hinsicht der Gebirgskette eines nahen Festlandes klar an den Tag legt, daß sie naturgemäß dazu gehören; 2) oceanische Inseln, welche vereinzelt oder in Gruppen geeinigt auftreten, entfernt vom Festlande, über den ganzen Ocean ausgebreitet; sie sind klein und tragen fast immer die Spuren eines Vulcans oder einer Korallen-Grundlage in sich.

Der Große Ocean besitzt den allergrößten Reichthum an Inseln, sowohl von der ersten als von der zweiten Art. Das Atlantische Meer

besitzt nur in den beiden Antillen, in den britischen Inseln und in denen des mittelländischen Meeres einige Festlands-Inseln von Bedeutung; dagegen ist die Zahl der oceanischen Inseln ganz unerheblich; die Gruppe der Azoren, Madeira, die canarischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges, St. Helena und einige andere unerhebliche verlassene Inseln ist alles, was dasselbe in dieser Art aufweisen kann. Das Indische Meer ist arm an beiden Inselarten. Madagaskar und Ceylon repräsentiren die Festlands-Inseln. Hier und da kommen darin auch wohl einige vulcanische Inseln vor, wie Mauritius und Bourbon. Es unterscheidet sich also jeder der drei Oceane auch in Hinsicht seines Inselgehaltes wesentlich von den andern; und eben dadurch fällt es leicht oder schwer, den Handel und Verkehr zwischen den Nationen herzustellen.

---

6. Die Meeresströmungen*) und insbesondere der Golfstrom.

(Nach A. Petermann's Mittheilungen über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es gibt drei große Strömungen des Weltmeeres: eine äquatoriale (warme), eine arktische und eine antarktische (beide kalt).

Die äquatoriale Strömung entsteht aus der Umdrehung der Erde von Ost nach West und theilt sich, zufolge der Vertheilung von Land und Wasser, in drei Theile, nach den Becken des Atlantischen, Indischen und Großen Oceans. Die normale Richtung der beiden Polarströmungen ist eine schräg gegen den Aequator gewendete und beruht auf der Ausgleichungstendenz zweier an Wärmegraden verschiedener Oceane. Die Modification in den Hauptrichtungen dieser drei Fundamental-Strömungen wird durch die Vertheilung des festen Landes, durch die Gestaltung des Meeresbodens und durch die Windverhältnisse herbeigeführt. Da nun auf der südlichen Hemisphäre am wenigsten festes Land ist, so verlaufen hier die Strömungen am regelrechtesten, den einfachen Grundzügen ihres Ursprungs und ihrer Tendenz am meisten entsprechend.

a) Die Strömungen auf der südlichen Hemisphäre.

Die große Südpolar-Strömung nimmt die ganze südliche Hälfte der südlichen Hemisphäre ein und findet nirgends Widerstand, bis sie gegen oder in die Nähe der drei Continente gelangt. Indem sie gegen die Südwestküste Amerika's anprallt, theilt sie sich in zwei Arme, von denen der eine in den Großen Ocean,

---

*) Hierzu ist die Karte von A. Petermann (Mittheilungen 1865, Tafel 5) zu vergleichen.

der andere in den Atlantischen Ocean geht. Der erstere bildet den sog. Peruanischen Strom, der schon vor mehreren hundert Jahren von den Spaniern entdeckt, zuerst aber von Alex. v. Humboldt bestimmt wurde. Die Spanier, welche Peru entdeckten und eroberten, pflegten in der Bai von Callao, nur 12° vom Aequator entfernt, den Vorrath ihrer Getränke in Fässern und andern Gefäßen in die kühlen, vom Südpol kommenden Fluten hinabzulassen und darin abzukühlen, wie dies noch heute geschieht. Der andere Arm der Südpolar-Strömung biegt um die Südspitze des amerikanischen Continents und wendet sich nach Norden in den Atlantischen Ocean.

Der zweite Continent, den die antarktische Strömung berührt, ist Afrika. Die Strömungsverhältnisse am Vorgebirge der guten Hoffnung sind erst 1857 näher erkannt worden und daher noch auf vielen Karten irrig dargestellt, namentlich läßt Maury hier eine Strömung von Norden nach Süden gehen, statt umgekehrt. Denn der vom Cap an der Westküste von Afrika dem Aequator zufließende Strom ist, ganz analog dem kalten peruanischen Strom an der Westküste Südamerika's, eine Abzweigung der antarktischen Strömung, zwar nicht so mächtig und so ausgedehnt wie jener, aber in seinen Wirkungen noch immer großartig genug, um sowohl das Meer als die Luft bei St. Helena (16° s. Br.) wesentlich abzukühlen und sogar noch die Temperatur der Bai von Guinea (unter dem Aequator) herabzudrücken. Daher findet sich die Temperatur, die an der Ostküste Südamerika's herrscht, an der gegenüberliegenden Westküste Afrika's erst 20—25° weiter gegen den Aequator hin. Man kann diese Abzweigung der Südpolar-Strömung die südafrikanische Strömung nennen.

Der dritte Continent der südlichen Hemisphäre, Australien, scheint in keinem Theile von der kalten, antarktischen Strömung erreicht zu werden, vielmehr dringt hier die warme Aequatorialströmung bis über den 40° s. Br. hinaus, also nicht allein südlicher als die Südküste Australiens, sondern selbst über die Südspitze Tasmaniens und Neu-Seelands hinaus. Man unterscheidet an den Küsten Australiens einen westaustralischen, einen südaustralischen und einen ostaustralischen Strom, sämmtlich Theile des (warmen) südindischen Verbindungsstroms, der wohl noch weiter gegen Süden reicht als auf den Karten gewöhnlich dargestellt wird, wenigstens spricht für diese Annahme entschieden die verhältnißmäßig reiche Vegetation auf den Auckland- und Campbell-Inseln.

b) Die Strömungen auf der nördlichen Hemisphäre.

Die Strömungen der nördlichen Hemisphäre folgen ganz denselben Gesetzen, wie die der südlichen; auch hier dringt die Polarströmung bis zu einer ähnlichen Breite gegen den Aequator vor, wie dort. Allein die Vertheilung und die Formen der Landmassen sind es hauptsächlich, welche ein

total verschiedenes System der Meeresströmungen hervorbringen. Zunächst steht das Weltmeer der nördlichen Hemisphäre nicht, wie in der südlichen, in weitem, offenen Zusammenhange, sondern wird durch die Landmassen der alten und neuen Welt in zwei fast gänzlich (mit Ausnahme der Verbindung durch die schmale Behringsstraße) getrennte Ocean-Becken getheilt: in den Atlantischen und den Großen Ocean. Das arktische Meer steht in offenem Zusammenhange mit dem Atlantischen Meere und bildet eigentlich nur Theile desselben.

Im Großen Ocean bildet der japanische Strom eine nordwestliche Ablenkung der warmen Aequatorialströmung, wie im Atlantischen der Golfstrom eine nordöstliche.

Der Golfstrom ist von der allergrößten Bedeutsamkeit für das Klima von Europa, und zwar nicht sowohl, wie man bisher geglaubt hat, in seinem südlichen Theile, als in seinem bisher wenig beachteten nördlichen Theile. Der südliche Theil hat wenig oder gar keinen Einfluß auf das Klima Europa's, aber der nördliche Theil (nördlich vom 45° d. Br.) bewirkt, daß Scandinavien kein zweites Grönland, daß die britischen Inseln und Deutschland anbaufähig sind. Denn einzig und allein der Golfstrom hält den polaren Eisstrom von unsern europäischen Küsten fern, und drückt ihn, indem er selbst fast die ganze Breite des nordatlantischen Oceans einnimmt, mit großer Macht seitwärts ganz an die Küste von Grönland und Labrador hin. In seiner äußern Erscheinung weniger imposant und auf der Oberfläche des Meeres wenig bemerkbar, daher für den Schiffscours von geringem Einfluß, ist er um so großartiger in seinen Wirkungen auf das Klima der von ihm berührten Küsten und in Folge dessen auf die Cultur zunächst der nördlichen Hälfte von Europa, dessen Bewohner sonst Eskimo ähnliche Geschöpfe sein würden, dann mittelbar auf die Cultur der ganzen Welt.

Beginnen wir mit dem Golfstrom da, wo Beschreibungen und Karten gewöhnlich aufhören, nämlich bei Neu-Foundland, so finden wir, daß hier das Polareis durch eine polare Strömung, die von Labrador, bis zum 36° d. Br., also bis zur Polhöhe von Gibraltar und Malta, getrieben wird, während auf der europäischen Seite das Treibeis, vom Golfstrome zurückgehalten, britische und sogar norwegische Küsten nie erreicht, selbst nicht einmal das Nordcap unter 71° n. Br. Daher der große Unterschied zwischen den Ländern an der Ostküste Amerika's und den unter gleichen Breitengraden liegenden europäischen. Dort gelangen mit dem Treibeise auch polare Thiere, Walrosse und Eisbären an die neufoundländischen Küsten, und die Bewohner desselben Breitegrades, auf welchem Paris und Mainz liegen, gehen auf die Eisbärenjagd; nie dagegen hat sich ein Eisbär an den britischen Küsten gezeigt, nur einmal gelangte einer bis Finnmarken in Norwegen, obgleich die Bären-Insel, ein Hauptsitz derselben, nur 60 Meilen vom Nordcap entfernt ist. Während in Amerika das vom Polarstrom berührte Labrador

nur armselige Schneehütten der Eskimos aufzuweisen hat und die Bevölkerung fast auf alle vegetabilische Nahrung verzichten muß, haben wir in Europa unter dem Breitengrade der Südspitze von Grönland noch Hauptstädte, wie Christiania, Stockholm und Petersburg, der Getreidebau reicht noch bis zum 70°, also in die Polarzone hinein und in Hammerfest (70¾° n. Br.) steigt die Kälte in der Regel nicht über 10° R.

Der Golfstrom und seine Wirkungen hören beim Nordcap nicht auf, sondern verfolgen ihren Lauf nach Spitzbergen und nach der Küste von Sibirien hin. Die Bai von Kola jenseit des Nordcaps friert nie zu, während das südlich davon liegende Weiße Meer, die nördliche Hälfte der Ostsee, ja, sogar das 23 Breitengrade südlicher liegende Asow'sche Meer jeden Winter mit starkem Eis bedeckt werden. Noch deutlicher zeigt sich die Wirkung des Golfstromes bei Nowaja Semlja; derselbe geht an der Nordseite dieser Inselgruppe vorüber, daher hat die Nordküste weniger Eis als die Südküste, die Temperatur fällt an der Nordküste bis — 26° R., dagegen an der Südküste bis — 32° R., denn diese liegt im Bereich der kalten Strömung Sibiriens, welche den ganzen Eisgang der beiden größten Flüsse Sibiriens, Ob und Jenissei, aufnimmt.

Wie sehr Spitzbergen (80° n. Br.) noch unter dem Einflusse des Golfstromes steht, ist aus den Berichten früherer Seefahrer bekannt. Die Eis- und Strömungsverhältnisse um Spitzbergen sind völlig identisch mit den für Island von dem dänischen Flottencapitän Irminger so gründlich nachgewiesenen: die Südwestküste bleibt fast ganz von Eis frei, die Nord- und Ostküste ist dem Eisgange am meisten ausgesetzt und in geringer Entfernung weiter östlich, wo man noch nie versucht hat, vorzudringen, kann man eben so sicher als es bei Island nachgewiesen ist, das Vorherrschen des Golfstroms und ein verhältnißmäßig eisfreies Meer annehmen. Ein solches ist im Norden der Neu-Sibirischen Inseln in der Breite von 76° stets angetroffen worden, so oft diese Inseln besucht worden sind, wobei nicht zu vergessen ist, daß die Neu-Sibirischen Inseln und das offene Meer gerade nördlich von der absolut kältesten Gegend von Sibirien liegen, eine Gegend, die sich besonders durch extreme Kälte im Winter auszeichnet. Die schon vor 60 Jahren von Heidenström entdeckte, von Wrangell und Anjou vollständig bestätigte Strömung, welche unter dem russischen Namen Polynja bekannt ist, darf als eine Verlängerung des Golfstroms angesehen werden.

Solches sind die wunderbaren, von keinem geographischen Phänomen der Erde übertroffenen Wirkungen des warmen Golfstroms zu Gunsten Europa's und besonders seiner nordwestlichen Gestadeländer.

---

7. Der Atlantische Ocean als Vermittler zwischen der alten und neuen Welt.

(Nach Ernst Kapp, vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Der Atlantische Ocean bildet die Brücke zwischen den westlichen Gestaden der alten Welt und den östlichen Gestaden der neuen Welt. Er bespült die culturfähigsten Seiten der alten wie der neuen Welt und ist deßhalb der wichtigste unter den Oceanen. Was Europa in Bezug auf Culturfähigkeit unter den Continenten ist, das ist der Atlantische Ocean unter den Oceanen. Er besitzt das Moment der Vermittlung in viel höherm Grade als die übrigen Oceane. Das Meer erhält nämlich seine Geltung zunächst durch seine Beziehung zum Lande oder vielmehr zum Menschen, der auf dem Lande wohnt. Wenn also das Wasser stets nur in seinem Verhältniß zu dem von Menschen bewohnten Lande Bedeutung hat, so muß dieses Verhältniß hier, indem es sich von Norden nach Süden über die Zonen der beiden Halbkugeln erstreckt, das ausgedehnteste sein und von größtmöglicher Aneignungsfähigkeit für den Menschen. Die geringe Zugänglichkeit der Polarmeere schließt diese selbstredend hier von jeder Beachtung aus. Im Vergleich mit dem Stillen und Indischen Ocean springt das Ebenmaß in der Gestaltung der atlantischen Gestade-Einfassung in die Augen, denn die großen Vorsprünge und Einbiegungen correspondiren mit einander, während die Entfernungen von Osten nach Westen gleich dem Parallelismus der Ufer eines Stromes fast überall gleiche sind und durchschnittlich 50 Grade betragen. Dem Vorsprung der Küste von Labrador entspricht die Einbiegung der Nordsee in Europa, der Ausbauchung Nordafrika's gegenüber tritt das Land von der Halbinsel Florida an zurück, und der Vorsprung Brasiliens reckt sich dem Meerbusen von Guinea entgegen. Die Inselreihe aber Westindiens von Florida bis zur Orinoko-Mündung umschließt einen dem Mittelmeer der alten Welt entsprechenden binnenmeerartigen Theil des Oceans, die karibische See und den mexikanischen Golf. Die Verbindung im Süden um die Spitzen der Continente nach Osten und Westen ist zu keiner Jahreszeit gehemmt. Nördlich ist die Schifffahrt bis zum Weißen Meer und die nordasischen Gestade entlang bis zur Behringsstraße nur einen kleinen Theil des Jahres frei. In westlicher Richtung ist sie bis eben dahin wenigstens dem wissenschaftlichen Interesse gelungen. Demnach ist ein Zusammenhang des Atlantischen Oceans nördlich und südlich mit den beiden Polarmeeren, östlich und westlich mit dem Indischen und Stillen Ocean vorhanden, so daß die Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt nirgends geschlossen ist.

Das Mittelmeer, aus dem man durch die Säulen des Hercules in den Ocean gelangt, war für das antike Europa der Ausgangspunkt aller Cultur; das westindische Binnenmeer, in welches der Ocean führt, sah und gestaltete

eben so die ersten Anfänge der Gesittung in der amerikanischen Welt. Daß aber der Atlantische Ocean dazu bestimmt war, den Fortschritt der Weltgeschichte, für welche das Mittelländische Meer zu klein geworden war, nicht allein an einen neuen Continent, sondern auch über die ganze bewohnte Erde weiter zu tragen, daß von den entferntesten Punkten derselben die Rückkehr nach Europa stets über ihn führt, dies sichert ihm für alle Zeiten seine Bedeutsamkeit.

---

8. Der Große (Stille) Ocean und seine Bedeutung in der Zukunft.

(Nach K. Andree, geographische Wanderungen mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Zwischen Amerika's westlichem Gestade und den östlichen Küsten des asiatischen Festlandes, des indischen Archipelagus und des australischen Continents dehnt sich ein ungeheures Wasserbecken mit einer Oberfläche von mehr als drei Millionen Geviertmeilen aus; dasselbe bedeckt also reichlich den dritten Theil unseres Erdballes. Diesen großen Ocean, welchen die Seefahrer als Stilles Weltmeer oder als Südsee bezeichnen, erblickte, zuerst von allen Europäern, der Spanier Vasco Nunnez de Balboa im Jahre 1513 von einem Hügel der Darien-Landenge. Sechs Jahre später wurde von Ferdinand Magellan, dem ersten Erdumsegler, diese Fläche in der Richtung nach Nordwesten bis zu den Philippinen beschifft, und eine bis dahin unbekannte Weltstraße war gefunden. Seitdem sind mehr als vierthalb Jahrhunderte verflossen. Aber bis auf unser Menschenalter hinab hat diese herrliche Südsee gleichsam todt dagelegen. Zwar die Gestadeländer waren zumeist bekannt; aber die meisten Inseln und Eilandsfluren, mit welchen die Südsee gleichsam übersäet ist, sind erst seit Cook aus langem Dunkel hervorgetreten, und für den großen Weltverkehr hat dieser Meeresraum seine rechte Bedeutung erst in unseren Tagen gewonnen. Er ist durch die oceanische Allgegenwart der germanischen Seefahrer, denen das Atlantische Meer zu eng geworden war, aus seinem tiefen Schlafe erweckt, und damit ist die Weltgeschichte und die Entwicklung des Menschengeschlechtes in eine neue Phase getreten. Wie seit dem Mittelalter der Schauplatz der Entscheidung über Reichthum und Macht der europäischen Staaten allmählich aus dem Becken des Mittelmeeres in den Atlantischen Ocean gerückt ist, so beginnt der Stille Ocean bereits ein drittes großes Welttheater zu werden. Der Austausch an Gedanken wie an Waaren ist nun erst recht eigentlich kosmopolitisch geworden; die Cultur- und Handels-Bahnen umfassen heute unsern ganzen Planeten. In eine geringe Spanne Zeit drängen sich die wichtigsten Thatsachen, Erfindungen und Entdeckungen zusammen: die An-

wendung der Dampfkraft auf die oceanischen Fahrten, die Benutzung des elektrischen Telegraphen, für welche auch das Meer kein Hinderniß mehr bildet, die Eröffnung China's und Japans für den Verkehr, die neue Völkerwanderung über See auch von Osten nach Westen, die fortschreitende Kenntniß der meteorologischen und hydrographischen Verhältnisse des Großen Oceans, in Folge deren kein Seefahrer mehr die Reise durch die Südsee scheut, die Auffindung der unerschöpflichen Goldgruben in zwei Regionen an der Südsee, die Ausdehnung der russischen Herrschaft in das Amurgebiet und des Walfischfangs in die nördlichen Theile des Stillen Meeres, wohin sich diese gesuchten Seeungeheuer aus den bisher frequentirten Gewässern zurückgezogen haben, endlich der gewaltig gesteigerte Verbrauch von Colonialwaaren; — das Alles fällt in Tage, die wir erlebt haben.

Durch die Belebung der Südsee hat der ferne Orient unserer Erdhälfte seine alte Bedeutung für den Weltverkehr nicht nur wieder gewonnen, sondern auch gesteigert. Diese ganze indische und chinesische Welt mit ihren fünfhundert Millionen Menschen, die weite Region vom Ausgange des arabischen Meerbusens bis zum japanischen Archipelagus wird ihre große Wichtigkeit für unser Europa stets behaupten; sie ist aber auch heute schon von nicht geringem Belang für das ihr gegenüberliegende Westamerika, und sieht sich dadurch, sammt der Südsee, aus vereinsamter Ferne in die Mitte des Weltverkehrs gerückt. So kann sie ihre ungeheure Productenfülle leichter abgeben. Das pacificsche Gestadeland Asiens ist nun nicht mehr einseitig gestellt, sondern eine Ergänzung zum pacificschen Gestadelande des westlichen Continents, und die Verbindung zwischen beiden wird vermittelt durch die Südsee.

Dieses Becken, als ein jetzt in hohem Grade actives Wasser, erscheint gleichsam als ein asiatisch-amerikanisches Mittelmeer, ein mediterraneischer Ocean, und alle in demselben zerstreuten Inselfluren empfinden commercielle Pulsschläge. Ueberall in der Südsee hat das Dampfschiff seine Eroberungen gemacht. Diese Fahrten und Linien beginnen schon allesammt in einander zu greifen. Und die Natur hat im nördlichen wie im südlichen Theile des Stillen Weltmeeres zwei Brückenpfeiler oder Halteplätze geschaffen, da wie dort paradiesische Eilande: die Gruppe von Otaheiti und jene von Hawaii. Beide werden als Mittelpunkte des Verkehrs immer wichtiger; nicht minder Australien, das gewisser Maßen einen Abschluß der hinterindischen Eilandsfluren bildet. Dazu kommt Neuseeland, dessen große Zukunft schon unser Georg Forster schaute, als er mit Cook die Südsee befuhr. Er schrieb 1787: „Für den alle Länder in sein Bereich ziehenden Handel, welcher räumlich getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein, als jene der schönen Inselgruppe in der Mitte zwischen Afrika, Indien und Amerika. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt.“ Zwei

Jahre später erhielt das benachbarte Australien seine ersten Ansiedler und Neuseeland hat heute sein Parlament.

Nach jenen Entdeckern, welche nicht nach Handelsvortheilen oder edlen Metallen trachteten, sondern ein höheres Ziel verfolgten, indem sie noch unerforschte Räume zu erkunden und einen großen Theil des Erdballs gleichsam zu enthüllen strebten, — nach ihnen, den Bahnbrechern, kamen der wagende Kaufmann, der unverzagte Walfischjäger und der glaubenseifrige Sendbote. Der Handelsmann legt vor dem Bewohner der Eilande Waaren aus, deren Zierlichkeit oder Verwendbarkeit im täglichen Leben die Aufmerksamkeit und den Wunsch nach Besitz bei den Wilden erregt. Indem er Bedürfnisse kennen lehrt und sie zugleich befriedigt, bindet er den Wilden an den Europäer. Oftmals muß auch der Missionär vermöge des Handels festen Fuß zu gewinnen suchen, und sich durch ihn den Weg zum Gemüthe jener Menschen bahnen, welchen er eine neue milde Lehre bringt.

Der Schiffer ist ein unstäter Wanderer auf dem Ocean; sobald er sein Geschäft beendet hat, lichtet er die Anker und segelt weiter; doch der Sendbote bleibt. Ihm war der Güteraustausch nur Nebenzweck. Er möchte den Heiden statt der Götzen einen Gott und einen Erlöser geben, und statt der Anthropophagie die Liebe zum Nächsten.

Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts lag die ganze Südsee in starrem Schlafe; jetzt ist sie erwacht und pulsirt mit frischem, gesundem, vollem Schlage. Sie ist in die Geschichte eingetreten, und die Ausbreitung der Cultur macht Riesenschritte. Wo das Kängeruh weidete, brennt Gas, wo der Indianer seinem Feinde die Schädelhaut nahm, steht eine Schule, ein Universitätsgebäude oder eine Kirche. Aus Verbrecherhöhlen sind Staaten geworden; in der Wildniß haben Capitalen von mehr als 100,000 Einwohnern sich erhoben, wie Melbourne, Sidney und San Francisco; Panama gewinnt neuen Aufschwung; überall ist man thätig mit Pflug und Axt, mit Dampf, Hammer und Säge. Europa setzt sich bei den Antipoden fort, aber in einer neuen Entwicklungsphase. Es hat ihnen seine Dampfmaschinen und seine Dampfschiffe, seine Telegraphen und Eisenbahnen, seine Schauspiele und Pferderennen, seine wissenschaftlichen Vereine und Schulen, seine Künste und Zeitungen, seine Literaturen, Kirchen und politischen Einrichtungen gegeben, nebst einer Weltsprache.

---

9. Das Mittelmeer.

(Nach Karl Andree, die Geographie des Welthandels, und C. Böttger, das Mittelmeer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Dieses enge Becken, an dessen Rande ägyptische, phönicische und hellenische Völker zu einem hohen Glanze der Cultur erblühten, ist der Ausgangs-

punkt der wichtigsten Weltbegebenheiten, der Colonisirung großer Länderstrecken von Afrika und Asien, der nautischen Unternehmungen gewesen, durch welche eine ganze westliche Erdhälfte enthüllt worden ist.

Dieser größte Busen, welchen der Atlantische Ocean gestaltet hat, dringt als ein intercontinales Becken tiefer in das Land ein, als irgend ein anderer. Seine Wogen branden an drei Erdtheile; sie bespülen den Fuß der Alpen, des Hämus, der Pyrenäen, des Atlas, des Kaukasus und die Gestade der Syrten wie die pontischen Steppen. Es flutet als Grenzscheide zwischen zwei in jeder Beziehung unähnlichen Erdtheilen, Europa und Afrika, und im Osten erhebt sich das asiatische Festland als seine Schranke. Ganz richtig wurde es schon von den Geographen des Alterthums als ein „vielgestaltetes" bezeichnet. Seine Küstenentwicklung umfaßt nicht weniger als 13,000 Seemeilen und in dem weiten Raume tritt ein wunderbar mannichfaltiger Reichthum von Halbinseln und Eilanden, Busen, Buchten und Nebenmeeren hervor; die ganze Gestaltung hat ihresgleichen nicht und erscheint geradezu wunderbar in dem Wechsel ihrer Formen und der so ungemein vielfachen Durchdringung von Land und Wasser.

Durch die drei, vom europäischen Rumpf aus tief in das Meer vorspringenden, die Gestade Nordafrika's beinahe berührenden Halbinseln erhält das Mittelländische Meer seine Hauptgliederung. Die vielfach eingezackte Nordküste mit dem orographischen Reichthum ihrer Umrandungen hebt sich scharf ab gegen die verhältnißmäßig in geraden Linien, im Allgemeinen nur spärlich eingeschnittenen, nirgends sehr tief eindringenden Gestade Afrika's, an denen von Marokko bis Aegypten kein einziger großer Strom mündet. Deßhalb zeigt auch die Geschichte hier eine vergleichsweise nur schwache Völkerentwicklung, und diese ist allemal von außen her gekommen. Die Afrikaner haben ihre geschichtliche Unfruchtbarkeit auch dort am Nordrande, wie sonst überall, nicht verläugnet. Aegypten freilich wird geographisch zu Afrika gerechnet und scheint eine Ausnahme zu bilden, dasselbe kann aber nur sehr bedingt als afrikanisch betrachtet werden. Karthago ist eine phönicische Pflanzstadt, also asiatisch und semitisch, gleich anderen von Tyrus oder Sidon aus gegründeten Handelsniederlassungen; es war eigentlich eine Factorei auf fremdem Gebiet, allerdings im großartigsten Maßstabe. Griechen, Römer und Byzantiner, die alle wesentlich am Rande haften blieben, waren Europäer; nur die Araber drangen bis tief in die Wüste und nach Süden hin, sogar in einzelnen Schwärmen über dieselbe hinaus, aber auch sie sind semitische Asiaten.

Der orographische Reichthum des europäischen und asiatischen Gestadesaumes zeigt sich gleichmäßig auf dem Continent und den Inseln. Fast nur das Rhonedelta und die Küstenstrecke von der tunesischen Halbinsel nach Osten hin bis zur syrischen Grenze bieten flachen Strand dar. Sonst überall spiegeln sich Gebirge in den Fluten. Dieser Charakter der Küsten erscheint

für die Hafenbildung von nicht geringer Wichtigkeit; auch malerisch ist er von Belang, weil er bei vielen Städten eine amphitheatralische Lage bedingt.

Die einzige oceanische Eingangspforte zum Mittelmeer, die Straße von Gibraltar, hat ihre Bedeutung durch allen Wechsel der Handelsgeschichte ungemindert sich bewahrt. Die Säulen des Hercules (Calpe und Abyla) bildeten für die alten Seefahrer eine Schranke, über welche sie nur mit Zagen hinausfuhren. Wenn sie es wagten, hielten sie sich den Küsten möglichst nahe. Durch diesen Sund dringt aus dem Atlantischen Ocean eine starke Strömung in das Mittelländische Meer nach Osten, sie nimmt an der afrikanischen Küste hin ihre Richtung breit und voll gen Osten bis zur Straße zwischen Sicilien und dem Cap Bon. Dann theilt sich der Hauptstrom; der eine Arm umzieht das nördliche Sicilien, trifft mit einer an der Küste Calabriens herabziehenden Strömung zusammen, und bewirkt dann mit Strömungen und Gegenströmung (Rema montante und Rema scendente) die eigenthümlichen Flut- und Strudelerscheinungen in der Straße von Messina. Der andere zieht am Cap Bon vorüber, geht an der Küste von Tripolis hin durch die Syrten, am Plateau von Barka vorüber nach der ägyptischen Küste, wo der Nil seit Jahrtausenden mächtige Schlammmassen in das Meer wälzt. Diese werden von der Strömung nach Osten getragen, an Port Saïd, dem nördlichen Endpunkte des Suezcanals, hin. Sie werden demselben nicht minder Schlamm zuführen, als sie es den syrischen Häfen stets gethan; Ascalon, Sidon und Tyrus sind durch ihre Einwirkungen in Landstädte verwandelt oder doch für die Schifffahrt unbrauchbar gemacht und auch der Hafen von Seleucia ist durch sie versandet worden. Von Alexandrette ab läuft sie dann, der nach Norden vorliegenden Landschranke wegen ihre Richtung verändernd, an der Südküste Kleinasiens nach Westen hin bis über Rhodus hinaus, wo sie mit der aus dem Schwarzen Meere durch den Bosporus und die Dardanellen ins Aegäische Meer flutenden Strömung zusammentrifft. Diese letztere führt dem Mittelmeer eine beträchtliche Masse Wassers zu.

Zwei große, fast abgeschlossene Einbuchtungen bildet das Mittelmeer, die selbst wieder Meere genannt werden: das Adriatische und das Schwarze Meer. Die eine derselben dringt als lange, schmale Spalte weit nach Norden hin vor, die andere breitet sich kesselartig, wie ein großer Landsee, aus. Beide gewähren darin ein Abbild des Hauptbeckens im Kleinen, daß sich auch an ihnen ganz verschiedene Nationalitäten berühren.

Das Adriatische Meer vermittelt den Verkehr der Centralländer Europa's mit dem Orient, und das ihm an Gestaltung ähnliche Rothe Meer bildet gleichsam eine Fortsetzung desselben, besonders seit durch den Suez-Canal eine ununterbrochene Fahrt aus dem einen in das andere ermöglicht ist. Er hat als Vorland die Levante und alle Küstenländer des östlichen

Beckens des Mittelmeeres, als Umland Italien, Croatien, Dalmatien, Albanien, als Hinterland das deutsche Oesterreich.

Der Seefahrer, welcher von Süden her durch die schmale Straße von Otranto eindringt, bemerkt sogleich den großen Contrast, in welchem die beiden Seiten der Adria zu einander stehen: die östliche Küste ist im Allgemeinen felsig, voll Inseln und Häfen, aber arm an Einwohnern, an Lebensmitteln und an vielen Orten selbst an Trinkwasser; die westliche dagegen ist verhältnißmäßig seicht, arm an geräumigen Häfen, aber reich an Bevölkerung, allen möglichen Vorräthen und an gutem Wasser. Die Westküste zeigt ein viel regelmäßigeres Abfallen des Meeresbodens und fast nirgends so schroff abfallende Küsten, wie auf der Ostseite, zum Theil in Folge der Meeresströmung, die sich unfern der Ostküste hinzieht, im innersten Theile des Golfes eine Wendung (von Triest nach Venedig) macht und an der Westküste zurückflutet. Im nördlichen Winkel hat sich durch den Schlamm und Sand, den die Küstenflüsse mit sich führen und ablagern, eine ganze Linie von Sandbänken gebildet, die durch das Ungestüm der Meeresfluten mehrfach durchbrochen und in eine Inselkette aufgelöst wurde. Diese schließt ein nur durch schmale Durchfahrten mit der See in Verbindung stehendes Bassin ab, um welches sich im Laufe der Jahrtausende die Lagunen gebildet haben.

Am Adriatischen Meere berühren sich Italiener, Deutsche, Slaven, Albanesen und Griechen, welche sämmtlich durch dieses Gewässer auf einander angewiesen sind.

Das Schwarze Meer oder der Pontus Euxinus der Alten, dieses wegen seiner oft und plötzlich eintretenden Stürme bei den alten und neuen Seefahrern verrufene und gefürchtete Binnenmeer, dessen weiter Spiegel die verschiedenartigsten Uferbildungen, von der niedrigen Schlammdüne bis zur rebengekrönten Felsenwand, ja, im Osten die hochgethürmten Schneegipfel des Caucasus zurückstrahlt, berührt mit seinen Wellen, zwei Welttheile scheidend, russische Gebiete und Theile des türkischen Reiches. Die Ausdehnung der dasselbe umgebenden Ufer beträgt 400 Meilen, seine Oberfläche etwa 8500 □-Meilen, seine bedeutende Tiefe im Durchschnitt 300 Meter. Es erhält seine meisten Zuströmungen aus Europa (Donau, Dniestr, Dniepr, Don u. s. w.) und nimmt den Niederschlag von 32,000 □-M. in sich auf.

Der Zusammenhang mit dem Hauptbecken wird vermittelt durch eine prächtig gegliederte Doppelstraße: jene der Dardanellen und des thracischen Bosporus. Sie repräsentiren dort im Südosten gleichsam die Belte und den Sund, wie sich denn im Allgemeinen der Pontus Euxinus zum Mittelmeer ähnlich verhält, wie das Baltische Meer zur Nordsee.

Durch die Dardanellen gelangt der Schiffer aus dem Aegäischen Meere in das Marmorameer, die Propontis der Alten. Den Eingang zu demselben von Osten her bildet der etwa 4 Meilen lange, bis zu einer Viertelmeile sich verengende Bosporus, wo das goldene Horn als prächtiger

Hafen von Constantinopel tief eindringt. In sieben schlangenförmigen Windungen zieht dann diese Straße von Constantinopel bis zum Schwarzen Meere, das von West nach Ost eine Länge von 140, von Süd nach Nord eine Breite von 65 Meilen hat. Nach Nordost hin nimmt die Küste immer mehr einen flachen Charakter an; von der Mündung des Dniestr an beginnen die Strandlagunen, Limane, mit ihrer eigenthümlichen Bildung, welche theilweise an die Haffe und Nehrungen der Ostsee erinnern. Von Norden her erstreckt sich in den an Eilanden ganz armen Pontus die Halbinsel Krim nach Süden hin; sie ist mit dem Festlande nur durch die schmale Landenge von Perecop verbunden; das Wasser im Westen derselben wird als todtes, jenes im Osten als faules Meer bezeichnet. Durch die Straße von Kertsch, den kimmerischen Bosporus, gelangt der Schiffer zu den Getreidehäfen des Asow'schen Meeres, Palus Mäotis der Alten, das im Gegensatze zum Pontus sehr seichtes Wasser und viele Untiefen aufweist. An den Ostküsten des Schwarzen Meeres fehlen gute Häfen, deren auf der Nordküste von Kleinasien mehrere vorhanden sind. Der Pontus war schon in vorhistorischen Zeiten von Seefahrern belebt; an ihm haben sich stets Völker verschiedener Abstammung berührt: Semiten, Hellenen, caucasische Stämme, Sarmaten und mongolische Scythen, Italiener, Russen, Türken ꝛc. Am Pontus wohnten die uralten Kimmerier; die Argonautensage läßt den Heros Jason nach Kolchis fahren; karische Seeräuber sind Vorläufer phönicischer Handelsschiffer gewesen, welchen dann die Kreter folgten und die jonischen Milesier. Durch die Hellenen wurde der Pontus mehr und mehr in die mediterraneische Verkehrssphäre gezogen, seine Küstenländer waren allezeit Getreidekammern, z. B. für Athen, welches Weizen von der Mündung des Dniestr bezog. Die Fahrt nach dem Schwarzen Meer war erlaubt, so lange die byzantinischen Kaiser und dann die Genuesen auf demselben vorwaltende Macht blieben, als aber die Türken Herren im Südosten wurden, legten sie den pontischen Handel lahm. Erst in der neuern Zeit, seitdem Rußland auf dem Schwarzen Meere Geltung hat, ist dasselbe frei für den Verkehr geworden. Seine Bedeutung für den Getreidehandel hat es sich durch alle Jahrtausende hindurch bewahrt und wird sie auch behaupten, weil sein Um- und Hinterland stets auf den Ackerbau angewiesen bleiben muß. Gegenwärtig wird es bis in die Mündung des Don hinein von Dampfern befahren, an seinen Gestaden enden heute bereits einige Schienenstränge, und im südöstlichen Winkel liegen Häfen, welche Endpunkte für den persischen Karawanenhandel bilden.

Keine andere Region der Erde hat einen solchen Kranz altberühmter Handelsstädte aufzuweisen, wie das Mittelmeer. Welche Erinnerungen knüpfen sich an Tyrus, Sidon, Karthago, an Milet, Athen, Korinth, an Syracus, Agrigent und Rom; an Constantinopel, Venedig, Genua, Pisa, an Massilia, an Alexandria und so viele andere! Auch in unseren Tagen blühen an seinen Gestaden Handelshäfen von großer Bedeutung: Odessa, Trapezunt,

Constantinopel, Smyrna, Beyrut, Alexandria, Tunis, Algier, Malaga, Alicante, Valencia, Barcelona, Marseille, Genua, Cagliari, Livorno, Neapel, Palermo, Messina, Ancona, Venedig, Triest. Durch Wasser- und Karawanenstraßen übt das Mittelmeer seine anziehende Gewalt über die weite Handelssphäre von Donauwörth in Schwaben bis Chartum und weiter nilauf; bis Kuka in Bornu und bis Kano in Haussa; von Gibraltar bis Teheran und Bagdad, von Mohilew am Dniepr bis zur Bab el Mandeb.

Von jeher ist das Mittelmeer eine Hauptstaffage im Gemälde der Handelswelt gewesen; der Verkehr hat einen instinctmäßigen Drang, seine Strömungen in dieses Becken zu lenken, wo Morgenland und Abendland, Norden und Süden sich unablässig berühren. Das Mittelmeer war gleichsam das pulsirende Herz des Alterthums; an ihm stand mehr als eine Wiege der Cultur; hier war immer ein buntes Völkergewimmel, dessen einzelne Bestandtheile sich des Waarenaustausches halber mit einander berührten. An seinen Gestaden blühten bildende und verbindende Handelsmärkte, auf denen Bernstein, Zinn und Zimmt neben einander lagerten. Das wechselseitige Geben und Empfangen von Waaren zog einen Austausch der Civilisation und der geistigen Cultur nach sich, eine Annäherung hinüber und herüber. Das Mittelmeer ist, obwohl vom Atlantischen Ocean in Bezug auf den großen Weltverkehr weit überflügelt, dennoch für sich, als ein fast selbständiges, scharf individualisirtes Glied des Weltmeeres, ein mächtiges Centrum in Bezug auf den Verkehr, das Völkerleben und die Staaten-Entwicklung.

---

10. Vergleichung der Ostsee (als des nördlichen Mittelmeeres) mit dem (südlichen) Mittelmeere.

(Nach Ernst Kapp, vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Die Geologen behaupten, daß in vorgeschichtlicher Zeit die Ostsee kein Meerbusen, sondern ein großer Sund, Skandinavien keine Halbinsel, sondern eine Insel gewesen sei. Den Beweis für diese Ansicht soll die Natur, Finnlands führen, welches die Ostsee von dem Weißen Meere scheidet. Finnland, wird angenommen, mit seiner von unzähligen Seen, Flüssen und Sümpfen überdeckten Oberfläche kann nur emporgehobener vormaliger Meeresgrund sein. Das Steigen der Küsten Schwedens und Finnlands ist unwiderleglich nachgewiesen. Auch an den norwegischen Küsten ist eine solche Erhebung bemerkt worden, doch nicht so durchgehends, sondern mehr vereinzelt. Daß dieselben Naturkräfte, welche Finnland und Skandinavien aus dem Schooße des Meeres emporgehoben haben, sich nicht bloß auf das sichtbare Land beschränken, daß sie vielmehr auch an dem Meeresgrunde der Ostsee in ähnlicher Weise thätig seien, wird mit Recht vermuthet. Nimmt man an, daß

die Ostsee im Durchschnitt nur 60 Meter Tiefe hat, so kann die Möglichkeit, wenn auch gerade nicht ihres gänzlichen Eingehens, doch ihrer Reducirung im Laufe der Zeiten auf einen großen Landsee nicht geradezu abgeläugnet werden. Gibt man die Hypothese über die Entstehung Finnlands zu, dann kann allerdings über die Insel Thule der Alten, deren Größe nach ihrer Angabe die Britanniens übertraf, kein Zweifel mehr obwalten. Nicht Island, sondern Skandinavien ist Thule.

Die Gestalt der Ostsee ist eine lang von Süden nach Norden gestreckte. Das Hauptbecken ist der südliche Theil, aus dessen Mitte die Insel Gothland hervortritt. Nach Norden geht die Ostsee gabelförmig in zwei großen Busen auseinander. Zwischen beiden liegt Finnland. Wie Finnland zwischen den bothnischen und finnischen Meerbusen, so drängt sich Esthland zwischen diesen und den rigaischen. Die Küsten von Schweden und Finnland sind mit einer großen Anzahl kleiner felsiger Inseln und Klippen eingefaßt, welche Skären heißen. Von den Küsten des bothnischen Meerbusens erstrecken sich unter dem 64. Grade der Breite die Skären so weit einander gegenüber ins Meer, daß hier im Meerbusen selbst ein Sund, Quarken genannt, durch sie gebildet wird. Die Alandsinseln sind gleichfalls Skären. Mit der Südküste des finnischen Meerbusens beginnen von da bis zu der deutschen Tiefebene die Flachküsten der Ostsee im Gegensatze zu den meist hohen Skärenküsten. Dort erschweren Klippen, hier Sandbänke die Schifffahrt.

Der Zugang aus der Nordsee in die Ostsee wird durch das Skagerrak und das Kattegat gebildet, einen Meeresarm zwischen der Nord- und Ostküste Jütlands einerseits und Skandinavien andererseits, welcher mit den correspondirenden Aus- und Einbiegungen seiner Küsten der Mündung eines großen Stromes gleicht. Durch die beiden Inseln Seeland und Fünen wird das Kattegat in drei schmale Straßen getheilt, den Sund, den großen und den kleinen Belt. Der Sund ist die Hauptstraße für die großen Schiffe aus und in die Ostsee.

Die Einmündung zahlreicher Flüsse in das sehr geschlossene Binnenmeer von Westen, Osten und Süden mag mit die Ursache sein, daß dessen Wasser im Ganzen kälter und heller ist, als das des Oceans, auch wegen seines geringen Salzgehaltes leichter eine Eisdecke erhält. In den Jahren 1323, 1459 und 1709 war die ganze Ostsee zugefroren, so daß die langdauernde und lebhafte Verbindung zwischen der preußischen, dänischen und schwedischen Küste sogar die Anlegung von Herbergen für Fußgänger, Schlitten und Reiter auf dem Eise nöthig gemacht hatte. Natürlich gehören solche Ereignisse immer zu den Ausnahmen, nicht aber das öfter vorkommende Ueberfrieren einzelner Theile, wie des bothnischen Meerbusens, der Belte und des Sundes. Auch wenn dies nicht Statt findet, ist doch die Schifffahrt in jedem Jahre auf Monate durch das Eis unterbrochen. Ebbe und Flut zeigt die Ostsee eben so wenig wie das Mittelländische Meer. Eine Veränderung des

Wasserstandes wird zunächst nur durch die Flußschwellen bewirkt; die Winde auf der Ostsee sind sehr veränderlich und stürmisch, die Wellen sind in Folge der schmalen Binnenlage sehr kurz, weßhalb dem Schiffer hier manche Gefahren drohen, die durch die klippenreichen Küsten Schwedens und durch die Dünen der germanischen Flachküste noch sehr erhöht werden.

Eingefaßt ist die Ostsee von Ländern sehr verschiedenartiger Natur. Ihre südöstlichen Gestadeländer sind flach und sandig, ihre nordwestlichen gebirgig und felsig. Jene sind von Flüssen durchschnitten, welche bis tief in das Land hinein schiffbar sind. Diesen fehlt jede Flußbahn. Die Ostsee beginnt im Süden an Ländern, welche als Kornkammern gelten können, welche das Wachsthum der Laubhölzer ganz vorzüglich begünstigen, und berührt im Norden Gegenden, wo kein Hafer und kein Roggen mehr gedeiht, wo Linden und Eichen verschwinden und selbst die Birke verkümmert. Daher zeigt das Ostseegebiet einen ziemlich grellen Gegensatz von Norden und Süden. Das Mittelländische Meer dagegen läßt in dieser Beziehung bei Weitem mehr Gleichartigkeit erkennen. Alle seine Gestade, mit Ausnahme etwa einiger Gegenden an der afrikanischen Küste, sind von fast gleicher Fruchtbarkeit, alle geben ihren Erzeugnissen das Gepräge der Südlichkeit, natürlich mit denjenigen Unterschieden, welche der verschiedenen Natur der Continente eigen sind. Selbst an den nördlichen Ufern des Schwarzen Meeres lebt das Kameel als Hausthier und reifen noch Trauben. Abgesehen davon, daß das Mittelmeer sich von Westen nach Osten, die Ostsee von Süden nach Norden erstreckt, zeigen im Allgemeinen beide Meere manche Uebereinstimmung. Wo nämlich die Ostsee im Norden endigt, da beginnen Länder, welche allmählich in die polarische Schnee- und Eisdecke übergehen und auch die Thätigkeit der Menschen erstarren machen; wo das Mittelländische Meer im Süden buchtet, da berührt es Küsten, über welche hinaus die Wüsten Afrika's, von der tropischen Sonne durchglüht, der geistigen Entwicklung des Menschen gleichfalls eine Grenze setzen. Dort endigt das Leben am Eise, hier am brennenden Sande.

An dem Mittelmeere berühren sich jetzt vorzüglich die romanische Völkerfamilie und die Berbern Afrika's, an der Ostsee der germanische und der finnische Stamm. Dort haben sich von Osten die Türken, hier die Russen eingedrängt. Während die Thalassa in aller Zeit ein ausreichender Schau- und Tummelplatz für ihre Seeleute war, und bis zur Entdeckung des Oceans eigentlich nur einzelne Kauffahrer über den hispanischen Sund hinauskamen, wurden die nördlichen Binnenmeere Europa's, die Nordsee und besonders die Ostsee, zu klein und beschränkt für ihre Anwohner. Schon früh waren die später unter dem Namen Normannen bekannt gewordenen großen Bruchstücke der Bevölkerung Skandinaviens aus ihrer Heimat gezogen und hatten sich in südlicher gelegenen Ländern Europa's niedergelassen, in Gegenden, von denen sie durch die Kaufleute Kunde erhalten haben

mochten, welche des Bernsteins halber die Ostsee besuchten und ihnen selbst anlockende Gegenstände einer vorgerückten Cultur zuführten. Bei Gothen, Longobarden und Schweizern erhielten sich Sagen ihres skandinavischen Ursprunges.

Die Ostsee mit ihren Stürmen und Klippen, umgeben von meist unwirthbaren Küsten, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Eis und kalten Nebeln bedeckt, durchfegt von Schnee und Regenschauern und mit zu schroffem Wechsel in der Tageslänge, bildet einen Gegensatz zum Mittelländischen Meere, dessen Klima ein mildes ist, dessen Küstengebiete durch Heiterkeit des Himmels und Fruchtfülle einladend und dessen Gefahren von dem vorsichtigen Schiffer leicht vermieden werden können. Daher erzogen aber auch die nordischen Binnengewässer ein starkes, gegen Sturm und Wetter abgehärtetes, gefahr- und todesmuthiges Geschlecht von Seehelden, welches, vertraut und eins mit seinem Elemente, den sichern Blick kühn über die heimischen Gewässer hinausrichtend, fremde Gestade mit seinen Raub- und Kriegsscharen überschwemmte.

Auf der andern Seite jedoch bietet die Ostsee manche der Schifffahrt nicht ungünstige Bedingungen, so wenig sie auch in dieser Beziehung einen Vergleich mit dem Mittelländischen Meere aushalten kann: sie besitzt Inseln, Buchten, Landungsplätze, Mündungen schiffbarer Ströme, tief eindringende, auch entfernte Länder in Verbindung setzende Meerbusen, überhaupt genug von all diesen natürlichen Voraussetzungen der Schifffahrt, um in den Augen der Anwohner dem Seeleben jenen unwiderstehlichen Reiz zu verleihen, der die Verluste über der Hoffnung des Gewinnes vergessen läßt und die Schrecken und Gefahren dem Hochgenusse unterordnet, sie glücklich durch eigene Kraft und Geschicklichkeit bestanden zu haben.

Nicht allein Skandinavien, sondern auch Dänemark und wahrscheinlich auch die deutschen Küsten der Ostsee waren Wohnsitze der Normannen. Sie stifteten ferner als Waräger unter Rurik auch Reiche zu Nowgorod am Ilmensee, zu Kiew am Dniepr und zu Polozk an der Düna, der Wiege des spätern Fürstenthums Litthauen. Jene von Rurik gestiftete Herrschaft war der erste Stamm des russischen Reiches und begriff unter anderen auch die Gebiete des heutigen Gouvernements Petersburg und Esthland, womit sie die Ostsee berührte. Diese Staatengründung fällt also noch nicht außerhalb des den Normannen ursprünglich von der Natur angewiesenen Wohnbereiches, welcher die Gestade-Umfassung der Ostsee ist. In Erwägung freilich, daß Finnen im nördlichen Theile Skandinaviens wohnen, dürfte die bothnische, ohnehin ungeschichtliche Region der Ostsee selbstredend auszuschließen sein.

Schon bald vom Beginne des Mittelalters an erscheint die Ostsee als eine die Völker gemeinsamer Abstammung vereinigende physische Macht und hat dieselbe fast durch alle Zeiten hindurch bewährt. Diese Einigung thut

sich, abgesehen von der Allen gemeinsamen Sprachverwandtschaft, nicht minder in dem politischen wie in dem religiösen Leben kund. Die Hansa hatte ihre Wiege in der Ostsee, die Union von Calmar vereinigte einen großen Theil ihrer Gestadeländer, Schweden besaß die ihm gegenüberliegende Küste, wußte Pommern zu erwerben und strebte in Bezug auf die Ostsee an, was einst Rom in Bezug auf das Mittelländische Meer. Die gemeinsame Benennung als nordische Reiche läßt stets die Ostsee als den zusammenhaltenden Grund erkennen.

Auffallend bewährt sich die einigende Macht der Ostsee in Bezug auf die kirchliche Gemeinschaft. Schweden, Dänemark, Norddeutschland, Finnland, die deutschen Provinzen Rußlands, sie alle sind, wie einst die Normannen durch den Odinsglauben, in dem protestantischen Glauben vereinigt. Man mag immerhin einwenden, mit dieser kirchlichen Gemeinschaft habe die Ostsee nichts zu thun, auch würde sie nicht Statt finden, wenn die Völker nicht ohnehin von gemeinschaftlicher Abkunft wären. War aber nicht der Uferring der Ostsee der Wegweiser für die Wahl ihrer ursprünglichen Wohnsitze? Diese war eben so wenig eine zufällige, wie die Ansiedelungen der Hellenen und die Ausbreitung der römischen Herrschaft im Rundbereich ihres Meeres. Die Ostsee hinderte die Zerstreuung einer stammverwandten Bevölkerung, indem von ihr als einem großen geschlossenen Meerbusen bindende und vermittelnde Wirkungen ausgingen.

III. Länder- und Völkerkunde.

11. Vergleichung der alten und der neuen Welt.

(Nach A. Guyot, Grundzüge der vergleichenden, physikalischen Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die östliche und die westliche Hemisphäre unserer Erdoberfläche oder die alte und die neue Welt sind ungleich in der Zusammensetzung, in der Anzahl und der Größe der einer jeden angehörigen Continente, ungleich in Hinsicht der Lage in verschiedenen Zonen, ungleich in dem innern Bau und der Bewässerung ihrer Länder. Die Summe von diesen ungleichen, ja, zum Theil entgegengesetzten Eigenschaften sichert einer jeden Hemisphäre ein besonderes Klima, eine besondere Pflanzen- und Thierwelt.

Betrachten wir zunächst die ungleiche Zusammensetzung, so besteht die alte Welt, wenn man das spät entdeckte, für die allgemeine Culturentwicklung wenig bedeutende Australien außer Acht läßt, aus drei Continenten, welche, dicht bei einander gelegen, eine ovale compacte Masse von gewaltiger Ausdehnung bilden. Sie stellt die größte und die am wenigsten unterbrochene Land-Ausdehnung dar, die den Einflüssen des Oceans in ihrem Innern, namentlich im Innern Asiens und Afrika's, am wenigsten zugänglich ist. Diese alte Welt ist daher vorzugsweise eine Continental-Welt. Die westliche Hemisphäre oder die neue Welt dagegen besteht nur aus zwei Continenten, Nord- und Süd-Amerika. Diese beiden Continente sind nicht, wie in der alten Welt, zu einer zusammenhangenden Masse gruppirt, noch sind sie, wie Asien und Europa, Seite an Seite einander nahe gebracht, sondern sie hangen mit einer Winkelspitze, der Landenge von Panama, wenig zusammen. Sie liegen in zwei entgegengesetzten Hemisphären, der nördlichen und der südlichen, und erscheinen so viel mehr einander entfremdet, als in eng verwandter Nachbarschaft. Kein Theil des Innern ist sehr weit von der Seeküste entfernt. Ueberall gewährt das Land dem Oceane Einfluß. Gleich einem Eilande liegt es mitten im Weltmeere. Die neue Welt ist daher vorzugsweise eine oceanische Welt.

Dieser erste Gegensatz zwischen der vorzugsweise continentalen alten Welt und der vorzugsweise oceanischen neuen wird einigermaßen, aber bei Weitem nicht vollständig, ausgeglichen durch die tiefen Einschnitte, welche der Ocean, insbesondere der Atlantische Ocean, in den Continent der alten Welt macht und diesem, namentlich Europa, durch zahlreiche Binnenmeere

eine ungleich größere Küstenentwicklung verleiht, als die neue Welt besitzt, die in ihrem culturfähigen Theile nur ein einziges Binnenmeer, wenn man das Antillenmeer so nennen darf, aufzuweisen hat. So ist Europa, freilich nur ein geringer Theil der alten Welt, obwohl in der Mitte der Landhalbkugel gelegen, von allen Erdtheilen der zugänglichste von der Seeseite her geworden. Es hat mit Einschluß der Inseln 1 M. Küste auf 31 □=M. Flächeninhalt, während in Nordamerika 1 M. Küstenlänge erst auf 56 □=M. und in Südamerika erst auf 94 □=M. kommt. Es findet also in Europa das Maximum der Bespülung des Landes vom Meere und demnach die größte Wechselwirkung zwischen der flüssigen und festen Form Statt. Da von der Küstenentwicklung die Steigerung des Verkehrs mit andern Ländern, des materiellen wie des geistigen Verkehrs, wesentlich abhängt, so ist leicht zu ermessen, welche Bedeutung dieselbe für die Cultur hat, und die Geschichte hat es bestätigt, daß gerade die Theile der alten Welt, welche die meiste Küstenentwicklung haben, wie Griechenland, Italien, Großbritannien, Nordafrika, in Asien Indien und China, den übrigen Theilen derselben in der Entwicklung der Cultur vorangegangen, für längere Zeit die Lehrer der übrigen Menschheit geworden sind.

Weit einflußreicher auf das Natur= und Völkerleben als diese wagerechte Gliederung der Erdoberfläche ist die verticale Gliederung, d. h. die senkrechte Erhebung des Bodens über den Meeresspiegel. In dieser Beziehung zeigen die alte und die neue Welt sehr wesentliche Unterschiede. Der größte der drei Continente der alten Welt, Asien, enthält das gewaltigste System der Massenerhebung der Erdrinde, bestehend aus zwei kolossalen Hochländern, dem hinterasiatischen, mit einer durchschnittlichen absoluten Höhe von 3000 Meter über d. M., und dem vorderasiatischen, zwischen dem Indus und dem Mittelmeer, mit nur 1200 Meter mittlerer Erhebung. In Amerika dagegen herrscht eben so sehr die Form des Tieflandes vor, wie in Asien die des Hochlandes, und die Erhebung des Bodens erscheint in der neuen Welt nicht als massenhaftes Plateausystem, wie in Asien, sondern als ein Kettensystem, welches den ganzen Continent in seiner größten Ausdehnung, der von N. nach S., durchzieht, mit untergeordneter Plateaubildung. In Folge der Richtung der Cordilleren und der Anden von N. nach S. haben sie trotz ihrer großen Ausdehnung in der Länge und ihrer bedeutenden Erhebung über das benachbarte Meer weder einen besondern klimatischen noch einen historischen Einfluß, denn sie bilden weder natürliche Scheiden für das Klima und also auch für die Vegetation, wie der Himalaya und die Alpen, noch bilden sie, wie diese, culturhistorische Grenzen (s. S. 44). Ferner sind in Amerika nicht, wie in der alten Welt, Hochgebirgsland und Tiefland durch Stufenländer vermittelt. Vom Himalaya, dem höchsten Gebirge der alten Welt und der Erde überhaupt, bildet eine Folge von meistens vier Terrassenlandschaften den Uebergang zur Ebene Indiens. Solche ausgleichende

Uebergangsformen, welche der Bodenbildung Mannichfaltigkeit verleihen, fehlen der westlichen Erdhälfte im Allgemeinen, die Cordilleren und noch mehr die Anden haben einen steilen Abfall in die Tiefebene im Osten und einen noch ungleich steilern Westabfall zum Meere. — Endlich begründet auch die Stellung des Hochlandes wesentliche Unterschiede zwischen der alten und der neuen Welt. Asien hat ein centrales, von riesenhaften Randgebirgen (Himalaya, Altai) umgebenes Hochland, an dessen vier Seiten (nur nicht im Südwesten) sich geräumige Tiefländer lagern, und verdankt dieser centralen Stellung des Hochlandes seine reichhaltige, nach allen Seiten hin verbreitete Bewässerung durch 14 große Stromsysteme, die in den ausgedehnten Tiefländern zu einer bedeutenden Entwicklung gelangen und (mit Ausnahme zweier continentalen Ströme: Amu und Syr) große Bahnen für den continentalen und oceanischen Verkehr wurden. Viel günstiger noch ist Europa ausgestattet: es hat zwei solcher Quellen-Centra. Mitteleuropa verdankt der centralen Stellung des Alpengebirges und dem diesem an drei Seiten vorgelagerten französischen, deutschen und karpathischen Mittelgebirge seine reichhaltige, sehr gleichmäßig nach allen Richtungen hin vertheilte Bewässerung. Und wie Mitteleuropa, so hat auch das große Tiefland Osteuropa's ein solches Quellen-Centrum auf dem nordrussischen Landrücken, dem nur 300 Meter hohen Waldaiplateau, welches nicht weniger als 6 bedeutende Stromsysteme, darunter das größte innerhalb Europa's (das der Wolga), nach allen Richtungen der großen Ebene Osteuropa's entsendet, um den Austausch der verschiedenartigen Erzeugnisse weit entlegener Regionen sowohl unter einander als mit dem Auslande zu vermitteln. Ganz anders in Amerika! Da die Cordilleren und die Anden ein Küstengebirge des Großen Oceans und diesem sehr nahe sind, so gewinnen im Allgemeinen nur die an der Ostseite derselben entspringenden Ströme eine große Entwicklung, und die Abdachung nach dem Atlantischen Ocean ist in Südamerika die einzige, in Nordamerika wenigstens die vorherrschende, während sowohl Asien wie der Continent von Europa Abdachungen nach allen Weltgegenden hat, letzterer sogar eine zweimalige nach allen Richtungen.

Klima. Die alte Welt gehört ihrem größten Theile nach zur nördlichen gemäßigten Zone. Von den drei Haupt-Continenten, welche dieselbe bilden, liegen die beiden, deren Geltung bei Weitem die überwiegende ist, nämlich Europa und Asien, in der gemäßigten Zone. Asien dringt nur mit seinen südlichen Halbinseln in die Region der Tropenwelt; Europa bleibt ganz außerhalb derselben. Afrika allein ist wirklich tropisch, sein größter Theil liegt zwischen den beiden Wendekreisen. In der neuen Welt sind die Länder ziemlich gleichmäßig auf zwei Zonen und zwei Hemisphären, eine nördliche und eine südliche, vertheilt. Diejenigen Festlandstheile und Inseln, welche von Natur am reichsten gesegnet sind, liegen unter dem Einflusse

der tropischen Sonne. Im Vergleich mit der alten Welt ist also die neue Welt durchschnittlich eine tropische.

Die Hauptrichtung der Länder oder die Richtung ihrer größten Ausdehnung in der Länge ist in der einen Welt gerade das Umgekehrte der andern. Die alte Welt besitzt ihre größte Länge von Ost nach West in der Lage der Parallelkreise; die neue Welt dagegen hat ihre größte Ausdehnung von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane. Beide haben eine Länge von ungefähr 1900 geogr. Meilen, aber die Breite der alten Welt ist fast das Doppelte von der der neuen Welt. Die wandernden Völkerstämme konnten also in der alten Welt von dem einen Ende bis zu dem andern über einen fast 2000 Meilen weit ausgedehnten Raum sich verbreiten, ohne einen allzu großen Wechsel in der sie umgebenden Thier- oder Pflanzenwelt zu gewahren. Sie wechselten den Wohnsitz, das Land, ja, sogar den Erdtheil, aber nicht die Zone, nicht das Klima, nicht die Lebensweise. In der neuen Welt ist, gerade umgekehrt, die klimatische Abwechslung sehr groß. Durchwandern wir die ganze Länge der beiden Amerika, so kommen wir durch fast alle Temperaturen der Erde: von dem eisigen Klima des Nordens (Grönlands) durch die nördliche gemäßigte Zone bis zu der verzehrenden Hitze des Aequators, und von dieser wieder durch die südliche gemäßigte bis zu den unwirthbaren Steppen Patagoniens.

Diese größere klimatische Sonderung der einzelnen Länderräume wird einigermaßen ausgeglichen durch den oceanischen Charakter des amerikanischen Klimas, indem die vielfache Berührung der beiden amerikanischen Continente mit dem Ocean, die offene Lage der großen Flächen für den wasserreichen Seewind, der durch keine hohen östlichen Gebirgsketten abgehalten wird, die Gleichmäßigkeit des Klimas befördern. Dazu kommt, daß in den tropischen Gegenden Amerika's sowohl die kolossalen Stromsysteme als die unabsehbaren Waldungen, welche den Boden vor den Sonnenstrahlen schützen und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean weit entfernt sind, bedeutende Massen eingesogenen Wassers aushauchen, die Feuchtigkeit und Kühle der Atmosphäre vermehren. Während also die klimatische Mannichfaltigkeit der neuen Welt durch diese oceanischen Einflüsse vermindert wird, erscheint die klimatische Einheit der alten Welt, namentlich Asiens und Europa's, durch einen ganz andern Umstand vermindert, welcher klimatische Contraste hervorruft. In Asien und Europa theilt nämlich eine große Gebirgs-Diagonale, welche aus dem Himalaya, dem Hindu-Khu, dem Caucasus, den Karpathen, den Alpen und den Pyrenäen zusammengesetzt ist, die beiden Continente in zwei ungleiche Theile, eine größere nördliche und eine kleinere südliche Hälfte, wovon jede der andern schroff entgegensteht, sowohl in Hinsicht des Klima's, als der Vegetation und der Thierwelt. Jene hohen Bergwände verhindern für beide Seiten, für den Norden wie für den Süden, die Ausgleichung der Gegensätze zwischen den

kalten, trockenen Nordwinden und den milden, feuchten Südwinden. Das Hochland von Tibet und die eisigkalte Hochebene der Mongolei stoßen mit den tropischen Ebenen Indiens und China's zusammen; in Europa erzeugen die Alpen ähnliche klimatische Contraste: der Reisende, welcher die Alpenpässe in der Schweiz übersteigt, verläßt den kalten Tannenwald des Nordens und steigt in einem einzigen Tage hinab in die immer grünen Gärten, Fluren und Orangenhaine Italiens; er vertauscht die unfreundlichen, kalten Nebel des Nordens gegen den heitern, warmen Sonnenschein des Südens; ja, er verläßt oft auf der einen Seite den Schnee und Frost des Winters und findet auf der andern Seite den warmen Hauch des Frühlings mit all seinem frischen Grün und seinen duftenden Blumen.

Diese klimatischen Contraste zwischen Nord und Süd, welche in Amerika fehlen, reflectiren ihre Wirkung auf die Cultur der Nationen Asiens und Europa's. Jahrtausende hindurch bildete jene Gebirgsachse, welche sich vom Atlantischen bis zum Großen Ocean in einer Länge von mehr als 1500 M. erstreckt, die Scheidewand zwischen der civilisirten Welt (im S.) und der nicht civilisirten (im N.) und bildet sie in Asien noch heut zu Tage. Zwischen zwei so entgegengesetzten Welten konnte es an feindlicher Berührung nicht fehlen. Der zuerst civilisirte Süden erlebte gerade die heftigsten Erschütterungen, aber auch eine gewisse Verjüngung seiner erschlafften Kräfte durch die Einfälle der nordischen Barbaren: der Scythen, der Mongolen und der Tataren, in die Länder des Südens von Asien, der Germanen und der Hunnen in das römische Weltreich.

In Amerika sind solche Gegensätze durch allmähliche Ausgleichung so gut wie aufgehoben. Zwischen Nord und Süd fehlen die Gebirgsbarrieren, welche den schroffen Wechsel herbeiführen könnten. Auf der großen Continentalfläche Nordamerika's sehen wir den Charakter des Nordens allmählich in den des Südens übergehen. Von den Ufern des Eismeeres bis zum Golf von Mexico ist der Klima-Abstand zwischen der kältesten und heißesten Temperatur auf ein sehr großes Land vertheilt. Von der durch die vernichtende Kälte baumlosen Tiefebene der Polarwelt, deren Oberfläche nur mit Moos und Haide überwachsen ist, kommen wir nach und nach zu den Nadelwäldern Canada's, dann zu den Eichenwäldern von Wisconsin; die Wallnuß- und Kastanien-Bäume zeigen sich in den Staaten von Ohio und Kentucky; noch weiter gegen Süden deuten die Magnolien und Palmen schon auf die Tropenluft und verkünden die Nähe des mexicanischen Meerbusens. Hier trennt also eine Fläche von 600 Meilen Länge die Extreme einer Vegetations-Scala, welche in der Nähe des Himalaya und der Alpen sich fast berühren.

Amerika ist durch die Cordilleren und die Anden auch in zwei Theile getheilt, aber in einen Osten und einen Westen, nicht wie Asien durch die Himalayakette und Europa durch die Alpenkette in einen Norden und

einen Süden. Die hiedurch in Amerika entstehenden klimatischen Contraste sind fast ganz neutralisirt durch die räumliche Ungleichheit beider Theile. Diese ist nämlich so groß, daß die Größe des westlichen Theils verschwindend klein ausfällt im Vergleich des östlichen, er verliert in seiner Kleinheit alle Kraft des culturhistorischen Einflusses. Der Westen beider amerikanischen Continente ist bloß ein schmaler, sehr langer Streifen größtentheils unfruchtbaren Landes. Amerika's Osten tritt überall so überwiegend hervor, daß er fast ausschließlich dem ganzen Welttheil die charakteristische Bedeutung gibt.

Mit der Bodenbildung und dem Klima hängt nun ferner die continentale Bewässerung durch Ströme und Landseen zusammen. Obgleich die Ausdehnung der neuen Welt viel geringer ist als die der alten Welt, da Asien allein schon größer ist als Amerika, so besitzt doch die neue Welt viel bedeutendere Flüsse als die alte. Ihre Ströme sind die wasserreichsten und die verzweigtesten auf der ganzen Erde. Denn wo auf der Erdoberfläche findet der Amazonenstrom seines Gleichen, der seine Wasser auf einer Fläche von 84,000 □-M. (das 21fache des Rheingebietes) zu einem Systeme vereinigt, der Nebenströme (wie den Madeira) von solcher Wichtigkeit, in sich aufnimmt, daß sie in den größten Continenten noch als selbständige große Ströme Anerkennung finden würden; ja, Nebenströme, so wasserreich, so tief, so breit und so lang, daß sie in Hinsicht der Größe mit dem Hauptflusse um die Ehre der Namengebung rivalisiren könnten. „Und noch liegt dieses kolossalste aller Stromsysteme, diese hydrographische Riesengestalt", deren zweiten Namen Maranhon man abgeleitet hat von Mare an non?, „fast ungebändigt von der Herrschaft des Menschen, durch die am reichsten ausgestattete Mitte der südamerikanischen Tropenwelt ausgestreckt, weniger erforscht, als das Innere Afrika's, und darum noch nicht zu einem lebendigen Gliede in die tausendringige Kette des Weltverkehrs eingereiht." Ihm ebenbürtig ist in Nordamerika das Stromgebiet des mächtigen Mississippi, d. h. des großen Flusses. Denn er überdeckt mit seinen Zweigen eine Landfläche von 54,000 □-M. und auch seine Nebenflüsse: der Missouri, der Ohio und der Arkansas, zählen in der Reihe großer Continentalströme. Und diese beiden amerikanischen Flußriesen stehen nicht isolirt da. Neben dem Amazonenstrome fließt in Südamerika auch der Laplatastrom, der mit seinen Zweigen eine Landfläche von 76,000 □-M. reichlich mit Wasser versorgt, und an der Seite des Mississippi in Nordamerika steht der St.-Lorenzstrom, ebenfalls mit 62,000 □-M. Stromgebietsfläche. Die alte Welt hat nichts dem Aehnliches aufzuweisen; denn wenn auch der Nil, nach den neuesten Untersuchungen seines Quellgebietes, von keinem Strome der Erde an Länge des Laufes (800 M.) übertroffen wird, so ist doch seine Wassermasse und sein Stromgebiet viel geringer, weil er nur zwei große Nebenflüsse (den blauen Nil und den Tacazze), in seinem ganzen untern Laufe

aber, auf einer Strecke von 200 M., gar keinen Nebenfluß aufnimmt, in dieser Beziehung keinem andern Strome der Erde vergleichbar. Wollten wir aber in Amerika Ströme aufsuchen, welche mit dem (175 M. langen) Rhein von gleicher Größe wären, so würden wir sie zu Hunderten zählen können.

Auch die Zahl der Landseen ist in Amerika sehr groß, besonders im Norden. Die Gruppe der 5 großen canadischen Seen, welche terrassenförmig über einander liegen und mittelst Stromschnellen (wie der Niagarafall) unter einander in Verbindung stehen, findet nirgends ihres Gleichen. Sie enthält die größte vereinigte Menge süßen Wassers der sämmtlichen Festlande, ja, man hat ausgerechnet, daß sie ungefähr die Hälfte des gesammten süßen Wassers der ganzen Erde ausmachen. (Der caspische See hat salziges Wasser.) Auch sie stehen nicht allein in diesem wasserreichen Welttheile. Der Athapescow-, der Winnipeg-, der Sclaven- und der Bären-See sind alle würdige Seitenstücke zu den canadischen Seen. Kein anderer Erdtheil besitzt eine so vielfache, so ausgedehnte und so schiffbare continentale Bewässerung. All dieser Wassersegen dient aber nicht bloß zur beständigen üppigen Befruchtung des Bodens, sondern bildet schon jetzt wichtige Handels- und Verbindungswege zwischen allen Theilen dieser großen Welt und wird es in der Zukunft wohl noch viel mehr sein.

Wärme und Feuchtigkeit sind die beiden Hauptfactoren in der Erzeugung einer üppigen und kräftigen Vegetation. Darum ist die vegetabilische Hülle nirgends so allgemein vorherrschend, als in der neuen Welt. Unter demselben Parallelkreise, unter dem Afrika ausgetrocknete und versengte Tafelländer besitzt, erfreut sich Amerika der ins Unendliche ausgedehnten Urwälder des Amazonen-Gebietes (von 400 geogr. Meilen Länge), welche mit ihren wild in einander verwachsenen gigantischen Baumkolossen eine undurchdringliche Wildniß bilden, wie sie in keinem andern Welttheile ähnlich existirt. Und welche Riesenkraft, welche üppige Ueberfülle zeigt hier überhaupt die Vegetation! Die Palmen mit ihren schlanken Formen beherrschen alle andern Bäume der Wildniß sowohl durch ihre Höhe (50—60 Meter), wie durch ihre überwiegende Anzahl und durch ihre majestätischen Blätterformen. Eine unzählige Menge Gebüsche und Bäume füllen den tiefern Platz aus, wo dieser erhabenen Baumgestalt die von Natur versagten Zweige fehlen. Emporkletternde, baumstarke, in einander verflochtene Lianen umgeben in unendlicher Mannichfaltigkeit mit ihren elastischen Zweigen dieses dichte Gebüsch. Die Flüsse, welche ihre stillen Wasser unter dem grünen Dome dieser unendlichen Waldmasse hindurchbewegen, bilden die einzigen von der Natur geöffneten Verbindungswege für die in dieser großen Einöde zerstreut umherwohnenden Völker. In Mexico und Yucatan werden durch die überall mit Riesenkraft sich eindrängende Vegetation die Monumente einer verhältnißmäßig alten amerikanischen Civilisation bald in grüne Hügel verwandelt,

bald ganz verwüstet; die unaufhaltsam tiefer und tiefer greifende Kraft der Pflanzenwurzeln vernichtet jedes von Menschenhand ihr entgegengestellte Hinderniß. In Mittel- und Südamerika ist also die Uebermacht der Pflanzennatur eine unbesiegbare Feindin aller Kunst.

Die Pflanzenwelt Nordamerika's zeichnet sich vor der europäischen durch Mannichfaltigkeit der Geschlechter und Arten mehr als durch die Masse der Individuen aus, eine Erscheinung, die wohl in dem Streichen der Gebirgsketten, welches der vorherrschenden Richtung der Gebirge Europa's entgegengesetzt ist, ihre Erklärung findet. Besonders gilt dieser größere Artenreichthum für die Forstflora; namentlich aus den Geschlechtern der Eichen, Eschen, Ahorne, Weiden, Pappeln und Tannen. Herzog Paul von Würtemberg, der sich längere Zeit mit dem Studium der Eichen Nordamerika's beschäftigt hat, glaubt über 120 verschiedene Eichenarten in Nordamerika nachweisen zu können, während Oken nur 8 europäische Arten kannte. In Oregon überragt „die Königin der Tannen" alle Baumarten der Erde, sie soll eine Höhe von 100 Meter erreichen.

Die Vegetation der neuen Welt ist aber nicht bloß eine kräftige und sehr ergiebige, sondern auch eine universelle, d. h. allenthalben verbreitete, und gerade hierin besteht ein neuer charakteristischer Unterschied im Vergleich mit der alten Welt. Wir finden in der neuen Welt keine großen Wüsten, wie auf den Festlanden Asiens und Afrika's. Wüsten konnten sich hier bei der Nähe der beiden Oceane nicht entwickeln. Daher gibt es in Amerika nur zwei Wüsten, und beide sind von beschränktem Umfange: 1) das salzige Hochland Utah in Nordamerika, wo die Mormonen ihren Hauptsitz haben, emporgehoben zwischen zwei Kämmen der Felsengebirge, welche an ihren pacifischen und atlantischen Abhängen allen Wasserdunst den Luftströmungen entziehen, und 2) die Wüste Atacama in Südamerika (Bolivia), in dem Gürtel des Südostpassats gelegen, der allen Wasserdunst verliert, bevor er die Andenkette übersteigt. Die Stellung Amerikas mit seiner großen Achse von Norden nach Süden, also quer zur Drehungsrichtung des Planeten, ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Feuchtigkeit des Klimas. Die ungleich größere Trockenheit der alten Welt ist nur theilweise die Folge der größeren Länderräume, sondern hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß ihre Massenausdehnung auf der nördlichen Halbkugel von Osten nach Westen sich erstreckt. Denn der trostlose Wüstengürtel vom atlantischen Saum der Sahara bis zur mongolischen Gobi ist nichts Anderes, als das Rinnsal der Nordostpassatwinde. In Amerika sind die Llanos des Orinocogebietes, welche ihrer geologischen Natur nach gerade zu dem verhängnißvollen Schicksal der Wüste Sahara verurtheilt werden mußten, während der Regenzeit so gut bewässert, daß sie einen großen Theil des Jahres mit einer üppigen Vegetation überdeckt erscheinen. Das Leben, welches eine Zeit lang zu schlafen,

ja, fast erloschen schien, entwickelt sich mit neuer Schönheit und frischer Kraft. Dem vom Winde emporgewirbelten Sandstaube entwachsen plötzlich reiche Grasfluren, in denen eine Menge Heerden ihre reichliche Nahrung finden. Und Tausende Gestalten von kriechendem Gewürm, welches während der Dürre in dem wässerigen Schlamme begraben liegt, kommen wieder zum Vorschein und erfüllen die temporären Flüsse und Seen, welche zur Regenzeit alle Thäler und Ebenen überziehen, mit regem Leben. An den Ufern der ausgetrockneten Sümpfe wirkt der erste Regenfall erweichend auf den hart zusammengetrockneten Boden; der befeuchtete Lehm erhebt sich und fällt schollenweise auseinander; Erdmassen werden emporgeschleudert, wie beim Ausbruch eines Schlammvulcans; und aus dem tiefen Innern kriecht eine riesige Wasserschlange, ein gepanzertes Crocodil hervor, welches zur Zeit der Dürre seinen unterirdischen Sommerschlaf hier abgehalten hat. Die Pampas des Rio de la Plata sind hohe Grassteppen, welche zahllose Heerden ernähren. Und die großen Prairieen des Mississippi und des Missouri erzeugen alljährlich eine vegetabilische Ueberfülle, an der sich die Büffelochsen und die anderen wilden Bewohner dieser Länder weidlich thun. Auch haben die ausgedehnten Urwälder Amerika's nicht das einförmige Ansehen der europäischen Waldungen mit ihren geselligen Pflanzenarten, sondern bestehen aus den mannichfaltigsten gigantischen Baumformen. So finden sich in Folge des oceanischen Klimas nirgendwo so ausgedehnte Wüsten in der neuen Welt, wie die alte Welt sie in Folge ihres Continentalklimas hat.

Die Thierwelt. Die übermäßige Feuchtigkeit wie die tropische Hitze üben jedoch einen nachtheiligen Einfluß auf die Entwicklung des höhern thierischen Organismus, daher hat in Amerika die Pflanzenwelt das Uebergewicht über die Thierwelt, und das Charakteristische der amerikanischen Thierwelt besteht in der Größe der Reptilien und der Menge und dem schillernden Farbenglanz der Insecten, zugleich aber in der Kleinheit und geringen Entwicklung der Säugethiere. Namentlich in Südamerika finden sich nur diejenigen Thiergattungen in zahlreichen Species und großer Menge, welche in ihrer Lebensweise entweder mit dem Wasser oder mit dem überwiegenden vegetativen Elemente verbunden sind. Daher wimmeln die zur Regenzeit entwickelten Flüsse und Sümpfe von Crocodilen (hier: Caymans genannt), von Riesen-Eidechsen (Iguanen), Basilisken u. s. w., und die unzugänglichen Wälder verbergen eine große Anzahl Schlangen jeder Art und Größe. Die glänzendste Pracht aber entfaltet die von der Vegetation abhängige Insectenwelt: die größte aller Käfer-Gattungen (der „herkulische Roßkäfer") und die schönsten Schmetterlinge mit großen, in den herrlichsten Farben schimmernden Flügeln. Dagegen trifft man unter den Säugethieren die höher organisirten Gattungen der alten Welt in Südamerika nur in ungleich geringerer physischer und geistiger Entwickelung an: statt der kolossalen Thiergestalten Afrika's und Südasiens, statt der

Elephanten, der Rhinocerosse und Nilpferde, jener gewaltigen Riesen der alten Welt, hat die neue Welt die verhältnißmäßig winzigen Tapire aufzuweisen. Unter den Wiederkäuern erreicht das Lama der Anden nicht halb die Größe der Kameele und Dromedare. Statt des afrikanischen königlichen Löwen und des wilden Tigers auf den Inseln an der Mündung des Ganges, besitzt Amerika die Unze und den Jaguar in den brasilianischen Wäldern, welche kaum mehr als große Katzen sind. Unter den Affen sind hier gerade die Familien mit langen Schwänzen vorherrschend und charakteristisch, welche aber zugleich zu den am wenigsten höher entwickelten gerechnet werden dürfen; sie besitzen die Organisation des Affengeschlechtes vom niedrigsten Grade. Aber nicht bloß in physischer Ausbildung stehen die höheren Thierarten denen der alten Welt nach, sondern es fehlt ihnen auch die Kraft der Seele, die unbezähmbare Wildheit, der feurige Muth und die Intelligenz, wie wir sie bei den ähnlichen Thieren der alten Welt zu bewundern und zu fürchten gewohnt sind. In dem tropischen Amerika steht also das ganze Thierreich auf einer viel niederern Stufe als in der alten Welt, eine Folge des vorherrschenden nassen und vegetabilischen Elementes. Ueberall, wo das vegetabilische Leben die Oberhand errungen hat, ist das animalische Leben am meisten davon verdrängt und erniedrigt.

Anders verhält es sich mit Nordamerika. In Folge seines verhältnißmäßig mehr continentalen Charakters besitzt dasselbe einige höhere Thier-Organismen, welche uns stark an die alte Welt erinnern. Der kräftige Büffel, das stattliche Rothwild, das Elennthier und der Bär sind Beweise von jener thierischen Stärke der nördlichen Natur dieses Landes, welche in den Continenten der alten Welt vorherrscht, von der also Nordamerika auch seinen Theil besitzt.

Selbst der Mensch, der Ureinwohner Amerika's, trägt in seinem ganzen Charakter den unverkennbaren Stempel einer hervorragenden vegetabilischen Natur. Schon die Kupferfarbe seiner Haut deutet entschieden darauf hin, daß er in dem Schatten jener gewaltigen Urwälder lebt, seinen Körper nicht so oft und nicht so viel der brennenden Zenithsonne aussetzt, als der schwarze Afrikaner. Das vorherrschend melancholische, ernste Temperament dieses Menschenschlages ist ein sprechendes Zeichen des überlegenen vegetabilischen Einflusses. Es herrscht eine unheimliche Kälte und Unempfindlichkeit in dem Charakter dieser amerikanischen Race. „Fremd unsern Hoffnungen, fremd unsern Freuden und unserm Kummer", sagt ein scharf beobachtender Reisender, „ist es selten, daß eine Thräne ihr Auge befeuchtet, daß ein Lächeln durch ihre Mienen zuckt." — Legt der amerikanische Indianer auch zuweilen den Beweis einer starken Muskelkraft an den Tag, so ist dies doch immer nur während eines rasch vorüberfliegenden Momentes, denn andauernd strenge Arbeit erträgt sein Körper nicht. Als die ersten Entdecker und eroberungssüchtigen Besitznehmer der neuen Welt die arglosen Indianer, welche

die Weißen wie Götter einer andern Welt empfangen hatten, mit roher Gewalt zu den schweren Arbeiten in den Bergwerken und auf den Plantagen antrieben, da zeigten sich diese unglücklichen Menschen einer solchen Anstrengung gar nicht gewachsen. Daher entschlossen sich die später einwandernden Europäer, die viel abgehärteteren und viel kräftigeren Wilden der alten Welt, die Neger, einzuführen. — Selten hat der amerikanische Urbewohner sich zu einer höhern Lebensweise als der des Jagens emporschwingen können. Und in der Reihenfolge der Civilisation steht das Jägerleben auf der allerunterſten Stufe. Er verstieg sich nicht einmal zu dem Range eines Hirten, wie die Urvölker der alten Welt; daher fehlten ihm auch die Hausthiere, welche ihn hätten nähren können mit Milch und Fleisch, oder kleiden mit Wolle und Häuten, und erst nach der Entdeckung Amerika's wurden die Hausthiere der alten Welt dort eingeführt. So finden wir denn von einem Ende bis zum andern durch ganz Amerika denselben kläglichen Zustand der Ureinwohner; nur die wenigen Bergvölker auf den Hochebenen Mexico's und Peru's machen eine schwache Ausnahme. Wenn aber diese Völker nicht dieselbe niedere Lebensweise an den Tag legen, wenn sie sich einigermaßen emporgeschwungen haben in der Sphäre der Humanität, — so liegt die Ursache davon in ihrem Leben auf höheren Regionen, auf den erhabenen Plateaux, wodurch sie sich über die heiße und wasserreiche Atmosphäre emporgehoben und somit auch der überwältigenden Macht der von ihr ins Leben gerufenen Vegetation entzogen haben. — Während die Bevölkerung der alten Welt in eine große Anzahl von Nationen getheilt ist, welche durch Verschiedenheit des Charakters, der Sprache und der Gesittung von einander getrennt sind, haben nicht bloß die einheimischen Amerikaner schwach ausgeprägte, wenig verschiedene Charaktere, sondern auch die Eingewanderten bilden bloß zwei bis drei Nationen, welche unermeßliche Räume einnehmen und zwischen denen keine solche Gegensätze bestehen, wie in der alten Welt zwischen den abendländischen und morgenländischen Völkern, höchstens ein solcher Unterschied, wie in der Heimat der Eingewanderten zwischen germanischen und romanischen Nationen.

Wenn wir nun zum Schlusse die alte und die neue Welt in Bezug auf ihre culturhistorische Bedeutung vergleichen, so ergibt sich, daß die alte Welt wie die Heimat des Menschengeschlechtes, so auch die Wiege aller Cultur war. Asien hat aus seiner centralen Mitte seine Völker ausgesendet und seine einheimischen Culturkeime bis zu einer gewissen Stufe entwickelt, dagegen nichts Fremdes in sein Eigenthum verwandelt und keine Empfänglichkeit für das Ausländische gezeigt. Europa war durch seine glückliche physische Organisation, namentlich durch den gänzlichen Mangel an undurchdringlichen Wüsten und an unübersteiglichen Gebirgsmauern im Innern, in ungleich höherm Grade, als Asien, geeignet, eine leichtere Verbreitung, eine innigere Verbindung der Bewohner, so wie einen gegenseitigen Austausch

ihrer Cultur zu vermitteln. Daher war Europa dazu bestimmt, die große Station für das zweite Stadium der Culturentwicklung der Menschheit zu werden, die gegen Westen vorrückenden Völker aufzunehmen, die von ihnen empfangenen Culturkeime weiter zu entwickeln, und so wurde der kleinste Erdtheil die geistige Metropole unseres Planeten, der geistige Brennpunkt, der alle Lichtstrahlen sammelt, der sie aber auch wieder ausstrahlt, indem Europa in Folge seiner günstigen Stellung in der Mitte der Landhalbkugel und seiner zahlreichen Binnenmeere die auf seinem beschränkten Raume entwickelte Cultur zuerst (schon im Alterthum) den beiden andern Continenten der alten Welt, seit dem 16. Jahrhundert auch den beiden Continenten der neuen Welt mittheilte. Deßhalb hat man Europa nicht mit Unrecht als den pädagogischen Erdtheil für das Menschengeschlecht bezeichnet. Afrika hat nur an seinem Nord- und Südrande von anderweitigen Culturen sich Einiges angeeignet und eben so wenig selbst Eigenes in das Allgemeine ausgestrahlt. Die neue Welt dagegen, Amerika, ist derjenige Theil der Erde, welcher sich alles Einheimischen, selbst seiner Völkerschaften, Sprachen und Künste entledigt hat; seine Indianerstämme sind fast ganz ausgestorben, seine Kaziken und Inkas in Mexico und Peru sammt ihrer alten Cultur sind untergegangen. Es hat sich passiv dem europäischen Fremdling hingegeben und mit europäischer Bevölkerung auch die europäische Cultur in sich aufgenommen. Kurz, die neue Welt ist eine Verjüngung der alten Welt, Amerika ein verjüngtes Europa geworden, wie es scheint mit der Bestimmung, eine zweite große Werkstätte der Verarbeitung aller Gaben der Erde und aller Gaben der Völker für die höhern geistigen Bedürfnisse des Menschengeschlechtes zu werden, und also die Entwicklung der Cultur in ihrem dritten Stadium wenigstens theilweise zu übernehmen.*)

12. Die geographische Stellung des Festlandes zum Ganzen der Erdoberfläche.

(Nach K. Ritter, Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, bearbeitet von dem Herausgeber.)

Den größten Gegensatz, den es auf unserer Erdoberfläche gibt, bildet die Vertheilung von Land und Wasser (der starren und der flüssigen Form). In dieser Beziehung kann man die Erdkugel in eine Landhalbkugel und eine Wasserhalbkugel eintheilen; jene umlagert den Nordpol, diese den Südpol. Die feste Form (Continente und Inseln) liegt zum größern Theile auf der nördlichen Halbkugel, kaum ein Drittheil auf der südlichen.

*) Nach K. Ritter's Europa, Vorlesungen, herausgegeben von H. A. Daniel. 1863.

Da zugleich die östliche Halbkugel das meiste Land, die westliche das meiste Wasser hat, so ist der Nordosten das Gebiet der festen, der Südwesten das der flüssigen Form. Auf der Landhalbkugel liegen die Meere innerhalb der Länder, auf der Wasserhalbkugel umgekehrt die Länder innerhalb der Meere. Europa, das kleinste Festland, liegt in der Mitte der Landwelt, Australien, die größte Insel, in der Mitte der Wasserwelt, als Hauptstamm der größten Inselwelt. Den Uebergang von der Landhalbkugel zur Wasserhalbkugel bilden schmale Gestadeländer und sporadisch zerstreute Inseln, als letzte Vertreter der Continentalform. Denn auf der Landhalbkugel findet sich der Gegensatz zwischen der Massen-Anhäufung gegen ihre Mitte (d. h. den nördlichen Polarkreis) einerseits und der Zersplitterung in Halbinseln und Inseln gegen die Peripherie hin andererseits. So umlagern den nördlichen Polarkreis die beiden großen Continente der alten und neuen Welt fast in ihrer größten Breite und nähern sich nach der oceanischen Seite auf den Raum einer Tagesreise (Behringsstraße), während nach den nichtarktischen Seiten (Osten, Süden, Westen), besonders aber nach Süden hin eine zunehmende Verengung der Continente, ein Auslaufen derselben in keilförmige Halbinseln erscheint.

Einfluß dieser geographischen Stellung auf die Entwicklung der Cultur. Die Landhalbkugel hat im Vergleich mit der Wasserhalbkugel günstigere Verhältnisse, sowohl in der Wärme-Vertheilung als in der Cultivirung ihrer Bewohner durch größere Leichtigkeit der gegenseitigen Berührungen, durch vielseitigern Austausch der Erzeugnisse des Bodens wie des Geistes. Daher erlebte die Landwelt schon früh eine culturgeschichtliche Entwicklung, während die Wasserwelt Jahrtausende hindurch einen Haufen in Rohheit verharrender Völkergruppen beherbergte, ehe die vervollkommnete Weltschifffahrt sie erreichte und ihr die Cultur der Landwelt zuführte. Wie folgenreich dieser Einfluß der Lage auf die Cultivirung sei, zeigt Europa im Vergleich mit Australien. Während nämlich Europa in der Mitte der Landhalbkugel durch die vielseitigste Berührung mit der Continentalform unseres Planeten theils die größte Aneignungsfähigkeit für die mannichfaltigen Gaben der übrigen Landwelt in sich entwickelte, theils die entschiedenste Einwirkung auf den übrigen Continent entfaltete, stand Australien so sehr außerhalb aller natürlichen Berührungen mit der Continental-Halbkugel, daß es erst jetzt, da in Folge der hohen Vollendung der oceanischen Schifffahrt die Oceane nicht mehr Völker und Staaten scheiden, sondern verbinden, in den Kreis allgemeiner Civilisation und des gemeinsamen Weltverkehrs eingetreten ist; doch nimmt die Civilisation in diesem jüngsten Erdtheile (den die Geologen für den ältesten halten) auch nun einen viel raschern Gang als in Amerika oder gar in der alten Welt.

Auch die angegebene Gestaltung der Landhalbkugel ist nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung und die Gleichartigkeit (weniger auf den

Grad) der Cultur gewesen. Die Ausdehnung der Ländermassen nach der gemeinsamen Mitte (dem Polarkreis) und die Verengung nach der Peripherie hin hatte nämlich zur Folge, daß, je näher die einzelnen Länder der gemeinsamen Mitte stehen, sie desto früher in Berührung kamen, und daher mehr verwandte Erscheinungen in Bezug auf Bevölkerung und Cultur darbieten, während die von jenem Mittelpunkte (dem Boden der alten Geschichte) entfernten Länder, d. h. die Peripherie-Länder, eben weil sie durch weite Meeresräume von einander getrennt sind, in sich abgeschlossen, eigenthümliche Welten darstellen. Wie dies im Großen bei den Südenden der drei großen Erdtheile, Amerika, Afrika, Asien, sich bewährt, so wieder in kleinerem Maßstabe bei den drei südlichen Halbinseln sowohl Asiens als Europa's — sechs verschiedenen Ländersystemen, deren jedes mit seinen Bewohnern eine Welt für sich bildet.

Die Vortheile der continentalen Länderstellung mit denen der Peripherie-Länder vereinigt der Nordwesten der alten Welt (Europa) und der Nordosten der neuen Welt (Nordost-Amerika), indem ihnen durch den Atlantischen Ocean — abgesehen von der günstigen Form der Gegengestade auf weite Küstenlinien hin — der Weg sowohl zu der südlichen Wasserhalbkugel als zu den Gestadeländern der Peripherie geöffnet ist. Und an diesen Vortheilen sind in Europa nicht bloß die an den Ocean grenzenden Länder, sondern in Folge der zahlreichen Binnenmeere und Buchten, insbesondere aber vermittelst der Meeresdurchbrechungen (Meerengen) auch die meisten Binnenländer betheiligt. Der Einfluß der Natur und somit die Weltstellung ist aber nicht zu allen Zeiten dieselbe geblieben. So hat die Landhalbkugel im Laufe der Jahrhunderte ihre Culturseite von innen nach außen gekehrt. Die Länderbreiten Asiens stehen heut zu Tage viel weniger in gegenseitiger Verbindung, als im Alterthume und Mittelalter; jetzt verbindet sie die oceanische Peripherie. So ist auch Europa nur in einer Durchgangs-Periode Abendland gewesen, und, nachdem es seine Bestimmung als vermittelndes Glied erfüllt hatte, ist die neue Welt (Amerika) oder das neue Abendland das Ziel der Völkerzüge geworden, welches bei der durch seine insularische Natur erhöhten Zugänglichkeit leicht die Gaben der alten Welt aus der gemeinsamen Mitte empfangen konnte.

---

13. Die Culturstufen der Menschheit.

(Nach Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie.)

Die äußere Form des Landes, in welchem der Mensch wohnt, hat großen Einfluß auf das Ziel und die Entwicklung seiner Bildung. Es ist keineswegs für den Menschen gleichgültig, ob er einen weitausgedehnten

Continent oder eine Insel bewohnt. Auch von der Gestaltung des Landes selbst ist Vieles abhängig. Ein von hohen Gebirgen durchzogenes Land wird des Menschen Leben anders gestalten als ein Land, das, frei von jedem Gebirge, nach allen Seiten sich ausdehnt. Und letzteres wieder nährt ganz andere Bewohner, wenn es von großen schiffbaren Flüssen durchschnitten ist, als wenn es von Flüssen entblößt, verdorrt und vertrocknet daliegt.

Das Klima ist eine Macht, welche den Menschen beherrscht und ihm nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung seine Richtung vorzeichnet. Das rauhe Klima zwingt den Menschen zu härterer Arbeit und größerer Anstrengung als das warme. Nicht nur daß Kleidung und Wohnung, deren er im warmen Klima fast gar nicht bedarf, einen großen Theil seiner Kräfte in Anspruch nehmen, benöthigt er zur Fristung seines Lebens sowohl reichlicherer als auch substanziöserer Nahrung. Letztere wird im warmen Klima von der üppig sprossenden Natur in allen Formen von selbst dargeboten, während sie im kalten Klima durch harte mühselige Arbeit erkämpft werden muß.

Wir wissen, daß mäßige Arbeit den Menschen sittigt und veredelt, während Müßiggang denselben moralisch zu Grunde richtet. Daher finden wir in den Tropenländern die Sclaverei und den Servilismus zu Hause, die um den Preis des geliebten Müßigganges Alles über sich ergehen lassen, was der Despotismus über sie verhängt. Daher begegnen wir in den Ländern des Nordens dem wilden unbeugsamen Trotz, der, eine Folge harter Arbeit, Alles zu bezwingen glaubt. Wie die Geschichte zeigt, sind allzu große Hitze und allzu große Kälte in ihren Einwirkungen auf die moralische Cultur des Menschen nicht viel verschieden. Beide lähmen die Energie desselben und unterbrechen seine Arbeit; beide führen in Folge der Unregelmäßigkeit und der damit Hand in Hand gehenden Armuth und Unwissenheit zu Lastern — in dem einen Falle zum stillen hinbrütenden Müßiggang, in dem andern Falle zum Trunke.

Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf des Menschen Entwicklung hat die ihn umgebende Natur, die Flora und Fauna des Landes, welches er bewohnt. Besonders sind es die Nutzpflanzen und Nutzthiere, deren Verbreitung in des Menschen materielle und moralische Cultur tiefer eingreift als andere anscheinend wichtigere Ursachen. So läßt sich die tiefe Stufe, auf welcher der Australier steht, ganz leicht — neben der eigenthümlichen Gestaltung des Landes — aus der äußerst beschränkten Anzahl der Nutzpflanzen und Nutzthiere begreifen, welche ihm von der Natur zur Verfügung gestellt waren. Der Polynesier wäre gewiß weiter fortgeschritten, wenn er einerseits nicht auf so arme Inselchen verschlagen worden wäre, andererseits ihm säebare Nutzpflanzen und größere, stärkere Nutzthiere zu Gebote gestanden hätten. Und gewiß wäre auch der Amerikaner, vorausgesetzt der größere Theil des von ihm bewohnten Continents wäre günstiger gestaltet, nicht Jäger und Fischer geblieben, wenn ihm von der Natur eine größere Anzahl

von Nutzpflanzen und irgend ein größeres zähmbares Thier zur Verfügung gestellt worden wären.

Außer dem nun dem Aussterben zueilenden Australier gibt es wohl kaum eine Menschenrace, die auf einer so tiefen Stufe materieller und geistiger Entwicklung stände, daß man sie, falls sie keine Sprache und die darauf basirte gesellschaftliche Entwicklung hätte, kaum vom Thiere unterscheiden könnte. Die Bedürfnisse des Australiers sind rein thierischer Natur. Seine Wohnung ist von den Lagerstätten der Thiere, den Nestern der Vögel wenig verschieden. Er baut weder Nutzpflanzen noch sammelt er irgend welche Vorräthe ein. Er jagt und fischt mit den einfachsten und primitivsten Werkzeugen, sobald ihn der Hunger quält; ist dieser befriedigt, so hat die Arbeit auch ihr Ende. Außer der natürlichen Zuneigung zu den Kindern und zum Weibe, welche allen Thieren gemein ist, finden sich bei ihm wenige Elemente irgend eines Familienlebens vor.

Auf einer bedeutend höhern Stufe stehen die Fischer- und Jägervölker Amerika's und Nordasiens. Wenn auch die Bedürfnisse vorwiegend sinnlicher Art sind, so haben sie doch schon einen Zweck — den der Bequemlichkeit. Die Wohnung wird meistens derart aufgebaut, daß sie dem Sturm und Regen Trotz bietet und gegen dieselben hinreichenden Schutz gewährt. Man richtet sie wohnlich ein und verbirgt in derselben seine Geräthschaften. Meistens ist der Sinn nicht nur auf die Nützlichkeit, sondern auch auf die Schönheit gerichtet; die Wohnung wird in verschiedenartiger Weise geziert.

Obschon der Jäger und Fischer in seltenen Fällen — und dies nur nebenbei — sich auf den Anbau von Nutzpflanzen einlassen, so sammeln sie doch meistens Vorräthe verschiedener Art ein. Schon auf dieser Stufe offenbart die Arbeit ihren veredelnden Einfluß. Sie stählt den Menschen und gibt ihm ein gewisses Selbstvertrauen. Sie erhöht seine physische Kraft und verleiht ihm gegenüber seinen Genossen einen gewissen Adel. Durch das Zusammenwohnen in größeren Gemeinschaften entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr und stellen sich auch bestimmte sittliche und religiöse Begriffe ein.

Auf einer höhern Stufe der Entwicklung stehen die verschiedenen Nomadenvölker. Jägerei und Fischerei sind ein unsicheres Gewerbe. Sie reiben des Menschen Kraft zu viel auf, ohne ihm immer ausgiebige Nahrung zu bringen. Sie machen ihn wild und trotzig; nicht nur das Wild, welches er verfolgt, sondern alle seine Mitmenschen, die unmittelbar den Ertrag seiner Jagd schmälern, sind seine Feinde. Mit wilder Brutalität entringt er der Natur seinen Unterhalt. Anders der Nomade. Dieser hat das Thier eingefangen, durch sanfte Behandlung an sich gewöhnt und gezähmt. Dieses Thier treibt er auf die besten Weiden, und da der Boden, auf welchem er wohnt, diese nicht immer bietet, so zieht er mit denselben umher. Der Umgang mit dem zahmen Thiere macht ihn selbst milder und mitleidsvoller.

Wegen des größern Ertrages, welchen die Viehzucht gegenüber der Jagd gewährt, ist es nicht mehr nöthig, in abgesonderten kleinen Stämmen über das Land zerstreut zu wohnen. Es können sich größere Gesellschaften bilden; in Folge dessen entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr, die sittlichen und religiösen Ideen werden klarer.

Doch hat das Nomadenthum eine große Schattenseite. Es zwingt die Stämme zu immerwährendem Wandern, wodurch viele Zeit, an der wohl dem Nomaden wenig liegt, verloren geht. Nebstdem ist es noch zu sehr auf die Stillung der täglichen Bedürfnisse berechnet und ist nicht im Stande, eine größere Menschenmenge dauernd zu ernähren. Letzteres vermag der Ackerbau allein zu leisten. Daher steht der Ackerbauer höher als der Nomade. Der Ackerbau allein ist im Stande, eine Cultur, welche über die täglichen Bedürfnisse hinausgeht, zu erzeugen. Der Ackerbau macht dem Wandern Einhalt und bewegt den Menschen, nicht nur seine Hütte fester und wohnlicher aufzubauen, sondern seine ganze Umgebung sich einzurichten. Die Pflege des Bodens erfordert eine gleichmäßige Arbeit, die dem Nomaden fremd ist. Trotzdem gewinnt der Ackerbauer, da er des zeitraubenden Wanderns überhoben ist, so viel Zeit, um auch andere Bedürfnisse, welche sich regen, zu befriedigen. Dazu gibt ihm nicht nur der reichliche Ertrag seines Bodens die hinreichenden Mittel, sondern derselbe setzt ihn in den Stand, auch Andere für gewisse, ihm zu leistende Arbeiten und Dienste zu ernähren.

Während der Nomade in weit von einander liegenden Gemeinschaften zu wohnen gezwungen ist, da er größerer Strecken Weidelandes zur Ernährung seiner Herden bedarf, können die Ackerbauer ganz nahe zusammenrücken und in großen Gemeinschaften zusammenwohnen. Es können sich nicht nur Gemeinden, sondern auch Staaten bilden. Allen jenen Bedürfnissen der Kleidung und Nahrung, welche vom Jäger und Nomaden innerhalb der Familie befriedigt werden, widmen sich nun Leute von besonderer Kunstfertigkeit. Es entwickelt sich die Industrie.

Nicht auf jedem zur Ausübung des Landbaues tauglichen Flecken Landes kann sich aber eine höhere Cultur entwickeln. Es sind nur einzelne große, durch massenhafte Gebirge geschützte und von bedeutenden Strömen durchschnittene Ebenen oder günstig gelegene Inseln, auf denen sich die Menschen zu größeren Gesellschaften ansammeln und in wechselseitigem Verkehr mit einander die Elemente der Cultur selbständig erzeugen können.

14. Die Eintheilung der Menschen nach Racen und Völkern.

(Nach Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie.)

Obwohl der Mensch ein einheitliches, sinnlich-vernünftiges Wesen ist, so ist er doch in dieser Hinsicht das Object zweier Wissenschaften, nämlich der Anthropologie oder allgemeinen Menschenkunde und der Ethnographie oder speciellen Volkskunde. Während die erstere ihn in Racen zerlegt und classificirt, vertheilt und classificirt ihn die letztere nach Völkern. Obwohl nun Race und Volk auf ein und dasselbe Object sich beziehen, nämlich den Menschen, gehören sie doch zwei verschiedenen Wissenschaftssphären an. Race ist ein streng anthropologischer, Volk dagegen ein streng ethnographischer Begriff.

Gleichwie beim Thiere die ihm von Natur aus zukommenden Merkmale und Eigenschaften die ursprünglichen sind, gegen welche die durch Zähmung entstandenen Qualitäten als erst später hinzugekommen betrachtet werden müssen, ebenso ist auch beim Menschen der Racen-Charakter das Ursprüngliche, der ethnologische Charakter dagegen als etwas später nach und nach Gewordenes anzunehmen.

Blumenbach, der Begründer der wissenschaftlichen Anthropologie, zerlegt den Menschen in fünf Racen, nämlich: 1) die weiße, kaukasische; 2) die gelbe, mongolische; 3) die schwarze, äthiopische; 4) die rothe, amerikanische und 5) die braune, malayische. Obwohl er bei dieser Eintheilung von den physischen Merkmalen des Menschen ausgeht und namentlich die Schädelbildung und die Hautfarbe berücksichtigt, so scheint es doch, als hätte ihn nicht dies allein zu seiner Eintheilung bestimmt, sondern vielmehr und in noch größerem Maße die geographische Vertheilung des Menschen nach den fünf Welttheilen: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien. Wenn auch der Gedanke, der dabei zu Grunde liegt, daß nämlich jeder größere Strich Landes seine eigene Menschenvarietät beherbergt, ein ganz richtiger ist, und durch die Lehren der Thier- und Pflanzengeographie glänzend bestätigt wird, so ist dennoch seine Ausführung eine ganz verfehlte. Wie nämlich der Thier- und der Pflanzen-Geograph nachweisen, fallen die von ihnen gezogenen Verbreitungsgebiete der Thier- und der Pflanzen-Arten nicht mit der von der Geographie angenommenen Theilung der Erde in die sogenannten Welttheile zusammen, sondern im Gegentheile, beide gehen sehr weit aus einander und haben mit einander wenig oder gar nichts gemein. Dieses scheinen auch Blumenbach's Nachfolger nach und nach eingesehen zu haben, und es hat beinahe jeder ein eigenes System aufgestellt, indem er entweder den Umfang der von ihm aufgestellten Racen beschränkte oder erweiterte. So nimmt Cuvier nur drei Racen an, nämlich: 1) die weiße (la blanche, ou caucasienne); 2) die gelbe

(la jaune, ou mongolique); 3) die schwarze, (la nègre, ou éthiopique), wenn ihm auch die Malayen, Papuas und Amerikaner nicht geringe Schwierigkeiten zu bereiten scheinen. Dem gegenüber stellt Charles Pickering nicht weniger als eilf Racen auf, die er unter vier nach der Hautfarbe vertheilte Gruppen zusammenbringt, nämlich: A. Weiße: 1. Araber, 2. Abessinier; B. Braune: 3. Mongolen, 4. Hottentoten, 5. Malayen; C. Schwarzbraune: 6. Papuas, 7. Negrillos, 8. Hindus oder Telingas, 9. Aethiopier; D. Schwarze: 10. Australier, 11. Neger. Der Amerikaner Samuel George Morton stellt in seinen Schriften sogar zweiundzwanzig Racen auf.

Eine große Einseitigkeit aller dieser Systeme, so wie mehrerer anderer an diese sich anschließenden besteht darin, daß der Mensch ausschließlich nach seiner äußerlichen Seite, als thierisches Wesen, betrachtet wird. Von einer Betrachtung der geistigen Seite, seiner Sprache, seines Fühlens und Denkens, seines socialen Lebens sind dabei nur wenige Spuren vorhanden. Und doch darf gerade beim Menschen, im Gegensatze zum Thiere, eine genaue Betrachtung dieser Seite nicht vernachlässigt werden.

Nicht mit Unrecht hat man die große Wichtigkeit des Schädels und seines Inhaltes, des Gehirnes, innerhalb des menschlichen Organismus stets betont und der Betrachtung dieser Organe eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Dieser Theil des menschlichen Leibes war auch am leichtesten einer genauern Untersuchung zugänglich, indem er sich einerseits vor Beschädigungen schützen und aufbewahren ließ, andererseits mit Leichtigkeit aus allen Welttheilen beschafft werden konnte. Man darf sich daher nicht wundern, daß mehrere Anthropologen gerade im Schädel und seinen Formen jenes Merkmal gefunden zu haben glaubten, nach welchem man methodisch und exact den Menschen classificiren könne. Das erste und consequenteste System in dieser Richtung verdanken wir dem schwedischen Naturforscher Anders Retzius, welcher, von zwei Schädel- und zwei Gesichtsformen ausgehend, vier Typen der Kopfbildung aufstellte. Doch steht dieses System gleich den anderen von der naturwissenschaftlichen Seite ausschließlich unternommenen mit mehreren Erfahrungen, welche der Sprachforscher und Ethnograph zu machen Gelegenheit haben, im Widerspruche (z. B. ist die Abtrennung der Afghanen von den Persern und Indern für den Ethnologen ein Räthsel). Dieser Widerspruch rührt aber offenbar daher, daß einerseits dieses System kein genealogisches, sondern ein morphologisches ist, andererseits der Naturforscher die Geschichte des Menschen zu wenig zu Rathe gezogen und die geistig-sociale Seite desselben ganz übersehen, der Sprachforscher und Ethnolog dagegen die physische Seite des Menschen bisher fast gar keiner Betrachtung gewürdigt haben. Soll nun auf diesem Gebiete ein Fortschritt überhaupt angebahnt werden, so ist eine Vereinigung dieser beiden Richtungen nothwendig. Die von E. Häckel im Geiste der Lehre Darwin's aufgestellte Eintheilung des Menschengeschlechtes nach Racen und Völkern (oder wie Häckel

von seinem Standpunkte es nennt, Arten und Racen), stützt sich vornehmlich auf die Beschaffenheit der Behaarung und die Sprache, welche zwei Dinge viel constanter als die Schädelform sich zu vererben pflegen. Dabei ist jedoch die Betrachtung der übrigen körperlichen und psychischen Eigenschaften, welche die Verschiedenheit der Typen innerhalb des Menschengeschlechtes begründen, nicht ausgeschlossen, sondern im Gegentheil genau berücksichtigt.

Nach der Beschaffenheit der Kopfhaare zerfallen die Menschen zunächst in zwei große Abtheilungen, nämlich Wollhaarige (Ulotriches) und Schlichthaarige (Lissotriches). Während bei den ersteren das Haar bandartig abgeplattet und der Querschnitt desselben länglich rund erscheint, ist jedes Haar bei den letzteren cylindrisch und zeigt sich der Querschnitt desselben kreisrund. Sämmtliche wollhaarige Menschenracen wohnen auf der südlichen Erdhälfte bis zum Aequator und einige Grade über diesen hinauf.

Innerhalb dieser zwei großen Abtheilungen ergeben sich nach der nähern Beschaffenheit und dem Wachsthum des Haares beiderseits wieder zwei Unterabtheilungen. Zunächst bei den Wollhaarigen: 1. Büschelhaarige (Lophocomi); 2. Vließhaarige (Eriocomi). Bei den ersteren wachsen die Haare getrennt in einzelnen Büscheln, bei den letzteren dagegen gleichmäßig über die ganze Kopfhaut vertheilt. — Die Schlichthaarigen zerfallen ebenso in zwei Unterabtheilungen, nämlich: I. Straffhaarige (Euthycomi); II. Lockenhaarige (Euplocomi). Während bei den ersteren das dunkle Haar glatt und straff herabhängt, fließt bei den letztern das schwarze oder blonde Haar in Locken herunter. Mit dieser letztern Eigenschaft ist ein mehr oder weniger kräftiger Bartwuchs verbunden, welcher den übrigen Abtheilungen entweder ganz mangelt oder nur schwach entwickelt ist.

Diese zwei Abtheilungen mit ihren zwei Unterabtheilungen umfassen 12 Racen, welche folgendermaßen sich vertheilen:

I. Wollhaarige:	A. **Büschelhaarige:**	1. Hottentoten.
		2. Papuas.
	B. **Vließhaarige:**	3. Afrikanische Neger.
		4. Kaffern.
II. Schlichthaarige:	A. **Straffhaarige:**	1. Australier.
		2. Hyperboreer oder Arktiker.
		3. Amerikaner.
		4. Malayen.
		5. Mongolen.
	B. **Lockenhaarige:**	1. Dravidas.
		2. Nubas.
		3. Mittelländer.

Diese zwölf Racen theilen sich wieder ihrerseits je nach der Sprache und der auf dieser basirten geistigen Cultur in mehrere Volksstämme. Die Zahl

dieser ist innerhalb der einzelnen Racen verschieden; seltener kommt es vor, daß Sprache oder Volk und Race sich gegenseitig decken. Einen Volks- und Sprach-Ursprung setzen nur die Kaffern und Malayen unzweifelhaft voraus, und diese beiden Menschenracen kann man in Bezug auf die in sie fallenden Völker als monoglottisch bezeichnen. Zweifelhaft ist dies bei den Papuas und den Australiern, da das Material, aus welchem der Forscher seine Schlüsse ziehen könnte, nicht derart vollständig ist, um dies mit Sicherheit thun zu können. Dagegen sind die übrigen acht Racen polyglottisch, d. h. sie setzen mehrere mit einander in gar keinen Verwandtschaftsverhältnissen stehende Sprachstämme voraus, sie zerfallen daher in eine Reihe von Völkern, welche von einander vollkommen unabhängig sind.

In der Entwicklungsgeschichte der Racen und Völker können wir einen successiven Fortschritt derselben nicht verkennen.

Auf der untersten Stufe sehen wir den Australier, ein Wesen, welches fast ans Thier streift, ein Wesen ohne alle andere als rein thierische Bedürfnisse. Der Australier lebt gleich dem Thiere meistens von der zufällig gefundenen Nahrung: er hat eine sehr mangelhafte Wohnung. Sein Gemüth ist stumpf, nur die Befriedigung thierischer Triebe, wie Hunger, Durst, Geschlechtslust, vermögen einigermaßen es zu erregen. Von bestimmten religiösen Ideen, von der Verehrung bestimmter Gottheiten sind nur geringe Spuren vorhanden.

Höher steht bereits der Papua. Er sammelt Nahrung ein, züchtet einige Thiere und bebaut das Land, wenn auch alles mangelhaft. Seine Hütten sind meistens am Ufer gebaut und ganz den in Mitteleuropa an den Seen gefundenen Pfahlbauten ähnlich. Sein Gemüth ist heiter; er findet auch an andern Dingen als der Befriedigung thierischer Triebe seinen Gefallen. Sein Aberglaube hat eine bestimmtere Form; er schnitzt sich Götzen aus Holz und baut ihnen Tempel.

Einen höhern Fortschritt zeigt der Malayo-Polynesier. Neben den auf Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse abzielenden Einrichtungen, finden sich bereits einige Culturelemente vor. Wir finden ein Familienleben entwickelt. Die einzelnen Stämme werden von Häuptlingen regiert. Es lassen sich durch Sitte und Gewohnheit geheiligte Gesetze nachweisen. Man baut Schiffe, mit denen man sich ins Meer hinauswagt. Die religiösen Ideen sind bestimmt ausgeprägt und nehmen bereits die Form der Sage an. Freude und Leid äußern sich in Gesängen, welche im Gedächtnisse aufbewahrt werden. Der Einfluß des Häuptlings gründet sich nicht nur auf rohe Gewalt und Stärke, sondern theilweise auch auf die Kraft und Kunst der Rede.

Noch höher steht der Neger. Seine Wohnungen sind massiver und kunstvoller; der Landbau wird ungleich besser betrieben. Ein bemerkbarer Fortschritt zeigt sich besonders in der Industrie und im Handel. Der Neger baut größere Städte und lebt in organisirten Staaten. Er strömt nicht nur

die augenblicklichen Stimmungen seines Gemüthes in Liedern aus, sondern gibt sich auch der Reflexion hin, welche sich in Sprüchwörtern und Räthseln äußert.

Der Amerikaner ist im Allgemeinen Jäger und Fischer und steht in dieser Hinsicht hinter dem Neger und theilweise auch hinter dem Malayo-Polynesier zurück. Bedenkt man jedoch, daß er dies nur in Folge der Gestaltung und Lage seines Landes und der beschränkten Hülfsmittel wurde, und daß dort, wo günstigere Bedingungen vorhanden waren, auch eine nicht unbedeutende Cultur sich entwickelte, so kann man nicht umhin, den Amerikaner in Betreff der letztern (wir erinnern an Mexico und Peru) über den Neger zu stellen. Denn die Bauten und Bildwerke der beiden Culturstaaten Amerika's übertreffen Alles, was der Neger in dieser Richtung geleistet hat, und die verschiedenen Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen, wie sie nur in Culturstaaten vorkommen, sind so umfassend, daß Manche zur Erklärung derselben fremde Einflüsse annehmen zu müssen glaubten.

Höher als der Amerikaner steht der Mongole in Hochasien. Obgleich die meisten Völker dieser Race Nomaden sind, die nur als Welterschütterer einen Namen sich gemacht haben, so ist wiederum besonders zweien der hierher gehörenden Staaten, Japan und China, ein bleibender Name in der Culturgeschichte zu Theil geworden. Diese beiden haben in gewisser Beziehung das Höchste erreicht; die materielle Cultur derselben steht der abendländischen in nichts nach.

Den höchsten Grad ihrer idealen Entwicklung erreicht die Menschheit in der mittelländischen Race mit ihren vier Sprachzweigen: dem Baskischen, den kaukasischen, den hamito-semitischen und den indogermanischen Sprachen. In der ersten Zeit ihres geschichtlichen Auftretens (der Herrschaft der hamitischen Völker) steht sie nicht höher als China. Erst mit dem Erscheinen der Semiten und Indogermanen bricht sich eine freie ideale Cultur Bahn, die nach und nach siegreich alle Schranken, welche Zeit und Raum ihr gesetzt zu haben scheinen, durchbricht und Alles ihren Einflüssen unterwirft. Durch sie ist es möglich, daß der Mensch zu dem werde, als was ihn die Sage der Semiten darstellt, nämlich einem Ebenbilde Gottes.

Dies war der Mensch Anfangs gewiß nicht, eben so wenig als es der Australier ist. Jahrtausende mußten an ihm vorübergehen, ehe er es zu den einfachsten Lebenseinrichtungen brachte, weitere Jahrtausende, ehe er die einfachsten sittlichen Ideen zu fassen begann. Erst die Cultur hat die wilden Züge des Menschen vergeistigt und ihn Gott gleich gemacht. Diese Cultur ist aber ein Product tausend- und abermals tausendjähriger harter Arbeit, nicht eine Gabe von oben, wie schon der Dichter Hesiod schön bemerkt:

τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν
ἀθάνατοι.

„Vor die Tugend setzten den Schweiß die unsterblichen Götter."

A. Europa.

15. Europa's Weltstellung.

(Nach Albrecht von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

In Bezug auf die Weltstellung Europa's, welches den Occident der alten Welt bildet, ist es zuerst von Bedeutung, daß drei andere Erdtheile Europa auf drei Seiten in größerer oder geringerer Ferne umlagern: Asien, Afrika und Nordamerika, drei große Continente, welche, zum größern Theile von den freien Oceanen der Erde umwogt, selbst keinen solchen Reichthum von nachbarlichen Beziehungen aufzuweisen haben. — Europa konnte daher auf eine für die Entwicklung seiner Bewohner höchst bedeutungsvolle und wohlthätige Weise mit ihnen allen in gleichmäßigen Verkehr und Austausch treten; es war eben deßhalb, durch diese seine Weltstellung, zum Mittelgliede des Weltverkehrs, zum gemeinsamen Berührungspunkte für die gemeinsamen Interessen der Menschheit voraus bestimmt.

Im innigen Zusammenhange mit dieser ersten Eigenthümlichkeit steht die zweite, daß das auf drei Seiten von Meeren umspülte Europa doch nirgends von den ungeheuren, durch polynesischen Inselreichthum charakterisirten Austral-Oceanen der Erde unmittelbar berührt wird.

Diese, für die Entwicklung seiner Bewohner ebenfalls höchst bedeutungsvolle, Abwendung von offenen inselreichen Oceanen hinderte polynesische Zerstreuung und Versprengung der Bevölkerung, da europäische Auswanderungen zunächst immer auf den befreundeten Gegengestaden nachbarlicher Continente Wurzel schlagen und deßhalb auch im steten Zusammenhange mit der fortschreitenden Cultur des Mutterlandes bleiben konnten, dem sie selbst neue Entwicklungskeime zur weitern Verarbeitung und darum auch zu eigener innerlicher wie äußerlicher Bereicherung zuführten.

Dies geschah eben mit Hülfe eines dritten eigenthümlichen Verhältnisses, welches Europa seiner Weltstellung verdankt: es ist die große, besonders gegen S. und W. hin Statt findende Küstenentwicklung, der große Reichthum an Binnenmeeren und Meeresgliedern, von denen es berührt, die große Mannichfaltigkeit von Meeresstraßen, durch welche es in Verbindung gesetzt wird mit den freien Gewässern der Erde, mit der Südwelt des Planeten. Daß Europa's geschlossene und halbgeschlossene Meere, vermöge dieser zahlreichen Straßen, unter sich und mit den fernsten Küsten in freien Verkehr treten konnten, daß die verhältnißmäßig große Länge der Gestadelinie nicht allein die Zugänglichkeit, sondern auch das Ausströmungsvermögen des Erdtheiles bedeutend steigerte: dies hat, wie die Geschichte der Culturländer am Mittelmeere hinreichend darthut, der Entwicklung seiner Bewohner die wesentlichsten Vortheile gebracht. Denn jene Gegenküsten der Binnenmeere, diese zahl-

reichen Meeresengen, durch welche sie mit einander und mit dem Ocean communiciren, waren und sind die von der Natur für die ersten Anfänge des Meerverkehrs angewiesenen Straßen, welche auf die Wogen hinauslocken zu den oft sichtbaren oder aus sicheren Anzeichen gemuthmaßten Gestaden gegenüberliegender Länder, wogegen die sich in unermeßlicher Einöde ausbreitenden Weltmeere ihre Küstenanwohner zunächst mehr auf den Continent zurückscheuchten, — bis der durch die Erfahrung erstarkte Culturmensch endlich auch die Gefahren des Oceans überwinden lernte.

Dazu kommt ein viertes, nicht minder wichtiges Verhältniß, welches ebenfalls auf der Weltstellung Europa's beruht: der breite continentale Zusammenhang mit der Hauptmasse der alten Welt, der Heimat des Menschengeschlechtes. Mit dieser ist es in unmittelbarer continentaler Verbindung geblieben, während seine eigenthümlich gestalteten Meeresbegrenzungen es absondern von dem Süden der alten wie von dem Occidente der neuen Welt, aber ohne es von ihnen zu trennen, vielmehr es auffordern zu einer mittelbaren Verbindung.

Abstammung und Sprache, Religion und Gesittung, gesellschaftliche und politische Zustände mit allen daran sich knüpfenden Erscheinungen und Einrichtungen stehen in Europa unter der segensreichen Einwirkung seiner Weltstellung und der daraus erwachsenden Verhältnisse: continentaler Zusammenhang mit dem Orient, maritime Sonderung, doch nicht Trennung von dem Occident und dem tropischen Süden der Erde, eigenthümlich günstige Gestaltung der Meeresgrenzen und darin liegende Aufforderung zur Ausbildung der Schifffahrt und des Weltverkehrs.

---

16. Europa's Ueberlegenheit über die andern Erdtheile.

(Nach A. Guyot, Grundzüge der vergleichenden Erdkunde und A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel u. s. w.)

In dem frühesten Alter der geschichtlichen Welt glänzt Asien noch ganz allein. Es ist zugleich die Wiege der Civilisationen und der Nationalitäten, welche die wahren Repräsentanten der Cultur ausmachen. Doch sind es nun schon mehr als 2000 Jahre, daß Asien das Scepter der Civilisation an Europa abgetreten hat. An keinem andern Punkte der Oberfläche unserer Erde hat des Menschen Geist sich zu einer so erhabenen Höhe emporgeschwungen, nirgends hat der Mensch so geschickt verstanden, über die Natur zu herrschen und sie zum Werkzeuge seiner geistigen Ausbildung zu machen. Europa's Nationen repräsentiren nicht bloß die höchste intellectuelle Größe, welche das Menschengeschlecht sich je angeeignet hat, sondern sie beherrschen auch viele andere Nationen des Erdenrundes und



stehen im Begriff, ihre Eroberungen noch immer weiter zu treiben. So ist denn Europa der mächtigste aller Erdtheile, der Glanzpunkt des ganzen Planeten.

Und dennoch, welcher Contrast zwischen dieser höchsten moralischen Bedeutsamkeit und der materiellen Kleinheit dieses Erdtheils! Europa erregt unser Staunen, aber nicht durch so ungeheure Ausdehnungen, wie sie Asien und Amerika besitzen. Seine höchsten Gebirge erreichen kaum die Hälfte der Höhe des Himalaya und der Anden. Seine größten Hochebenen (in Baiern und Spanien) verdienen kaum der Erwähnung im Vergleich zu denen in Tibet und Mexico. Und was sind seine Halbinseln gegen Indien und Arabien, wovon jede fast ein halbes Europa an Größe ausmacht! Seine Seen, sein Mittelmeer und seine Meerbusen sind weit davon entfernt, mit den großen Oceanflächen, welche die asiatischen Halbinseln umspülen, in Vergleich gebracht zu werden. Nirgends besitzt es so gewaltige Ströme, wie die, welche Asiens und Amerika's unermeßliche Landflächen reich mit Wasser befruchten und beleben; nirgends solche dichte Urwälder, daß es dem Menschen unmöglich wird, sich einen Weg hindurch zu bahnen; nirgends solche Wüsten, vor deren unendlicher Ausdehnung wir zurückschaudern. Wir gewahren in Europa weder die überwältigende Hitze des Aequators noch das Grausige der Kälte, welche alles organische Leben vernichtet. Europa ist so das Bild der bescheidenen Mitte, der Mäßigkeit. Und dasselbe Maßhalten finden wir auch eben so wieder in den Erzeugnissen der organischen Natur. Die Pflanzen und Bäume erreichen in Europa nie den kräftigen Wuchs, die riesige Höhe und Dicke, wie sie in der Tropenwelt überall unser Staunen erregen. Weder Blumen, noch Insecten, noch Vögel zeigen in Europa die unendliche Mannichfaltigkeit und die feurig glänzende Farbenpracht, wie sie in den ätherischen Wogen des Lichtmeers am Aequator ohne Unterlaß zum Vorschein kommen. So sind die europäischen Verhältnisse auch in dieser Hinsicht mild und gemäßigt.

Aber das Edelste, das Herrlichste jeder Art, was die Menschheit aufzuzeigen hat, keimte oder reifte wenigstens auf europäischem Boden; in Allem, was das Werk des Menschen ist, ragen die Völker Europa's vor denen der andern Welttheile hervor. Bei ihnen war es, wo die häusliche Gesellschaft, indem sich nur ein Mann mit einem Weibe verband, allgemein die Form erhielt, ohne welche die Veredlung so vieler Anlagen unserer Natur unerreichbar scheint; und wenn Sclaverei und Leibeigenschaft bei ihnen Eingang fand, so waren sie doch wiederum die einzigen, bei denen die Forderung, sie aufzuheben, durchdrang, weil sie ihre Ungerechtigkeit erkannten. Bei ihnen war es vorzugsweise und beinahe ausschließend, wo sich Verfassungen bildeten, wie sie für Völker, die zum Bewußtsein ihrer Rechte gekommen sind, passen. Wenn Asien bei allem Wechsel seiner großen Reiche dennoch in ihnen nur die ewige Wiedergeburt des Despotismus zeigt, so war es auf europäischem Boden, wo der Keim der politischen Freiheit sich entwickelte und

in den verschiedensten Formen die herrlichsten Früchte trug, die wiederum von dort aus in andere Welttheile verpflanzt werden sollten. Die einfachsten Erfindungen der mechanischen Künste mögen zum Theil dem Orient gehören; aber wie sind sie nicht alle durch Europäer vervollkommnet worden! Von dem Webestuhl des Hindus bis zu der Baumwoll-Spinnmaschine, durch Dämpfe getrieben, von dem Sonnenzeiger bis zu der Seeuhr, die den Schiffer über den Ocean führt, von der irokesischen Barke bis zum britischen Orlogschiff, welch' eine Entfernung! Und wenn wir vollends unsere Blicke auf die bildenden Künste richten, welche die menschliche Natur gleichsam über sich selber erheben, — welch' ein Abstand zwischen dem Jupiter eines Phidias und einem vielgliedrigen indischen Götterbilde, zwischen der Verklärung Christi von Rafael und den Werken eines chinesischen Malers! Der Orient hatte seine Annalisten, aber nie brachte er einen Tacitus, einen Gibbon hervor; er hatte seine Dichter, aber nie erhob er sich zur Kritik; er hatte seine Weisen, die nicht selten mächtig durch ihre Lehren auf ihre Nationen wirkten; aber ein Plato, ein Kant konnten an den Ufern des Ganges und des Hoangho dennoch nicht reifen.

Und ist sie weniger bewundernswerth, diese politische Ueberlegenheit, welche die Völker dieses kleinen Welttheils, kaum aus der Rohheit hervorgehend, auch sofort über weite Länder großer Continente gründeten? Auch der Orient sah große Eroberer; aber nur in Europa traten Heerführer auf, welche eine Kriegskunst erfanden, die wirklich diesen Namen verdient. Kaum war in Macedonien ein Reich beschränkten Umfangs der Kindheit entwachsen, so herrschten auch Macedonier am Indus wie am Nil. Erbin dieses weltherrschenden Volkes wurde die weltherrschende Stadt; Asien und Afrika beteten vor den Cäsars an. Umsonst suchten selbst in den Jahrhunderten des Mittelalters, als die geistige Ueberlegenheit der Europäer gesunken zu sein schien, die Völker des Ostens sie zu unterjochen. Die Mongolen stürmten bis Schlesien vor, nur die Wüsten Rußlands gehorchten ihnen eine Zeit lang; die Araber wollten den Westen überschwemmen, das Schwert Karl Martell's zwang sie, sich mit einem Theile Spaniens zu begnügen; und bald trotzte der fränkische Ritter unter dem Panier des Kreuzes ihnen in ihrer eigenen Heimat. Und wie überstrahlte der Ruhm der Europäer die Erde, seitdem durch Columbus und Vasco de Gama für sie der Morgen eines schöneren Tages anbrach! Die neue Welt war sofort ihre Beute, um einst, durch sie angebaut, ihre Nebenbuhlerin zu werden; mehr als der dritte Theil Asiens unterwarf sich dem russischen Scepter; Kaufleute an der Themse und der Zuyder-See rissen die Herrschaft Indiens an sich; und wenn es bisher noch den Osmanen gelang, ihren Raub in Europa zu behalten, wird er ihnen immer, wird er ihnen noch lange bleiben? Es mag sein, daß jene Eroberungen mit Härte, mit Grausamkeit verbunden waren; aber Europäer wurden doch nicht bloß die Tyrannen, sie wurden auch die Lehrer der

Welt; an ihre Fortschritte scheint die Civilisation der Völker immer enger geknüpft.

17. Europa's ethnographische, kirchliche und politische Dreitheilung.

(Nach Albrecht von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Wenn man die Erdtheile in Bezug auf die Anzahl ihrer Bewohner mit einander vergleicht: so erscheinen die menschenreichsten Theile der Erde — Asien und Europa — hinsichtlich der Sprache und Stammverschiedenheit ihrer Bevölkerungen gerade am homogensten, die übrigen Continente dagegen in solchem Bezuge desto mannichfaltiger, je geringer die Anzahl ihrer Bewohner ist.

Erwägt man nun, daß von den 300 Millionen Menschen Europa's 286 — oder 19/20 der Bevölkerung — einem Haupt-Sprachstamme angehören; zieht man, außer den genetischen und sprachlichen, noch andere ethnographische Momente (Religion, Gesittung, Lebensweise, Staatseinrichtung 2c.) mit in die Betrachtung: so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß alle übrigen Festländer, Asien nicht ausgeschlossen, in allen diesen Beziehungen eine bei Weitem minder homogene Bevölkerung besitzen.

Drei große Familien des indisch-europäischen Stammes erscheinen als die in Europa herrschenden. Die drei südlichen Halbinseln, die drei anstoßenden Ebenen und Hügellande, die walachischen, lombardischen und französischen: in Summa der ganze continentale Süden und Westen Europa's wird, ebenso wie die Nachbar-Eilande, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorherrschend von Völkern der griechisch-lateinischen Familie bewohnt. Im Herzen Europa's, dann auf seinen nördlichen Halbinseln und Inseln haben fast ausschließlich die Nationen der germanischen Familie ihre Heimat gefunden. Der breite, flache, fast gliederlose Osten ist das Eigenthum der slavischen Völker geworden.

So wie sich am Fuße des europäischen Alpenlandes die verschiedensten Formen der physischen Boden-Plastik: Hoch-, Mittelgebirgs- und Tiefland, begegnen und berühren, — so begegnen und berühren sich auch die Söhne jener drei in Europa herrschenden Völkerfamilien am Fuße und in den Thälern dieses Hochgebirges. Von Süden und Westen her sind lateinische, von Osten slavische, von Norden her germanische Nationen in den centralen Felsenkern Europa's eingedrungen, der, nachdem er Jahrhunderte hindurch die Rolle einer Völkerscheide gespielt, in der neuesten Zeit die andere eines Völker-Centrums dafür eingetauscht hat. Von diesem Centrum aus breiten sich die Nationen der drei Hauptfamilien Europa's fächer- und strah-

lenförmig über den ganzen Erdtheil aus. Ein Blick von dem Schneerücken der Alpen schweift südwestwärts über die engen, meerumgürteten, von der mittäglichen Sonne beschienenen Gebiete der griechisch-romanischen Völkerfamilie, — ostwärts über die weitere, aber kältere, ödere Erde der Slaven, — nordwärts über die vielgestaltige, klimatisch wie orographisch mannichfaltige, durch eine reiche Verknüpfung von Meer und Land wechselvolle Heimat der Germanen.

Fast alle von den Hauptstämmen über ihre Grenzen versprengten Zweige, besonders aber alle übrigen, nicht zu den drei Hauptfamilien gehörenden Nationen wohnen als politisch Abhängige, höchstens als Adoptiv-Kinder jener, in dem Gebiete der einen oder der andern. Und zwar finden wir fast alle Nationen mongolischen Stammes, alle tschudischen und tatarischen Völker, im slavischen Ost-Europa; nur die osmanischen Türken haben ihre kriegerische Ansiedelung in der Sphäre der griechisch-lateinischen Familie gegründet, und die Heimat der germanischen Familie wird an ihrer äußersten Ost-Mark, am Ost-Fuße der mittel-europäischen und skandinavischen Alpen, von Völkern mongolischen Stammes, Magyaren und Finnen, nur eben berührt. Dem slavischen Osten, welcher auf diese Weise fast alle stammverwandten Elemente des Erdtheils sich einverleibt hat, fehlt dagegen fast jede andere dem indisch-europäischen Stamme angehörige Bevölkerung. Denn alle kleineren Völkerschaften dieses Stammes sitzen höchstens an den West-Grenzen des slavischen, vorherrschend aber im germanischen oder romanischen Europa, wo ihnen jedoch — wie Letten und Basken — entweder nur beschränkte Küstenlandschaften an Meeresbuchten des Festlandes, oder — wie den an die äußersten West-Enden des Erdtheils gedrängten celtischen Völkerresten — fast nur felsige Halbinseln und Inseln oder abgelegene Gebirgsöden geblieben sind. Keins jener nicht zu den drei europäischen Hauptfamilien gehörigen Völker ist durch Anzahl, Ausbreitung und politisches Gewicht zu einer Bedeutung gelangt, welche ihm, mit dem Anspruch auf Mitherrschaft, einen Platz neben jenen drei Völkergruppen anwiese; selbst Magyaren und Türken, die hervorragendsten unter ihnen, haben heute für Europa nur noch eine sehr untergeordnete Bedeutung.

Bleiben wir bei der erwähnten Dreitheilung stehen, so umfaßt das Land der Slaven die Gebiete jener kolossalen Ströme, die den allseitig landumschlossenen Wasserspiegeln des Caspischen und Schwarzen Meeres zufließen, jedoch mit Ausnahme des oberen Donau-Gebietes; ferner das ganze Gebiet des arktischen Oceans und sehr ansehnliche Theile (über 3/5) des Ostsee-Gebietes. — Die griechisch-lateinische Völker-Familie herrscht dagegen ausschließlich in den Gebieten der Flüsse, die dem Mittelmeere, und außerdem an den Festlandsgewässern, die dem Atlantischen Ocean zugehen. — Dem germanischen Europa gehört ungetheilt nur das kleinere Gebiet des deutschen Meeres, ferner das obere Donau- und Antheile am Ostsee- und Atlantischen Meeres-

5*

gebiet. Hieraus ergibt sich, daß, in Betreff der räumlichen Ausdehnung, das germanische und romanische Europa einander fast genau gleichkommen, während das eine wie das andere (32,000 □-M.) kaum ein Drittel des slavischen Landgebietes (ca. 100,000 □-M.), dieses dagegen mehr als drei Fünftel des ganzen Areals von Europa einnimmt.

Aber wie verschieden sind diese Gebiete in Bezug auf ihre physische Lage und natürliche Ausstattung! Drei Viertheile (24,000 □-M.) des romanischen sind Halbinsel- und Inselland, während der Rest sich ebenfalls in einer dem Meere sehr genäherten Lage befindet, und fast dasselbe gilt von dem germanischen Gebiete, wenn man Island und ganz Skandinavien hinzurechnet; von dem weiten Slavenlande ist dagegen, selbst wenn man Kola mit veranschlagt, nur etwa der 44. Theil, sonst kaum der 200. Theil Halbinsel- und Inselland. Folglich ist das slavische Europa, vermöge seiner Lage, am continentalsten, das romanische am reichsten an oceanischen Berührungspunkten, während das germanische in dieser Beziehung zwischen beiden in der Mitte steht. — Welch eine andere, für die Entwicklung des Völkerlebens nicht minder bedeutende Verschiedenheit erwächs't nun aber zugleich aus der geographischen Lage jener drei Theile, wenn man die klimatischen Verhältnisse mit in die Betrachtung zieht!

Wirft man ferner einen Blick auf die Vertheilung der Oberflächenformen in den bezeichneten Gebieten, so ergibt sich, daß in dem slavischen die größte Einförmigkeit, in dem der griechisch-lateinischen Nationen die größte Mannichfaltigkeit herrscht, während das germanische wiederum die Mitte hält, jedoch in dem angeregten Bezuge die slavischen Gebiete weit hinter sich läßt. Denn die Ebene bildet im südlichen Europa wenig mehr als den vierten Theil, im germanischen fast die Hälfte, im slavischen aber wenigstens das Zwanzigfache des betreffenden Gebirgslandes.

Eine ähnliche Verschiedenheit ergibt sich endlich, wenn man die Vertheilung des Fließenden überblickt. In dem breiten slavischen Nordosten ersetzen kolossale Landströme theilweise den aus der dürftigen Berührung von Land und Meer hervorgehenden Mangel an natürlichen Verbindungen, Aus- und Zugängen für den Verkehr; auf den engen, allseitig meerumspülten Landflächen des romanischen Südens erlangen dagegen die meisten Flüsse in dieser Beziehung kaum eine nennenswerthe Bedeutung: im germanischen Mittellande bilden sie, — weder so kolossal als dort, noch so dürftig als hier, — namentlich in dem breiteren continentaleren Theile, und sogar in den insularen Gebieten desselben, besonders den britannischen, sehr bedeutende, doch, vermöge der reichen Küstenentfaltung, keineswegs die einzigen natürlichen Verkehrsbahnen.

Unter den 300 Millionen, welche Europa bewohnen, befinden sich nur 9 Millionen Nicht-Christen. Von diesen sind die Juden (4½ Million) fast, wenn auch nicht gleichmäßig, über den ganzen Erdtheil zerstreut,

und die auf die griechische Halbinsel und die Uferlande des Schwarzen und Caspischen Meeres beschränkten Mohammedaner (ebenfalls 4½ Million) bilden kaum irgendwo eine compacte Bevölkerungsmasse, weil diese entweder, wie im südlichen Rußland, über weite Landflächen zerstreut ist, oder selbst da, wo sie, wie auf der griechischen Halbinsel, am zahlreichsten ist, von einer mindestens eben so zahlreichen christlichen Nebenbevölkerung vielfältig durchlöchert ist; und noch viel weniger haben die heidnischen Bewohner Europa's (Buddhisten und Schamanen) zu bedeuten, die in sehr geringer Zahl über die weiten Flächen an der unteren Petschora und am Caspischen See, über die unwirthbaren uralischen und lappischen Gebirgshöhen und die eisigen Küsten von Kola zerstreut sind, und den in genetischer Beziehung dem Erdtheile fremden Völkerschaften des tatarischen und finnischen Stammes angehören. Sämmtliche Nicht-Christen Europa's erscheinen daher durch ihre räumliche Isolirung und Zersprengung nicht minder, als durch ihre verhältnißmäßig geringe Anzahl, der christlichen Bevölkerung gegenüber, beinahe bedeutungslos. Es zeigt sich mithin in religiöser Beziehung eine noch entschiedenere Gleichartigkeit des europäischen Völkerkreises, als in sprachlicher und genetischer. Und nun, welche Mannichfaltigkeit der Confessionen und religiösen Parteien in den Reihen des Christenthums! — Also auch hier das Ergebniß: bei einer im Ganzen überraschenden Homogenität zugleich eine ungemein reiche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen im Einzelnen.

So wie der Erdtheil in genetischer und sprachlicher Beziehung in drei große Hauptabtheilungen zerfällt, so auch im Wesentlichen in kirchlicher Hinsicht; nämlich in das katholische, griechische und protestantische Europa, — das erstere im S.-W., das zweite im O., das dritte in der Mitte des Erdtheils. — Im Allgemeinen umfaßt daher die katholische Kirche die romanischen, die griechische die slavischen Völker, die protestantische die größere Hälfte der germanischen Völker. Doch gehören der katholischen Kirche auch die Iren, die Hälfte der Deutschen, die Mehrzahl der Magyaren, die Polen und ein Theil der Litthauer, der griechischen die neugriechische und albanesische Bevölkerung der griechischen Halbinsel und des Archipelagus, so wie die walachische der unteren Donau-Ebene und eines Theils von Siebenbürgen und Ungarn, — der protestantischen die Mehrzahl der finnischen und ein Theil der lettischen Bevölkerung Europa's an. Die kirchliche Dreitheilung fällt daher nur im Großen, nicht im Einzelnen, mit der sprachlichen zusammen.

In Bezug auf die räumliche Ausdehnung der verschiedenen kirchlichen Gebiete stellt sich heraus, daß das der griechischen fast doppelt so groß ist, als das der beiden anderen zusammengenommen, während das der protestantischen Kirche dem der katholischen an Ausdehnung nicht unbedeutend nachsteht. Betrachten wir indeß die einer jeden dieser confessionellen Hauptparteien zugehörigen Seelenzahl, so ergibt sich, daß nicht die griechische,

sondern die katholische (mit etwa 146 Millionen Anhängern) die in Europa der Zahl nach entschieden vorwaltende ist, während die Zahlen der auf dem kleinsten Gebiete lebenden Protestanten (70 Millionen) und der auf dem größten wohnenden griechischen Christen einander fast gleich sind.

Nur germanische, lateinisch-griechische und slavische Nationen, also nur die herrschenden Völker des indisch-europäischen Stammes — wenngleich nicht alle —, sind in Europa zu großen, selbständigen Staatsbildungen gelangt. Außer diesen erblicken wir nur am Bosporus noch den Schatten einer asiatischen Macht, die dem Erdtheile fremde Türken-Herrschaft, und an der mittleren Donau, aber in Verbindung mit einer großen deutsch-slavischen Macht, das Staatswesen eines christlich-finnischen Volkes, den Magyaren-Staat. — Alle übrigen, nicht zu den drei herrschenden Völker-Familien gehörenden Nationen sind den Staatsbildungen der letzteren einverleibt worden, indem dieselben entweder niemals oder doch nur sehr vorübergehend zu einem eigenen politischen Dasein gekommen sind.

Aber innerhalb jener drei herrschenden Völker-Familien selbst zeigt sich der Drang nach politischer Sonderung und eigener nationeller Individualisation in sehr verschiedenen Graden.

Demgemäß sind unter den Slaven gegenwärtig fast nur die Russen im Besitz einer selbständigen staatlichen Existenz. Alle übrigen Slaven-Völkerschaften haben, mit der Einverleibung in irgend ein fremdes Staatswesen, namentlich in das verwandte russische oder auch in benachbarte germanische, selbst in das fremde magyarische und das ihnen in jedem Betracht feindliche türkische, die eigene politische, seltener die in Sitte und Sprache fortlebende nationelle Existenz eingebüßt. Auf der andern Seite haben sie aber zugleich, namentlich der große Slaven-Staat im Osten, ein sehr bedeutendes Einverleibungs-Vermögen bewiesen, indem viele der zahlreichen, wenngleich in sich schwachen Völkerschaften finnischen und tatarischen Stammes, welche das benachbarte Asien auf ost-europäischen Boden hinübergestoßen, ebenso die lettischen Stämme der russischen Monarchie einverleibt, obschon bisher noch nicht völlig assimilirt worden sind.

Viel kräftiger zeigt sich das Streben nach politischer Sonderung und Gestaltung in den Völkern der griechisch-lateinischen Familie. Die italienische Halbinsel ist erst seit Kurzem zu einer staatlichen Einheit gelangt, die hesperische hat zwei Staaten: Spanien und Portugal; dazu kommt der Staat der Franzosen, der mächtigste in dieser Völkergruppe; ferner der neugriechische und 4 kleine Schweizer-Staaten; — rechnen wir endlich das aus sehr bunt gemischten Elementen bestehende Belgien hinzu, so zählen wir 10 der lateinisch-griechischen Familie angehörige unabhängige Staaten auf einem Raum, der kaum den dritten Theil des einzigen slavischen ausmacht, während indeß die Bevölkerung dieses letzteren die Volkszahl der ersteren nicht erreicht. Die Einverleibung fremdartiger Elemente in die Staatsbildungen

der lateinischen Völker hat nur in geringem Umfange Statt gefunden; denn nur die schwachen baskischen Volksreste, ein Theil der celtischen (die Armorikaner und Wallonen) und germanische (flämische) Volkszweige sind in die Staaten dieser Völker-Familie aufgenommen worden. — Ebenso sind nur verhältnißmäßig geringe Theile der lateinisch-griechischen Völkergruppe anderen europäischen Staaten einverleibt worden; Spanier und Portugiesen haben ein solches Geschick gar nicht, die Franzosen nur in unbedeutendem Grade erfahren; nur ein geringer Theil der Walachen hat einen deutschen, die Mehrzahl derselben und ebenso beträchtliche Theile der Neu-Griechen und Albanesen einen türkischen Oberherrn erhalten, während der Ueberrest beider letztgenannten Völker im griechischen Königreich vereinigt ist.

Den bei Weitem kräftigsten Individualisations-Drang, die mannichfaltigsten und zahlreichsten politischen Gestaltungen zeigen die germanischen Völker. Allein die deutschen Völker bilden gegenwärtig fast 50 verschiedene, wenngleich größtentheils in zwei große Bundesgenossenschaften vereinigte selbständige Staaten, von denen eben darum nur drei (das Deutsche Reich, Oesterreich und Holland) eine Welt-Bedeutung gewonnen haben; — die skandinavischen gleichfalls drei gesonderte Monarchieen (Schweden, Norwegen, Dänemark); ungetheilt ist nur das Reich der Anglo-Briten, welches eben deßwegen auch zu der größten Bedeutung gediehen ist.

Die germanischen Staaten haben zugleich durch bedeutende Einverleibungen aus dem Kreise der benachbarten Nationen sehr an Macht und Ansehen gewonnen; am wenigsten die skandinavischen, indem Schweden und Norwegen nur finnische Colonieen und einen Theil der schwachen lappischen Völkerschaft beherbergen, die Dänen aber, durch Annexion der Isländer, nur verwandtes Blut in sich aufgenommen haben. Bedeutender sind die europäischen Einverleibungen der Engländer, indem ihr Reich die drei insularen celtischen Völkerschaften der Gälen oder Hoch-Schotten, der Wälschen oder Walliser und der Iren oder Irländer in sich aufgenommen hat. Am bedeutendsten endlich sind die in der Mitte des Continents und von allen seinen historischen Frictionen am stärksten berührten Staaten deutscher Nation, namentlich Oesterreich und Preußen, in dieser Beziehung und zwar vornehmlich durch Einverleibungen aus dem slavischen Völkerkreise bereichert worden: denn Preußen hat nicht nur die schwachen wendischen Volksreste, sondern auch, wie Oesterreich, einen ansehnlichen Theil der polnischen Stämme, Oesterreich außerdem sämmtliche czechische und — durch politischen Verband mit dem Magyaren-Staat — auch die Mehrzahl der südslavischen Völkerschaften in sich aufgenommen. Ueberdies ist dieser Monarchie ein Theil der Walachen einverleibt.

Auf solche Weise sind Europa's Boden und Bevölkerung in zahlreiche politische Einheiten von sehr verschiedener Größe und Bedeutung und ebenso

von sehr verschiedener nationeller Zusammensetzung, und zwar nicht willkürlich, sondern auf dem Wege historischer Entwicklung zerlegt worden.

---

a. Süd-Europa.

18. Vergleichung der drei südlichen Halbinseln Europa's.

(Nach Karl Ritter, Europa, Vorlesungen, herausgegeben von H. A. Daniel, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie Asien seine reichste Gliederung im Süden durch drei weit in's Meer hineinragende Halbinseln erhält, so auch Europa. Daher in beiden Erdtheilen gegen Süden ein außerordentlicher Reichthum von Naturverhältnissen und die Concentration der höchsten Civilisation. Aber beide Gliederungen sind außerordentlich verschieden: die asiatische ist eine tropische, die europäische gehört der gemäßigten Zone an, die orientale ist von kolossaler Ausdehnung, die occidentale von mäßigen Dimensionen, von leichterer Ueberschaulichkeit; die östliche der beiden Halbinselgruppen wird von dem weiten offenen Ocean (dem indischen) umwogt und ist also vereinsamt, die westliche aber wird von dem Culturmeere dreier Erdtheile in Geselligkeit umspült. Denn die drei europäischen Halbinseln sind einander weit mehr benachbart und befreundet, und daher mehr zu gegenseitiger Gemeinschaft des Verkehrs geeignet, als die asiatischen, welche durch gewaltige Meerestheile von einander getrennt und daher als drei ganz verschiedene Welten zu betrachten sind. In welcher Wechselwirkung haben aber von je her Griechenland, Italien und Iberien gestanden! Wie leicht konnten sie durch kurze Ueberfahrten in schmalen Binnenmeeren in litorale Verbindung treten, und wie sehr wurden diese Ueberfahrten durch vorgelagerte Inselgruppen begünstigt und erleichtert!

Wie Arabien das Mittelglied zwischen Asien und Afrika genannt werden mag, weil Landesnatur und Volk an den Eigenthümlichkeiten beider Nachbarländer Antheil haben, so ist die griechische Halbinsel von je her das Mittelglied zwischen Kleinasien und Europa gewesen. Es wäre schwer zu sagen, welchen Griechen der classischen Zeit, den europäischen Hellenen oder den kleinasiatischen Joniern, in ältester Cultur, in Poesie, Historie, Kunst wir mehr verdanken. Und in der Gegenwart scheint sich eine neue Periode des Weltverkehrs anzubahnen, in welchem dieselbe Völkerbrücke Kleinasien als Uebergang zweier Erdtheile ihre alte Function, wenn schon in entgegengesetzter Richtung, wieder übernimmt, also europäische Gesittung über Vorderasien zu verbreiten. Im Westen bildet ebenso Spanien den Uebergang von Afrika nach Europa. Von Afrika ist es maritim zugänglicher als continental von den Pyrenäen. Die Südgestade sind weit reicher und anlockender für

Völkerankömmlinge, als die nackten dürren Hochebenen gegen Norden hin. Von Süden her erhielt Spanien seine Palmen, die Agrumi, das Zuckerrohr und den Reisbau, wie das mauritanische Pferd und das arabische Kameel. Von Spaniens Gestaden aus sieht das Auge nur das Meer oder Afrika's Hochküsten; keinen Theil von Europa kann es erblicken. Wie leicht konnte sich da der nordische Vandale, nachdem er in Andalusien heimisch geworden, auch dem Atlas acclimatisiren und sein Reich über dessen Gebiete ausbreiten! Das trockene spanische Plateauland mit seinen terrassirten Küstenlandschaften ist in der That dem Atlasplateaulande in vieler Hinsicht näher verwandt als irgend einem andern Gebiete Europa's.

Italien liegt zwischen den beiden anderen Halbinseln mitten inne, es gehört keinem fremden Erdtheile mehr als Europa an. Aus seiner Culturwelt wie aus einer Hauptwurzel wuchs der große Fruchtbaum Europa's hervor. Ja es hat Saatkörner der Civilisation über die ganze Erde ausgestreut: in der Sprache, Gesetzgebung und politischen Verwaltung, durch die Kirche im Mittelalter, in der Wissenschaft und in der Kunst der nachfolgenden Jahrhunderte. Der Zuwachs zu seinen Aboriginern, seine Hauptbevölkerung kam ihm immer von Norden und von der Mitte Europa's, durch Etrusker, Rhätier, Celten, Longobarden, Gothen, Normannen, Germanen. Afrika's Sitte und Herrschaft sollte nicht auf Italien übergehen, wie dies mit Puniern, Arabern und Mauren in Spanien, mit Osmanen und Türken in Griechenland viele Jahrhunderte lang zu großem Verderben der Fall war. Das Eindringen der Karthager zu Hannibal's, der Byzantiner zu Belisar's Zeit wie das der Araber in Sicilien waren nur temporäre Versuche. Das Fremdartige wurde von Italien zurückgestoßen, das libysche Element stets durch das europäische überwunden; es sollte keine Wurzel schlagen auf dem Boden Europa's. Vergleicht man die horizontale Gliederung der drei europäischen Halbinseln, so zeichnet sich die östliche (wie die östliche in Asien, d. i. Hinterindien), jedoch nur in ihrer ungleich schmaleren südlichen Hälfte, vor den beiden anderen durch Küstenentwicklung und Reichthum an Inselbildung aus, während die westliche (wie die westliche in Asien, d. i. Arabien) durch ihre massenhafte Gesammterhebung und den Mangel an insularischer Erweiterung an afrikanische Landbildung erinnert; die mittlere, welche (wie die mittlere in Asien) im N. durch ein großes Tiefland vom erhabensten Hochgebirgslande des Erdtheiles (hier von den Alpen, dort von dem Himalaya) getrennt wird, bietet vermöge ihrer langgestreckten, zungenartigen Gestalt, auch ohne Küstenzersplitterung, den verhältnißmäßig größten Theil ihres Areals der Berührung und dem Einflusse des Meeres dar und verläugnet auch in dieser Hinsicht nicht ihre wesentlich europäische Bildungsform. Das Verhältniß des Flächeninhaltes zur Küstenlänge ist bei der iberischen 25, bei der griechischen 10, bei der italienischen 8 zur Einheit. Nicht minder verschiedenartig ist die verticale Gliederung ihrer Oberfläche, je

nachdem die Plateaubildung vorherrscht, wie auf der iberischen, deren Hauptmassen durch ein von Randgebirgen umschlossenes und durchzogenes Tafelland ausgefüllt ist, oder ein mehrgliedriges Kettensystem, wie auf der italischen, oder beide Bodenformen neben einander, wie auf der griechischen. Gemeinsam aber ist ihnen ein glückliches Gemisch von Berglandschaft und bewässerten Thälern, besonders aber ein Reichthum von günstig gelegenen Gestaden und Hafenbildungen. Weite Niederungen, große Ebenen fehlen oder sind nur den Nordseiten vorgelagert, wie die Ebenen am Ebro, am Po, an der Donau. Ihre Isolirung als continentale Glieder wird durch das für die Schifffahrt günstigste Mittelmeer, durch die schönsten Buchten und die Inseln, die sie überall nah und fern umgeben, aufgehoben und in die lebendigste maritime Wechselverbindung verwandelt. Das Mittelmeer mit seinen überall erreichbaren Gegengestaden und seinen lieblichen Inselgruppen ist eine der Hauptursachen der frühzeitigen Entwicklung seiner Anwohner. Es ist das erste Culturmeer des Planeten. Seine Golfe schneiden ungemein tief in das europäische Festland ein und konnten daher aus dessen Gebirgsbau die schönsten Thalbildungen mit wasserreichen Stromsystemen hervorlocken.

Alle drei Halbinseln liegen im glücklichsten Himmelsstriche, warm genug, die edelsten Culturgewächse zur Blüte und Frucht zu bringen: den Weinstock, die Feige, die Kastanie, den Oelbaum, die Agrumi, Orangen und Citronen, Lorbeer, Oleander und Myrte, den Reis, das Zuckerrohr, die Baumwolle. Selbst der Palmbaum streift noch an der südlichen Küstenzone vorüber, ohne jedoch seine Frucht, die libysche Dattel, zur Reife bringen zu können. Erwärmt durch die Annäherung des tropischen Nordafrika, das ihnen seine warmen Südwinde, die Siroccos und Solanos, zur schnellen Zeitigung aus erster Hand zusendet, sind die Gestade doch durch die feuchten Seelüfte, durch die regelmäßig wechselnden Land- und Seewinde, und selbst zur heißesten Sommerzeit durch die vom Norden herabdrückenden Tramontanen und die so stetig wehenden Etesien von Nordwest erfrischt und abgekühlt. Kurz, diese Halbinseln sind mit allen Vortheilen der warmen und der gemäßigten Zone zugleich begabt. Ihnen fehlen die erstarrenden Winter, die Ausbreitung einer dauernden Schnee- und Eisdecke, die verheerenden Nordstürme. Nur beschränkte, isolirte Punkte, wie auf dem Aetna, der Sierra Nevada, dem Hämus und Olymp, sind schwache Repräsentanten einer nordischen Natur. Diese physikalischen Charaktere ihrer Gesammtweltstellung waren die reiche Mitgift dieser drei Halbinseln, durch welche es ihren Bevölkerungen vergönnt war, sie zu den ältesten und ersten Culturländern von Europa zu erheben.

Von allen drei Halbinseln ist eine Weltherrschaft ausgegangen zum Theil sehr verschiedener Art: von der griechischen und italienischen sogar eine doppelte, und zwar von verhältnißmäßig kleinen Räumen aus: Macedonien hat eine politische, Athen eine geistige Weltherrschaft ausgeübt; Rom ward

zweimal der Mittelpunkt einer weit ausgebreiteten Herrschaft, zuerst einer politischen, dann einer kirchlichen; Spanien, welches nächst Großbritannien am meisten vom Continente ab- und dem Ocean so wie den fernen Erdtheilen zugewandt ist, ward in Folge der oceanischen Entdeckungen ein Reich, in welchem „die Sonne nicht unterging".

aa. Die griechische Halbinsel (in weiterm Sinne).

19. Landbildung der griechischen Halbinsel.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Die griechische Halbinsel ist durch eine Kette von Hochgebirgen, die sich vom Adriatischen zum Schwarzen Meere hinzieht, von allen zum Donaugebiete gehörigen Landschaften gesondert, um sich als eine Welt für sich südwärts zu entwickeln. Der Hämus macht mit seinem unwegsamen Rücken gegen die Donaulandschaften eine schwierige und allen Völkerverkehr absperrende Naturgrenze, während von Asien her der Zugang leicht und offen ist. Ebenso läßt sich in der Entfaltung der ganzen südlichen Landmasse zwischen dem Adratischen und Aegäischen Meere das Gesetz erkennen, daß immer die östliche, die asiatische Landseite die bevorzugte ist, denn alle Landschaften dieser Seite sind für ein geordnetes Staatsleben besonders günstig organisirt und haben durch hafenreiche Küsten einen besondern Beruf zum Seeverkehre empfangen. Dagegen ist zunächst Albanien und Illyrien nichts als ein Gedränge nahe gereihter Felskämme und enger Thalschluchten, die kaum für Wegebahnung Raum lassen; die Gestade sind wild und unwirthlich. Daher ist Illyrien durch alle Zeit hindurch ein Barbarenland geblieben.

Wie ist Alles anders, wenn man über den Skarduspaß nach der Ostseite, aus Illyrien nach Macedonien, hinübersteigt! Hier bilden sich aus zahlreichen Quellen am Fuße der Centralkette mächtige Flüsse, die in breite Niederungen strömen, und um diese Niederungen legen sich in großen Ringen die Gebirgsarme, welche die Ebenen umgürten und den Flüssen des Landes nur schmalen Ausweg in das Meer gestatten. Das innere Macedonien besteht aus einer Folge von drei solchen Ringebenen, deren Gewässer vereinigt in die Ecke des tief eingeschnittenen Golfs von Thessalonich sich zusammendrängen. Nicht nur die großen Saatebenen des Binnenlandes hat Macedonien vor Illyrien voraus, sondern auch ein zugängliches, gastliches Gestade. Anstatt einförmig wilder Küstenlinien springt hier zwischen den Mündungen des Axios und Strymon eine breite Bergmasse (Chalcidice) vor und streckt

sich weit in das Meer mit drei buchtenreichen Felszungen, deren östlichste in den Athos ausläuft.

Durch diese griechisch geformten Küsten stehen Macedonien und Thracien mit der griechischen Welt in Verbindung, während sie im Innern eine von dem eigentlichen Hellas durchaus verschiedene Beschaffenheit haben. Es sind Hochgebirgsländer, wo die Völker vom Meere abgesperrt, in abgeschlossenen Thalringen gleichsam gefesselt gehalten werden.

Der 40. Breitengrad schneidet den Gebirgsknoten, mit dem gegen Süden eine neue Gliederung eintritt. Die Landschaften verlieren den Charakter der Alpenländer; die Berge werden nicht nur niedriger, zahmer, culturfähiger, sondern sie ordnen sich mehr und mehr in übersichtliche Bergzüge, welche die Culturebenen umgeben, das Land gliedern und schützen, ohne es unzugänglich, wild und unfruchtbar zu machen. Dieser Fortschritt im Organismus des Landes macht sich aber wieder nur an der Ostseite geltend, wo Thessalien, das fruchtbare Thalbecken des Peneios, von Bergen umgürtet sich ausbreitet; auch an der Meerseite ist es abgesperrt durch das Ossagebirge, das sich als Pelion, einem Felsdamme gleich, in die See streckt. Aber zweimal sind die Berge durchbrochen und dadurch Thessalien zugleich entwässert und gegen Osten dem Verkehr geöffnet, an der Wasserpforte des Tempethals und dann südlich, wo zwischen Pelion und Othrys sich tief und breit der pagasäische Golf in das Land hineinzieht.

Nun wird gegen Süden die Gliederung immer reicher; der Verzweigung der Gebirge entsprechen die Meeresbuchten, welche von Osten und Westen eindringen. Dadurch wird die Landmasse so aufgelockert, daß sie zu einer Reihe von Halbinseln wird, die durch Landengen mit einander zusammenhangen. Damit beginnt, unter dem 39. Breitengrade das mittlere Griechenland, Hellas im engern Sinne. (Siehe Nr. 29.)

---

20. Die Osmanen.

(Nach Lorenz Riegler, die Türkei und deren Bewohner.)

Der Stolz des türkischen Volkes ist seine Religion, und es hält mit blindem Eifer daran fest, da der Koran dieselbe als die einzig wahre und allein seligmachende darstellt. Damit verbindet sich Verachtung aller Andersgläubigen. Erst während der letzten Jahrzehende wurde eine größere Toleranz gegen andere Religionsculte sichtbar. Allerseits entstehen katholische, protestantische, armenische, griechische, israelitische Kirchen, und die jüngsten an den Christen verübten Gräuel in Syrien (1860) sind als die letzten Regungen des Fanatismus gegen die milderen Grundsätze des Großherrn zu betrachten, wenn auch dessen auf den Antrieb Englands 1856 erlassenes

Gesetz (der sog. Hat Hümayun) zur religiösen und bürgerlichen Gleichstellung aller seiner Unterthanen noch keineswegs durchgeführt worden. An und für sich können dem Türken Herzensgüte und Wohlwollen nicht abgesprochen werden; aber er ist vorsichtig in der Aeußerung derselben, er prüft lange und urtheilt spät. Hat er sich von der Rechtlichkeit und Biederkeit Jemandes überzeugt, so ist er der treuesten Anhänglichkeit und der aufopferndsten Dankbarkeit fähig. Sieht er sich später enttäuscht, so weiß er sehr klug seine Gesinnungen zu verbergen; er vermag den Schmerz über ein ihm angethanes Unrecht oder eine Verletzung seines Ehrgeizes lange unter der Maske der größten Freundlichkeit zu verbergen, bis ihm Zeit und Gelegenheit günstig scheinen, dem langgehegten Groll freien Lauf zu lassen. Im gewöhnlichen Leben einsylbig und ernstblickend, wird er in gesellschaftlichem Umgange leicht belebt, heiter und durch seinen Mutterwitz unterhaltend. Er weiß seiner Sprache sehr feine Wendungen zu geben, die bald wegen ihres Doppelsinnes, bald wegen der daran geknüpften zarten Schmeichelei überraschen. Für seine Günstlinge kann er Alles wagen und fühlt in der Beglückung seiner Untergebenen das höchste Vergnügen. Er zeigt sich zart, zuvorkommend und dienstfertig gegen Hohe und Niedere, wenigstens ist es nicht Sitte, ein Ansuchen geradezu abzuschlagen; kann demselben nicht Folge geleistet werden, so findet die Zeit Entschuldigungsgründe. Gastfreundschaft empfiehlt ihm der Koran. In Amtsverhandlungen läßt er sich leicht durch die Umstände bestimmen; er vermag selbst im heftigsten Zornanfall seine Würde zu behaupten. Er hat bei scharfen Sinneswerkzeugen ein scharfes Beobachtungsvermögen und sieht oft ein politisches Ungewitter herannahen, wo der Uneingeweihte noch keine Gefahr ahnet. Durch ein gutes Gedächtniß und eine schnelle Auffassungsgabe bevorzugt, ist er gelehrig und eifrig, weßhalb sich Viele, welche Gelegenheit zu höherer Ausbildung fanden, durch gründliche Kenntniß fremder Sprachen, der Medicin, Physik, Mathematik, Mechanik, Kriegs- und Schifffahrtskunde auszeichnen. Der ungebildete Haufe ist dagegen von allerhand seltsamen Vorurtheilen befangen. Man glaubt an Hexen und Zauberei, an Geister und das Erscheinen Verstorbener, sieht in Irrlichtern die Anzeigen verborgener Schätze und zeigt überhaupt Empfänglichkeit für alles, was außerordentlich, geheimnißvoll, wunderbar klingt. Man liebt überall in Farbe der Kleidung, Zimmereinrichtung, Verzierung das Grelle, Bizarre und Lebhafte, insbesondere Blumen, glänzendes Spielzeug, Musik. Man ist genügsam und verzichtet lieber auf einige Bequemlichkeiten, als daß man dieselben durch große Mühe erkauft. Man scheut alle heftige Bewegung und Anstrengung. Wer dem Glücke im Schooße sitzt, liebt äußerliches Gepränge, namentlich durch bedeutende Dienerschaft; übrigens freut er sich ruhiger Behaglichkeit im Familienkreise. Die allgemeine Sorglosigkeit der Nation mag ihren Hauptgrund in dem angenehmen Klima und in den reichen Aernten haben, welche selbst nach oberflächlicher Bearbeitung des

Feldes erfolgen. Außerdem bewirkt der Glaube an eine unabänderliche Vorherbestimmung des Schicksals (Fatalismus) einen unzerstörbaren Gleichmuth, der sich mit stiller Ergebung in das bitterste Mißgeschick fügt. Der Minister stürzt, der Vater verliert seinen einzigen Sohn, seine theuerste Gattin, Verarmung nöthigt ihn, den langgewohnten Genüssen zu entsagen: nie wird er murren, sondern die Worte: „Gott ist groß! Er gab es, er nahm es auch!" beruhigen ihn vollkommen und bewahren ihn vor übermäßigem Schmerz, der auf Geist und Körper einen so zerstörenden Einfluß ausübt.

---

21. Der Bosporus und die Dardanellen.

(Nach der [anonymen] Monographie: Das Schwarze Meer und die Ostsee.)

Der Bosporus (d. i. Ochsenfurth), welcher etwa 3 deutsche Meilen entlang Asien und Europa von einander trennt, bildet eine der interessantesten und romantischsten Wasserstraßen. In ihr werden die fast 9 Monate lang von der Nordküste des Schwarzen Meeres nach dem Eingange des Bosporus zuflutenden Strömungen, die sich in der Meerenge selbst fortsetzen, dem Marmorameere und den Dardanellen, und durch diese dem Mittelmeere zugedrängt. Die Berghöhen Thraciens und Anatoliens nähern sich so dicht einander, daß der Weg wie gesperrt erscheint, und bilden durch ihr wechselseitiges Vordringen die schlangenförmige Gestaltung der Meerenge, deren Krümmungen dem Auge sich wie Seen darstellen. Siebenmal werden die Fluten durch die asiatischen Gebirgs-Ausläufer nach Europa herübergedrängt und müssen eben so oft den Felsenvorsprüngen des Hämus nach dem asiatischen Gestade zu ausweichen. Die Entfernung der Ufer von einander wechselt daher oft, ist an den engsten Stellen ungefähr 1500 Schritte, an den weitesten etwa dreifach so breit. Fast ununterbrochen, namentlich am rumelischen Ufer, reiht sich eine Ortschaft an die andere, über denen Landhäuser und Kioske aus dem saftigen Grün der Wäldchen, Gärten und Weinpflanzungen hervorschauen, während auf den höchsten Punkten Burgen und Ruinen aus der byzantinischen und genuesischen Vorzeit thronen. Am Leuchtthurm des rumelischen Ufers zeigen sich die Inseln der Symplegaden, die den Kolchisfahrern Jason's schon gefährlich waren*), niedrige Basaltklippen, welche von jeder hochgehenden Flut überdeckt werden. An der Bucht von Bujukdere (Großthal) befinden sich die Lieblingssitze der europäischen Diplomaten. Hier und in Therapia (Heildorf) bringen fast alle Gesandten der

---

*) Die Kyanäen oder Symplegaden sind eine Reihe von Felsen unter der Meeresflut, welche ehemals wahrscheinlich wegen größerer Höhe und bedeutenderen Umfangs Eilande hießen und auf der europäischen Seite der Mündung des Bosporus liegen.

verschiedenen Mächte bei der Pforte ihre Sommermonate zu, um die Reize dieser üppigen Landschaft zu genießen. Dabei hat Bujukdere, welches etwa eine Meile vom pontischen Eingange entfernt liegt, einen der besten Ankergründe der Meerenge.

Außer den Naturschönheiten und Lustorten sind es aber die vielen und starken Befestigungen, welche den Bosporus berühmt machen und ihm eine besondere strategische Wichtigkeit verleihen, ja es geradezu unmöglich machen, vom Schwarzen Meere aus in feindlicher Absicht der Hauptstadt zu nahen. Die zahlreichen Trümmer gescheiterter Schiffe, welche das ganze Jahr hindurch die beiderseitigen Ufer vor dem Eingange bedecken, zeigen, daß schon die Natur die Einfahrt durch Untiefen und Klippen so erschwert, daß er nur bei ganz günstigem Winde gewonnen werden kann. Um diesen Eintritt, wenn er in feindseliger Absicht geschehe, noch mehr zu erschweren, strecken auf den beiden Küsten (21) wohlbesetzte Batterieen dem Feinde ihre (450) Feuerschlünde entgegen, welche von einer trefflich geübten Artillerie-Mannschaft bedient werden, die unter dem Namen „Brigade vom Schwarzen Meere" aus 1800 Kanonieren besteht. Einige der Batterieen oder Forts sind auf plattem Grunde angelegt, so daß sie die Fläche des Wassers bestreichen, andere, auf Felsen errichtet, beschießen die Schiffe von oben. Zu diesen Vertheidigungsmitteln ist noch die Aufstellung der türkischen Flotte zu rechnen. Sie hat in Kriegsfällen ihren vorgeschriebenen Standpunkt vor Bujukdere am Rande der Strömung, so daß sie ihre Schiffe in jede beliebige Stellung werfen und mit vollen Breitseiten jedes große Fahrzeug bestreichen kann, das, den Bosporus herabkommend, dicht an ihr vorbei muß, um den Untiefen am asiatischen Gestade auszuweichen.

Wie der Bosporus Constantinopel vor einem vom Schwarzen Meere kommenden Angriff zur See schützt, so schirmen die Dardanellen vor feindlichen Schiffen, die aus dem Mittelmeere heranziehen würden.

Die Dardanellen, die am entgegengesetzten Ende des Marmorameeres, gegenüber dem Hafen von Gallipoli, beginnen, sind in Vielem dem Bosporus ähnlich, aber weniger malerisch. Sie sind dreifach so breit, als dieser, und ihre europäische Seite, der thracische Chersones, trägt einen rauhen Gebirgsrücken, während das asiatische Ufer mit seinen Weingärten und saftigen Waldungen einen anmuthigen Anblick darbietet. Zu den Vertheidigungsmitteln der Dardanellen gehört vor Allem die enorme Strömung des Hellesponts, welcher außer der aus dem Bosporus kommenden Wassermenge auch noch die abzuführen hat, welche zahlreiche Flüsse in das Becken des Marmorameeres ergießen. Diese Strömung, die im Bosporus einer eindringenden Flotte günstig ist, tritt einer aus dem Mittelmeere kommenden Flotte sehr hemmend entgegen und ist nur mit Hülfe eines tüchtigen Südwestwindes zu überwinden. Am Eingange und Ausgange dieses Passes liegen die Dardanellen-Schlösser. Die „neuen Schlösser" am Eingange vom

Mittelmeere her wurden durch Mohammed IV. in der Mitte des 17. Jahrhunderts als Schirm der türkischen Flotte gegen die Venetianer gegründet. Vier Meilen aufwärts, an der engsten Stelle des Canales, liegen einander gegenüber die „alten Schlösser" von Mohammed II. kurz nach der Eroberung von Constantinopel errichtet. Die „alten" und die „neuen" Schlösser haben gut construirte Batterieen erhalten, die mit Kanonen vom stärksten Kaliber besetzt sind. Neuere Forts und Befestigungen, von russischen und preußischen Ingenieurs erbaut, decken auf beiden Ufern die Meerenge, und man hat dabei besonders auf den schmalsten Punkt, den Hellespont im engsten Sinne, Rücksicht genommen. Dieser Punkt starrt gegenwärtig von Batterieen, so daß die Dardanellen für eine Flotte eben so unangreifbar geworden sind, wie der Bosporus.

„So ist Constantinopel mit seinen Außenwerken von den südlichsten Dardanellenschlössern und ihren kolossalen Feuerschlünden bis zu den verwüstungspeienden Kunstvulkanen, die den Eingang am Bosporus in den Pontus Euxinus hüten, die großartigste und unbezwingbarste Naturfestung des Erdbodens, wenn mannhafter Sinn innerhalb der Schutzwehren und eine wohlbemannte Seemacht, zu Vertheidigung und Angriff gleich gerüstet, außerhalb Wache halten." (Fallmerayer.)

22. Constantinopel (im Vergleich zu Rom).

(Nach Jos. v. Hammer, Constantinopel und der Bosporus, Jac. Ph. Fallmerayer, neue Fragmente aus dem Orient, und Alfred de Reumont, römische Briefe eines Florentiners, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Als die herrlichst gelegene aller Hauptstädte ward Constantinopel schon von Dichtern und Rednern, Erdbeschreibern und Geschichtschreibern des Alterthums und des Mittelalters hochgepriesen.

Mit Einer Stimme preisen sie die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, als die geborene Beherrscherin Asiens und Europa's an beider Grenze, als die Brücke zwischen Europa und Asien, als einen Mittelpunkt und Marktplatz für Austausch der Gedanken wie der Naturproducte, der geistigen wie der materiellen Lebensgüter, wodurch sie zu der Ehre gelangt ist, das zweite, das neue Rom und Istambul (d. h. Fülle des Islams) zu heißen und der Kaisersitz des byzantinischen und des osmanischen Reiches zu werden. Von drei Seiten flutenumgürtet, schaut sie von den sieben Gipfeln ihres Thrones gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derselben, den 12 Stunden langen, „flutenden" Hellespontus, gegen Osten auf den schlangengewundenen Bosporus und den als stürmisch übel berüchtigten Pontus hin. An der Mündung desselben halten die kyanäischen Felsen (s. S. 78), welche nach der Heldensage gegen einander und von ein-

ander schwimmend, den Argonauten den Durchzug verwehren wollten, und in der Propontis die Inseln der Seligen*) (heute die der Prinzen genannt) die Vorwache; von der Nordseite krümmt sich das „goldene Horn" des Ueberflusses (wegen des Reichthums an Schiffen und Fischen seit alten Zeiten so genannt), der äußerst vortheilhaft gestaltete, geräumigste und überall ankerbarste Hafen, den alle Winde mit Schiffen bevölkern und der wider alle derselben Sicherheit gewährt. Selbst wenn draußen auf dem „Schwarzen" oder auf dem „Weißen Meere"**) arge Stürme wüthen, schlafen die Wellen ruhig in dem tiefen und geschützten Busen dieses schönen Bassins, welches im Kreuzungspunkte vieler, von allen Seiten, von fern und nahe sich heranziehender, natürlicher Wasser- und Landwege liegt. Die Nord- und Ostwinde in Verbindung mit der 9 Monate des Jahres fast ununterbrochen von Norden nach Süden in reißender Strömung rollenden Pontusflut führen ihm die Getreide- und Holzladungen aus den Häfen der Krim und von den östlichen Küsten des Schwarzen Meeres und der Mäotis zu, die Süd- und Westwinde bringen die Handelsflotten des Weißen und des Mittelländischen Meeres, den Reichthum des Archipels und Aegyptens, die Kunsterzeugnisse der afrikanischen und europäischen Seeküste, während Karavanen, mit den Gütern des Ostens und Westens befrachtet, aus Kleinasien und Thracien sich auf den Märkten dieser großen, einzigen Stapelstadt des Handels dreier Erdtheile begegnen. Und ihrer Handelsbedeutung entspricht auch der Cultur-Einfluß auf das südliche und westliche Europa. Denn in ihre Mauern wurden nicht nur die litterarischen Schätze des Alterthums gerettet, sondern auch antike Technik und Industrie im Flusse erhalten. Von hier aus wurde die Machtstellung italienischer Stadtrepubliken, wie Venedig, Pisa, Genua, begründet. Auch die bildende Kunst empfing durch stete Berührung mit den alten Kunst- und Culturstätten fortdauernde Anregung, das Meisterwerk der byzantinischen Baukunst, die auf Justinian's Befehl entstandene Hagia Sofia mit ihrer Flachkuppel und ihren Halbkuppeln, mit ihrer Fülle von musivischen Bildern, wurde das Vorbild für Abendland und Morgenland. Der von hier ausgehende lang dauernde Einfluß der byzantinischen Schule drang über

*) Die Prinzen-Inseln, südlich von Constantinopel am Eingange der Propontis gelegen, waren zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums ein Verbannungsort für abgesetzte Kaiser und Kaiserinnen, gestürzte Feldherren u. s. w., sind jetzt aber ein Frühlingsparadies der Bewohner der Hauptstadt und besonders der reichen Griechen, welche hier wie Fürsten und Selige leben. (v. Hammer.)

**) Die moslemische Hydrographie kennt sieben große Meere der Erde und unterscheidet dieselben nach Farben, indem sie den Archipel und das Mittelländische Meer das weiße, den Pontus das schwarze, die Caspische See das grüne, den Arabischen Meerbusen das rothe, den Persischen das blaue, die Sinesische See das gelbe und den Atlantischen Ocean das dunkle oder finstere Meer nennt. (v. Hammer.) An dieser Stelle versteht der Schriftsteller unter dem Weißen Meere den Archipel.

Ravenna und Venedig bis nach Deutschland vor. Karl's des Großen Bauthätigkeit gipfelt in dem byzantinischen Münster zu Aachen.

Der geheimnißvolle Reiz von Stambul liegt aber nicht in der Architektur der Stadt oder überhaupt in den künstlichen Zuthaten, durch welche der gesittete Mensch seinen Wohnplatz zu verschönern sucht. Er liegt vielmehr in der wundervollen Gestaltung der Höhenzüge, die zu beiden Seiten des mäandrischen Stromes die Landschaft zwischen dem Pontus und dem goldenen Horn füllen, wie sie, bald rundkuppig, bald in langer Schwingung, bald sanft anschwellend, bald straff und kühn emporstrebend, die launigen Wendungen des ungleich breiten, aber allzeit voll und tief rauschenden Silberstromes begleiten, mit dem Duft und Blumenflor der Terrassengärten, mit den dunkeln Fruchtbaumgruppen und ihrem Frühlingsblütenmeere, mit den hochwipfligen Cypressen, der lustigen Pracht der Pinien und den aus hellaubigem Geschlinge von den Höhen herabwinkenden Riesenplatanen — dazu die wonnige Abendkühle, das Vollmondlicht, wie es in mildem Widerschein vom Wasserspiegel aufhüpfend durch die Fenster aloëduftender Divanssäle reicher Byzantiner fällt, und dicht unterhalb die in sanft einschlummerndem Gemurmel vorüberrauschende Bosporusflut. Vor dem trunkenen Blicke des aus dem Pontus beim hohen Felsenthor hereinsegelnden Fremdlings hebt sich zuerst das Serai des Großherrn mit den schlanken Spitzenthürmen der Moscheen Hagia Sofia und Sultan Ahmed am Hippodrom hervor; nach wenigen Minuten rückt links ein Streifen vom asiatischen Skutari und rechts auf der europäischen Seite das über rasch auffahrende Höhen hingegossene und vom Gold der Morgensonne schimmernd angeblitzte Pera (von πέραν jenseits) in die Scene herein. Plötzlich thut sich zwischen dem sanft anschwellenden Serai-Promontorium und den steilen Perahöhen eine weite Mündung auf, und, von einem unermeßlichen, amphitheatralisch aufsteigenden und hoch herabblickenden Häusergewoge umgeben, deckt ein dichter Mastenwald mit einem leicht hinfliegenden Gondelheer die tief in das Land hineindringende stille Wasserfläche. Das ist das „Goldhorn" der Alten, weniger ein Seehafen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, als ein schlanker Meerbusen von der niedlichsten Gestaltung und zugleich von solcher Tiefe, daß sich die schwersten Kriegsschiffe überall dicht an das Ufer legen und ihr Fallbrett gleichsam auf die Thürschwellen der Hafenhäuser werfen können.

Das Riesige in Anlage, Bau und Umriß der stolzen Khalifenstadt tritt erst hier in voller Majestät hervor. Das Ganze bildet einen vom europäischen Continent nordostwärts in den Bosporus hinausspringenden und vorn gebogenen Riesentriangel, dessen nordöstliche Seite sich in der wimpelvollen, stillen Flut des goldenen Horns spiegelt, während die südöstliche von der nie ruhenden Brandung des hier zur Propontis sich erweiternden Bosporus bespült wird und die dritte oder Landseite durch einen (8 Meter breiten,

nach allen Seiten zierlich ausgemauerten) tiefen Graben mit dreifacher Festungsmauer dahinter vom thracischen Continent abgeschlossen wird.

Zarte Gemüther, die in Idealen schwelgen, Menschen und Dinge, so wie sie sind, zu sehen keinen Muth besitzen, und, vor der rauhen Wirklichkeit überall zurückweichend, auch ihre Byzanz-Idylle ungetrübt zurück in den Occident tragen möchten, sollten ihre Neugierde am Bosporus überhaupt nicht weiter als zum Ankerplatze im goldenen Horn und seinem überwältigenden Panorama treiben, nicht aber die Unvollkommenheiten und Mängel des Osmanenvolkes im Innern des großen Dreiecks sehen wollen. Denn die stolze Kaiserstadt bewährt nicht, was sie von außen verspricht. Alle Straßen sind enge, krumm, winklig und finster, da das obere Stockwerk meist über das untere hinausgebaut ist; viele Häuser wenden der Straße nur eine bloße Mauer zu, indem die Fenster auf den Hof gehen, oder wenn Fenster nach der Straße vorhanden sind, so sind sie verhängt und gewähren einen traurigen Anblick. Unzertrennlich von der Physiognomie der Straßen sind die Schaaren herrenloser Hunde, die auf der Straße geboren werden, leben und sterben und von denen jeder sein begrenztes Revier hat, wie in manchen großen Städten jeder Bettler seinen Standort. Das bunt gekleidete Volk, namentlich die besonders am Freitage in schreienden Farben aufgeputzten Türken, drängt sich in den engen, schmutzigen, steil ansteigenden Straßen in einem Gewühle, welches an das Gedränge in den belebtesten Straßen Londons erinnert. Dazwischen beengen und versperren die Lastthiere, auf beiden Seiten mit gefüllten Marktkörben oder Holzscheiten beladen, den Weg. Schauder erregen die vielen Brandstätten und Trümmerhaufen in allen Quartieren, welche an die verheerenden Feuersbrünste erinnern, von denen Constantinopel so oft heimgesucht wird. Der Eindruck des Großartigen verschwindet bald in einem wehmüthigen Gefühle, wenn man innerhalb dieser Mauern wandelt, wo so viel Größe untergegangen ist, wenn man diese Hügel hinansteigt, welche die Gräber von Nationen bedecken. Constantinopel ist ein großes Grab der Geschichte, in welchem auf die Dauer kein Lebendiger sich wohl fühlt.

Wie das alte Rom, liegt auch Constantinopel wellenförmig über sieben Hügel hingegossen, und beide Städte verdanken dieser Eigenthümlichkeit der Lage in hohem Grade ihr malerisches Erscheinen: die Straßen steigen und fallen zu geringem Ergötzen und zu großer Ermüdung dessen, der viele Gänge zu machen hat und sich, wie es bei den meisten der Fall ist, mehr um die Ermüdung des Körpers als um die Schönheit der Aussicht kümmert. Die sieben Hügel sind hier, wie in Rom, vortrefflich benutzt, um der Stadt, auch unabhängig von ihrer räumlichen Ausdehnung, Größe und Majestät zu verleihen. Auf den ungleich bedeutenderen Höhen Constantinopels thürmen sich die gewaltigen Moscheen empor, riesige Massen von leuchtendem, weißem Marmor, von den schlanken zierlichen Minarets umringt, von stolzen Kuppeln

überwölbt, zu denen Aja Sofia das Muster gab. In Rom sieht man solche Kirchenbauten spärlicher, da man, mit Ausnahme der Peterskirche, des Lateran und der S. Maria Maggiore, dort bessere Paläste als Kirchen gebaut hat. Und wie man in Roms Kirchen Reihen kostbarer Säulen findet, die aus den vorchristlichen Zeiten stammen und einst heidnische Tempel und Basiliken schmückten, so sieht man in Stambuls Moscheen die prachtvollsten Colonnen der Stadt Constantin's, marmorne, granitne, porphyrne, vereinigt mit dem Raube Griechenlands und Kleinasiens. — Eine weitere Eigenthümlichkeit beider Städte ist das System der Wasserversorgung. In der sonnenverbrannten römischen Campagna stehen die langen Bogenlinien riesiger Wasserleitungen, zum Theil in Ruinen, zum Theil auch heute noch das belebende Element der Stadt zuführend, zu deren Bedarf die Quellen und Brunnen des Bodens nicht ausreichen, die aber so zur wasserreichsten Binnenstadt der Erde wird. Wasserlos ist auch die Erdzunge zwischen der Propontis und dem goldenen Horn, welche Stambuls Pracht und Elend trägt. In den stillen Thälern am Ausgange des Balkangebirges sammeln sich die zerstreuten Quellen in gewaltigen, von Marmordämmen eingeschlossenen Behältern und strömen auf dem Rücken von sieben Aquäducten und in Röhren unter der Erde durch eine unangebaute Ebene der Stadt zu. Dort haben die Päpste das Werk der alten Kaiser fortgesetzt, hier die Sultane, jene einen verhältnißmäßig geringen, aber für das Bedürfniß der jetzigen Einwohnerzahl vollkommen ausreichenden Rest der alten Leitungen wiederherstellend, diese zu den alten Bauten neue hinzufügend. Und wie fließt, wie rauscht, wie sprudelt in beiden Städten die labende Flut hervor aus Tausenden von Brunnen, zierliche Seen bildend, wie die von ihren drei Mündungen (Trivium = Trevi) benannte Fontana di Trevi, welche schon Agrippa, der Schwiegersohn des Augustus, im J. 19 v. Chr. eröffnete, oder brausende Wasserfälle, wie die (von Papst Paul V. 1612 angelegte) Fontana dell' Acqua Paola auf dem Janiculus, Märchenpaläste belebend, wie auf dem Platze Top-hana und dem des Serails. Straßen, öffentliche Plätze, Höfe, Gärten, Corridors, Thal und Hügel, alle haben Theil an dem verschwenderisch ausgegossenen Reichthum, der zur Befriedigung des Bedürfnisses dient, wie zur Zierde in phantastischer, hundertfach wechselnder Gestaltung. — Setzen wir unsere Wanderung durch beide Städte fort, so gelangen wir in der einen wie in der andern in Gegenden, die ausgestorben scheinen, wo nicht allzu oft eines Menschen Fuß die Wege betritt, wo Geräusch eine unbekannte Erscheinung ist, während es in andern desto lebhafter zugeht. Hier wie dort begegnen wir den mit Hieroglyphen bedeckten Denkmalen Aegyptens, den Ehrensäulen, deren Statuen herabgeschmettert sind, den Plätzen, deren Form noch an ihre ehemalige Bestimmung erinnert, wie Hippodrom und Stadium, der Circus agonalis, heutiges Tages Atmeidan und Piazza Navona genannt, beide geschmückt mit Obelisken und Häusern des Gebetes.

Und trägt die Stadt an der Tiber tausendfältig den Sieg davon durch ihre großartigen Reste des Alterthums, so zeigt auch die am Bosporus ihre Bauten aus der Kaiserzeit, ihren Constantin'schen Palast und die unterirdischen Säulenwälder ihrer Piscinien, die man mit größerem Rechte als die beim Vorgebirge Misenum die wunderbaren nennen könnte. Hier wie dort strebt aus den Gärten die schlanke Cypresse hervor, trauernd neben Trümmern und Monumenten, die Folie bildend zu dem weißen Minaret, der marmornen Bildsäule. Beide Städte bewahren einen Ring von Schutzwehren, der eine tausendjährige Geschichte erzählt. Denn beiden hat es im Laufe der Zeit nicht gefehlt an Belagerungen und Stürmen. Constantinopel wurde siebenzehn Mal belagert, Rom von den Galliern eingenommen, von Alarich, von Geiserich, von Ricimer, von Belisar, von Totilas, von Narses und mehrmals in den immerwährenden Kriegen des Mittelalters, bis der Connetable von Bourbon die Reihe der Eroberer der Weltstadt beschloß (1527). Beide Städte waren vor Alters in 14 Regionen getheilt, wie es noch jetzt in Rom eben so viele Rione gibt. Beide, von Campagnen umgeben, die gar nicht oder nur schlecht bebaut und beinahe unbewohnt sind, würden Hungers sterben, wenn die Provinzen ihnen nicht zu Hülfe kämen. Umbrien liefert Rom, die westlichen Länderstriche Constantinopel ihre Hauptnahrungsmittel, und aus den Ländern des Abendlandes muß Constantinopel wie Rom sein Wollentuch, seine Leinwand und so manches andere Industrie-Erzeugniß beziehen.

Nimmt man Constantinopel im weitesten Umfange, so muß man nicht bloß die Stadt und den Hafen und die daran auf beiden Seiten liegenden Vorstädte, sondern auch Skutari und Kadikoi (das alte Chalcedon) in Asien und alle Ortschaften auf beiden Ufern des Bosporus bis an die nördliche Mündung dazu rechnen.

23. Bulgarien.

(Nach „Unsere Zeit" bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie die Länder jenseit des Balkan zu beiden Seiten der Propontis, Rumelien und Anatolien, in diesem Vormeere und den beiden Seestraßen des Bosporus und des Hellespont ihre einigende geographische Mitte haben, so bildet die untere Donau von ihrem Austritte aus den Felsenpforten bei Orsowa an bis zu ihren Mündungen die geographische Mitte eines großen Ländergebietes, dessen Hauptmasse noch heute unter der Oberherrlichkeit des Sultans steht, und zwar auf dem rechten Ufer unter der unmittelbaren, auf dem linken unter der mittelbaren. Jene südliche Hälfte, das alte Mösien, wird seit dem Mittelalter mit dem Namen Bulgarien bezeichnet, den die

türkische Administration nicht kennt; sie theilt diesen Länderstrich in die 3 Provinzen: Silistra, Widdin und Niß (Nissa), welche zusammen 1839 □-M. umfassen.

Durch seine Lage einerseits zwischen Donau und Balkan, andererseits zwischen dem Schwarzen Meere und den serbischen Bergen, ist Bulgarien nicht nur das naturgemäße Passageland zwischen den Donauländern und den Gebieten im Süden des freilich noch ziemlich wegelosen Balkan, sondern auch die Durchgangsregion für den Verkehr zwischen Osten und Westen, zwischen dem Centrum Europa's und dem Schwarzen Meere. Der gewaltige Umweg, den die unterste Donau durch die Hügel der Dobrudscha zu machen genöthigt wird, hat jüngst eine wesentliche Abkürzung erhalten durch die Vollendung einer (25 M. langen) Eisenbahn zwischen Rustschuck an der Donau und dem Hafen von Varna am Schwarzen Meere.

Aber mehr noch als in commercieller Hinsicht gewinnt die Stellung Bulgariens als eines großen Passagelandes an Bedeutung, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte der Politik betrachtet. Von dem Besitze Bulgariens hing im Laufe der Geschichte mehr als einmal die Herrschaft im östlichen Europa ab. Als die Römer zur Eroberung Daciens schritten, war Mösien (Bulgarien) die Basis, von welcher die Heere Trajan's ausgingen. Und von hier aus wurde auch im weitern Verlaufe der Zeiten jene Provinz behauptet. Es war um die Sicherheit des oströmischen Reiches geschehen, als Mösien in die Hände der Barbaren gefallen, denn diese hatten dadurch den freien Zugang zum Innern des Reiches gewonnen. Wie die Römer, so machten auch die Türken ihre ersten Eroberungen jenseit der Donau von Bulgarien aus. Endlich hat es sich in den Kriegen zwischen der Pforte und Rußland in letzter Instanz immer um die Behauptung oder Wegnahme dieser wichtigen Stellung gehandelt. Das türkische Reich kann die Moldau und Walachei verlieren, ohne bedeutend in seiner gegenwärtigen Integrität berührt zu werden; aber mit dem Verluste von Bulgarien würde die Pforte die beiden Vertheidigungslinien der Donau und des Balkan verlieren und die Thore des eigenen Hauses ihren Gegnern öffnen. Hier ist der Punkt, von wo aus sie dem mittlern Europa und zunächst Oesterreich die Hand reichen kann, wo sie ihre Vorbereitungen für die Zukunft treffen muß sowohl zur Abwehr eines neuen Angriffs, als auch zu den ersten erfolgreichen Schritten auf den Bahnen westlicher Cultur.

Die 3 Millionen Bewohner dieses wenig angebauten Landes gehören überwiegend der slavischen Nationalität an, sind aber bedeutend mit andern Elementen (Osmanen, Serben, Juden, Griechen, Kosaken, Walachen, Zigeuner u. s. w.) gemischt, wenn das Völkergewimmel auch nicht so bunt ist, wie am Bosporus, in den großen Städten der Walachei und besonders auch in der Moldau. Nach der Eroberung Bulgariens durch die Türken traten viele von den Einwohnern zum Islam über. Indeß machen die Mohammedaner den-

noch die Minderzahl (1,300,000) aus und werden mit jedem Jahre mehr von der schnell anwachsenden christlichen Bevölkerung (den „Rajahs") überflügelt, wozu die Recrutirung und die Seltenheit türkischer Ehen am meisten mitzuwirken scheint. Die Muselmänner und Rajahs wohnen in gesonderten Dörfern, nur in den Städten finden sich beide Haupttheile der Bevölkerung zusammen. Die Hauptsprache dieser gemischten Bevölkerung ist das Türkische, und im Interesse der Regierung liegt es, dieser Sprache als der allgemeinen des Reiches ihre Stellung zu erhalten. Das Griechische ist hier die officielle Sprache der christlichen Kirche in demselben Verhältnisse, wie das Lateinische in der römisch-katholischen Kirche.

Der Boden bildet nördlich von dem Balkan und dessen Vorbergen eine wellenförmige Ebene, aber nicht eine im Niveau der Donau liegende Tiefebene, sondern ein über dasselbe erhabenes Plateau, welches sich meist dicht an den Hauptstrom heranzieht und schroff zu diesem abfällt. Diese, der Donau unmittelbar zugewendeten Hänge und Abstürze des Plateau sind am besten angebaut und am dichtesten bewohnt. Das mit Wald und üppigen Kornfeldern bedeckte bulgarische Ufer der Donau bietet daher einen wechselnden und reizvollen Anblick im Gegensatze sowohl zu dem monotonen gegenüberliegenden walachischen Ufer, als zu dem öden bulgarischen Meeresstrande. Zwischen dieser Meeresküste und der Donau liegt die Halbinsel der Dobrudscha, eine breite Kalksteinplatte mit wellenförmigem Terrain, 50—100 Meter über dem Spiegel des Stromes und der See. Wegen Mangels an Bewässerung ist der Ackerbau äußerst gering; das Gras verdorrt schon im Frühsommer und bildet unabsehbare wogende Flächen mit hohen, aber dürren Halmen. Auch in der Ebene ist der Mangel an Feuchtigkeit und daher an Vegetation so groß, daß man sich im Spätsommer und im Herbst veranlaßt sieht, die Heerden zum Theil auf die Inseln der Donau zu schicken. Der Umstand, daß die Vorberge des Balkan nicht mit hohem Waldwuchs, sondern nur mit niedrigem, krüppelhaftem Buschwerk bedeckt sind, so wie die Schutzlosigkeit des Landes gegen den unmittelbar von den russischen Steppen kommenden Nordwind mag zur Pflanzenarmuth des Landes beitragen. Nur etwa ein Fünftel des ganzen zum Ackerbau geeigneten Flächenraumes ist angebaut, dieses aber liefert, bei der Vortrefflichkeit des Bodens, der keines Düngers bedarf, ein massenhaftes Erträgniß an Roggen, Kukuruz (türkischem Weizen) und besonders an Weizen, dem einzigen bedeutenden Ausfuhrartikel (vorzugsweise nach Constantinopel), der eine viel größere Ausdehnung erlangen könnte, wenn die Landstraßen besser wären und namentlich zur Zeit nach dem Ausdreschen der Früchte im Herbst den Transport aus dem Innern zur Donau oder zu der Meeresküste (Varna, Burgas) nicht zu beschwerlich machten. In Bezug auf Production und Ausfuhr an Vieh steht Bulgarien hinter der benachbarten Walachei entschieden zurück, und die Viehzucht wird erst eine höhere Stufe gewinnen, wenn etwa durch Einwanderung aus Culturländern

die Veredlung der Race des Rindviehs und der Pferde angestrebt wird. Allein für Auswanderer aus Mitteleuropa nach dem Südosten, namentlich für Deutsche, sind einstweilen die Moldau und Walachei viel verlockender, weil hier die politischen und socialen Verhältnisse bereits jetzt den Ankömmlingen viel günstiger sind und in Zukunft — unter der erblichen Herrschaft eines deutschen Fürstenhauses (Hohenzollern) — noch günstiger zu werden versprechen. Nur durchgreifende politische Reformen Seitens der türkischen Regierung könnten Bulgarien zum Anziehungspunkte massenhafter Einwanderung machen. Das Colonisationsgesetz vom J. 1857 gewährt nur einzelne Rechte und Ansprüche, aber noch keine gesicherte Rechtsstellung, deren Grundlage allein die wirkliche (nicht bloß proclamirte) Gleichstellung zwischen Türken und Rajahs wäre.

In militärischer Beziehung bildet Bulgarien das große Bollwerk des türkischen Reiches gegen Rußland, welches zwei Vertheidigungslinien von außerordentlicher Bedeutung beherrscht, die Donau und den Balkan, da der Uebergang über einen 1000—2000 Schritt breiten Strom eben so zu den schwierigsten Kriegsoperationen gehört als die Austreibung der Vertheidigung aus einem weitgedehnten Gebirge, dessen Stärke als strategisches Hinderniß sprichwörtlich ist. Dazu kommt noch, daß die Defensive, auch nach dem Verluste der Donaulinie, noch nicht gezwungen ist, sich unmittelbar auf den Balkan zurückzuziehen, sondern auf dem Plateau von Schumla, als einer Centralstellung, ihre Kräfte sammeln und unter sehr vortheilhaften Umständen die Offensive zu einer neuen Waffenentscheidung herausfordern kann. Die Ausdehnung dieser Centralstellung von mindestens 4 Meilen ist geeignet, alle Einschließungsversuche des Feindes zu verhindern, und selbst im Falle einer Belagerung kann Schumla von zwei gleich weit entfernten Festungen, Rustschuk und Silistra, Entsatz erhalten. Einer in Schumla placirten Armee den Rückzug über den Balkan abzuschneiden, ist kaum möglich, wenn man sich nicht im Besitz einer überwältigenden Uebermacht befindet. Im schlimmsten Falle würde ihr immer der Ausweg bleiben, sich nach Varna durchzuschlagen und dort einzuschiffen, um in Burgas wieder zu landen.

---

24. Serbien und die Serben.

(Nach D. v. Cölln, Serbien und die Serben, und Leopold v. Ranke, die serbische Revolution, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Fürstenthum Serbien hat weder dieselbe Ausdehnung mit dem gegenwärtigen Wohnsitz des serbischen Volkes, noch mit den Grenzen des serbischen Reiches im Mittelalter. Sehr viele Serben wohnen in Ungarn, theils weil der betreffende Landstrich, z. B. der zwischen der Save und Drau

liegende, einst erobert wurde, theils weil das Volk von Serbien aus eingewanderte, um den Bedrückungen der Türken zu entfliehen. Die Grenzen des alten serbischen Reiches erstreckten sich vom Adriatischen bis in die Nähe des Schwarzen Meeres und schlossen Macedonien, Thessalien, Bosnien, Theile von Rumänien, Bulgarien, Dalmatien und Croatien ein, in welchen Ländern deßhalb die hauptsächlichsten historischen Denkmale und die Gräber der früheren Könige und Helden gesucht werden müssen. Das gegenwärtige Fürstenthum Serbien liegt an dem südlichen Ufer der Save und Donau, welche dasselbe nach Norden hin von der Slavonischen und Banater Militärgrenze scheiden. Die westliche Grenze gegen Bosnien bildet der Drinafluß, welcher seine Quellen in den Gebirgen von Montenegro und der Herzegovina hat und, nach Norden fließend, sich in die Save ergießt. Während so im Norden und Westen die Grenzen durch die Natur vorgezeichnet sind, ist die Grenzlinie im Süden und theilweise im Osten so unbestimmt, daß es gegen die Türkei fast gar kein natürliches Vertheidigungsmittel gibt.

Wiewohl Serbien reich ist an wilden Gebirgs-Scenerien, so hat dies doch mehr seinen Grund in der Menge einzelstehender konischer Berge, die sich aus den Ebenen und Niederungen oder aus unregelmäßigen Hügelgruppen erheben, als in hohen Gebirgszügen. Nicht weit von der bulgarischen Grenze im Osten kreuzen die Karpathen von Ungarn her die Donau, bilden mit ihren steilen Ufern von Kalkstein und ihren jähen Porphyrwänden das sogenannte Eiserne Thor der Donau und theilen sich auf der serbischen Seite des Flusses in mehrere Bergketten, welche sich in wildester Unordnung durchkreuzen. Während diese Gebirge der Landschaft großen malerischen Reiz verleihen, machen sie das Land sehr zerrissen und unzugänglich.

Obgleich Serbien auf demselben Breitengrade wie Oberitalien liegt, so entspricht die Vegetation doch ganz der des mittlern Deutschlands, theils wegen der viel östlichern Lage, theils, weil der Balkan südlich liegt und die rauhen Nordwinde deßhalb mehr Macht haben als die milden Südwinde.

Die Reben, welche die Abhänge der Hügel bedecken und zur Zeit der römischen Herrschaft unter Probus eingeführt sein sollen, liefern einen sehr guten Wein. Leider hat der Mangel eines Hafens am Adriatischen Meere und die Eifersucht Oesterreichs, welche bis jetzt den Bau einer Eisenbahn von Sissek nach Fiume verhinderte, Serbien den Märkten des westlichen Europa's verschlossen und seine ausgedehnten Waldungen und seine reichen Bodenerzeugnisse verhältnißmäßig werthlos gemacht. Daher bestand der Reichthum Serbiens bisher fast nur in den zahllosen Heerden von Schweinen, welche sich von den Eicheln nähren, die den Boden meilenweit bedecken. Von diesen Schweinen werden jährlich 200,000 nach Ungarn und von dort weiter nach Deutschland getrieben und finden bereitwillige Abnehmer, wenn auch

weit unter ihrem Werthe, so doch zu einem Preise, welcher den Eigenthümern großen Gewinn bringt.

Wenn auch erst wenige und noch dazu unbedeutende Versuche gemacht sind, die verborgenen Reichthümer der Gebirgsketten von Serbien zu entdecken, so weiß man doch, daß der Mineralreichthum des Landes sehr bedeutend ist. Gold-, Silber- und Eisenminen wurden schon zur Zeit der Römer bearbeitet. Die zwei erstern Metalle werden gegenwärtig nicht mehr gefunden oder doch nur in so unbedeutender Menge, daß die Kosten der Bearbeitung der Minen nicht gedeckt werden. Das Eisen von Serbien dagegen steht an Reinheit und Menge des Metallgehalts im Erz keinem der Welt nach. Außerdem gibt es noch Zink- und Schwefelminen und Kohlenlager werden in verschiedenen Theilen des Landes bearbeitet. Wiewohl die Kohle, welche man von den Werken in Dobra an der Donau brachte, kaum 20 Meter unter der Oberfläche liegt, wurde sie doch von den englischen Kohlenschauern den von Newcastle gleichgestellt. Nimmt man dazu noch Minen von Kupfer und Blei zugleich mit großen Quantitäten von Salpeter und Gyps, so kann man sich eine Vorstellung machen von dem großen mineralischen und materiellen Reichthum eines noch fast unerforschten Landes. Gegenwärtig ist die Industrie Serbiens noch in ihrer Kindheit, aber kein Land Europa's von derselben Ausdehnung bietet ein so weites Feld für vortheilhafte Anlagen von Kunstfleiß und Capital.

Serbien zerfällt in 17 Kreise mit 1,300,000 Einwohnern. Von diesen Kreisen berühren 12 die Grenze und 5 liegen im Innern.

Im Jahre 638 kamen die Serben, ein slavischer Volksstamm, wahrscheinlich auf Veranlassung des Kaisers Heraclius, aus dem jetzigen Klein-Rußland nach Mösien, gaben dem Lande, von welchem sie gewaltsamen Besitz ergriffen, ihren Namen und gründeten endlich 1222 unter Stephan Nemanja Prvovenstchani (dem erstgekrönten) das Königreich Serbien. Im neunten Jahrhundert wurden die Serben allmählich, besonders durch die Apostel der Slaven, Cyrillus und Methodius, der orientalischen Kirche einverleibt. Schon damals besaß das serbische Volk seine eigene Liturgie, die noch heute gebraucht wird. Durch die Vermischung verschiedener Stämme hat die Sprache Serbiens, wiewohl sie rein slavisch ist, doch einen eigenthümlichen Charakter bewahrt; sie wird zu den besten und wohllautendsten der slavischen Dialekte gezählt und ist wegen ihrer Weichheit oft das italienische Slavisch genannt worden. Niebuhr hält sie sogar in Beziehung auf grammatischen Bau für die vollkommenste unter allen modernen europäischen Sprachen.

Je mehr das oströmische Kaiserreich verfiel, desto mehr nahm die Macht der Beherrscher Serbiens aus dem Hause Nemanja zu. Den Gipfelpunkt seiner Größe erreichte Serbien zwischen 1334—1355, als die Autorität des Stephan Duschan vom Adriatischen bis zum Aegäischen, ja, fast bis zum

Schwarzen Meere und bis zur Maritza anerkannt ward. Dieser Fürst nahm den Kaisertitel an und sein Bündniß und seine Hülfe wurden durch die mächtigsten Souveraine Europa's gesucht. Dies war indeß der Glanz, der dem Fall vorhergeht. Schon der Sohn und unmittelbare Nachfolger des Stephan Duschan, Uzrosch, verlor ganz Rumelien an den Sultan, und später wurden die Grenzen Serbiens Schritt für Schritt verengt, bis endlich 1389 ein entschiedener Versuch gemacht ward, dem Vordrängen der mohammedanischen Macht zu widerstehen. Unter Czar Lazar, dem regierenden Fürsten Serbiens, wurde auf der Ebene von Cossowo (Amselfeld) in Albanien eine Schlacht geliefert, welche das Schicksal des Landes entschied. Durch den Verrath eines der Oberbefehlshaber der serbischen Armee gelang es den Türken, den Sieg zu gewinnen und die serbische Macht zu vernichten. Wiewohl die Form einer unabhängigen Monarchie kurze Zeit noch bewahrt und Serbien durch einen eigenen Fürsten beherrscht wurde, so ward doch das ganze Land der Pforte tributpflichtig gemacht, bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts selbst die äußere Form der Unabhängigkeit verloren ging, und Serbien dem Namen und der Wirklichkeit nach eine türkische Provinz wurde. Im Jahre 1717 belagerte und eroberte Prinz Eugen von Savoyen an der Spitze einer österreichischen Armee Belgrad und besetzte ganz Serbien, so daß im nächsten Jahre durch den Frieden von Poscharevatz das Land von den Türken förmlich an Oesterreich abgetreten werden mußte. In dem Kriege zwischen der Türkei und Oesterreich 1739 gewannen erstere das Land zurück und durch den darauf folgenden Friedenstractat wurde der Besitz von Belgrad den Türken garantirt.

So lange die Autorität des Sultans bei den verschiedenen Unterbeamten, welche bestimmt waren, die Angelegenheiten der eroberten Provinz zu verwalten, noch etwas galt, und die Befehle der Centralregierung in Constantinopel noch getreu ausgeführt wurden, war der Zustand der Christen in Serbien hart, doch nicht unerträglich. Wiewohl ihnen die Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes gänzlich verweigert ward, so konnten sie sich doch in Gebirgshöhlen und in der tiefen Einsamkeit der Wälder versammeln; in einigen Dörfern gestattete man sogar stillschweigend das Dasein und den Gebrauch einer niedrigen Hütte zur Ausübung des christlichen Gottesdienstes. Das harte Loos der christlichen Unterthanen des Sultans ist stets daher gekommen, daß die Centralbehörde in Constantinopel nur wenig wirkliche Autorität im türkischen Reiche hatte. Am Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Paschas von Widdin und Belgrad die Vertreter des Sultans in Serbien, leisteten ihm aber nur dem Namen nach Gehorsam. Unter diesen Paschas beraubten und mißhandelten die Truppen aufrührerischer Janitscharen die unglücklichen Einwohner. Die schrecklichsten Grausamkeiten wurden täglich verübt, um den Besitz des Eigenthums der Bauern und den Gebrauch ihrer Frauen zu erlangen, während auf jede Beschwerde, welche den Hof

von Constantinopel erreichte, die Entschuldigung, daß solche Thaten nicht auf Veranlassung oder auch nur mit Willen der Centralregierung, sondern im Widerspruche mit ihren Wünschen verübt würden, vollkommen richtig war. Die Autorität der türkischen Regierung war in der That nicht im Stande, die Leidenschaften ihrer Beamten zu zügeln, und begnügte sich damit, womöglich die Kunde von solchen Uebergriffen zu vermeiden. Da die Serben sich endlich überzeugten, daß sie von ihren Beherrschern keine Abhülfe erlangen konnten, suchten sie dieselbe durch ihre eigenen Waffen. Der von den Türken verübte Druck hatte die unzugänglichsten Theile des Landes und die Schlupfwinkel der Waldungen mit Banden von gekränkten und verzweifelten Männern gefüllt, welche sich ihren Unterhalt schafften und das erlittene Unrecht rächten durch Plünderung und Ermordung der türkischen Beamten. Die Besten und Edelsten im Volke standen auf und wählten in dem „schwarzen Georg" einen Häuptling, dessen Gewandtheit und Energie den planlosen Bestrebungen der halb räuberischen, halb patriotischen Guerillabanden ein bestimmtes Ziel und Consistenz gaben.

Der allgemeine Aufstand des serbischen Volkes datirt vom Jahre 1804. Im Monat Januar des Jahres 1806, also kaum ein Jahr nach dem Beginne der Revolution, zählten die Bauern unter dem Commando des Cara Georg circa 10,000 Mann, mit denen er während des Sommers dieses Jahres die Armee des Pascha von Bosnien vollständig vernichtete, den Fortschritt einer andern großen Armee unter dem Commando des Pascha von Skutari hemmte und Belgrad nahm. Nach achtjährigem Kampfe mit wechselndem Glücke, aber im Ganzen mit stetigem Fortschritte, gelang es dem Cara Georg 1812 die Unabhängigkeit seines Landes durch den Tractat von Buchareſt zu erreichen. Der Feldzug Napoleon's gegen Rußland und die Hülfe, welche er der Türkei leistete, setzte die Pforte indeß in den Stand, 1813 das Land wieder zu erobern und die Freiheiten der Serben zu vernichten. Zehn Jahre, die durch Scenen der teuflischsten Rache verdunkelt waren, folgten. Christliche Gefangene wurden gegen die Wälle der Festungen durch eigens zu diesem Zwecke construirte Katapulten geschleudert; Kinder wurden in Gegenwart ihrer Mütter zur Verspottung des Taufritus durch siedendes Wasser gezogen; und die Esplanade, welche unter den Wällen der Festung liegt, war Monate lang bedeckt mit den Leichen serbischer Patrioten, welche aufgepfahlt waren und nach tagelangen Leiden der Verschmachtung und des Todeskampfes starben. Alle diese Grausamkeiten vermochten indessen nicht den Geist der Nation zu brechen, sondern erweckten dieselbe endlich zu einer entschiedenen Anstrengung, die Unabhängigkeit, welche sie eine kurze Zeit genossen hatten, wiederzugewinnen. Unter Fürst Milosch, einem der Oberbefehlshaber des Cara Georg, erhob sich 1815 das ganze Land zu einem tumultuarischen Aufstande, der nach einem sich mehrere Jahre hinziehenden Kampfe erfolgreich war, so daß 1826 ganz Serbien nicht nur wirklich von der türkischen Herrschaft

befreit war, sondern diese Freiheit auch durch den Tractat von Akerman, den Frieden von Adrianopel 1826 und 1829, so wie durch den Hatischerif des Sultans vom Jahre 1830 bestätigt wurde. Durch letztere Urkunde ward die ganze innere Verwaltung des Landes den eigenen Behörden überlassen, die aber der Suzerainetät der Pforte unterworfen waren und die Regierungsfolge ward erblich gemacht in der Familie des Fürsten Milosch.

Unmittelbar nachdem es den Serben gelungen war, sich von dem türkischen Joche zu befreien, begannen sie sich politische Institutionen zu schaffen. Zu den frühesten gehört die Skupschtina, d. h. der Landtag, welcher ursprünglich zusammengesetzt war aus den Woiwoden oder Häuptlingen, die sich im Kriege ausgezeichnet hatten, und eine Zeit lang alle Staatsfunctionen der Gesetzgebung, der Justiz, ja, sogar der Executive ausgeübt zu haben scheint. Bald aber wurden Versuche gemacht, dauerndere Formen für die Administration und regelmäßig gebildete Tribunale einzusetzen. So entstand der Senat, in welchem jede Provinz einen Vertreter hatte. Unter seiner Fürsorge geschah viel für Hebung der Volksbildung durch Gründung von Schulen in verschiedenen Stufenfolgen bis zur Hochschule (Lyceum) in Belgrad.

Obwohl die Macht und der Einfluß der Skupschtina sehr beeinträchtigt worden ist durch die Uebertragung ihrer richterlichen Functionen auf ordentliche Gerichtshöfe und durch die Einsetzung des Senates oder Oberhauses des gesetzgebenden Körpers, so tritt sie doch auf Grund des Gesetzes vom Jahre 1859 jetzt alle drei Jahre zusammen, um neue Gesetze zu berathen und die Handhabung der gesammten Staatsgewalt zu controliren, weßhalb alle Minister derselben eingehende Rechenschaftsberichte vorzulegen haben. Früher zählte die Skupschtina 600 Mitglieder, wurde dann aber auf 115 reducirt, von denen 18 von der Regierung und 97 vom Volke gewählt sind. Die Wähler sind alle männlichen Bewohner des Landes über 21 Jahre, welche directe Steuern zahlen und nicht Hausknechte oder Zigeuner sind. Wählbar sind alle Wähler außer den Regierungsbeamten.

Dem Fürsten zur Seite steht der Senat, dessen 17 Mitglieder, nach der Zahl der Kreise des Landes, vom Fürsten aus den Erfahrensten und Angesehensten im Volke ernannt werden. Dieser Körperschaft, die permanent versammelt ist und vom Fürsten weder vertagt noch aufgelöst werden kann, steht verfassungsmäßig ein Theil der gesetzgebenden Gewalt zu, indem keine Anordnung rechtskräftig ist und keine in Vollzug gesetzt werden darf, wenn sie nicht zwischen dem Fürsten und Senate in der gesezlich festgestellten Form vereinbart, vom Senate berathen, angenommen und genehmigt und vom Fürsten sanctionirt und promulgirt ist. Die vollziehende Gewalt wird von sieben Ministern ausgeübt, von denen jeder sein besonderes Departement hat, doch werden zuweilen zwei Ministerien zeitweise von einer Persönlichkeit geleitet. Eine besonders merkwürdige Stellung in den serbischen

Rechtsverhältnissen nimmt die Hauscommunion (Sadruga) ein, d. h. die Gemeinschaft von mehreren volljährigen Personen, welche, meistens durch Bande des Bluts mit einander verbunden, in Gütergemeinschaft unter einem Dache zusammenleben und eine juristische Person bilden und sich den Klügsten und Erfahrensten aus ihrer Mitte, ohne Rücksicht auf das Alter, zum „Hausvater“ frei wählen. Dieser hat Gewalt über alle Hausgenossen und vertheilt alle Arbeit, ist aber bei Eingehung von Verträgen an die Zustimmung der Genossen gebunden und kann durch Familienrath ohne Weiteres abgesetzt werden. So bleiben sie zusammen, bis eine allzugroße Vermehrung Absonderung gebietet. Oft bildet ein Haus eine ganze Gasse. Dieser sich selbst genügende, in sich abgeschlossene Familienhaushalt war die Grundlage des fortdauernden nationalen Lebens. Das individuelle Dasein tritt vor demselben gleichsam in den Hintergrund: Niemand feiert seinen Namenstag oder Geburtstag; jedes Haus hat seinen Schutzheiligen und dessen Tag begeht es mit Fest und Schmaus. Und wie das Haus einen Hauspatron, so hat jedes Dorf einen gemeinschaftlichen Heiligen, an dessen Festtage man sich auf einem geräumigen Platze, auf einer Anhöhe vor dem Orte, versammelt und unter Anführung der Geistlichen mit Kreuzen und Bildern durch die Felder zieht, an einigen Orten von Haus zu Haus. So ersetzte man sich, was nach den Grundsätzen der Türken in den meisten Dörfern fehlen mußte, die Kirchen. Da die Geistlichen von den Taxen für ihre Pfarrhandlungen nicht leben können, sondern sich durch Ackerbau, Viehzucht u. s. w. ernähren müssen, so sind sie weit davon entfernt, das Ansehen zu genießen, dessen sich der niedere Clerus im Abendlande leicht erfreut, wogegen sich die allgemeine Verehrung den Mönchen und Klöstern zugewandt hat, die von den Almosen der Gläubigen leben. Die zahlreichen Klosterstiftungen der serbischen Könige haben wesentlich dazu beigetragen, die Nationalität und die Religion der Serben zu erhalten, und nicht mit Unrecht hat man den Uebertritt der Bosnier zum Islam auch daher geleitet, weil es dort weniger solcher Stiftungen gegeben hat.

Wie in den Volksmeinungen aller europäischen Länder sich Spuren alter Naturverehrung finden, so wird insbesondere bei den Serben das ganze Jahr von Gebräuchen durchzogen, die auf den geheimnißvollen Zusammenhang deuten, in welchem der Mensch, namentlich bei so einfachem Landleben, mit der Natur steht. Am Ausgange des Winters, zuletzt vor den Fasten, hat man das große Todtenfest begangen und Jeder das Andenken seiner Verstorbenen gefeiert; wie aber der Palmsonntag kommt, gedenkt man des erneuerten Lebens, singt auf einer Anhöhe Lieder von der Erweckung des Lazarus und tanzt den Reigen im Freien. Am Vorabend des Georgstages — gegen Ende April — suchen die Frauen schon Blumen und Kräuter, werfen sie ins Wasser und baden sich am andern Morgen darin. Am Pfingstfeste ziehen 10—15 Jungfrauen, von denen eine den Fahnenträger, eine den

König, eine verschleierte die Königin vorstellt, tanzend und singend durch das Dorf und lassen Lieder von Vermählung, Wahl, glücklichem Beisammensein u. s. w. ertönen, welche das Mitgefühl der nunmehr in ihrer Blüte stehenden Natur athmen. Wie man einst in Europa den längsten Tag, die Sonnenwende, mit Feuer zu begehen liebte (was der Rath von Nürnberg noch 1653 als „abergläubiges, heidnisches Werk" verbot), so hält man in Serbien das Fest St. Johannis so hoch, daß man glaubt, die Sonne bleibe dreimal vor Ehrfurcht stehen, und die Hirten ziehen mit brennenden Fackeln von Birkenrinde um die Schafhürden, steigen dann auf die Berge und lassen die Fackeln ausbrennen. Bei anhaltender Dürre gegen Ende Juli bittet man den zum Himmel aufgefahrenen Elias um Regen, und dieser Prophet ist eine Art Donnergott geworden. Wenn das Volk aber auf diese Art sich abhängig von den Gewalten der Natur fühlt und sogar der Schwur: „So mir Sonne, so mir Erde!" noch heute eine sehr gebräuchliche Betheuerung ist, so zweifelt es doch nicht, daß Alles von Gott unmittelbar abhange, und man fängt nicht leicht eine Arbeit an außer im Namen Gottes und hält es für eine Sünde, etwas zu versprechen, ohne den Zusatz: wenn Gott will! Der Trinkspruch der Serben lautet: „Zum Ruhme Gottes!" Neben den erhaltenden Mächten aber, die man verehrt, erkennt man auch verderbliche Einwirkungen, feindselige Kräfte an. So ist in Serbien der Glaube an den Vampyr zu Hause, der bei Nacht aus seinem Grabe hervorgehe, in die Wohnungen der Lebenden dringe und hier das Blut der Schlafenden aussauge, mit dem er sich nähre. Baldiger Tod sei davon die Folge, und wer so gestorben werde wieder zum Vampyr. Auch glaubt man an Hexen, welche den Schlafenden mit einem Zauberstabe die Brust öffnen, das Herz herausnehmen und es verzehren. Wie die Litthauer und Neugriechen, so denken sich auch die Serben die Pest persönlich, als verschleierte Frauengestalten, welche die Krankheit von Ort zu Ort, von Haus zu Haus tragen. Das eigenthümlichste Gebilde serbischer Phantasie aber bleiben die Wilen; sie sind mächtiger als die Menschen und wissen die Zukunft; einzelne Menschen werden von ihnen eingeweiht in das höhere Wissen, dann können sie Wetter machen und Wolken führen. Auf solchen Vorstellungen beruht auch ihre nationale Poesie. Die Volkslieder, deren Dichter in der Regel unbekannt sind, werden unter Begleitung der Gusle, eines Instrumentes mit einer einzigen Saite, mehr declamirt („gesagt") als gesungen, da der eintönige Klang des Instrumentes erst zu Ende des Verses einfällt. In größeren Versammlungen ertönt das Heldenlied, namentlich aus dem Munde blinder Sänger. Gesang begleitet auch alle Geschäfte auf den Bergen, in der Ebene, in dem Walde.

„Die Serben sind ruhig aber sicher vorwärts gekommen, seit sie das türkische Joch abschüttelten, und sie verdanken ihren Fortschritt einem Nationalcharakter, der durch viele bemerkenswerthe Eigenschaften, standhaftes Streben nach Unabhängigkeit, ehrenwerthen Fleiß und gesunde Moralität aus-

gezeichnet ist und in dieser Beziehung einen scharfen Contrast zu dem der Griechen bildet, mit welchem begünstigten Volke sie ihr Ringen nach Unabhängigkeit zugleich, aber unter sehr verschiedenen Auspicien, begannen. Sie haben die gewonnenen freien Institutionen bewahrt und allmählich verbessert. Sie haben keinen kostspieligen und glänzenden Hof, sie erschöpfen nicht ihre Quellen durch diplomatische Missionen, unnütze Staatsämter und allgemeine öffentliche Verderbniß. Sie haben in Folge dessen keine Nationalschuld und sind mäßig besteuert; aber ihre jährliche Einnahme ist vollständig hinreichend, alle ihre Ausgaben zu decken. Die Erziehung macht gute Fortschritte und die innere Ruhe des Landes ist gesichert. Die Serben sind die besten Repräsentanten einer mächtigen Race, die bestimmt ist, einst eine große Rolle in der Geschichte zu spielen."

---

25. Bosnien und die Herzegovina.

(Nach A. v. Reinsberg-Düringsfeld in „Unsere Zeit", bearbeitet vom Herausgeber.)

Bosnien und die Herzegovina, zwei Länder in der nordwestlichen Ecke der illyrischen und griechischen Halbinsel, welche früher zusammen nur ein Ejalet des türkischen Reiches, das Ejalet Bosnien, bildeten, seit 1832 jedoch als zwei von einander getrennte Vezirliks verwaltet werden, gehen zwar in Bezug auf ihre Geschichte auseinander, haben aber die Verhältnisse des Bodens, der Bevölkerung und der gegenwärtigen politischen Lage mit einander gemein.

Wie in allen christlichen Ländern, welche dem Halbmond zur Beute fielen, so verlor sich auch in dem 1463 von den Türken eroberten, ehemals christlichen Königreiche Bosnien die frühere Cultur, der Anbau des Bodens nahm mehr und mehr ab, das Land wurde wüst und menschenleer und versank endlich in den trostlosen Zustand gänzlicher Zerrüttung, in welchem wir es heute erblicken. Gleichwohl haben die Bewohner Bosniens und der Herzegovina im christlichen Westen bei weitem nicht die Theilnahme erregt, wie die Griechen und Serben, die doch keineswegs ärger zu leiden hatten.

Ganz Bosnien ist von Bergketten erfüllt und verdient deßhalb den Namen „Illyrische Schweiz"; die westlichen Ketten gehören den julischen Alpen an, der östliche Hauptzug besteht aus den Anfängen des Balkan-Gebirges. Die zum großen Theile noch bewaldeten Gebirge sind so quellenreich, daß man in Bosnien über 8000 fließende Gewässer zählt, deren viele (wie die Bosna, Drina) der Save, dem Grenzflusse gegen Slavonien (Oesterreich), zufließen. Schon vermöge dieses Wasserreichthums könnte Bosnien eines der blühendsten Länder sein, wenn es nicht von den Türken beherrscht würde.

Trotz des geringen und schlechten Anbaues sind im eigentlichen Bosnien, wo der Boden minder felsig ist als in der Herzegovina, alle Getreide-Arten und verschiedene Obstgattungen im Ueberflusse vorhanden. Reis, Wein, Feigen und Südfrüchte werden in der Herzegovina gezogen. Der schon zur Zeit der Römer betriebene Bergbau des mineralreichen, insbesondere metallreichen Landes liegt gänzlich darnieder. Die Industrie beschränkt sich auf wenige Gegenstände. Der Mittelpunkt des durch Monopole, hohe Zölle und den gänzlichen Mangel ordentlicher Straßen gehemmten Handels ist Sarajevo, wohin alle fremden Waaren aus Rumelien und Constantinopel gebracht und dann weiter versandt werden.

Der größte Theil der auf 1,240,000 Seelen geschätzten Bevölkerung gehört dem südslavischen Stamme an, der übrige besteht aus Juden, Zigeunern und nicht ansässigen Fremden (namentlich den jeden Sommer aus Albanien und Bulgarien nach Bosnien kommenden Taglöhnern), dann aus türkischen Truppen und Beamten. Die Sprache ist, selbst bei der hohen türkischen Aristokratie, die bosnisch-serbische, die reinste von allen illyrischen Mundarten und vielleicht die schönste im gesammten slavischen Sprachenstamme. Die Türken, welche mit den Zigeunern zusammen kaum 384,000 Seelen zählen, sind meist Bosnier, welche Mohammedaner wurden, weil sie ihre Güter nicht anders behaupten konnten. Diese Renegaten sind jetzt die ärgsten Feinde ihrer christlich gebliebenen Stammgenossen.

Volksklassen gibt es eigentlich nur zwei: die Türken und die Nichttürken, die Herrscher und die Beherrschten; letztere sind größtentheils Dorfbewohner und Ackerleute, während die Türken mehr in den Städten wohnen und weniger Landbau als Handwerk und Handel treiben; oder sie sind Agas (türkische Gutsbesitzer), Spahis (Lehnsritter) und Begs (Nachkommen des slavischen Adels, welcher den Islam angenommen hat). Auf die Lebensweise hat die lange türkische Herrschaft in Bosnien eben so wenig Einfluß geübt, als auf die Sprache. Allerdings ist in den Städten türkische Sitte Mode, aber im Allgemeinen scheint das slavische Element viel mehr absorbirende Kraft auf das Lebensprincip des erobernden Stammes geäußert zu haben, als umgekehrt. Bei den christlichen Bosniern finden sich ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses noch alle Sitten und moralischen Eigenschaften vor, welche die Morlachen charakterisiren: dieselbe unbegrenzte Gastfreundschaft, dasselbe patriarchalische Familienleben, dieselbe Lust zum Kampfe, strenge Religiosität, unverbrüchliche Freundschaft; aber auch dieselbe unversöhnliche Feindschaft, dieselbe blutige Rachsucht, dieselbe Indolenz in Bezug auf morgen. Die Nähe des Islam hat diese Indolenz noch vermehrt, und der Fatalismus hat nirgends tiefere Wurzel geschlagen, als in Bosnien.

Die Leitung der Familie steht, wie bei den Morlachen, dem Aeltesten oder Oberhaupt (Staresina) zu. Da die Söhne auch nach ihrer Verheirathung im Hause der Eltern bleiben, so ist es nichts Seltenes, Familien von 60

und mehr Personen zu finden, welche sämmtlich dem Willen eines Staresina gehorchen. Niemand wagt es, vor ihm zu sitzen oder zu rauchen, bis er es erlaubt. Von Georgi an schlafen alle jungen Leute im Freien, im Winter in den Scheunen, das Haus bleibt für die Alten. Die möglich einfache Nahrung besteht vorzugsweise in Milch und Zwiebeln. Wer Brot hat, ist schon vermögend; ein Gericht aus frischem Käse, Mehl und Butter, in heißem Wasser gekocht, gilt als Festessen. Zum Frühstück wird Kukuruz (Mais) oder Gemüse genommen. Zur Zeit der Ernte helfen weniger zahlreiche Familien sich gegenseitig und die gemeinschaftliche Arbeit vergeht unter Erzählungen und Absingen von Volksliedern, woran die Bosnier überreich sind.

---

26. Griechenland.

(Nach Conrad Bursian, Geographie von Griechenland.)

Der hervorstechendste Charakterzug, welcher die griechische Halbinsel auszeichnet, ist die Mannichfaltigkeit und Abwechslung, welche theils durch das Eingreifen des Meeres in das Binnenland und die dadurch bedingte reiche Küstenentwicklung, theils durch die zahlreichen, das Land in allen seinen Theilen durchziehenden und in eine Menge kleiner Cantone scheidenden Gebirge hervorgebracht wird. Jener maritime Charakter, der den ganzen Körper der Halbinsel von allen Seiten leicht zugänglich und zum Seeverkehr trefflich geeignet macht, prägt sich immer entschiedener aus, je weiter man von Norden nach Süden fortschreitet; denn während in Nordgriechenland noch 1 Meile Küstenlänge auf ein Areal von 6 Quadrat-Meilen kommt, entspricht im Peloponnes eine Meile Küste einem Flächenraum von kaum 3 Quadrat-Meilen. Dabei finden wir durchgängig, daß diese Küstenentwicklung auf der Ostseite des Landes eine reichere und für den Seeverkehr weit besser geeignete Gliederung hat als auf der Westseite; denn während hier meistentheils entweder das Land in schroffen Klippen gegen das Meer abfällt oder ein schmaler, durch Alluvion gebildeter Küstensaum ohne sichere Buchten sich an die nach dem Meere zu sich abdachenden Vorberge angesetzt hat, ist die Ostküste überreich an geräumigen Buchten und vortrefflichen, von der Natur selbst gebildeten Häfen; ein Umstand, der die Bewohner des Landes von Anfang an weit mehr auf den Verkehr mit dem Osten als mit dem Westen hinweisen mußte. Die Gebirge, welche den größten Theil des Landes erfüllen und nur zwei größere Tiefebenen, die thessalische und die böotische, umschließen, zeigen eine reiche Mannichfaltigkeit der Formen und, soweit sie nicht von Waldung bedeckt sind, eine große Schönheit und Schärfe der Umrisse, deren Reiz noch, bei der Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft in den

meisten Gegenden, durch eine prachtvolle, der Einwirkung des Lichtes auf das kahle Gestein verdankte Färbung erhöht wird.

Die Gebirge Nordgriechenlands ziehen sich theils als Kettengebirge, die eine Fortsetzung des illyrischen Skardosgebirges (des jetzigen Schardagh) bilden, in der Hauptrichtung von Nordwesten nach Südosten, theils jene kreuzend als Scheidegebirge zwischen einzelnen Berglandschaften von Westen nach Osten. Der Peloponnes enthält ein durchaus abgeschlossenes und selbständiges Gebirgssystem, das durch die niedrige Landenge von Korinth nur ganz äußerlich mit dem des nördlichen Griechenlands verknüpft ist: ein in der Mitte der Halbinsel gelegenes Hochland wird ringsum von höheren Randgebirgen umschlossen, welche sich nach Norden und nach Westen zu terrassenförmig nach dem schmalen Küstensaume absenken, während sie nach Süden und Südosten sich als gesonderte Gebirgsketten fortsetzen und in vier mächtige Landzungen oder kleinere Halbinseln auslaufen, wodurch der ganze Peloponnes jene ausgezackte Gestalt erhält, welche schon alte Geographen mit dem Blatte der Platane vergleichen.

Der Boden des Landes ist vorherrschend ein magerer und namentlich wegen des Mangels an ausreichender Bewässerung nicht sehr fruchtbarer Kalkboden, der jedoch besonders wegen der Milde des Klimas bei einigermaßen eifriger Bearbeitung einen ziemlich reichen, wenn auch für den Bedarf einer dichten Bevölkerung bei Weitem nicht ausreichenden Ertrag gewährt; nur in wenigen Gegenden, wie in der thessalischen und böotischen Tiefebene und in einigen größern Flußthälern, namentlich dem des Pamisos in Messenien, finden sich größere Strecken fetten Thonbodens, welche besonders für den Weizenbau vortrefflich geeignet sind. Jener Mangel an ausreichender Bewässerung hat seinen Grund in der Natur der Wasseradern, welche sich durch das Knochengerüst der Gebirge hindurchziehen. Die große Mehrzahl der griechischen Flüsse nämlich sind entweder geradezu Gießbäche, die sich im Winter mit reißendem Ungestüm von den Bergen herabstürzen und alles, was ihnen in den Weg kommt, mit fortreißen, während man in den heißen Monaten Juni, Juli und August, während welcher es in Griechenland, mit wenigen Ausnahmen, nie regnet, nichts von ihnen erblickt als ausgetrocknete und zerklüftete Schluchten; oder wenn sie wirkliche Quellen haben, ist der Wasserschatz derselben so ärmlich, daß kaum wenige Tropfen davon im Sommer das Meer erreichen. Auch die größeren Flüsse aber, deren Betten in jeder Jahreszeit Wasser enthalten, sind doch im Vergleich zu den Flüssen anderer Länder nur unbedeutend wegen der Kürze ihres Laufes und wegen der geringen Wassermasse, welche die Hitze des Sommers zwischen ihren Ufern übrig läßt. Daher ist auch keiner von allen selbst für kleine Barken auf eine größere Strecke hin schiffbar.

Dasselbe Schicksal wie die Flüsse trifft auch die Landseen, an welchen Griechenland vermöge der oft wiederkehrenden Bildung rings umschlossener

Thalkessel, aus welchen die von den Bergen herab zusammenströmenden Gewässer keinen sichtbaren Abfluß finden, ungewöhnlich reich ist. Während sie in der Regenzeit oft ausgedehnte Strecken fruchtbaren Landes bedecken, verengt sich der Umfang ihrer Wasserfläche mit dem Eintreten der trockenen Jahreszeit mehr und mehr, so daß zuletzt nur noch die tiefsten Stellen vom Wasser bedeckt bleiben, der größere Theil des Seebodens aber in einen Sumpf verwandelt oder auch der Bebauung der Umwohner zurückgegeben wird.

Auch in den klimatischen Verhältnissen der griechischen Halbinsel finden wir jene Mannichfaltigkeit und Abwechslung wieder, welche wir als den Hauptcharakter ihres geographischen Baues kennen gelernt haben. Eines Theils nämlich trifft man in den verschiedenen Gegenden gleichzeitig verschiedene Jahreszeiten an, indem in den tiefer gelegenen Ebenen, besonders in den nach dem Meere geöffneten Küstenebenen, der Sommer schon begonnen hat, während die höheren Berggipfel noch dicht mit Schnee bedeckt sind, die Hochthäler aber und die Abhänge der Berge eben erst den milden Hauch des Frühlings empfinden. Andern Theils ist auch die Macht der Jahreszeiten selbst, namentlich die Intensität der Wärme und Kälte, in den einzelnen Landschaften verschieden. So ist in den ringsum von Gebirgen umschlossenen Thalkesseln, wie besonders in Böotien, in der Ebene von Sparta und im Innern Arkadiens, die Hitze des Sommers sehr drückend, im Winter die Kälte sehr empfindlich, während in den dem unmittelbaren Einfluß der Seeluft zugänglichen Landschaften, wie vor allen in Attika, der Winter weit milder auftritt, so daß der Schnee zu den Seltenheiten gehört oder doch in der Ebene binnen wenigen Stunden wieder verschwindet, das Drückende der Sommerhitze aber durch den kühlenden Hauch des Seewindes, der sich regelmäßig jeden Nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr einstellt, wesentlich gemildert wird. Von diesen Gegenden gilt also besonders der Ausspruch Herodot's (III. 106), daß Hellas bei Weitem die schönste Mischung der Jahreszeiten zu Theil geworden sei.

27. Albanesen und Hellenen.

(Nach Chr. Aug. Brandis, Mittheilungen über Griechenland.)

Daß mindestens zwei grundverschiedene Volksstämme das gegenwärtige Königreich Griechenland bewohnen, davon überzeugt man sich, sobald man den Piräeus und Athen durchwandert. Verschiedenheiten des Baues und der Gesichtsbildung, der Sitten und der Sprache, und zwar einer durchaus eigenthümlichen Sprache, die keine Gemeinschaft mit der griechischen, weder der älteren noch der neueren, hat, bezeichnen die Albanesen fast beim

ersten Blick als fremde Ansiedler. Aus Illyrien und Epirus im 14. und 15. Jahrhundert eingewandert, haben sie den größten Theil Attika's, Böotien, Korinth und die angrenzenden Küstenstriche des Peloponnes, auch bedeutende Striche im Innern der Halbinsel, später die Inseln Hydra, Spetzä, einen Theil von Andros und von Euböa besetzt und bis auf den heutigen Tag bewahrt; aber auch das volle griechische Bürgerrecht sich durch die Tapferkeit und Ausdauer erworben, mit der sie, gleichwie ihre Stammgenossen von Suli und von verschiedenen anderen Districten Albaniens, im Befreiungskriege gefochten. Albanesen haben den größeren Theil der glorreichen Seeschlachten entschieden; Albanesen auf eigene Kosten Hunderte von Schiffen gegen die Türken ausgerüstet; Albanesen unter Marko Botzaris und Anderen die Siege bei Karpenitzi, Salona, Missolongi u. s. w. erfochten. Sie haben ihre Tracht geadelt, so daß die kriegerische Mannschaft des ganzen Landes, die nichtalbanesische so gut wie die albanesische, seit dem Befreiungskriege mit Stolz diese Palikarentracht anlegt, wiewohl sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit ursprünglicher griechischer Kleidung hat. Mochten früher immerhin die Albanesen als gewaltsam Eingedrungene von dem andern Hauptstamme der Bewohner Griechenlands gehaßt werden, jetzt betrachten sie einander als Bruderstämme eines und desselben Vaterlandes; und wie sehr auch das junge Reich an und durch Parteiungen fortwährend leidet, die beiden Hauptbestandtheile seiner Bevölkerung stehen nicht mehr feindselig einander gegenüber.

Der männliche Theil der albanesischen Bevölkerung spricht gegenwärtig fast durchgängig beide Sprachen, und auch unter den Albaneserinnen findet man nur noch wenige, die des Griechischen gänzlich unkundig wären. In den Sitten und Gebräuchen scheinen die beiden Volksstämme gleichfalls mehr und mehr einander sich zu nähern. Musik und Tanz (Romaika und Albanitika) sind bei beiden bereits gegenwärtig so ähnlich, daß unterscheidende Merkmale kaum mehr sich festhalten, geschweige anschaulich bezeichnen lassen; wie es denn noch weniger gelingen möchte, anzugeben, was des Gemeinsamen ursprünglich Griechisch, was ursprünglich Albanesisch gewesen.

Hellenen und Romäer nennen sich zwar gegenwärtig auch die Albanesen; aber auf ursprünglich griechische Abstammung Anspruch zu machen, kann ihnen nicht in den Sinn kommen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Hauptstamme der gegenwärtigen Griechen; sie halten sich für die echten Nachkommen derer, die in ununterbrochener Folge von den Zeiten der thebanischen und trojanischen Kriege bis auf Kaiser Justinian I. das Land inne hatten, und mit Unwillen weisen sie eine neuere Hypothese zurück, die ihr Geschlecht von anatolischen Colonisten ableitet, ihre Sprache für eine barbarische Verunstaltung des Altgriechischen hält.

Unter fast beispiellosem Druck der Verhältnisse haben die verschiedenartigen Bestandtheile aus denen die gegenwärtigen Griechen bestehen, sich

zur Nationalität emporarbeiten sollen. Bestechlichkeit, Erpressung, Mangel an Wahrhaftigkeit und List sind moralische Uebel, die, als Brandmale des früheren Zustandes der Entwürdigung, einem Theile der Nation noch gegenwärtig anhaften. Aber sie sind keineswegs so weit verbreitet, wie Viele behauptet haben. Keuschheit und eheliche Treue wird, wie bei den Deutschen, in Ehren gehalten und den Ausbrüchen wilder Triebe, mehr als die südliche Glut es erwarten läßt, durch Strenge der Sitte und der öffentlichen Meinung gewehrt. Rührend spricht sich die Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern aus; auch Geschwisterliebe findet man in Griechenland, wie ein deutsches Herz sie zu fordern gewohnt ist. Wie oft auch die Gastfreundschaft von Türken, Franken und Griechen mißbraucht worden, noch immer findet sie sich als Regel, hier und da in alter homerischer Form. Erst nachdem man den Gast bewirthet, befragt man ihn um seinen Namen. Die meisten Feste der Griechen knüpfen sich an eine religiöse Feier. Der Liebeskuß, mit welchem Freunde, nicht selten auch persönliche Feinde, zur Feier der Auferstehung des Herrn einander begrüßen, geht aus dem Bewußtsein höherer Gemeinschaft hervor, oder ist geeignet, es zu wecken. Während der Gottesdienst die Morgenstunden des Oster-Sonntags in Anspruch nimmt, sind Nachmittags, oft bis spät in die Nacht, die Plätze mit Gruppen von Menschen bedeckt, die in ihren besten Feierkleidern, mit wahrer Begeisterung und unermüdlich ihre ernstpathetischen Tänze ausführen oder ihnen zuschauen; die griechischen Tänze, frei von sinnlich leidenschaftlicher Aufregung, stören selbst die Andacht des Tages nur wenig. Gewöhnlich bilden sich Reihen, entweder nur von Jünglingen und Männern oder nur von Mädchen und Frauen; selten von beiden Geschlechtern zugleich. Der vortanzende Mann zeigt seine Kunst in oft seltsamen Sprüngen; die vortanzende Frau die ihrige in anmuthig abgemessenen Wendungen; die Uebrigen bewegen sich in einfachen Tanzschritten, die nur nach den wenigen und immer sehr eintönigen Musikweisen wechseln. Die Augen der Zuschauer heften sich vorzugsweise auf den Vortänzer oder die Vortänzerin, und bei ihnen kommen Bewegungen der Arme, mit oder ohne Tuch, denen der Füße zu Hülfe. Leichtfertiges wird man bei griechischen Tänzen höchst selten bemerken, wohl aber einen eigenthümlich ergreifenden Ernst der Begeisterung. Die Musik der Lyra, Cither und Geige wird hin und wieder von Gesang, mit oder ohne Worte, begleitet. Anziehender noch sind die ländlichen Feste zur Feier der Namenstage der Schutzheiligen. Frühmorgens ziehen die Männer und Mädchen zu Fuß, die Frauen oft mit Säuglingen im Arme, zu Pferde oder zu Esel dem Kloster oder der einsam gelegenen Capelle zu. Nach dem Gottesdienste lagern sich dann die Familien- und Freundschaftskreise, wo möglich unter dem Schatten von Bäumen, und nun werden die Speisekörbe geöffnet und die Weingefäße zur Hand genommen. Nichts ist ergötzlicher, als zwischen diesen bunten und fröhlichen Gruppen herumzuwandeln; von Bekannten und Unbekannten wird man angerufen oder mit einem ζήτω (er

lebe!) begrüßt; hier muß man von den Oliven (die ausgesuchtesten werden für solche Feste aufbewahrt), dort von dem Käse und Brod oder von den Früchten kosten, oder auch einem aus dem großen hölzernen Gefäß Zutrinkenden Bescheid thun. Dabei lodern rund umher große Feuer, und ganze Lämmer oder Hämmel werden an dem aus dem ersten besten Strauch oder Baum geschnittenen Spieß gebraten. Verläßt eins der Thiere den Spieß, da werden Bekannte und Freunde angerufen und eingeladen, davon zu kosten. Bald aber erheben sich auch hier die Tanzlustigen, und ihren Reigen wenden sich die Schaulustigen zu. Das Mahl ist nur die Würze, nicht der Zweck des Festes. Der Unterschied der Stände, der überhaupt nur noch wenig festgestellt ist, verschwindet an solchen Tagen gänzlich; die Capitanis und Obristen schmausen, trinken und tanzen mit ihren Untergebenen, die Reichen mit den Armen. Solche Feste, an Plätzen gefeiert, wie die Felshügel über dem Ilissus, oder der wohlbewässerte, von hohen Pappeln beschattete Rain vor dem Kloster am Fuße des Pentelikon, in einer schattigen Bergschlucht des Hymettus, ergötzen und erfreuen durch ihr buntes Leben und ihre patriarchalische Einfachheit, wie nicht leicht irgend ein anderes Schauspiel es vermag.

28. Nordgriechenland.

(Nach Friedrich Jacobs, Hellas.)

Nordgriechenland (jetzt Janiah und Jenischeher) umfaßt die Landstriche von Epirus und Thessalien. Von den kambunischen Gebirgen, die es nördlich begrenzen, zieht sich ein südlicher Arm nach dem Meere hin, dessen höchste Spitze, der Olympus, über die Wolken erhaben, die alte Welt der Götter herbergte. An diesen schloß sich eine andere Kette, der Oeta, an, welche Thessalien südlich von dem eigentlichen Hellas abschnitt und nur durch einen engen Bergpaß, das durch spartanische Heldengröße verherrlichte Thermopylä, öffnete. Auf der westlichen Grenze Thessaliens erhob sich der Pindus nicht minder als der Olympus, in den Gesängen der Dichter hoch gefeiert. Viele Ströme stürzten von diesen Höhen in die weiten Thäler von Thessalien herab, vorzüglich der Penëus, welcher das ganze weite Land von Westen nach Osten durchströmt und, mit vielen andern Strömen vermählt, seine spiegelnden Wasser durch das reizende Tempe ergießt. Dieses Thal, durch ein Erdbeben zwischen dem Olympus und Ossa geöffnet, um einen Zugang nach Macedonien zu bahnen, hat seinen Namen, als eine allgemeine Bezeichnung schöner Natur, auch auf die neue Welt fortgepflanzt. Schlanke Pappeln und schattenreiche Platanen strebten auf beiden Seiten an den Bergen hinauf, von krystallhellen Bächen gewässert, die

überall aus den Felsen quollen und dem Flusse zueilten, der majestätisch, einem Spiegel ähnlich, unter dem Schatten der Bäume dahinschwebte und eine Menge grünender Inseln umfing. An seinen Ufern hin zogen sich Laubgänge von Lorbern, die an Daphne's Verwandlung und ihre Flucht an denselben Ufern erinnerten. Alle Felsen waren mit Epheu bekleidet; aus allen Gebüschen sangen Chöre von Vögeln; und die Altäre umher dampften von dem Weihrauch der Feiernden, deren Processionen und Opfer dieses anmuthige, von Göttern bewohnte Thal belebten. Schön und fruchtbar bis zur Ueppigkeit war die ganze Landschaft Thessalien in dem Schooße ihrer weiten Thäler. Große Herden trefflicher Rosse weideten hier, welche der thessalischen Reiterei einen so großen Ruhm verschafften, und den Heeren des macedonischen Philipp einen so siegreichen Zuwachs gaben. Hier entstand die Fabel von den Centauren, einem berittenen Bergvolke; hier war die Wiege der hellenischen Stämme, die von ihren Gebirgen nach Süden zogen und überall die alten Bewohner des Landes verdrängten; hier der Schauplatz der Deucalionischen Flut. Kein Land ist reicher an alten Mythen, als dieses; hier zogen, von Jason geführt, die Minyer aus, um die furchtbaren Pforten des Pontus Euxinus zu öffnen, und die östliche und westliche Grenze der Erde in abenteuerlichen Irren aufzusuchen; von hier folgten die Myrmidonen dem Sohne der Thetis, dessen Name (Achilles) allein schon eine ganze Epopöe von Sagen umschließt. Hier streute die kolchische Medea ihre giftigen Kräuter aus und vererbte auf die Weiber Thessaliens die Künste der Zauberei; hier bildete Chiron, der untadelige Centaur, die Söhne der Helden durch ritterliche Uebungen; hier sang Thamyris, der blinde Sänger, und Andere, ehe die Künste der Musen über die Berge in den Süden von Hellas hinabstiegen.

Wie früher ein Schauplatz der Sagen, so ward Thessalien, seiner Ebenen halber, in späteren Zeiten oft ein Schauplatz blutiger Kriege. Hier lag in der Mitte des Landes Kynoskephalä, berühmt durch Philipp's III. Niederlage, ein Vorspiel der Schlacht bei Pydna, an der nördlichen Grenze, durch die Macedonien ein Raub der Römer ward. Unfern von Kynoskephalä dehnten sich die Ebenen von Pharsalus aus, wo Cäsar's Glück zugleich den Ruhm des Pompejus und die römische Republik zu Boden warf.

Die Einwohner dieser Provinz zeichneten sich durch einen unruhigen Freiheitssinn aus, der nicht aus edlen Quellen, sondern aus der Gesetzlosigkeit entsprang; daher ihr Land ohne Unterlaß von Zwietracht zerrissen war.

Während es erst der neuesten Diplomatie vorbehalten war, ein Königreich Hellas ohne Thessalien zu schaffen, wird Epirus schon von den Alten fast allgemein als nicht zu Hellas gehörig betrachtet, weil in den historischen Zeiten seine Bewohner den Hellenen als Barbaren galten, obgleich die allgemeine Tradition des Alterthums gerade die Gegend um Dodona als einen der ältesten und bedeutendsten Wohnsitze des pelasgischen Stammes bezeichnet.

Westlich von dem Pindus längs dem ionischen Meere hin, wo die Vorgebirge der keraunischen Felsen die Landung erschwerten, wohnten in alten Zeiten die Graeci, die in Italien einen Namen gemein machten, den die Hellenen selbst nicht anerkannten. Hier war Dodona, das älteste Orakel des Zeus, wo das lautere Rauschen der Eichen, das stärkere Murmeln der Bäche oder der hellere Klang aufgehangener Becken den Willen der Götter und die Zukunft verkündigten.

29. Mittelgriechenland (die eigentliche Hellas oder Livadien).

(Nach Ernst Curtius, der Peloponnes, und Fr. Jacobs, Hellas.)

I. Allgemeine Uebersicht.

Diese Halbinsel Mittelgriechenlands zerfällt wieder in zwei ungleichartige Hälften. Gegen Westen breitet sich die Doppel-Landschaft Aetolien und Akarnanien aus; sie theilt die Natur des nördlichen Festlandes, mit welchem sie der gemeinsame Strom des Achelous verbindet. Der ganze Küstensaum, durch schlammablagernde Küstenflüsse entstellt, ist ein hafenloses, ungesundes Vorland. Nur in der Mitte des Landes breiten sich fruchtbare und wasserreiche Niederungen mit Saatfluren und Weideland aus.

Diese halbbarbarische Westhälfte Mittelgriechenlands wird von der rein hellenischen östlichen durch ein mächtiges Gebirgsland gesondert, welches sich vom Oeta zum korinthischen Meere quer hinüberzieht. Es ist der unwegsame Korax und das Gebirge der ozolischen Lokrer, welches mit steiler Klippenküste die krissäische Bucht umgürtet und nur eine sehr beschwerliche Verbindung mit dem Osten gestattet. Als das Stammgebirge der Osthälfte erhebt sich dem Korax gegenüber die breit gelagerte Masse des Parnassus, an welchen sich in südöstlicher Fortsetzung der Helikon, an diesen der Cithäron anschließt. Um den Parnassus legt sich die Landschaft Phocis herum, der Helikon umfaßt mit seinen Verzweigungen das Becken Böotiens, der Cithäron endlich mit dem Parnes ist die Grundlage des Dreiecks von Attika, welches sich gegen Südost als die dritte und vollkommenste der Halbinseln Mittelgriechenlands in das inselreiche Meer vorstreckt.

II. Die einzelnen Landschaften.

Akarnanien, die westliche Provinz, war reich an Städten und Dörfern, aber fast immer im Kampfe mit dem benachbarten Aetolien begriffen und dadurch in dem Fortschritte der Cultur gehemmt. Von hier zog sich die

Halbinsel Leukadia in das ionische Meer, ausgehend in einen schroffen Fels, von wo unheilbar Liebende in die Fluten sprangen, um in denselben das Ende ihrer Leidenschaft oder des Lebens zu suchen. Im Angesichte dieses Felsens, den ein alter Tempel Apoll's krönte, wurde bei Actium der Kampf über die Herrschaft der Erde entschieden, die von nun an (31 v. Chr.) in die Hände August's fiel.

Von Akarnanien wird durch den Achelous Aetolien getrennt, welches von mehreren kriegerischen und raubgierigen Völkerschaften bewohnt war. Unter ihren verschiedenen Städten bestand ein Verein, wie in mehreren Provinzen, zu gemeinsamer, aber freier Berathung, dessen Abgeordnete sich jährlich unter Festlichkeiten und feierlichen Spielen zu Thermum versammelten. Die Aetoler haben in der Geschichte der römischen Kriege in Hellas eine bedeutende, wenn schon nicht immer ehrenvolle Rolle gespielt.

Die Fortsetzungen des Pindus trennen Aetolien von Doris, welche eine der kleinsten Provinzen von Hellas, aber die Wiege tapferer Männer war. Von dem Fuße des Oeta zogen diejenigen aus, die, von den Herakliden geführt, in den Peloponnes hinabstiegen, die alten Bewohner der südlichen Halbinsel verdrängten und die Beherrscher von Lakonien, Messenien und Argolis wurden; von hier die Pflanzvölker, die ein neues Dorien auf den Küsten von Asien gründeten. In der westlichsten Gegend von Phocis erhebt sich der doppelte Gipfel des Parnassus, an dessen Fuße und von dessen steilen Klippen geschützt, Delphi mit seinen Tempeln ruhte, das gemeinsame und reichste Orakel aller Griechen. Hier hatte der fromme Glaube naher und ferner Gegenden die mannichfaltigsten Werke der Kunst vereinigt, in denen oft der Reichthum des Stoffes mit der Schönheit der Form wetteiferte. Im inneren Heiligthume des Tempels war der Schlund, über welchem der heilige Dreifuß stand, den die Pythia bestieg, wenn sie die begeisternden Dämpfe der Erde in sich aufnahm. Nur zu gewissen Zeiten sprach der Gott. Dann kamen aus allen Gegenden von Hellas und Asien Gesandtschaften der Städte, die in feierlichen Zügen zu dem Tempel wallfahrteten und mit Gesängen, Opfern und Tänzen die Gunst des Gottes erflehten. Hier wurden die pythischen Spiele gefeiert, die mit den olympischen im Range wetteiferten und die Leibesübungen mit poetischen Wettstreiten paarten. Unfern von dem Tempel sprudelte aus dem Felsen die Quelle Kastalia, ein heilig geachteter Bach, an welchem die Musen ihre Tänze feierten.

Westlich von Phocis lag Böotien, die größte Landschaft des eigentlichen Hellas, nördlich rauh von Gebirgen, im Süden fruchtbar, obgleich von einer schweren Nebelluft belastet, von der Natur mit mannichfaltigen irdischen Gütern, mehr als mit geistigen, gesegnet. Daher es auch — bei den feinsinnigen Athenern vornehmlich — keine Empfehlung war, unter „Böotiens schwerem Himmel“ geboren zu sein. Vielleicht aber war es weniger das Klima, als der Böotier fast ausschließliche Beschäftigung mit Ackerbau

und Viehzucht, was sie hinter anderen Griechen zurücksetzte. Doch war auch dieses Land reich an alten Sagen. Hier hatten in uralter Zeit die Musen am Fuße des Helikon den Hesiod zum Dichter geweiht, hier Amphion's Leier die Steine zu Thebens Mauern herbeigerufen, hier erinnerte jeder Berg und jede Quelle des benachbarten Landes an die Geschichte des Laius, des Oedipus, der streitenden Brüder, des Krieges der sieben Helden gegen die Stadt, in welcher die Kadmea ihren Namen von Kadmus, ihrem Erbauer, trug, dessen Hochzeitsfest mit der Tochter des Ares und der Aphrodite die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrt hatten. Auch in der historischen Zeit hat Theben eine wichtige Rolle gespielt. Als die Perser zur Unterwürfigkeit aufforderten, begünstigte Theben allein den fremden König und ward dadurch anderen Hellenen verhaßt. In den Zeiten des peloponnesischen Krieges stand es, eine ewige Nebenbuhlerin Athens, auf Sparta's Seite, bis endlich der spartanische Uebermuth die Freundschaft in Haß verwandelte. Pelopidas und Epaminondas stifteten eine Verschwörung an, ermordeten die im Glücke trunkenen Tyrannen und stellten die demokratische Verfassung wieder her. Epaminondas schlug den Stolz von Sparta in der Schlacht bei Leuktra zu Boden, verschaffte Theben den ersten Platz unter den Staaten Griechenlands, drang mehrmals in den Peloponnes ein und erschreckte die Lakedämonier in ihrem Eigenthume, wo sie nie den Rauch eines feindlichen Lagers gesehen hatten. — Zu den merkwürdigen Städten Böotiens gehören noch: Chäronea, das Grab der griechischen Freiheit nach den letzten ruhmvollen Anstrengungen des Gemeingeistes; Platää, die Nebenbuhlerin von Theben, die treue Freundin von Athen und seine Gehülfin in der Schlacht bei Marathon, vor deren Mauern das Heer des Mardonius besiegt wurde.

Südlich von Böotien zieht sich das schmale Megaris zwischen dem korinthischen und saronischen Meerbusen und Attika hin, dessen gleichnamige Hauptstadt Megara in älteren Zeiten viele Pflanzvölker aussandte nach Sicilien und an die Küsten der nördlichen Meere.

Oestlich von Megaris zieht sich das Dreieck von Attika in das Aegäische Meer weit hinab, an seiner äußersten Spitze von dem Vorgebirge Sunion begrenzt, wo der Tempel der Minerva Sunias den Ankommenden entgegenstrahlte. Ein gebirgiges Land, im Norden von Böotien durch den Parnes abgeschnitten; sein Boden mager, aber durch den Fleiß seiner Einwohner sorgfältig angebaut: doch nicht genug, um fremder Zufuhr der nothwendigen Bedürfnisse entbehren zu können. Auf einer Oberfläche von nicht mehr als 45 □-Meilen ward durch den Geist, die Industrie und den Muth der Einwohner ein Reich der Macht aufgeführt, das eine Zeit lang auf dem Aegäischen Meere unumschränkt gebot, alle Küsten desselben bis in die innersten Winkel des Pontus Euxinus berührte, und zugleich ein Reich des Geistes gründete, das mit dem milden Scepter der Humanität noch nach Jahrtausenden den Gang der Cultur bestimmte. Keine andere Provinz hat sich so hoch erhoben

gleichsam als ob alle Bäche der Humanität und Wissenschaft aus dem übrigen Hellas sich in diese schmale Landzunge ergossen und sich hier in einem See vereinigt hätten, dessen Oberfläche den reinsten und stillsten Spiegel und dessen Tiefe die reichste und mannichfaltigste Fülle zeigt. — Früh hatten die Götter dieses Land lieb gewonnen; Athene und Poseidon stritten um seinen Besitz und jene verlieh dem ihr zugesprochenen Lande das herrliche Geschenk des Oelbaums. Hier kehrte Demeter auf ihren Irren ein, fand eine gastfreundliche Aufnahme, und sandte den Triptolemus aus, den Menschen die unschätzbare Gabe der Früchte zu bringen, durch die sie zuerst unauflöslich an den vaterländischen Boden gefesselt, mit dem Eigenthum und dem Rechte bekannt wurden. Großer Männer ruhmvolle Thätigkeit führte die jugendliche Humanität weiter; vor allen Theseus, der das Land von Räubern reinigte und den zerstreuten Bewohnern einen Sammelplatz in Athen gründete. .

Athen ward von Alters her die Pflanzschule der Heldentugend, der Vaterlandsliebe, und durch eine ununterbrochene Reihe großer Männer, die sich bis in die letzten Punkte seiner Geschichte hinaufzieht, die Pflanzschule der Gesetzgebung, der Philosophie, der Dichtkunst, der Beredsamkeit, der bildenden Künste: mit Einem Worte alles dessen, was die Grenzen der Humanität erfüllt. Hier opferte sich in sehr alten Zeiten Athens letzter König freiwillig dem Vaterlande auf; hier zerschellten die Wellen der persischen Macht an den Ufern von Marathon; hier entzündete sich der Brand, der anderthalbhundert Jahre später das kolossale Gebäude dieser Monarchie zerstörte. Hier kämpfte die Freiheit am längsten gegen den Andrang der macedonischen Uebermacht und kämpfte glorreich, wenngleich nicht glücklich. Aus diesen Mauern gingen die größten Feldherren und Staatsmänner aus; hier sprach ein Perikles, ein Phocion, ein Demosthenes zu dem Volke; hier führten Aeschylus, Sophokles, Euripides ihre unübertroffenen Tragödien, Aristophanes seine Lustspiele auf; hier lehrte Sokrates, Platon und Aristoteles; hier bildete Phidias die Gestalten der Götter zur Bewunderung der Welt und Nachwelt und wölbte Tempel und Hallen, deren Trümmer noch jetzt das Erstaunen der Beschauenden sind. Athen ist für den Freund des Alterthums ein heiliges Palästina, dessen Name in seiner Seele die Idee des Schönsten, Größten und Edelsten entzündet, was je die stille und tiefe Einfalt der alten Heroenwelt erzeugt hat. Mit Andacht sucht er die Spuren auf, welche seine großen Bewohner hier eingedrückt haben. Er findet den Hügel des Areopagus, des würdigsten Tribunals, von wo er die Ueberbleibsel des alten Athen, mit den Hütten seiner jetzigen Bewohner gemischt, überschaut, und das auch noch jetzt anmuthige Gefilde umher mit Oelbäumen, Weinbergen und Fruchtgärten bedeckt sieht. Er steigt zwischen schroffen Felsen zur Akropolis hinauf, wo vor nicht langer Zeit das Parthenon mit seinen 44 Säulen Erstaunen und Ehrfurcht erregte, bis es der barbarische Muthwille eines

Kriegers zerstörte. Er betritt die langen Hallen der Pökile, in denen die Weisen Athens mit ihren Jüngern zu wandeln pflegten, und die Trümmer des Theaters, das ehemals von den Meisterwerken der Kunst und den Stimmen der Herolde und Redner wiederhallte. — Zwischen zerstreuten Steinen, den Ueberbleibseln der langen Mauern, steigt er zum Piräeus hinab, der noch immer eine weite, herrliche Einfahrt öffnet und noch Trümmer des soliden, mit keinem Cement verbundenen Mauerwerks zeigt, das ihn vor Alters schützte; während der Hafen Phalereus zur Hälfte verschüttet, der von Munychia aber so gut als verschwunden ist. — Wenn jetzt der Reisende in einer Stadt, die zur Zeit ihrer Blüte Hunderttausende von Einwohnern zählte, deren jetzt etwa fünfzig Tausend findet, wenn er bei diesen, statt der Tugenden ihrer Vorfahren, nur noch List und einige Urbanität wahrnimmt, so tröstet er sich mit dem allgemeinen Loose der Menschheit, das nicht Einem Punkte der Erde eine dauernde und ewige Blüte verhieß, sondern das erleuchtende Gestirn der Cultur allmählich um die ganze Erde herumführt: noch mehr aber durch den Gedanken, daß die Wirkungen jener Kräfte nicht verloren sind, daß Athen noch immer eine Bedeutung genießt, die, von den edelsten Menschen gepflegt, keiner Vergänglichkeit ausgesetzt ist.

Nordwestlich hin von Athen führte die heilige Straße nach Eleusis, hin an dem Ufer des Meeres, bei Salamis vorüber, und über Eleusis auf das thriasische Feld, berühmt durch die Früchte, welche die Hand der Demeter hier zuerst ausgestreut hat. Keinen Ort der alten Welt umgibt ein so dichter Schleier anziehender, heiliger Geheimnisse, als dieses Eleusis mit seinem Tempel der Demeter. Was auch in diesen Mysterien, den großen und kleinen, gelehrt worden, — wie sich auch immer im Fortgang der Zeit die fromme Fabel zur Allegorie und zur gereinigten Weisheit erhoben haben mag, so viel ist gewiß, daß diese religiösen Weihen zur Erziehung der Hellenen nicht wenig beigetragen haben.

Unter allen Provinzen von Hellas war Attika allein mit Bergwerken gesegnet. Der Laurion, an der südlichsten Spitze, enthielt einen Reichthum von Silber, der als ein Gemeingut angesehen und von jedem benutzt werden konnte, der sich den Kosten des Baues unterziehen wollte. Seine Schätze sind noch nicht erschöpft und drohten in der jüngsten Zeit ernste politische Verwicklungen zu veranlassen. — In der Nähe von Athen bot der Pentelicus einen schönen weißen Marmor dar; der Hymettus, das erste Glied der Bergkette, welche die ganze Länge von Attika durchschneidet, ist noch immer mit Thymian und aromatischen Kräutern bedeckt, daher ein Lieblings-Aufenthalt der Bienen, und der Honig, den sie hier bauen, macht einen Handelsartikel von Athen aus.

30. Südgriechenland (der Peloponnes oder Morea).

(Nach Conrad Bursian, Geographie von Griechenland, und Ernst Curtius der Peloponnes.)

I. Allgemeine Uebersicht.

Die südlichere Hälfte des griechischen Festlandes ist eine Halbinsel, die von allen Seiten vom Meere bespült, nur im Nordosten durch ein im Verhältniß zur Breite der Halbinsel sehr schmales Band, die Landenge von Korinth, gewöhnlich schlechthin „die Landenge" (ὁ Ἰσθμός) genannt, mit dem übrigen griechischen Festlande zusammenhängt und daher auch von den Alten selbst als Insel und zwar als die Insel des Pelops (ἡ Πέλοπος νῆσος, ἡ Πελοπόννησος) bezeichnet wird. Dieser Name wird von der Tradition mit dem Pelops und dem von ihm sich herleitenden Fürstengeschlechte der Atriden, das in der achäischen Zeit bei Weitem das mächtigste und angesehenste auf der ganzen Halbinsel war, in Verbindung gebracht, wobei es freilich auffällig bleibt, daß die Homerischen Gedichte, die uns ja eben jene achäische Zeit schildern, ihn nicht kennen, sondern daß er erst nach der Einwanderung der Dorier, die gerade die Pelopiden als ein aus der Fremde, aus Phrygien oder Lydien, eingewandertes Geschlecht, das die den Herakliden oder Perseiden gebührende Herrschaft nur usurpirt habe, darstellten, zur allgemeinen Geltung kam. Wahrscheinlich ist er zuerst im Westen der Halbinsel, bei den Epeiern, aufgekommen und in Folge des freundlichen Verhältnisses, in welches dieser Stamm zu den dorischen Eroberern trat, so wie durch das steigende Ansehen des olympischen Heiligthums und Festes von den Doriern adoptirt und gleichsam sanctionirt worden.

Durch ihr völlig selbständiges, von dem des nördlichen Griechenlands unabhängiges Gebirgssystem wird die Halbinsel naturgemäß in 6 größere Landschaften geschieden: in der Mitte Arkadien, das man mit Recht als das Alpenland des Peloponnes und seinen natürlichen Mittelpunkt, in demselben Sinne, wie es die Schweiz für Europa ist, bezeichnet hat; zwei Stufenländer, deren Bergzüge sich von den arkadischen Randgebirgen terrassenförmig nach einem flachen, durch Alluvion gebildeten Küstensaume absenken: Elis im Westen und Achaja im Norden; endlich drei Halbinseln, die von selbständigen, in ihren Wurzeln aber mit den arkadischen Gebirgen zusammentreffenden, an Mächtigkeit denselben theils ebenbürtigen, theils sie überragenden Bergzügen durchzogen werden, an die sich dann breite, offene Küstenebenen anschließen: die Argolische Halbinsel im Osten, die Lakonische mit zwei mächtigen, nur durch eine vom Eurotas durchflossene Alluvionsebene getrennten, in zwei lange Felszungen auslaufenden Gebirgs-

zügen im Süden, und die Messenische im Südwesten. So haben alle diese Landschaften den Vorzug, Küstenländer zu sein, d. h. an einer oder an mehreren Seiten vom Meere bespült zu werden, mit Ausnahme des einzigen Arkadiens; und auch dieses besaß wenigstens eine Zeit lang eine Küstenstrecke von 100 Stadien im südlichen Elis (Triphylien), so daß Dicaearchus mit Recht sagen konnte, alle Staaten des Peloponnes seien am Meere gelegen. Freilich sind die Vorzüge dieser Lage unter die einzelnen Landschaften ungleichmäßig vertheilt, da die schon im nördlicheren Hellas deutlich ausgeprägte Bevorzugung der Ostseite gegen die Westseite durch eine ungleich reichere Küstenentwicklung sich auch im Peloponnes an der Ost- und Südseite gegenüber der West- und Nordseite wiederholt.

II. Die einzelnen Landschaften.

1. Arkadien. Arkadien ist das Kern- und Mittelland, die Mesogaia der Halbinsel, im Gegensatz gegen die umliegenden Uferlandschaften. Innerhalb der arkadischen Bergränder breitet sich jedoch keine tafelförmige Hochfläche aus, sondern eine durch innere Verzweigung der Randgebirge sehr mannichfaltige Berglandschaft. Wenn man Arkadien, wie es gewöhnlich geschieht, eine Plateaulandschaft nennt, so paßt diese Benennung nur auf das schmale Ostarkadien. Das westliche Arkadien, noch einmal so breit als das östliche, ist ein schwer zu überschauendes, von Gebirgen bedecktes Land, dessen Gewässer entweder unmittelbar oder mittelbar dem Alphëus zuströmen, der großen Wasserader des inneren Peloponnes, welche die entferntesten Quellen vereinigt und die entlegensten Punkte des arkadischen Hochlandes auf sichtbaren oder unsichtbaren Wegen (durch verschiedene Nebenflüsse) verknüpft.

In Arkadien wohnten seit Menschengedenken dieselben Stämme ungestört und unvermischt. Bis in die späte Zeit, da die Einmischung Thebens in die Schicksale des Landes gewaltsam eingreift, finden wir in Arkadien keine Geschichte, sondern gleichförmige Zustände, welche sich der historischen Forschung entziehen. Die natürliche Beschaffenheit der Landschaft erschwerte jede politische Entwicklung in hohem Grade. In den meisten Landschaften Griechenlands finden wir eine durch sichere Begrenzung wie durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Ebene, welche vorzugsweise der Sitz der Cultur und der Mittelpunkt staatlicher Entwicklung wird. Eine solche Ebene fehlt Arkadien. Ferner waren es die klimatischen Verhältnisse, welche zu der Verkümmerung der politischen Entwicklung Arkadiens mitwirkten. Körperliche Gesundheit und Tüchtigkeit wurde durch die Natur Arkadiens in gleichem Grade gefördert, wie die geistige Entwicklung seiner Bewohner gehemmt. Sie mußten auf alle Weise sich des abstumpfenden Einflusses ihres Klima's erwehren und konnten sich also nicht mit solcher Freiheit der hellenischen Bil-

dung hingeben, welche in den Nachbarstaaten aufblühte und die Bedingung politischer Größe in Griechenland war. Aber je weniger die Arkader berufen waren, an der Entwicklung der hellenischen Geschichte selbstthätigen Antheil zu nehmen, um so lebendiger war in ihnen, wie in allen Bewohnern von Berglandschaften die Liebe zur Freiheit und das Streben, sich ihre nationale Unabhängigkeit zu bewahren.

2. Achaja. Die Landschaft Achaja ist das Stufenland der nordarkadischen Hochgebirge. Sie ist, wie Elis, eine Küstenlandschaft, die durch kein Flußthal zu einer Einheit verbunden wird; sie hat nicht einmal, wie ihr Nachbarland, eine einzelne Ebene, welche durch ihre Größe und durch die Vortheile ihrer Lage von Natur zu einer überwiegenden Bedeutung berufen ist. Daher ist Achaja wesentlich ein Küstenland, ein Aigialos; an der Küste vereinigt sich alles geschichtlich Bedeutsame; es ist die einzige griechische Landschaft, in welcher fast alle Städte am Meere liegen. Die gemeinsame Bundesstätte ist am Meere, die Hauptstraße des Landes ist die Küstenstraße. Dennoch ist am ganzen Gestade kein guter Hafen zu finden. Im Gegensatz zu den tiefen Einschnitten der jenseitigen Küste zieht sich die peloponnesische ohne schützende Felsvorsprünge in einförmiger Linie hin; daher hat auch kein Theil des inneren Golfes von einer achäischen Stadt seinen Namen erhalten. Für die geringe Breite des achäischen Küstenlandes bietet seine große Fruchtbarkeit einigen Ersatz. Einen ganz besondern Werth haben die Küstenstreifen durch den seit dem 16. Jahrhundert eingeführten Korinthenbau, welcher unter allen Pflanzungen dem griechischen Landbesitzer den sichersten und reichsten Gewinn verbürgt. Die ältere Bedeutung der Achäer beruht hauptsächlich auf ihren Colonieen. Das schmale Küstenland, wo kaum der siebente Theil dem Pfluge zugänglich ist, konnte für die Bevölkerung nicht ausreichen, welche in dem Innern der Halbinsel in wiederholten Zügen zuströmte und während langer Friedenszeiten sich ungestört vermehrte. Das Meer leitete den Schiffsverkehr wie die Auswanderung nach Westen.

Eine Eidgenossenschaft kleiner Stadtgebiete ist zur Theilnahme an den auswärtigen Begebenheiten wenig geeignet. Deßhalb nahmen auch die Achäer während der wichtigsten Periode der hellenischen Geschichte eine neutrale Stellung ein. Als Griechenland sich aber in der Bildung einzelner Gemeinden und besonderer Staatsverfassungen erschöpft hatte, da war es Achaja, wo die Form des Bundesstaates, welche hier sich neu ausbildete, dem allgemeinen Bedürfniß so entgegen kam, daß an den Achäerbund sich der ganze Inhalt des letzten Jahrhunderts der griechischen Geschichte anschloß und die kleine Küstenlandschaft am Ende dem ganzen Lande den Namen (Achaja) gab, unter welchem es den Römern dienstbar wurde.

3. Elis. Alle anderen Landschaften des Peloponnes lösen sich in freier Gliederung vom arkadischen Gebirgskern ab; Elis allein ist nur Abdachung: es hat kein eigenes Gebirge, nur Hügelland und Ebene. Darum gibt es

in der ganzen Halbinsel für den menschlichen Fleiß keinen dankbareren Boden. Dagegen ist die Bildung seiner Küste unvortheilhaft. Meer und Gebirge berühren sich nicht; von Norden nach Süden zieht sich ein flacher Strand ohne natürliche Hafenplätze. Keine Landschaft der Halbinsel ist gegen äußere Angriffe weniger geschützt. Die Fluren und Dörfer sind allen Landungen feindlicher Flotten bloßgestellt. Daher ward der Eleer Gebiet als das Tempelland des olympischen Zeus anerkannt und so gegen die Gewaltthaten übermächtiger Nachbarn durch Uebereinkunft gesichert. Beschworene Verträge ersetzten der Landschaft die natürlichen Schutzwehren, deren sie ihrer Fruchtbarkeit wegen mehr als andere bedurfte.

Trostlos und öde, wie fast alle großen Stätten der Geschichte, liegt das versunkene Olympia*) auf weiter Fläche vor uns, und nur die traurige Distel führt zu den Ueberbleibseln ihrer einstigen Pracht. Mit der Größe und Schönheit der Säulen des dahingesunkenen olympischen Zeustempels ist keine andere Ruine Griechenlands zu vergleichen. Die Griechen stellten ihre Tempel auf Höhen, nur hier zwang sie Zweck und Boden, davon abzustehen und sie in der Ebene zu bauen. Die Folge war, daß sie überschwemmt oder eigentlich von angeschwemmtem Erdreiche bedeckt wurden. Der Alphëus nimmt vierzig Bäche in sich auf, vernichtet alles, was sich ihm in den Weg stellt, durchbricht Felsen und wird erst ruhig und geregelt in der Ebene von Olympia. Er hat das glänzende Olympia mit seinem Schlamme bedeckt und Jahrhunderte verborgen gehalten. Unmittelbar am Alphëus war der Hippodrom, etwas weiter zurück der nun aufgedeckte große Tempel, wo alle fünf Jahre die Griechen, ja, selbst die Barbaren ferner Colonieen zusammenflossen. Hier strahlte Alles von Elfenbein (so das Standbild des olympischen Zeus, des Phidias höchstes Werk), Marmor und Gold. Jener Eichenhain, es ist die dem Zeus geweihte Altis, und diese wilden Oelbäume lieferten einst den Siegern die olympische Krone. Hier um den großen Tempel bewegten sich die erhabenen Processionen, umwogte die Menge ihre Helden und Athleten, und feierliche Hymnen erschollen aus den Jupitershallen.

4. Messenien ist das Land des Pamisus, wie Lakonien das des Eurotas. Beide durchströmen ihre Landschaften in ganzer Ausdehnung von Norden nach Süden und bilden die Culturebenen derselben. Wie Lakonien, war Messenien zwischen zwei Bergreihen eingeschlossen, dem Taygetus im Osten und den Berggruppen, welche sich im Westen von der Südwestecke des arkadischen Hochlandes hinabziehen. Durch die Höhe der arkadischen Berggipfel vor dem Nordwinde geschützt, dem Südwinde offen und reichlich von Bächen getränkt, ist die Ebene Messeniens ein Gartenland, in welchem sich die volle Pracht einer südlichen Vegetation entfaltet, in welchem noch

*) Diese Stelle über Olympia nach K. v. Hailbronner, Morgenland und Abendland.

heute die Aecker von Cactushecken umgeben, die Dörfer in Oliven- und Maulbeerhainen verborgen liegen, während die Abhänge und Halden der umgebenden Gebirge die schönsten Weiden darbieten.

Dieser Reichthum der messenischen Landschaft, die beinahe über hellenisches Maß hinausgehende Wärme seiner Niederungen verwischte und verweichlichte den dorischen Charakter in demselben Grade, wie er am jenseitigen Abhange bei einer großartigeren und rauheren Natur in Krieg und Jagdleben erstarkte. Als daher die beiden durch Stammverwandtschaft zusammengehörigen und durch ein Bundesheiligthum der Artemis vereinigten Nachbarstaaten sich einander ganz entfremdeten, mußte der Gegensatz zwischen ihnen um so mehr zum Kampfe führen, je mehr mit dem neidischen Blicke, den der Spartaner von der kahlen Taygetusscheitel auf die Ufer des Pamisus warf, sich das Vertrauen des Sieges verband.

5. Lakedämon. Die südlichste Landschaft des Peloponnes wird durch zwei Gebirge gebildet, welche in gleicher Richtung vom südarkadischen Hochlande ausgehen, Taygetus und Parnon; sie fassen von beiden Seiten das Eurotasthal ein und in ihrer Fortsetzung als Halbinsel den lakonischen Meerbusen. Die Tiefebene des Eurotas ist durch Fruchtbarkeit und Sicherheit der Lage in dem Grade von der Natur bevorzugt, daß dadurch die ganze Landschaft den Charakter der Concentration erhält, welcher mehr als alles Andere ihre geschichtliche Eigenthümlichkeit ausmacht. Man denke sich dieses Mittelland im Besitze eines erobernden Kriegsstammes, welcher durch Leibeigene Saat und Aernte bestellen läßt, während das umliegende Bergland an die unterworfenen Urbewohner (Periöken) ausgetheilt wird, welche in zerstreuten Ansiedelungen unter Noth und Arbeit kümmerlichen Unterhalt gewinnen, so sehen wir in Lakonien alle natürlichen Bedingungen zu einem auf Grundbesitz beruhenden, aristokratischen Bürgerstande vereinigt. Von diesem Mittellande aus eroberten die Dorier allmählich das Gebiet, das wir Lakonien nennen, und griffen sogar über die natürlichen Marken im Westen hinüber, sobald es ihrer Kraftfülle in dem schmalen Bergthale zu eng wurde, so daß sie ihre Landschaft über den ganzen Süden der Halbinsel erweiterten, und daß der Taygetus, statt die Grenze zu bilden, jetzt die Mitte des dichtbevölkerten Lakoniens durchzog.

6. Argolis. Der nordöstliche Theil des Peloponnes hat die reichste Gliederung. Hier lös't sich das Land am freiesten vom arkadischen Gebirgskerne ab und springt als langgestreckte Halbinsel mit größter Küstenentwicklung, hafenreich und von nahen Inseln umgeben, in das Meer vor. Von dem östlichen Gebirgsrande Arkadiens aus dacht sich Argos nach drei Meeren ab: im Norden zum korinthischen, im Osten zum saronischen, im Süden zum argolischen Meerbusen. Darnach ist auch die Gliederung des Landes eine dreifache. Zuerst die parallel laufenden Thäler, welche von Süden nach Norden gestreckt, gegen die innere Bucht von Korinth sich öffnen:

das Asopusthal mit Phlius und Sikyon, die Thäler von Nemeä und endlich die korinthische Schlucht, das östliche und engste dieser vier neben einander liegenden Flußthäler. Zweitens die südöstlich vorgestreckte Halbinsel, deren Gebirge, in viele Arme getheilt, ein ungemein formenreiches Gestade bilden. Den dritten Theil endlich bildet die Inachusebene, welche sich gegen den argolischen Meerbusen öffnet. Dies ist die einzige große Ebene, das Kernstück der ganzen Landschaft, und wenn auch der Name Argos und Argolis von Homer und Pausanias für die ganze dreifach gegliederte Landschaft gebraucht wurde, so daß Korinth und Sikyon als Theile derselben betrachtet wurden, so trug doch die Inachusebene ursprünglich und vorzugsweise den Namen Argos oder Argeia.

Diese drei geographisch zusammengehörigen Theile waren nur in einzelnen Zeitpunkten auch politisch vereinigt. Denn wie die Bodenverhältnisse nirgends mannichfaltiger sind, so finden wir auch in keinem Theile der Halbinsel eine größere Mannichfaltigkeit geschichtlicher Zustände, eine größere Fülle von Staatenbildung und einen häufigeren Wechsel der Bewohnung. Das eigentliche Argos, wie Attika, gehört zu den für die Geschichte so bedeutungsvollen Ebenen Griechenlands, welche sich südwärts zum Meere öffnen, während sie nach allen andern Seiten von Gebirgen umschlossen und nur durch enge Pässe mit dem Binnenlande in Verbindung stehen. Argolis hat vor allen übrigen Landschaften des Peloponnes den vollen Genuß der Vortheile, welche der griechische Archipelagus seinen Uferländern gewährt. Mit den gastlichen Buchten der argolischen, hermionischen und saronischen Gewässer, mit den zahllosen Ankerplätzen auf der ganzen Küstenstrecke von Malea bis zum Isthmus öffnet es sich gegen die Welt des Ostens: es ist das nach Morgen schauende Antlitz der Halbinsel.

---

31. Die griechische Inselwelt.

(Nach Conrad Bursian, Geographie von Griechenland, mit Zusätzen nach Jac. Phil. Fallmerayer, neue Fragmente aus dem Orient.)

Einen besondern Vorzug der Gliederung des griechischen Landes bilden die zahlreichen Inseln, welche längs der Westküste als eine Anzahl wahrscheinlich auf vulkanischem Wege entstandener Außenwerke des Festlandes, auf der Ostseite als die Pfeiler einer gewaltigen Brücke erscheinen, die einst in uralten Zeiten in südöstlicher Richtung vom europäischen Griechenland nach dem südlichen Kleinasien hinübergeführt hat. Zum größten Theile nämlich sind diese Inseln, wie die Richtung ihrer Gebirge zeigt, Fortsetzungen der Gebirgszüge des Continents, welche durch gewaltige Erderschütterungen theils als größere zusammenhängende Massen, theils in kleinere Bruchstücke

zerrissen, von demselben abgelöst worden sind; nur zu einem kleinen Theile sind sie Producte submariner Vulkane, die wenigstens an einem Punkte ihre Thätigkeit noch jetzt nicht eingestellt haben.

Auf den ersten Blick scheiden sich die sämmtlichen griechischen Inseln in zwei Gruppen: eine westliche und eine östliche. Die westliche umfaßt die der Westküste des griechischen Festlandes vorgelagerten Inseln: vier größere — Corcyra, Cephallenia mit seiner Schwesterinsel Ithaka und Zakynthos —, denen gewöhnlich als fünfte die erst durch Menschenhand, durch Durchstechung des Isthmus, der sie an die Nordwestküste Akarnaniens knüpfte, aus einer Halbinsel zur Insel gemachte Leukas beigezählt wird, und zahlreiche kleinere. Diese westlichen Inseln wurden im Alterthum, da sie politisch von einander getrennt und von Angehörigen verschiedener griechischer Stämme bewohnt waren, mit keinem Gesammtnamen bezeichnet. Unter der byzantinischen Herrschaft bildeten sie eine eigene Statthalterschaft; nach der Eroberung Constantinopels durch die Franken (1204) kamen sie zugleich mit den benachbarten Küsten des Festlandes in den Besitz der Republik Venedig; seitdem kam der von der antiken Bezeichnung des westgriechischen Meeres als „ionisches Meer" entnommene Name der „ionischen Inseln" für sie auf, eine Benennung, welche aus politischen Gründen auch auf die, geographisch betrachtet zur östlichen Gruppe gehörige, Insel Cythera (Cerigo) ausgedehnt wurde. Da man nun mit Einschluß dieser, abgesehen von den kleinen Nebeninseln, sieben Hauptinseln zählte (Corfu, Paxo, Hagia Mavra, Thiaki, Cephalonia, Zante und Cerigo), so wurde bei der Constituirung derselben zu einem politischen Körper (1800) diesem der Name der „Republik der sieben Inseln" oder, nach griechischem Ausdruck, des „Siebeninselstaates" (ἡ Ἑπτάνησος), den Bewohnern der Name οἱ Ἑπτανησιῶται gegeben. Dieser Staat bestand Anfangs als Vasallenstaat der Pforte, dann unter dem Schutze Rußlands, in Folge des Friedens von Tilsit unter der Herrschaft Frankreichs, seit dem Pariser Vertrage 1815 unter dem Protectorate Englands fort, bis die Inseln in Folge der Thronbesteigung des Königs Georgios dem Königreich Hellas einverleibt wurden.

Weit zahlreicher und mannichfaltiger in ihrer Gliederung als die westliche ist die östliche Gruppe von Inseln: sie erstreckt sich gegen Süden und Osten über die politischen Grenzen des jetzigen Königreichs Hellas, gegen Osten auch über die von alten und neueren Geographen willkürlich festgesetzten Grenzen unseres Erdtheils hinaus. Es tritt also auch in dieser Beziehung wie in Hinsicht der Küstenentwicklung die natürliche Bevorzugung der östlichen vor der westlichen Seite Griechenlands zu Tage. Die ganze Gruppe gliedert sich nach der Richtung der Gebirge und der geognostischen Beschaffenheit der Inseln in mehrere kleinere Gruppen, unter denen die von den Alten als „Ringinseln" (Κυκλάδες) bezeichnete als die Centralgruppe erscheint. Diese besteht aus zwei ungefähr parallelen Inselreihen, welche

durch eine dritte gewissermaßen verknüpft werden. Die südlichste Reihe, eine Fortsetzung des Gebirgszuges des südöstlichen Attika, wird durch die Inseln Ceos, Cythnos, Seriphos und Siphnos gebildet; die nördliche, deren Glieder die Inseln Andros, Tenos und Mykonos (mit ihren Anhängseln, den kleinen Inseln Delos und Rheneia) sind, ist eine Fortsetzung der langgestreckten, von der Ostseite des mittelgriechischen Festlandes losgerissenen Insel Euböa. Mit der Südspitze derselben Insel scheint auch, der Richtung der Gebirge nach, die mittlere Reihe zusammenzuhängen, deren zwei nördlichste Glieder, die kleinen Inseln Gyaros und Syros, gleichsam als Brückenpfeiler zwischen den Inseln Ceos und Cythnos einerseits und Andros, Tenos und Mykonos andererseits dienen, während die südlicheren Glieder, Paros und Naxos, den Ring der Cycladen im Südosten schließen.

Syra, heute der Knotenpunkt der Lloyd'schen Dampfschifffahrt, gehört zu den baumlosesten und ödesten Bestandtheilen dieser steinigen, von einer dünnen Erdkruste und mit seltenen Bäumen ärmlich bedeckten Inselwelt. Am Fuße des konischen Strandhügels, mit dem alten Syra auf der Spitze, ist während des griechischen Befreiungskrieges die neue Stadt Hermopolis erwachsen und durch Frieden, Reichthum und Glück zu solcher Blüte gediehen, daß sie amphitheatralisch den ganzen Kegelberg bedeckt und an Volkszahl (21,000 E.) wie an Größe wenigstens den zweiten, an Eleganz und Handelsgeist aber gewiß den ersten Rang im jungen Königreiche einnimmt.

Eine zweite Gruppe, welche durch den vulkanischen Ursprung ihrer Glieder charakterisirt wird, bilden die Inseln Thera, Melos, Cimolos und Polyagos. Einige ganz kleine Inselchen, gleichfalls vulkanischen Ursprungs, setzen diese vulkanische Reihe gegen Westen fort und weisen auf einen Zusammenhang derselben mit den vulkanischen Erscheinungen der argolischen Acte, besonders der Halbinsel Methana, hin. Die alten Geographen haben keine besondere Benennung für diese Gruppe, sondern zählen sie zu den „zerstreuten Inseln" (Σποράδες), unter welchem Namen sie außerdem die zwischen dieser vulkanischen Reihe und den südlichsten Cycladen sich hinziehende Kette der Inseln Pholegandros, Sikinos, Jos und Amorgos (mit mehreren Nebeninseln), so wie die östlich von Thera gelegene Insel Anaphe, endlich auch die Mehrzahl der östlich von den Grenzen des jetzigen Hellas, zwischen der Gruppe der Cycladen und den südlicheren Reihen einerseits und der Westküste des südlichern Kleinasiens andererseits gelegenen Inseln und Inselchen zusammenfassen. Ja, manche Geographen dehnen diese Benennung sogar auf die im nördlichsten Theile des Aegäischen Meeres zwischen der Ostküste der Insel Euböa und der Halbinsel Magnesia, der Seeküste Thraciens und der Westküste des nördlichen Kleinasiens gelegenen Inseln aus, welche wiederum in zwei Gruppen zerfallen: eine südliche, aus den Inseln Sciathos, Peparethos, Ikos nebst einigen kleineren, und Skyros bestehende, heutzutage gewöhnlich mit dem (unantiken) Namen der nördlichen Spo-

raden bezeichnete, welche als Fortsetzung der thessalischen Halbinsel Magnesia, beziehentlich der Ostküste der Insel Euböa zu betrachten ist, und eine nördlichere, die Inseln Lemnos, Thasos, Samothrake, Imbros und Tenedos umfassende, welche jenseit der Nordgrenze von Hellas und daher außerhalb der Grenzen unserer Darstellung liegt.

Gegen Süden endlich wird die ostgriechische Inselwelt abgeschlossen durch die gleichsam auf dem Kreuzwege zwischen Europa, Asien und Afrika gelegene Insel Kreta, die zu keiner der bisher betrachteten Gruppe gehört, sondern den Mittelpunkt und das bedeutendste Glied einer besondern Inselreihe bildet, welche, wenn man sich die Lücken zwischen den einzelnen Gliedern und den entsprechenden Vorsprüngen der Continente ausgefüllt denkt, als ein gewaltiger, von der Südostspitze Lakoniens bis zur Südwestspitze Kleinasiens reichender halbkreisförmiger Damm zwischen dem mit Inseln gleichsam besäeten Aegäischen Meere oder, wie wir mit einem trotz seiner griechischen Form den classischen Sprachen ganz fremden Ausdrucke zu sagen pflegen, dem griechischen Archipel und dem inselfreien Mittelmeere erscheint.

Politisch sind diese Gruppen, abgesehen von den Zeiten der römischen, byzantinischen und türkischen Herrschaft, unter der sie wenigstens verschiedenen Provinzen, Thematen oder Sandschaks angehörten, niemals zu einem einheitlichen Ganzen verbunden gewesen. Die südlicheren standen in der frühesten Periode der griechischen Geschichte, welche die Tradition als die der kretischen Thalassokratie bezeichnet und an die mythische Persönlichkeit des Minos knüpft, unter der Herrschaft von Kreta, dessen Flotte die karischen Seeräuber, welche sich auf den meisten dieser Inseln eingenistet hatten, verjagte und dieselben dadurch zuerst für hellenische Niederlassungen zugänglich machte.

Zur Zeit der athenischen Seeherrschaft gehörten fast sämmtliche ostgriechische Inseln, die meisten aus freiem Entschluß, einige, wie namentlich Melos, durch Zwang der athenischen Symmachie an; eine nicht geringe Anzahl derselben trat auch dem (378) erneuerten Bunde von Seestaaten unter der Leitung Athens bei. Nach der Auflösung auch dieses Bundes kamen die Inseln unter die Herrschaft theils der macedonischen, theils der ägyptischen Könige, wurden dann durch die Römer befreit und größtentheils für autonom erklärt, bis Vespasian sie als römische Provinz mit Rhodus als Hauptort constituirte. Bei der Theilung des römischen Reiches wurden die kurz vorher durch Raubzüge der Gothen heimgesuchten Inseln der östlichen Reichshälfte zugetheilt. Nach der Eroberung von Constantinopel durch die fränkischen Kreuzfahrer (1204) fielen sie bei der Theilung der Beute unter die Abendländer der Republik Venedig zu. Diese aber überließ die Eroberung der damals zum Theil von Piraten besetzten Inseln, welche dem Staate unverhältnißmäßig große Opfer auferlegt haben würde, venezianischen Privatleuten. Im Jahre 1579 fielen die Inseln des Aegäischen Meeres (mit Ausnahme von

Kreta, das erst im Jahre 1669 den Venetianern definitiv entrissen wurde) unter die unmittelbare Herrschaft der Pforte.

---

32. Dalmatien.

(Nach J. G. Kohl, Reise nach Istrien, Dalmatien, Montenegro, bearbeitet vom Herausgeber.)

Dalmatien ist ganz mit dem Hauptkörper der griechisch-slavischen Halbinsel verwachsen; aber dieser schmale Küstensaum zeigt zu allen Zeiten eine Tendenz, sich von jenem Körper zu trennen und sich als ein besonderes Ganzes hinzustellen. Eine solche Tendenz haben aber die Küstenstreifen und Uferlandschaften aller großen Continentalmassen, als eine Folge des Gegensatzes zwischen den Bedingungen des oceanischen und des continentalen Völkerlebens. Denn die Anwohner der Küstensäume nehmen durch Handel und Schifffahrt eigenthümliche Sitten an und sondern sich gern von den Ackerbau und Viehzucht treibenden Bewohnern des Binnenlandes. Die großen, Handel und Schifffahrt betreibenden Völker suchen überall die Küstensäume zu gewinnen, das Innere lassen sie den Hirten. So haben in alten Zeiten die Phönicier und nachher die Griechen viele Strecken längs des Mittelländischen Meeres besessen. So haben die Römer, nachdem sie sich Flotten gebaut, vom Meere aus die großen Küstenlandschaften des ganzen Nordsaumes von Afrika erobert. So begründeten die schifffahrenden Deutschen an der Ostseeküste eine lange Reihe von Uferprovinzen, während das Innere des Landes den Russen und Polen verblieb. Und Aehnliches hat sich in vielen Weltgegenden zugetragen. Nur war selten das Phänomen so lange andauernd und so markirt, wie bei Dalmatien. Und daß dem so war, kommt von der eigenthümlichen Gestaltung dieses Küstenlandes und den zahlreichen Contrasten mannichfaltiger Art, die es bei einem Vergleiche mit dem Binnenlande darbietet.

Zuerst der klimatische Contrast. Das Binnenland ist überall ein hohes und verhältnißmäßig rauhes Gebirgsland, das mit seinen Bergen zum Theil ganz nahe an das Meer herantritt. Die höchsten Gipfel dieser Berge sind einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und von ihnen stürzt die kalte Bora auf das Adriatische Meer herab. Zwar sind die Küstensäume und die Inseln auch nicht eben; allein im Ganzen stufen sich doch die Berge sehr merklich nach dem Meere zu ab, und weder an der Küste noch auf den Inseln kommen so hohe Ketten vor, wie es die dinarischen Alpen im Innern sind. Beide sind daher dem warmen Scirocco, der von Afrika herüberbläst, mehr geöffnet, während dieser im Innern auf den hohen Schneebergen, die er zu passiren hat, sehr bald seine wohlthätige Wärme verliert. Der Küstensaum mit den Inseln gehört daher noch ganz in das Klima der italienischen und griechischen Länder und Meere, während das Innere in

geringer Entfernung vom Ufer sich schon den pannonischen und scythischen Klimaten anschließt. Die ganze Vegetation des Küstenlandes ist, wie ihr Klima, griechisch-italienisch, und dies allein schon mußte die Lebensverhältnisse an der Küste anders gestalten als im Innern.

Die Hauptsache aber ist die Art und Weise der Abgrenzung des festen Landes mit dem Meere. Die Inseln sind, wie auch die Küste selbst, überreich an vortrefflichen Buchten und Häfen, welche den Schiffen den schönsten Schutz- und Ankergrund gewähren. Es boten sich demnach hier viele Anhaltepunkte dar, wo die See- und Handelsvölker des Mittelländischen Meeres festen Boden gewinnen konnten, um von da aus Herrschaft und Einfluß auf das benachbarte Küstenland zu üben. Von diesen Punkten aus ließ sich leicht ein gewinnreicher Handel mit dem Innern betreiben.

Allein nicht bloß die verlockende Aussicht auf Gewinn, sondern auch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung und der Conservirung der bereits erworbenen Meeresherrschaft mußte diese Völker einladen und fast zwingen, die Inseln und Küsten auf der Ostseite des Adriatischen Meeres besetzt zu halten. Ließen sie dieselben in die Hände der Barbaren des Innern gerathen, so bauten diese sich selbst Schiffe und störten durch Seeräuberei und kriegerische Unternehmungen die Handelsbewegungen der Culturvölker und bedrohten dann von den illyrischen Häfen und Festungen aus sogar Groß-Griechenland und Italien. Man kann gewissermaßen die ganze Geschichte Dalmatiens als einen Kampf der griechisch-italienischen Culturvölker, die ihre Meere und Handelsstraßen schützen wollten, mit den Barbaren des Festlandes, die an die Küste und weiter über's Meer hinaus vordrängten, bezeichnen.

Alle diejenigen Völker, welche nach Dalmatien kamen oder das Land mehr oder weniger lange beherrschten, haben nachweisbare Spuren ihrer Anwesenheit im Lande zurückgelassen, und die Bevölkerung desselben erscheint jetzt, wie zu allen Zeiten, als ein Gemisch derjenigen Stämme, welche die griechische und italische Halbinsel bewohnten. Doch ist das Land im Ganzen genommen nur doppelsprachig, denn Alles spricht entweder slavisch oder italienisch, oder in den meisten Fällen beide Sprachen gleichzeitig. Wie von Norden nach Süden, so wird das ganze schmale Land auch in der Richtung von Westen nach Osten, von dem Meere aus ins Binnenland immer orientalischer, slavischer, kriegerischer und wilder; die Inseln und die äußersten Küstensäume sind italienischer.

Dalmatien hat selten auf die übrige Welt selbständig eingewirkt, gewöhnlich nur im Dienste Anderer; zuerst im Dienste der Römer, die ihre kräftigsten Legionen aus Dalmatien und Illyrien recrutirten und ihre Flotten zum großen Theile nicht nur in Liburnien bauten, sondern auch mit Liburnern und Dalmatiern bemannten. Später hat Venedig die Hauptstütze seiner Seemacht in den Dalmatiern gefunden und die meisten seiner Kriege mit slavischen Truppen aus Dalmatien geführt. Noch später dienten die

Dalmatier, wie ihre Nachbarn, die Albanesen, den Türken in allen drei Theilen der alten Welt. Zuletzt fiel die ganze Mosaik der adriatischen Küsten-Schweiz, das ganze Stück für Stück eroberte venetianische Dalmatien im Frieden zu Campoformio durch einen einzigen Federstrich dem Hause Oesterreich zu, nachdem die Franzosen das alte, morsch gewordene Haus des Dogen und der Signoria über den Haufen gestoßen hatten. Zwar verlor Oesterreich dasselbe für kurze Zeit wieder, gewann aber nach dem Sturze Napoleon's I. nicht nur das Ganze zurück, sondern vervollständigte die dalmatische Küstenlandschaft noch durch das Gebiet der Republik Ragusa, welche die Venetianer nie hatten erlangen können, die Franzosen aber ebenfalls für Oesterreich umgestoßen hatten.

Eine Macht, welche die Herrschaft des Adriatischen Meeres behaupten will, muß vor allen Dingen die Küste von Dalmatien haben, und diese ist dazu viel unentbehrlicher, als die Küste von Italien. Wer diese Küste besaß, der besaß das Ufer des Adriatischen Meeres, das auf der anderen Seite gleichsam uferlos ist, der besaß die festen und sicheren Hafenpunkte, mit denen er jene Herrschaft bequem stützen konnte. Das Adriatische Meer ist gleichsam ein Fluß, der längs Illyrien mit seinem Hauptfahrwasser hinfließt. Daher war hier immer Alles so einladend zur Seeräuberei, die man von der Küste aus auf der nahen Straße fast so leicht ausüben konnte, wie von den Rheinschlössern aus auf dem Rheinstrome. Daher waren die Römer trotz ihrer Herrschaft in Italien nicht eher Herren des Adriatischen Meeres, als bis sie auch Dalmatien erobert hatten. Daher schlang sich die Kette der venetianischen Besitzungen und wichtigen Stationsplätze, die ihnen die Herrschaft der Adria und des orientalischen Handels sicherten, nicht längs der italienischen, sondern längs der dalmatischen Küste in einer fast ununterbrochenen Reihe kleiner Küstenterritorien bis nach Morea, Candia, Cypern hin. Und daher ist auch dem Staate, dem die jetzige Handelskönigin dieses Meeres, Triest, angehört, und der sich anschickt, wieder eine bedeutende Seemacht auf diesem Meere zu begründen, Dalmatien so wichtig, obgleich sonst diese Provinz ihm direct mehr zu kosten als einzubringen scheint.

---

33. Montenegro und die Montenegriner.

(Nach dem Böhmischen Museum und J. G. Kohl, Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro.)

Erreicht man das südliche Ende Dalmatiens zur See und läuft in den Meerbusen von Cattaro ein, so bietet sich dem Auge des Landenden ein eben so herrlicher als an Abwechslung reicher Anblick dar. Die Adria schneidet hier tief in das Land ein, indem sie theils den grünen Sammet üppiger Wiesen bespült, theils sich an hohen, schneebedeckten Bergen bricht

und in ihrem glatten Spiegel nicht nur das wundervollste Bild zurückwirft, sondern dieses durch ihre Wogen auch noch bedeutend hebt und verschönert. Und wirklich ist auch längs der ganzen sich lang hinziehenden östlichen Küste des Adriatischen Meeres das Grün der Citronen-, Oliven- und Orangenbäume so wie anderer südlicher Pflanzen nirgends so lachend und ausdauernd, als in der Gegend von Castel Nuovo. Kommt man jedoch in die eigentliche Bucht von Cattaro, so ändert sich plötzlich die ganze Scene; ringsum thürmen sich hohe Felswände auf, die steil ins Meer hinabfallen, überall schwarze Schlünde und Abgründe zeigen und deren Gipfel bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt sind.

Gleichwie in den Widersprüchen des Landes und der Pflanzenwelt findet man deren auch bis zum heutigen Tage in den Sitten und dem Leben der Einwohner der cattarischen Gegend. Im Küstenlande erheben sich fröhliche Städte, blühen Handel und Wandel, wo das Auge hinblickt, trifft es auf prächtige Paläste und Sommerhäuser, die von Seeleuten bewohnt werden, denen die Küsten Frankreichs und Englands eben so bekannt sind, wie diejenigen von Nord- und Süd-Amerika. Treten wir aber aus dem kosmopolitischen Kreise der Bocchesen (d. h. der Küstenbewohner) in das Innere des Landes, zwischen die hohen Berge, wo die Pflanzenwelt ihr elendes Leben dem Felsen abringen muß, die vom Schnee verwehten Weiden dem Rindvieh und den Ziegen nur elendes Futter geben und der Mensch auf den unfruchtbaren Feldern kaum nothdürftig seine Nahrung findet, so hat das Volk gleich eine andere, und zwar eine echt nationale Physiognomie. Da gibt es kräftige, rauhe, aber doch schöne Gestalten mit eisenfestem Körper und einem Auge, in welchem wilde Hartnäckigkeit funkelt. Sprache und Sitten sind bei ihnen noch die nämlichen, wie zur Zeit, als Griechen und Römer mit ihnen verkehrten, und auch ihr Anzug sieht noch eben so aus, als wenn sie unlängst erst die Gegend um den Ararat verlassen hätten. Den Kopf bedeckt der mit einem Tuche in Gestalt eines Turbans umwundene oder mit Pelz verbrämte rothe türkische Feß, Hals und Brust sind entblößt; die übrigen Kleidungsstücke bestehen aus einem bequemen, kurzen Rock von weißem oder grauem Tuche, einem rothen breiten Gürtel, kurzen blauen Hosen, die unter den Knieen mit einer Schnur zusammengebunden sind, wollenen, mit farbigem Band umwundenen Strümpfen und aus verschiedenfarbigen Riemen geflochtenen Sandalen. Eine dick-zottige Decke mit einer Kapuze hängt auf einer Achsel und vertritt die Stelle des Mantels. So geht der Montenegriner (Tschernagorze), es mag Sonn- oder Werktag sein. Seinem Portrait würde ein wichtiger Theil fehlen, wollte man die Waffen vergessen, von denen er sich nie trennt. Sie sind: ein scharfes, krummes, langes Messer von Stahl, zwei reich ausgelegte Pistolen so wie andere kleine Mordwerkzeuge, die im Gürtel stecken, und die an einem Riemen hangende lange Flinte von der wundervollsten Arbeit. Dazu kommt noch das lange Weichsel-

rohr mit dem winzigen Pfeifenkopfe, ein kleines Beutelchen mit der Munition und der Tabaksbeutel.

Die Montenegriner sind ein Slavenstamm, der eben so wie die Morlachen und Raguser zu der großen serbischen Slavenfamilie gehört. Ihre Sprache und ihre Sitten unterscheiden sich nur in Kleinigkeiten von denen der serbischen Bosnier, Herzegoviner und der übrigen Serben. Früher machten auch die Montenegriner wie alle die genannten serbischen Völker einen Theil des großen serbischen Königreichs aus, das zur Zeit seiner Blüte das alte Illyricum und fast die ganze nördliche Hälfte der griechisch-slavischen Halbinsel umfaßte. Sie haben daher auch allesammt gemeinsame historische Erinnerungen, die sie auf dieselbe Weise in ihren Volksgesängen pflegen. Sie haben eine völlig gleiche gemeinsame Literatur, in welcher sie ganz dieselben Gegenstände behandeln, dieselben Helden, Schlachten und Ereignisse besingen. Man kann sagen, daß die Montenegriner eigentlich diejenigen Serben waren, welche vor allen zuerst das türkische Joch völlig abschüttelten und einen unabhängigen Serbenstaat wieder begründeten. Diese kühnen Montenegriner, so wie überhaupt alle die tapferen Serbenstämme, die nun zum Theil und nach langwierigem Widerstand der Türkenherrschaft und dem Mohammedanismus verfielen, die Dalmatier, Morlachen, Croaten u. s. w., haben sowohl auf eigene Hand als auch unter Venedigs und Oesterreichs Fahnen viel dazu beigetragen, daß die Mohammedaner ihre Herrschaft nicht über das ganze Illyrien und weiter hin über das Adriatische Meer und vielleicht auch über Italien ausbreiteten. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß der Papst, als im fünfzehnten Jahrhundert ganz Albanien unter Scanderbeg gegen die Türken im Felde stand, mit diesem illyrischen Heldenkönige in innige Verbindung trat, um durch ein kräftiges und unabhängiges Illyrien oder Albanien Italien vor der gefürchteten Invasion des Halbmondes zu schützen. Von diesem unabhängigen Albanien ist nur noch der kleine Winkel Montenegro stehen geblieben, und er bildet noch heutigen Tages eine Schutz- und Vormauer, an der sich die wilden Wogen der Türken brechen.

bb. Die italische Halbinsel.

34. Die Natur Italiens im Allgemeinen.

(Nach G. L. Kriegk, Schriften zur allgemeinen Erdkunde.)

Am berühmtesten ist in ästhetisch-geographischer Hinsicht unter den europäischen Ländern die italienische Halbinsel. Sie ist in den Augen der cisalpinischen Nationen der schöne Garten von Europa, zu welchem der Nord-

länder wandert, um mildere Lüfte einzuathmen, eine südliche Natur zu genießen und sich an historischen Denkmalen wie an den vielfältigen Werken der Kunst zu erheitern und zu erheben. Eine klimatisch günstige Lage; Fruchtbarkeit des Bodens; ein hohes Gebirge, das die Halbinsel der ganzen Länge nach durchzieht und dessen Anblick man fast nirgends entbehrt; ein großes Flachland im Norden und ein Wechsel von allen Formen der Oberfläche in der ganzen übrigen Erstreckung des Landes, so daß dasselbe alle Arten natürlicher Schönheiten enthält und jeder Theil von ihm zugleich die Güter der Berge und der Ebenen besitzt; Mannichfaltigkeit der Luftwärme durch die verschiedene Erhebung des Terrains und durch seine große Ausdehnung von Norden nach Süden; gute Bewässerung desselben mit allen Arten hydrographischer Formen und endlich ein auf drei Seiten das Land umgebendes Meer — dies sind die allgemeinen natürlichen Grundlagen des ästhetisch-geographischen Charakters von Italien. Welch große Vorzüge! Und wie sehr verannehmlichen diese das Land durch den Grad, in welchem sie einzeln entwickelt sind! Die milde Luft, welche dort weht, und die langdauernde schöne Jahreszeit, die nur von wenigen und sehr mäßig kalten Wintermonaten unterbrochen wird; die lange anhaltende, nach Süden zu immer zuverlässigere Regenlosigkeit und Heiterkeit der Atmosphäre mit der hellen Beleuchtung und dem dunkeln Himmelsblau; die schönen Formen der Gebirge und Felsen; das Heitere und Freundliche einer Meeresansicht in südlichen Erdgegenden; die herrlichen, vielgepriesenen Seen an der Schwelle Italiens und die berühmten Wasserstürze und Flußthäler in seinen Gebirgen; das gedeihliche Vieh auf den Höhen und in den Triften an ihrem Fuße ohne die reißenden Thiere, welche jenseit des italienischen Mittelmeeres auf Afrika's heißen Ebenen hausen; die große Fruchtbarkeit vieler Ebenen und Thäler und jene Südpflanzen, deren Namen schon den Nordländer unwillkürlich und vorzugsweise an Italien erinnern, die „im dunkeln Laube glühende" Orange, „der Citronen gelbe Lasten", die stille Myrte, der stolze Lorber, die Bäume umschlingenden Reben, die schön geformte Pinie und die majestätische Zwergpalme! Die apenninische Halbinsel ist auch in der Hinsicht ein großer Tempel der Natur, daß sie für Europa vorzugsweise das Land der sichtbar thätigen unterirdischen Kräfte ist, und durch ihre Felsengebilde, ihre Vulkane, ihre Gasausströmungen, ihre Mineralquellen und ihre Erdbeben ein specielles physisches Interesse erweckt. Die günstige Weltstellung Italiens ferner, seine schöne Natur, die Leichtigkeit des Lebens unter seinem glücklichen Himmel und der Gang der Weltereignisse haben es zugleich zu einem Lieblingssitze der Kunst gemacht, ihm eine große Vergangenheit, eine mehrmalige Wiederholung von politischer Größe und höherer Culturblüte, so wie eine seit dem Untergang der griechischen Sonne nie geschwundene Bedeutung für das geistige Leben von Europa gegeben, und es von allen Ländern unseres Welttheils am meisten mit Denkmälern der Kunst und des Völkerlebens erfüllt. Ist Italien auch nicht

mehr, wie einst in den Zeiten vor Virgil oder in jenen charakterstarken, thatkräftigen und begeisterungsvollen Jahrhunderten des Mittelalters, zugleich die magna parens frugum, magna virum; trägt es auch keine tapferen Marser, keine mäßige und männlich kräftige samnitische Jugend, keine ausdauernden Ligurer, keine kriegerisch und politisch großen Römer mehr; erzeugt es auch keine Decier, Camille, Cincinnate, Scipionen und Catone, keine Gregore und Innocenze, keine Dantes und Petrarcas mehr: so hat es doch noch jene durch Lage, Denkmale, Reichthum und historische Bedeutung ausgezeichneten Städte, jenes prächtige Venedig, jenes stolze Genua, jenes schöne Florenz, jene ewige Roma, jenes lebensfrohe Neapel und so viele andere; so hat es doch ferner noch jene Fülle von bewohnten Orten, die durch die mannichfaltigste Verschiedenheit der Umgebung, des Klima's, der Beschäftigung, des Verkehrs und der Bewohnerzahl sich charakterisiren.

Italien, so mannichfaltig in seiner Form und seiner Klimabeschaffenheit, hat zwei entgegengesetzte Grenzländer, die Lombardei und Sicilien, welche an den allgemeinen Charakterzügen der Halbinsel Theil nehmen, und doch wieder so sehr von einander selbst verschieden sind und sich als selbständige Glieder von dem Ganzen absondern. Das Eine hat sich stets vorzugsweise als ein Land der Cultur, das andere als eines der Natur dargestellt; und wie herrlich tritt doch wieder an dem Nordrande von jenem die Natur hervor, und wie einladend ist dieses für die Cultur, welche einst so reich und mannichfach sich daselbst entfaltet hatte! Sicilien mit seiner schönen Natur und seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit ist das klimatisch am meisten begünstigte Land in Europa, und scheint zu dem leichtesten, heitersten Leben des Menschen, zu einer gedeihlichen Geistes-Cultur und zur Ernährung nicht allein von einer gedrängten Bevölkerung, sondern auch von anderen Ländern geschaffen zu sein. Obgleich es so das wahre Eden von Europa und gleichsam die Lieblingsstätte der Natur in diesem Welttheile ist, so zeigt dieses Land jetzt doch vor vielen anderen eine Einwohnerschaft, die seiner unwerth ist, und gibt ein glänzendes Beispiel von der Uebermacht der inneren und äußeren Culturverhältnisse des Menschen über die Einwirkungen der äußern Natur. Während hier die Natur dem Menschen ihre Schätze von je her so zu sagen unaufgefordert darreichte, hat sie die Lombardei vorzugsweise mit den bloßen Elementen zum Glück im reichen Ueberflusse gesegnet, und den Bewohnern derselben die Möglichkeit gewährt, sich mit leichter Mühe ein heiteres Dasein zu bereiten; und während dort inmitten des Reichthums der Mensch verarmt ist, hat er hier sich stets Wohlhabenheit zu erschaffen und zu erhalten gewußt. Sicilien ist das fruchtbarste Land von Italien geblieben, aber der ärmste Theil desselben geworden; die Lombardei dagegen, eines der bevölkertsten Länder der Erde, ist, seitdem die Cultur sie einmal betreten hat, immer die reichste Gegend der Halbinsel geblieben.

---

35. Die Italiener.

(Nach Albrecht v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Abstammung und Sprache.

Die heutigen Italiener sind, wie die Spanier, Portugiesen und Franzosen, ein aus der Vermischung mannichfaltiger Elemente entstandenes Volk. Neben der alt-lateinischen, römischen, etrurischen ꝛc. Urbevölkerung ließen sich schon früh griechische Ansiedler in Sicilien und Unteritalien nieder, und celtische Völkerschaften saßen von je her in Ligurien, in den italienischen Alpen und den ebenen Landschaften an ihrem Fuße. Aber alle diese Stämme fand die Völkerwanderung und die mit ihr hereinbrechende germanische Ueberflutung des Landes bereits mehr oder minder romanisirt, und was von den germanischen Ueberwindern Italiens, von den Herulern, Rugiern, Longobarden und Ost-Gothen in dem Jahrhunderte langen Getümmel um die Oberherrschaft nicht durch das Schwert gefallen, ist ohne Zweifel durch die Uebermacht des romanischen Wesens, der Sprache und Sitte ebenfalls romanisirt worden, so daß man nur noch an einigen, in abgelegene Alpenthäler geflüchteten schwachen Trümmern die germanische Abkunft deutlich wieder zu erkennen vermag. Dasselbe gilt von den im Lande gebliebenen byzantinischen Söldnern und Flüchtlingen, so wie von den arabischen Eindringlingen, die hier und da an den Küsten Siciliens, Calabriens und Apuliens festen Fuß gefaßt zu haben scheinen.

Auf diese Weise sind die heutigen Italiener, im Großen betrachtet, mit demselben Rechte als ein einziges Volk anzusehen, wie die Spanier und wie die Franzosen; ja, mit größerem, denn ohne Zweifel besaß die größere Intensität des in Italien heimischen Romanenthums hier auch eine stärkere Assimilationskraft, als in Gallien und Iberien. Und in der That verbindet heute die Italiener, ob sie auf den Alpen oder am Aetna, in den venetianischen Lagunen oder in den Abruzzen hausen, dasselbe nationale und sprachliche Band, wenngleich vierzehn Jahrhunderte politischer Spaltung und Zersplitterung dieser Einheit das Widerspiel hielten.

Bei näherer Betrachtung lassen sich indeß auch heute noch die verschiedenen Mischungsverhältnisse einigermaßen wiedererkennen, aus denen die einzelnen Völkerschaften der Halbinsel hervorgegangen sind. So waltet das celtische Gepräge noch bei den Ligurern und Genuesern vor. Die fleißigen Lombarden haben dagegen ohne Zweifel viel germanisches Blut. In den hohen Leibesgestalten und den nicht gar selten blonden Haaren der Piemontesen scheint sich eine Mischung germanischer und celtischer Elemente kund zu geben, so wie, obschon minder deutlich, in den Toscanesen die Bei-

mengung germanischen Blutes zu dem romanisirten etrurischen der Grundbevölkerung. Minder erkennbar sind die nordischen Beimengungen in den Völkerschaften Mittel- und Unteritaliens. Dagegen treten hier, namentlich in den Apuliern, Calabresen und Sicilianern, Spuren griechischer, arabischer, maurischer Abkunft ziemlich deutlich hervor und prägen sich in den schwärzlichen Gesichtern, fast noch mehr aber in den Sitten und Charakteren aus. Der (eigentliche) Sarde endlich verräth durch Sprache und Volkssitte eine unverkennbare Verwandtschaft und Vermischung mit den iberischen Bewohnern der catalonischen Gegengestade. Auch scheint ihm arabisches Blut nicht fern geblieben zu sein.

Die heutige italienische Sprache, die mit größerem Rechte für eine durch die Zeit gemodelte Fortbildung der alten Vulgär-Sprache Italiens, als für eine aus der Einwirkung der eingewanderten Barbaren entstandene Modification des Lateinischen gehalten wird, hat sich, der landschaftlichen und völkerschaftlichen Trennung Italiens gemäß, wie die spanische, in zahlreichen Dialecten entwickelt, unter denen sich mehrere, wie der sicilianische, neapolitanische, römische, toscanische, genuesische, mailändische, venetianische, zur Schriftsprache erhoben und eigene Schriftschätze aufzuweisen haben. Jedoch gilt gegenwärtig der toscanische allgemein als der wohllautendste und gebildetste, und die neuere italienische Literatur bedient sich desselben fast ausschließlich, wie die heutige spanische des castilianischen.

So erscheint die Bevölkerung Italiens, obgleich ihre Grundbestandtheile der stammlichen und sprachlichen Einheit und Uebereinstimmung entbehren, von einer Homogenität, wie sie kein anderes europäisches Land, das kleine Portugal etwa ausgenommen, aufzuweisen hat. Die stammfremden, sprachlich noch nicht romanisirten Bewohner Italiens erscheinen, der großen zu nationaler und sprachlicher Einheit verschmolzenen Masse der Italiener gegenüber, sehr unbedeutend. Zu ihnen gehören außer den Deutschen in den „sieben" und den „dreizehn Gemeinden" im Vicentinischen und Veronesischen, 6000 bis 7000 nicht minder räthselhafte deutsche Colonisten in einigen Thälern am Süd-Fuße des Monte Rosa, sodann aber die in Unteritalien und Sicilien angesiedelten (80,000) Albanesen (Skipetaren) oder Arnauten, die man nicht selten irrthümlich, wahrscheinlich ihrer Confession halber, „Griechen" genannt hat. Endlich gehören zu den stammfremden Bewohnern Italiens auch 30,000 Juden.

Vertheilung der Bevölkerung.

Verhältnißmäßig groß ist in Italien der Reichthum an Städten und stadtähnlichen Flecken, sogenannten „Borghi", ein redendes Zeugniß für die

ursprüngliche politische Entwicklung Italiens. Denn er erinnert einerseits an das Bestreben nach politischer Selbständigkeit und den Widerstand gegen Fürsten- und Adelsmacht, so wie andererseits an die Nothwendigkeit des Schutzes, den die Bevölkerung hinter den Mauern der Städte und Burgen gegen die Araber und die Seeräuber des Mittelalters und der neueren Zeit suchen mußte. Darum ist namentlich in allen Küstengegenden, besonders im Süden, wie in Calabrien und Apulien, noch mehr aber in Sicilien, die Zahl der Städte und Borghi so unverhältnißmäßig groß, weil diese Insel und jene Landschaften, ihrer Lage halber, jenen Anfällen am meisten ausgesetzt waren. Darum ist hier auch der Anbau in einzelnen Weilern und isolirten Höfen sehr selten, während diese Ansiedlungsweise in anderen Gegenden, namentlich im Sub-Apennin, häufiger und in allen dichter bewohnten Cultur-Landschaften, vornehmlich in der campanischen Ebene, im Arno-Thal, in der Riviera von Genua, so wie in den fruchtbaren Ebenen des Po, desgleichen auch auf den nördlichen Vorhöhen des etrurischen und ligurischen Apennin, die gewöhnlichere genannt werden muß. Während daher die städtische Bevölkerung in Oberitalien nur etwa 25 % beträgt, wohnen in den Städten und Borghi Mittelitaliens fast 50, und in denen der Insel Sicilien sicherlich mehr als 75 %.

---

36. Oberitalien.

(Nach H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, und Karl Ritter, Europa, Vorlesungen, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die fast wagerechte Ebene zu beiden Seiten des Po ist der einzige Theil Italiens, den die Natur selbst als ein größeres Ganzes bezeichnet hat, wenn sie auch von Menschen in mehrere, im Mittelalter sogar in viele Staaten von ziemlich verschiedenen Verhältnissen zersplittert worden ist. Es ist dies wohl der größte Garten Europas mit dem erdenklich fruchtbarsten Boden, mit der gehäuftesten Bevölkerung und den dichtesten Wohnstätten, mit allen Arten von menschlichen Anlagen. Der reiche Ertrag durch Getreidebau und Seidenzucht (seit dem 12. Jahrhundert), die Sicherheit des Gewinnes auch vom kleinsten Raume steigerte die Bodencultur auf eine Höhe, wie sonst nirgends in Europa, wie kaum etwa in Holland, oder hier und da in England; nur mit der ausgebildetsten Bodenbewirthschaftung Südchinas ist sie zu vergleichen. Es fehlen die unabsehbaren gleichartigen Fluren des Feldbaues; das Ganze ist ein Obst- und Maulbeergarten, unterhalb mit Mais, Reis und allen Korn- und Gemüsearten bestellt, nach oben bis in die Wipfel der Bäume mit Reben bedeckt.

Der Po, welcher mit seinen Nebenflüssen, namentlich den aus den Alpen ihm zuströmenden, die weite Ebene auf das reichlichste bewässert, muß durch die Vorkehrungen und Bauwerke, welche seine große Wassermasse und sein schneller Fall nothwendig machen, schon sehr früh die Völker, welche seine Ufer bewohnen wollten, zu bedeutenderen Kraft- und Geistesanstrengungen gezwungen haben. Obgleich er eine Gegend durchströmt, die durch ihre ganze Gestalt sich als ein geographisches Ganzes ankündigt, berührt er doch, von seinen Quellen am Monte Viso an bis zum Meere, Landschaften von mannichfachem Charakter, wilde Gebirgsgegenden in den Alpen auf der einen Seite, und Niederungen am Meere, die sich über dieses fast gar nicht erheben und durch ihren Anblick an die Niederlande erinnern, auf der andern. Während der Anwohner seiner Quellen mit der Kargheit des Bodens kämpft und Lawinen fürchtet, sieht der Anwohner seiner Mündungen zu gewissen Jahreszeiten weit und breit die Umgegend unter Wasser gesetzt, über welches nur die Bäume mit ihren Kronen emporragen und die Ortschaften, welche auf künstlich erhöhtem Boden angelegt sind.

An dem Ausgange einiger Alpenthäler sind die Nebenflüsse des Po zu Seen erweitert, die den Reiz der Gegend unbeschreiblich erhöhen. Die Natur zeigt am Langen-, Luganer-, Comer- und Garda-See Größe mit Fülle und Anmuth in einem Grade vereinigt, wie vielleicht in keiner andern europäischen Gegend. Steile Bergwände werfen die Sonnenstrahlen zurück, denen die gegen Süden gerichteten Thal-Oeffnungen ungehinderten Eingang gestatten. Doch wird das hiedurch erzeugte treibhausartige Klima durch die kühlen, von dem nahen Hochgebirge herabziehenden Lüfte gemäßigt. Wein umrankt die blauen Wasserspiegel und Kastanien beschatten den Fuß der sie umgebenden Berge. Der Lorber verräth die Nähe der für das südliche Europa besonders charakteristischen, immergrünen Vegetation, und einzelne Pinien und Cypressen sind Verkündigerinnen der eigenthümlichen Baumformen, die erst in Mittel- und Unteritalien allgemeiner erscheinen. Felsen ragen in malerischen Formen über den Baumwuchs empor; Gießbäche stürzen von ihnen herab, und aus dem in Nadelwald gekleideten Gebirge im Hintergrunde der tief eingeschnittenen Thäler leuchten hier und da die schneebedeckten Gipfel der höheren Alpen hervor. Die Gegenden jener von Städten, kleinen Ortschaften und einzelnen Landhäusern umlagerten Seen würden paradiesisch genannt zu werden verdienen, wäre in ihnen der Mensch mit der Natur vollkommener im Einklange. Leider stört aber der Widerspruch, in welchem der Gehalt und der Zustand eines großen Theils der Bewohner jener gesegneten Thäler mit der Schönheit, dem Reichthume und dem Frieden ihrer Natur erscheint, nicht selten den Eindruck, den diese dem Gemüthe des fremden Wanderers unauslöschlich einprägt.

Dieser fühlt sich unwillkürlich getrieben, das Schöne zu vergleichen, um sich selbst über seine Stimmung klar zu werden. So wird er denn bald sich

überzeugen, daß der Langen-See mit seinen Wassermassen und seinen Inseln das freiere, offenere Seebild, der von Como aber mit seinen zahllosen Dörfern und Villen, römischen Alterthümern, Wasserfällen u. s. w. das reichere Uferbild gibt. Der Comer-See hat schon in der Lage das voraus, daß seine nähere Bergumgebung großartiger, geschlossener, durchschnittlich 1000 M. höher ist, als beim Langen-See und also noch besser gegen die rauhen Nordwinde schützt. Daher tritt hier nicht nur die charakteristische immergrüne Vegetation bestimmter hervor, sondern auch die Agrumi, d. h. die Pomeranzen- und Citronengebüsche, gedeihen kräftig ohne allen Winterschutz, während sie ihn auf den Inseln des Langen-Sees nicht gänzlich entbehren können. Und doch ist das Ufergelände des „Lario", wie die Italiener mit einer unverkennbaren Vorliebe ihren Comer-See nennen, wieder nicht so sengend heiß, als das des Garda-Sees, der keine so üppig kühlen Buschverstecke hat, wie sie am Comer-See die Villa Pliniana im Cypressenschatten und die Lorberwäldchen von Brieno bergen. So begünstigt übertrifft die Pflanzenwelt am Comer-See durch Fülle und südliches Gepräge weit die der ganzen Lombardei und tritt erst jenseit der Apenninen wieder in ähnlicher Pracht auf.*) Näheres s. Nr. 40.

37. Turin.

(Nach R. Schlüter, aus und über Italien, und Chr. Gottfr. Dan. Stein, Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa.)

Turin ist eine schöne, gutgebaute Stadt. Die Straßen sind meistens schnurgerade, durchschneiden einander in rechten Winkeln und haben eine solche Breite, daß die hohen Häuser in keiner Weise beengend wirken. Arkaden sind häufig und an schönen weiten Plätzen ist keine Stadt Italiens so reich wie Turin. Die Piazza Vittorio Emanuele mit dem schönen Blick auf die villenbesäete Hügelreihe am jenseitigen Ufer des an ihr vorüberfließenden Po und auf die dem Pantheon nachgeahmte Gran Madre di Dio wird auch außerhalb Italiens ihres Gleichen in Verbindung von Stadt und Land nicht leicht wiederfinden. Wie in Genua sind nicht die Kirchen die vorherrschenden Monumentalbauten, sondern die meist einer spätern Zeit angehörenden Paläste. Bauten aus dem Alterthum und dem Mittelalter fehlen fast ganz. Turin macht so ganz den Eindruck einer modernen, vom industriellen und commerciellen Leben durch und durch bewegten Stadt. Specifisch Italienisches findet man hier nur wenig; der ganze Zuschnitt der

*) Dieser Schluß nach Alfr. Müller, schweizerische Touristenblätter.

Stadt ist — allenfalls mit Ausnahme der Arkaden an den Plätzen und der zahlreichen Fensterbalcone — ein moderner. Auf die Kunst wird anscheinend wenig verwendet. Zwar hat Turin seine Accademia delle belle Arti, die in italienischen Städten nicht leicht fehlen darf, aber ihr Inhalt ist nicht von großer Bedeutung; die Kirchen, in verhältnißmäßig sehr geringer Anzahl vorhanden, sind arm an guten Gemälden und sehenswerthen Sculptur-Arbeiten.

Den ersten Platz unter den Merkwürdigkeiten verdient das ägyptische Museum. Diese höchst merkwürdige Sammlung ägyptischer Alterthümer, von dem französischen General-Consul in Alexandrien, Hrn. Drovetti (der sie zur Napoleonischen Zeit in Aegypten angelegt hatte), erkauft (1821), enthält viele größere und kleinere Bildsäulen, zum Theil von vortrefflicher Arbeit, in ägyptischem Stil, viele Stelen (eine Art Grabdenkmäler nach Art unserer Leichensteine), über dreißig Mumien, viele Münzen, kleine Götzen, Scarabäen (kleine Münzen in Käfergestalt), Ringe, Waffen, Geräthschaften, z. B. den vollständigen Apparat eines Malers und einen Spiegel aus Glas, an 300 Papyrusrollen mit demotischen, hieratischen, hieroglyphischen Schriften und allegorischen Zeichnungen. Man sieht hier Papyrusrollen aus den Zeiten vor und kurz nach Moses bis auf die Herrschaft der Perser hinab, während die ältesten uns bisher bekannten Handschriften nicht über die christliche Zeitrechnung hinaufreichen. Weniger zahlreich sind die Alterthümer aus den Zeiten der Ptolemäer und Römer im Museum im Vergleich mit den früheren. Sehr glücklich ergänzen sich das Turiner und das Berliner ägyptische Museum.

In den reizenden Umgebungen der Stadt liegt das vier Miglien von Turin entfernte Kloster Superga (aus super terga montis entstanden) auf einem hohen Berge, am Po. Hier entwarf der Herzog Victor Amadeus von Savoyen 1706 mit dem kaiserlichen Feldherrn Prinzen Eugen den schön gelungenen Plan zur Vertreibung der Franzosen aus Turin, und gelobte auf den Fall eines glücklichen Ausganges eine milde Stiftung der Jungfrau Maria zu Ehren. Er führte nachher das Kloster durch den Baumeister Jvara 1715—31 mit vieler Verschwendung von Marmor, Bronze und Vergoldung aus, und bestimmte die unterirdische Kirchencapelle zur Grabstätte der sardinischen Könige.

---

38. Genua.

(Nach Adolf Stahr, Herbstmonate in Italien, und Christian Kapp, Italien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Genua, die regsamste und bedeutendste Handelsstadt von ganz Italien, liegt hart am Fuße des ligurischen Apennin, der hier zwei niedrige Vor-

sprünge ins Meer treten läßt. Zwischen diesen Vorsprüngen wogt das Meer, und um dasselbe her in einem Halbmonde steigt „Genova la superba“ am Abhang hinauf. Wo die Stadt aufhört, beginnen die Gärten und Landhäuser der reichen Genueser. Ueberaus erhaben und reizend ist der Anblick vom Meere aus auf das gigantische Amphitheater, dessen Sitzreihen Paläste sind, wenn in der goldenen Pracht der Abendsonne alle Bergeshöhen, welche die ungeheure Stadt einschließen, alle Zinnen, Kuppeln und Thürme in märchenhaftem Glanze strahlen. Nicht minder bezaubernd ist der Anblick des Hafens von der Marmorterrasse des Porticus, der von der Dogana bis zur Darsena in einer Länge von 800 Schritten sich erstreckt und den Hafen von der Straße absperrt. Man übersieht hier den sichelförmigen, mit unzähligen Masten prangenden Hafen mit den beiden Molen und den beiden Leuchtthürmen, von denen der westliche sich auf seiner Felsenbasis mehr als 120 Meter über der Meeresfläche erhebt. Man findet das Getöse auf den Tausenden von größeren und kleineren Schiffen und Barken, auf dem breiten, belebten Quai, auf der in den Porto Franco mündenden Zweig-Eisenbahn, das Geschrei der Matrosen, Lastträger, Hafenarbeiter und der Hunderte von Saumthieren mit ihren halbnackten Treibern wahrhaft betäubend. Und wendet man sich nach der Stadtseite, so erscheint die enge Straße, die den Namen Carlo Alberto's trägt, mit einer Reihe von Arkaden, in deren schattigen, von tausenderlei Gerüchen erfüllten Hallen die rothmützigen Schiffer, Hafenarbeiter, Maulthiertreiber u. s. w. zu bestimmten Stunden von ihrer Arbeit ausruhen und bei Wein, Polenta und Maccaroni sich zu neuer Anstrengung stärken. So räucherig und schwarz von hundertjährigem Staube und Ruß diese Hallen aussehen, so lustig und vergnüglich geht es im Innern zu. Die vollständigste Uebersicht aber, über Land und Meer zugleich, genießt man von den Galerieen, welche die Kuppel der hochliegenden Kirche S. Maria di Carignano umgeben, oder auch von der Villa Negro am Ende der Acqua Sola, dem schönsten Spaziergange Genua's, wo eine Menge tropischer Pflanzen in üppiger Fülle gedeiht und den hochliegenden Punkt mit seinen hübschen Grotten, Gärten, Veduten u. s. w. zu einem kleinen Paradiese gestaltet.

Das Klima dieser Seestadt ist eins der glücklichsten Italiens. Man ahnt hier schon die Herrlichkeiten der neapolitanischen Natur. Die Aloe, diese prächtige Südpflanze, wächst hier wild. Die Berge des Seeufers sind mit unermeßlichen Pflanzungen von Oelbäumen bedeckt, worin zugleich der Schmuck und, neben der See, der Reichthum dieser Küsten besteht. Auf dem Wege nach Nizza, an der sog. Riviera di ponente, trifft man auch Palmen an. Wer Italien besucht und nicht nach Neapel geht, der muß, wenn er sich von der Natur der italischen Halbinsel überhaupt eine Anschauung verschaffen will, wenigstens Genua mit seiner Küstenpracht gesehen haben. Da der Apennin sich hier meist bis unmittelbar ins Meer erstreckt oder doch nur

wenige hundert Schritte ebenen Landes zwischen sich und dem Meere läßt, so ist eigentlicher Landbau fast unmöglich, die Natur des Genovese hat fast nur für Pracht, wenig für den Nutzen gesorgt und den Menschen auf die See angewiesen. Daher lernen wir auch den Genuesen vorzugsweise als eine Matrosennatur kennen. Es ist ein gewisses Karthagisches Element in dem Charakter und in der Geschichte Genua's, das dem Aufkommen von Bildung und Kunst hindernd in den Weg trat. Der kriegerische Handelsgeist, verbunden mit Jahrhunderte langen blutigen Kriegen gegen ihre Concurrenten, die Republiken Pisa und Venedig, um die Herrschaft des östlichen und westlichen Mittelmeeres, — Kriege, in denen Genua seine Macht bis an die Küsten des Schwarzen Meeres ausdehnte, brachte in der Genuesischen Sinnesart einen Materialismus hervor, wie er in dem Charakter keines andern italischen Stammes seines Gleichen findet; einen Materialismus, welcher der Kunst, die in Genua stets nur im Dienste des Luxus stand und deren Jünger bürgerlich und gesellschaftlich gering geachtet wurden, keine originelle Entfaltung gestattete. Dazu kamen die das ganze Mittelalter erfüllenden blutigen inneren Parteikämpfe und die wiederholt aus denselben hervorgehende Fremdherrschaft, die zwischen Franzosen und Spaniern abwechselte, bis 1528 Andreas Doria die Unabhängigkeit seines Vaterlandes wiederherstellte. Genua hat keinen bedeutenden Schriftsteller, keinen vorzüglichen Maler, noch viel weniger eine eigene Kunstschule, keinen großen Musiker hervorgebracht, und hätte nicht die verwegene Kraft eines Genuesers Amerika entdeckt, so würde außer den Palästen an Genua wenig geistig Großes zu rühmen sein.

In der Nähe des Hafens liegt die Compera (d. h. Kauf), das älteste Kauf- und Bankhaus des modernen Europa, von welchem aus seiner Zeit der ganze genuesische Handel und die Verwaltung der auswärtigen Colonieen, welche die mächtige Handelsrepublik in der Krim, in Kleinasien und auf Corsica besaß, geleitet wurden. Die weiten Hallen und Säle, welche jetzt zu Mauthlocalen herabgesunken sind, zeigen den stolzen Bürgersinn und die Dankbarkeit der alten Republik gegen diejenigen, welche sich um das Gemeinwesen verdient gemacht haben. Denn sie sind angefüllt mit marmornen und ehernen Denkmälern der Spinola, Doria, Grimaldi und anderer würdiger Vertreter der alten Adels- und Bürgergeschlechter, mit Inschriften, welche die Verdienste der Gefeierten um das Vaterland aufzählen. Und diese sind allerdings nicht unbedeutend. Denn ein großer Theil der Kirchen Genua's ist von reichen Baronenfamilien erbaut, wie z. B. S. Ambrogio di Gesu von den Pallavicinis, S. Annunziata von den Lomellinis, S. Carignano von den Saulis, S. Maria in Via lata von den Fieschis, abgesehen von vielen einzelnen Capellen und Heiligthümern. Andere wieder haben Armenhäuser, Spitäler, Waisenhäuser und sonstige wohlthätige Anstalten gegründet.

In den wenig breiten, aber imposanten, mit schönen Lava-Quadern gepflasterten vier Hauptstraßen (Balbi, nuova, nuovissima, Carlo Felice), die zusammen den Corso bilden, reiht sich Palast an Palast, bei denen, wie bei den im Ganzen wenig bedeutenden Kirchen, der Reichthum und die Pracht des Materials über die Gediegenheit der architektonischen Formen gesetzt erscheint. Der Beschauer fühlt sich gleichsam erdrückt durch das Uebermaß bedeutungslosen Säulen- und Schnitzwerkes, durch die Verschwendung der Vergoldung und sonstiger gleißender Zierath aller Art, wie sie sich namentlich in der neuerdings restaurirten Kirche S. Annunziata auf eine eben so geschmacklose als luxuriöse Art breit macht. Heute sind nun diese Paläste mit ihren grandiosen Vorhallen, mit ihren mächtigen Marmorsäulen, Marmorböden, Fontainen, Gärten, riesigen Treppen, meist verödet; ärmliche Handwerker bewohnen jetzt oft die unteren Räume der Paläste, welche sich die stolzen Adelsgeschlechter als Stätten ihres fürstlichen Lebens emporgethürmt haben. Einen betrübenden Eindruck des Verfalls macht der Palazzo Doria, welchen Andreas Doria, der König der Admiräle des Mittelmeeres, seinem müden Alter (multis iam laboribus fesso — sagt die Inschrift) am Meere erbaute; nur die Marmorterrasse hat noch ihre zauberische Schönheit, ihre entzückende Aussicht auf Hafen und Stadt bewahrt.

Wenn schon die Natur viel gethan hat, um die vom Meere und einem Amphitheater von Bergen umschlossene Stadt fast unüberwindlich zu machen, so hat die Kunst noch Alles aufgeboten, um sie nach der Regel zu befestigen. Die rings auf den Höhen angebrachten Castelle, Thürme, Batterieen, so wie ein innerer und ein äußerer Wall (jener 6 Miglien, dieser 12 Miglien lang) und der feste Kriegshafen (Darsena reale) machen es beinahe nur dem Hunger möglich, Genua zu bezwingen; nur dieser furchtbare Feind und die dadurch zusammengeschmolzene Besatzung konnte Massena vor der Schlacht von Marengo zur Uebergabe bestimmen. Ein erst in neuester Zeit mitten in der Stadt wieder fester als jemals aufgerichtetes Castell hält die wegen ihres Freiheitsschwindels verdächtigen und unruhigen Einwohner, bei denen der Garibaldi-Cultus seine Spitze erreicht, in Schach.

Die schönste der Villen Genua's ist die Villa des Marchese Pallavicini zu Pegli, etwas über zwei deutsche Meilen von Genua entfernt, auf deren Herrichtung der Besitzer Millionen verwendet hat und deren Unterhaltung eine jährliche Summe von 30-—40,000 Franken kostet. Denn zu den Parkanlagen, welche sich die Höhen aufwärts ziehen, hat selbst die Erde erst von Menschenhänden auf den nackten Felsgrund hinaufgeschafft werden müssen; 500 Arbeiter haben 10 Jahre lang an diesen Anlagen gearbeitet, deren flüchtige Besichtigung in Begleitung eines Gartenofficianten über drei volle Stunden Zeit erfordert. Wundervoll ist die Vegetation des Parks und die kunstvolle Gruppirung der Lusthaine, wo immergrüne Eichen und Platanen und riesige Korkbäume mit Cedern vom Libanon, Pinien und

Cypressen, Lorber- und Citronenwäldchen mit Tannen- und Fichtenhainen abwechseln, und wo eine Menge der seltensten südlichen, zum Theil tropischen Baumarten, Strauch- und Pflanzengewächse ihren würzigen Duft verbreiten. Unter den architektonischen Parkanlagen, den vielen Wasserkünsten mit ihren unzähligen Vexirwasserstrahlen auf Brücken und Stegen, Schaukeln und Ruhesitzen, in Grotten und Gebüschen, so wie unter den künstlichen Ruinen, Thürmen, Schweizerhäusern, Plätzen mit Carousellen u. s. w. ist dagegen viel unnütze Spielerei im Sinne und Geschmacke des vorigen Jahrhunderts, und es ist wirklich mitleidswerth, daß der Besitzer der Villa inmitten der herrlichsten Naturumgebung der Welt sein Geld auf solche Albernheiten verschwenden konnte. Nur eine Grottenanlage von Tropfstein, zu welcher die Tropfsteinmassen aus der Insel Sardinien herübergebracht worden sind, und durch welche ein künstlicher See führt, den man auf Gondeln in zahlreichen Windungen befährt, bis man zuletzt in ein großes offenes Bassin gelangt, das eine prachtvolle Marmorgruppe, Diana mit badenden Nymphen, schmückt, möchte von diesem Verdammungsurtheile auszunehmen sein, da dieselbe wirklich einen eigenthümlich überraschenden, märchenhaften Eindruck macht. Von unaussprechlicher Herrlichkeit ist dagegen auf der höchsten Höhe des Parks von einem zinnengekrönten Wartthurme herab der Ausblick über das Ganze der weitläufigen Parkanlagen und darüber hinaus auf zahllose Landhäuser und Villen an den Bergen und in den Thälern ringsum, auf die ganze in Gärten gehüllte Küste mit allen den Städtchen tief unten, und auf das im reinsten Sonnenglanze funkelnde blaue Meer mit den weißleuchtenden Segeln fern abziehender Schiffe.

39. Die Lombarden.

(Nach Freiherrn von Czoernig, Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften des österreichischen Kaiserstaates.)

Die italienische Nation bestand einst aus Völkerstämmen, die, verschiedener Abstammung, wenig mit einander gemein hatten. (Vgl. S. 126.) Erst mit der Bildung der italienischen Sprache entstand das Band, welches diese Stämme geistig vereinigte und der Cultur entgegen führte. Diese Entwicklung war eine rasche, denn bald trat die Epoche ein, wo die Italiener sich zum ersten Culturvolk von Europa erhoben, wo sie in Wissenschaft, Poesie und bildender Kunst allen anderen Völkern vorangingen. Dies verdankten sie den glänzenden Eigenschaften, mit denen sie die Natur bevorzugte. Es streitet jedoch gegen das Wesen der menschlichen Entwicklung, daß ein Volk allzu lange den Primat der Cultur bewahre; andere Völker treten in den Wettkampf, überholen das voranleuchtende, um bald selbst wieder überholt

zu werden, und jedes Volk mag in diesem ruhelosen Ringen dafür sorgen, daß es nicht zu weit hinter den vorangeschrittenen zurückbleibe.

Die Bewohner der Lombardei haben alle Vorzüge der heutigen Italiener, und zwar zum Theil in einem höheren Maße, als die übrigen. Ein klarer, durchdringender Verstand erleichtert ihnen das Auffassen aller Verhältnisse; ein beweglicher Geist, verbunden mit bewunderungswerther persönlicher Gewandtheit, führt sie früher als Andere dem Ziele zu, welchem sie nachstreben. Das Erbtheil der alten Cultur, die feine gesellige Bildung, eine bis zur untersten Classe hinabreichende Geschmeidigkeit, verbunden mit schöner körperlicher Gestalt, öffnet ihnen die geselligen Kreise, wie die charakteristische Pflege der schönen Künste, gefördert durch das milde Klima und die eigenthümliche, technische Fertigkeit, Italien noch immer zur Kunstschule aller Nationen gestaltet. Beharrlichkeit im Streben nach Erwerb, merkwürdig vereint mit aufopfernder Wohlthätigkeit, äußert sich im mühevollsten, aufopferndsten Fleiße bei Bearbeitung des Bodens, bei Ausübung des Gewerbes. Bekanntlich steht die Bodencultur in der Lombardei auf der höchsten Stufe, wozu nicht allein die Sonne und die mäßige Fruchtbarkeit des Bodens, sondern hauptsächlich der lombardische Fleiß das Meiste beiträgt. Solche glänzende Eigenschaften müssen durch Schattenseiten, die an sich wieder meist die Folgen der alten Cultur sind, gedämpft werden. In der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke unbefangen, schließt der Lombarde List und Schlauheit nicht davon aus, doch steht ihm Rohheit und (wo Leidenschaft nicht hinzutritt) Gewaltthat fern. Der Charakter des Italieners geht in der Individualisirung auf; als Individuum leistet er das Höchste, aber es fehlt ihm großentheils der Gemeinsinn, die Lust am vereinten Wirken zur Erreichung großer Zwecke, und nur der historisch ausgebildete Municipalitätssinn führt zu großen nationalen Erfolgen. In der Wissenschaft und Kunst strebt der Italiener seinen berühmten Altvordern nach, deren Andenken er mit Pietät pflegt, aber im Wettkampfe des Tages bleibt er hinter den anderen Culturvölkern zurück, weil er, seiner einstigen Suprematie bewußt, sich isolirt und in vielen Richtungen die Fortschritte der Nachbarvölker sich anzueignen verschmäht. Ein Haupthinderniß dabei bildet die geringe Neigung, fremde Sprachen, etwa mit Ausnahme der eng verwandten französischen, zu lernen. Zu den Deutschen fühlt er sich nicht hingezogen; er achtet sie, es kommt ihm aber schwer an, ihre Sprache zu lernen. Selbst im Besitze einer Cultursprache, glaubt er nicht nöthig zu haben, diese Schwierigkeit zu überwinden. Was inzwischen die Neigung nicht zu bewirken vermochte, das wird das Bedürfniß herbeiführen, und die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo eine größere geistige Verschmelzung der Culturvölker die Schranken lichten wird, welche Gewohnheit und Vorurtheil erhoben haben. Die einstige Verschiedenheit der Abstammung spiegelt sich noch immer in den Bewohnern der Lombardei. Offen und kräftig, selbst heftig tritt der

gallischem Blute entsprossene Mailänder und Brescianer auf, während der Mantuaner die südliche Weichheit etruskischer Herkunft nicht verläugnet und der Venetianer in Sprache, Sitte und Betragen die griechisch-anatolische Geschmeidigkeit seiner Abstammung zur Schau trägt. Als Culturvolk hat der Italiener im Süden der Alpen dieselbe Aufgabe übernommen, wie der Deutsche im Norden, und die Bevölkerung am Ostrande des Adriatischen Meeres durch die dahin entsendeten Colonieen, so wie durch die Verstärkung des dortigen alt-romanischen Elementes in die Kreise der Civilisation gezogen.

---

40. Der Comer-See.

(Nach Adolf Stahr, Herbstmonate in Oberitalien, und Georg Leonhardi, der Comer-See und seine Umgebungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Comer-See streckt sich von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von etwa 12—14 Stunden Länge und läßt sich in vier Theile theilen, von denen der nördlichste, von Riva bis halbwegs nach Colico, der Lago di Mezzola heißt und am wenigsten Interesse bietet. Das zweite Stück, der eigentliche Hauptsee, auch der See von Colico genannt, erstreckt sich in einer Länge von 6 und in einer höchsten Breite von 1 Stunde, umgeben von größeren und kleineren Städtchen und Ortschaften, bis zu dem auf einer Landzunge liegenden Städtchen Bellaggio, in der Landessprache Bellás genannt. Hier theilt sich der See in zwei Arme von fast ganz gleicher Länge. Der linke heißt der See von Lecco, der rechte behält den Namen des Lago di Como und endet bei der Stadt gleichen Namens, während der erstere Arm, der an seinem südlichen Ende bei dem Städtchen Lecco so schmal wird, daß eine Brücke über ihn führt, noch ein Stückchen weiter fortgeht, ehe er den Namen der Adda annimmt, welche den See in seiner ganzen Länge von oberhalb Colico an bis Lecco durchströmt und eine gute halbe Stunde weiter erst wieder ihren Namen annimmt.

In der Beschreibung der Naturschönheiten, womit der Schöpfer dieses Stück Erde geschmückt hat, kann man sich keiner Uebertreibung schuldig machen; die lebendigste Schilderung bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück. Rings um den grünen See ragen majestätische Felsenpyramiden und Berggipfel zum dunkelblauen Himmel empor. An den Gehängen schauen idyllische Bauerndörfer aus Kastanienhainen hervor. Stattliche Flecken, zahlreiche Kirchen und Capellen, fürstliche Landhäuser und prachtvolle Gärten beleben die Ufer. Auf den Höhen glänzen Schnee und Eis, springen Gemsen, brummen Bären, pfeifen Murmelthiere und duften Alpenrosen. In der Ebene blühen Citronen, reifen Feigen, Mandeln und Weintrauben, grünen

Lorber- und Myrthenbäume, zischen Schlangen, spinnen Seidenwürmer und nisten Scorpionen in alten Mauern und hohlen Bäumen.

An der Spitze des Vorgebirges (Punta di Bellaggio), welches in die Mitte des Lario hinausläuft und ihn in drei große Arme theilt, liegt das reizende Dorf Bellaggio (vom lat. bilacus wegen der Lage der Gemeinde an beiden Seearmen?), mit Recht der Sammelplatz für die Fremden aller Länder, welche den Comer-See besuchen. Von dem Dorfe bis auf die Spitze des Vorgebirges erstreckt sich die Villa Serbelloni, welcher hinsichtlich der Lage unstreitig die Siegespalme am ganzen See gebührt. Der Palast, ein großes unregelmäßiges Gebäude aus der mittelalterlichen Feudalzeit, ist jüngst zu einem Gasthofe eingerichtet worden. Durch eine künstliche Grotte gelangt man auf den Gipfel des Vorgebirges und übersieht von hier alle drei Seetheile mit ihren lachenden Gestaden, zwischen einem herrlichen Kranze von Gebirgszügen liegen, in tausendfachem Wechsel landschaftlicher Gruppirung. An diese Villa grenzen gegen Süden die prachtvollen Terrassen und Gärten der Villa Giulia. Ein gewisser Don Carlo Venini hat mit ungeheuren Kosten diesen Lustsitz auf den Bergrücken hingezaubert, indem er Hügel abtragen und Thalgründe ausfüllen ließ. Später ist sie in den Besitz des Königs Leopold I. von Belgien übergegangen, der hier in stiller Einsamkeit jedes Jahr einige Wochen von seinen Regierungssorgen auszuruhen pflegte; gegenwärtig ist sie ebenfalls zu einem sog. Hôtel garni eingerichtet. Unmittelbar am See führt eine prächtige Allee vom Dorfe Bellaggio zur Villa Melzi, erbaut in den Jahren 1810—15 vom Herzog Francesco Melzi, Vicepräsident der italienischen Republik, ausgestattet mit einer kleinen Sammlung von Jugendarbeiten Canova's, Büsten und Statuetten, welche die Meisterhand nicht verläugnen. Der Hauptreiz dieser Villa besteht in ihrem Garten am Seeufer, welcher eine reiche Sammlung von exotischen Bäumen in seltenen Prachtexemplaren und eine große Gruppe von Camelien enthält, die im Frühjahre mit mehr als 20,000 Blüten prangen. — Großartig und prachtvoll ist auch die Villa Frizzoni am Nordende des Vorgebirges unterhalb der Villa Serbelloni, Eigenthum eines reichen Engadiner Seidenhändlers in Bergamo, welcher fürstliche Summen auf diese Anlage verwandt hat.

Die „Königin des Lario" aber ist die Villa Carlotta (früher Sommariva) am rechten Ufer. Ihr gebührt die Palme hinsichtlich der Kunstschätze. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kaufte sie Graf G. Batt. Sommariva, Mitglied der Regierung der cisalpinischen Republik unter Napoleon I., der letzte große Kunstmäcene des italienischen Adels. Jetzt gehört sie dem Erbprinz von Meiningen als Erbe seiner verstorbenen Gattin, der preußischen Prinzessin Charlotte, deren Namen sie trägt. Breite, von Zierpflanzen umrankte Marmortreppen führen neben einer Fontaine zur Terrasse hinauf, auf welcher der Palast steht. Die Marmorbilder im großen Marmorsaale ent-

züden den Beschauer. Die Perle der Villa ist jedoch der Alexanderzug von Thorwaldsen, welcher in Basreliefs die vier Wände schmückt und den Einzug des Eroberers in Babylon darstellt. Der dänische Künstler hat das Meisterwerk auf Befehl Napoleon's I. begonnen; es war bestimmt, den Quirinal in Rom zu schmücken. Beim Sturze Napoleon's war es jedoch noch unvollendet. Da kaufte es Sommariva und ließ es vollenden. An der Spitze des Zuges hat Thorwaldsen sein eigenes und des Grafen Bildniß angebracht. In dem wohlgepflegten Parke flöten Amseln, Drosseln und Nachtigallen ihre sanften Lieder. Ein durch Weinberge sich schlängelnder Fußpfad führt bis auf die Spitze der Anhöhe, wo man eine wunderschöne Aussicht genießt über die Landzunge von Bellaggio auf den Seearm von Lecco hinüber. Noch reizender ist die Aussicht auf dem Sasso di S. Martino.

Die Fahrt auf dem See im goldenen Morgenlichte eines schönen Herbsttages ist unvergleichlich. Im raschen Zuge rauscht der Dampfer durch die spiegelklare Flut des Sees, der, bald sich erweiternd, bald wieder verengend, umkränzt von lachenden Villen und Prachtschlössern, weißschimmernden Flecken und Städtchen, zwischen den waldgekrönten Gebirgszügen sich nach Como hinstreckt. In Como bewegtes Hafenleben. Die Stadt, umschlossen von amphitheatralisch aufsteigenden Bergen, mit ihrem Marmordome, ihrem alterthümlichen, buntfaçadirten Rathhause, ihren menschenerfüllten Straßen, durch die uns der Omnibus in einer halben Stunde nach dem Eisenbahnhofe von Camerlata führt, gewährt einen durchaus heitern Anblick. Dann auf der Eisenbahn vorbei an dem altberühmten Monza, der Bewahrerin der eisernen Krone der alten Lombardenkönige, durch die einförmige aber fruchtbare, mit Weinreben, Mais und Maulbeerbäumen erfüllte Ebene der Brianza, wo die großen Herren des Mailänder Adels ihre reichen Besitzungen haben, nach dem Bahnhofe von Porta Nuova in Mailand.

---

41. Mailand.

(Nach Franz W. Richter, Hesperien, und Anderen bearbeitet vom Herausgeber.)

Mailand (lat. Mediolanum) oder Milano hat zwei deutsche Meilen im Umfange (daher „la Grande" genannt) und schließt 200,000 Einwohner in ihre Mauern ein. An den schönen, großen Häusern und zahlreichen Palästen, die ihre krummen, aber reinlichen und freundlichen Straßen schmücken, so wie an dem lebhaften gewerblichen Treiben und der geringen Anzahl der Bettler erkennt man gleich auf den ersten Blick, daß hier der Reichthum der lombardischen Ebene seinen Mittelpunkt hat. Wegen dieses Reichthums aber ist diese Hauptstadt der Lombardei auch so vielfach der Zankapfel der Herrscher und Völker gewesen. Insubrer, Römer, Gothen, Hunnen, Ost-Römer,

Longobarden, Franken und freie Bürger hatten sich schon um ihren Besitz gestritten, als die glorreichste Periode ihrer Geschichte, die Zeit des lombardischen Städtebundes, eintrat, als dessen Haupt sie ihre und ihrer Bundesgenossen Freiheit gegen den großen Hohenstaufen Friedrich Barbarossa mit unüberwindlichem Muthe vertheidigte. Zwar wurden die Mailänder bei Friedrich's I. zweitem Römerzuge durch Hunger zur größten Demüthigung gezwungen und die stolze Bundeshauptstadt fast dem Boden gleich gemacht; aber zuletzt brach sich doch eigentlich alle Hohenstaufenkraft an dem unermüdlichen Trotz der freien Republikaner, und bald erstand Mailand wieder wie ein Phönix in erneuter Herrlichkeit aus seiner Asche.

Unter den sehenswerthen Gebäuden der Stadt stehen die (80) Kirchen obenan, unter denselben aber der Dom, die Ambrosiuskirche und die S. Maria delle Grazie.

Der Dom, von den Mailändern das achte Wunder der Welt genannt, der Ueberschrift nach Mariae nascenti geweiht, ist nächst der Peterskirche in Rom die größte Kirche in Europa (110,808 □'). Seine Kuppel ist im Innern 65 Meter hoch, die äußere Spitze des erst unter Napoleon gebauten Thurmes 110 Meter hoch, das Dach mit gothischen Spitzsäulen sammt tausendfältigem Zierath und die ganze Kirche mit etwa 2000 Bildsäulen geschmückt. Der ganze Riesenbau von weißem Marmor starrt kühn gegen den blauen Himmel empor, wie ein versteinerter Wald. Das (erst 1813 vollendete) Portal ist nicht in rein gothischem Stil gehalten, sondern mit modern italienischer Bauart untermischt, indem es zwischen gothischen Pfeilern 5 Thüren und 5 Fenster im Renaissancestil, darüber aber noch 3 gothische Fenster enthält, was um so unangenehmer auffällt, als der Dom gerade auf dieser Seite am freiesten und für die Betrachtung am geeignetsten steht. Der Bau dieser Kirche ward schon 1385 von Johann Galeazzo Visconti begonnen, und erst von Napoleon, dann von den Kaisern Oesterreichs fortgesetzt und ist bis jetzt noch nicht vollendet. Man kann daher die Arbeiten der verschiedenen Jahrhunderte, namentlich auf dem Dache, nicht allein aus der dunklern oder hellern Farbe des Marmors, sondern auch aus der Manier in den Sculpturen sehr deutlich unterscheiden.

Dieses Dach gewährt den vortrefflichsten Ueberblick über den Dom selbst und seine wunderbare Architektur, so wie über die ganze Stadt, zugleich aber die belohnendste Aussicht auf den blauen, duftigen Halbkreis himmelhoher Alpen und über die blühenden Segensfluren der Lombardei. Man erblickt bei hellem Wetter links die Schneehäupter des Monte Rosa in ihrer ganzen Pracht, weiterhin die dunkle Masse des Simplon, über welchen das Meisterwerk der Straßenbaukunst in das Wallis führt, rechts den Gebirgsknoten des Gotthard und die rhätischen Alpen, aus der Ebene treten besonders die Certosa und Pavia mit ihren Thürmen hervor. Aber auch das Innere des Domes ist im höchsten Grade erhaben und ehrfurchtgebietend

durch seine Bauart und zugleich interessant durch Bildhauerarbeiten und Glasmalereien aus dem 15. und den späteren Jahrhunderten. Die Decke ist täuschend so gemalt, als ob sie aus zierlich gebrochener Steinarbeit bestände.

Historisch noch interessanter, als der Dom, ist die im Stile lombardischer Gothik aus Ziegelsteinen erbaute Kirche S. Ambrogio, die vom heil. Ambrosius am Ende des vierten Jahrhunderts auf den Ruinen eines Minervatempels gegründet wurde und ihre jetzige Gestalt im 12. Jahrhundert erhielt, während ihr Vorhof aus dem 9. Jahrhundert herrührt. Sie enthält viele alterthümliche, für die Kunstgeschichte merkwürdige Mosaiken, Fresken, Sculpturen und Gußarbeiten; insbesondere ist die Bekleidung des Hauptaltares ein kostbares Werk der Goldschmiedekunst, mit Gemmen reich besetzt, aus der Mitte des 9. Jahrhunderts. Historisch denkwürdig ist in der Kirche der Sarg des Stilico. Ferner zeigt man die Pforte noch, wo der heil. Ambrosius dem Kaiser Theodosius wegen seines enormen Blutbades in Thessalonike den Eintritt verbot, bis er Buße gethan haben würde. — Lombardische Könige (Berengar und Lothar) und deutsche Kaiser ließen sich hier vor dem Hauptaltare, an der Stelle, wo der h. Augustinus die Taufe vom h. Ambrosius empfing, mit der eisernen Krone krönen, die seit Friedrich Barbarossa immer in Monza aufbewahrt wurde.

Die Kirche S. Maria delle Grazie wird hauptsächlich aufgesucht, um im ehemaligen Refectorium das berühmte (9 Meter lange) Abendmahl von Leonardo da Vinci zu bewundern, welches leider auf eine durch Ueberschwemmung feucht gewordene Wand gemalt wurde. Am besten erhalten ist der Heiland, obwohl ihm schon seit langer Zeit durch eine Thür, die ein Prior unter dem Gemälde zu seiner Bequemlichkeit anbringen ließ, die Füße genommen sind. Die Jünger freilich sind zum Theil fast unkenntlich geworden, da dieser Saal nicht allein zum Heuboden, sondern sogar zur Zeit der Franzosenherrschaft schon als Pferdestall gedient hat.

Zwischen dem Dom und der Scala (s. unten) ist in neuester Zeit die prächtige Gallerie Vittorio Emanuele entstanden, sowohl durch ihre Dimensionen (195 Meter lang, 14 Meter breit, 26 Meter hoch, die Glaskuppel in der Mitte 50 Meter hoch) als ihre elegante Ausstattung mit (8) kolossalen Fresken und 24 Statuen, ihre zahlreichen (92) Kaufläden und schönen Kaffeehäuser eine der ersten, wenn nicht die erste auf dem ganzen Continent. Durch ihre treffliche Ventilation ist sie einer der kühlsten Spaziergänge und Abends beim blendenden Lichte von 2000 Gasflammen der Sammelplatz Fremder und Einheimischer aus allen Ständen. Der Vorplatz nach der Scala hin ist dem größten Genius Oberitaliens, Leonardo da Vinci, gewidmet und mit dessen Denkmal geschmückt.

Das Theater della Scala (für 3600 Zuschauer) ist nächst dem S. Carlo-Theater in Neapel das größte in Italien. Dasselbe gibt nur Opern und Ballete; die Vorstellungen beginnen erst nach 8 Uhr und enden nach

Mitternacht; das Logenpublicum schenkt nur den Virtuosenleistungen Aufmerksamkeit und treibt in der übrigen Zeit laute Conversation.

Die Brera oder der Palazzo delle scienze e arti, das ehemalige Jesuiten-Collegium, enthält in den oberen Etagen die berühmte Bibliothek der Akademie, aus etwa 200,000 Bänden, vielen Handschriften und seltenen Drucken bestehend, außerdem Abgüsse der besten Antiken und die ausgezeichnete Gemäldesammlung (Pinacoteca) der Brera in 13 Sälen. Außer werthvollen Fresken in der Vorhalle, die man sorgfältig von alten Klosterwänden abgelöst hat, befinden sich darin etwa 400 Oelgemälde, zum Theil von den vornehmsten Meistern, wie Rafael's Vermählung der h. Maria mit Joseph unter dem Namen lo sposalizio. Berühmter noch als die Bibliothek der Brera ist die Bibliotheca Ambrosiana, die im Jahre 1609 von dem Erzbischof Fred. Boromeo gestiftet wurde, und außer 100,000 Bänden gedruckter Bücher 15,000 zum Theil höchst wichtige Handschriften enthält. Der Bibliothekar Angelo Mai entdeckte hier in einem Palimpseste die Reden des Cicero für Tullius und Scaurus und in einem andern die Briefe des Paulus in der gothischen Uebersetzung des Ulfilas.

Die größte und interessanteste Straße ist der Corso, der größte Platz die Piazza d'Armi mit dem Arco del Sempione. Durch diesen sollte nach Napoleon's Plane die neue schöne Simplonstraße von den Alpen auf den Corso Mailands herablaufen. Der Triumphbogen (aus weißem Marmor) war bei Napoleon's Sturze nur erst einige Meter hoch, aber so ausgezeichnet schön, daß Kaiser Franz II. die Fortsetzung und Vollendung des Werkes verordnete. Die Zeichnung, auf Frankreichs Glorie berechnet, wurde nun zu Deutschlands Vortheil umgewandelt und der Name in Arco della pace (Friedensbogen) umgeändert. Unweit desselben befindet sich noch eine andere Schöpfung aus der Zeit Napoleon's I., das sog. Amphitheater oder die Arena, nach altrömischem Vorbilde erbaut und auf 30,000 Zuschauer berechnet, aber selten benutzt (zu Seiltänzereien und ähnlichen Belustigungen). Napoleon ließ im Winter 1807 die Arena unter Wasser setzen und eine Art Naumachie aufführen. In der Mitte der Piazza d'Armi, an deren Seite die Arena und der Triumphbogen sich erheben, liegt das, jetzt von den Befestigungen Franz Sforza's befreite Castello, welches als Caserne und zu anderen militärischen Zwecken dient.

---

42. Verona.

(Nach Adolf Stahr, Herbstmonate in Oberitalien.)

In der Mitte des reichen, fruchtbaren Adigethales, von dem breiten Bergstrome fast rings umschlossen, den Rücken gelehnt an die sanften Höhen

der letzten Alpenvorberge, liegt das ehrwürdige **Verona**, das Rom Oberitaliens, die Stadt der Sage und Dichtung, die Stadt Dietrich's von Bern und der Schauplatz von Romeo's und Juliens leidensvoller Liebe.

Das Wahrzeichen Verona's ist das altrömische **Amphitheater** auf dem weiten Platze der **Bra**, der, wie die Brera in Mailand, seinen Namen von dem verstümmelten lateinischen Worte praedium (Landgut) hat, denn er lag ursprünglich außerhalb der alten Stadtmauer vor dem Thore der Stadt. Da steht es, wie ein Mammuthgeripp aus urweltlicher Zeit, mitten in der lebendigen Gegenwart umher, ein achtzehnhundertjähriger Zeuge all der Stürme, die über die Stadt dahingegangen, grau, finster, schweigsam, das verstümmelte Haupt in die lichte Himmelsluft streckend. Von der ersten Umfassungsmauer mit ihren übereinandergethürmten Bogen steht nur noch ein Stück von vier Bogen, und auch dieses nicht in voller Höhe, aufrecht, dem die Eingeborenen den Namen **Ala** gegeben haben. Die übrigen 66 Bogen warf im J. 1183 ein Erdbeben nieder, und ihr Material diente im Mittelalter zum Bau von Kirchen und Palästen der Stadt. Das jetzt aufrechtstehende Eirund ist also nur der von seiner prachtvollen Schale entblößte innere Kern, und der jetzige Anblick zeigt wenig mehr als die halbe Höhe des Kolosses, der allein würdig ist, seinem Vorbilde in Rom an die Seite gestellt zu werden. Er liegt 2 Meter unter der Höhe des jetzigen Straßenpflasters der Stadt. Seine unteren Bogengewölbe sind von Handwerker- und Trödelbuden eingenommen, aus deren geringem Miethertrage die Stadt die Reparaturen des Baues bewerkstelligen soll. Seine Erbauung fällt wahrscheinlich in die erste Regierungszeit Trajan's, also innerhalb der ersten 20 Jahre nach der Erbauung des römischen Colosseums durch Vespasian und Titus. Denn ein Brief des jüngern Plinius, der im Ausgange von Trajan's Regierung um das Jahr 110 starb, läßt schließen, daß schon zu seiner Zeit in diesem Amphitheater großartige Gladiatorenkampfspiele und Thierhetzen gegeben wurden. Den Baumeister aber kennt man so wenig wie den des Colosseums zu Rom, durch welches das Beispiel zur Errichtung ähnlicher Riesenbauten in andern großen Städten Italiens und Galliens gegeben wurde, deren Volksmenge und Reichthum solche kostspielige Unternehmungen erlaubten. Außer Rom gibt es überhaupt nur noch 5 Städte mit Resten von steinernen Amphitheatern, nämlich Verona, Capua, Pola, Nimes und Arles. Das von Verona ist nach dem Colosseum von Rom das größte und prächtigste und in Betreff des Materials das kostbarste von allen; 70 Bogen, nur 8 weniger als das Colosseum hatte, bilden seinen äußern Umfang. Während es in seinem gegenwärtigen Zustande auf seinen restaurirten 45 Stufenreihen noch immer Sitzplätze für 22,000 Menschen enthält, konnte es in seiner Vollständigkeit mehr als die doppelte Anzahl fassen, wogegen die Räumlichkeit des Colosseums sogar für 87,000 Zuschauer ausreichte. Immerhin läßt jene Zahl einen Schluß auf den Volksreichthum Verona's zur Zeit der römischen

Kaiserherrschaft machen, wenn man auch in Rechnung zu bringen hat, daß zu solchen Schauspielen auch aus der Umgegend viele Zuschauer sich einfanden. Alle Eingangsbogen waren mit Zahlen von 1 bis 70 bezeichnet, von denen wir über den Schlußsteinen der vier noch aufrechtstehenden die Zahlen LXIV bis LXVII erblicken. Es war dies eine Einrichtung, welche sich auch am Colosseum findet und die das Auffinden der Plätze für die Zuschauer erleichterte, auf deren Eintrittsmarken die betreffenden Eingänge nebst den Nummern der Abtheilungen des Innern, wohin ein jeder gehörte, verzeichnet waren. Treten wir ein in das innere Rund der Arena, so ist der erste dem Boden der Arena nächste Platz das Podium, welches auf der innersten Umfangsmauer ruht. Auf diesem ringsum laufenden, breiten, mit Marmorquadern belegten Raume, welcher den Ehrenplatz bildete, saßen auf polsterbelegten Sesseln, welche sie selbst hatten dorthin schaffen lassen, die Vornehmen und Würdenträger, die Senatoren und Ritter der Stadt. Aber dieser Platz, nur etwa 1½ Meter über dem Boden der Arena befindlich und mit einer etwa 1 Meter hohen marmornen Balustrade eingefaßt, mußte bei Thierhetzen geschützt werden gegen die Gefahr, daß es einer der wilden Bestien einfallen möchte, durch einen Sprung aufwärts den Zuschauenden einen unwillkommenen Besuch abzustatten. Deßhalb wurden starke, oft vergoldete Netze ringsum ausgespannt und an den oberen Theilen mit langen scharfen Eisenstacheln versehen, welche ihre Spitzen gegen die Arena hinab richteten. Ueber dem Podium erhoben sich nun, durch ringsumlaufende breitere Gänge gürtelartig in verschiedene Stockwerke geschieden, die marmornen Sitzreihen für die minder angesehenen Bewohner der Stadt, zum Schutze gegen die Kälte mit Holzplatten oder Teppichen belegt. Die Thüröffnungen, aus welchen in den verschiedenen Stockwerken und Abtheilungen die Ströme der Ankommenden sich in das innere Rund ergossen, führten den bezeichnenden Namen Vomitorien, dessen Bild unser Schiller in seiner Romanze der „Handschuh" in den Worten: „Da speit das doppelgeöffnete Haus zwei Leoparden auf einmal aus" ebenso unbedenklich angewendet hat. Das arme schlechtgekleidete Volk saß und stand, wie bei uns, hoch oben auf den Holzsitzen des letzten, jetzt nicht mehr vorhandenen Stockwerks. Auf diesen höchsten Plätzen befanden sich auch diejenigen, welchen es oblag, die Maschinerien zu handhaben, durch welche die Versammlung gegen Regen und Sonnenbrand, je nach der Jahres- und Tageszeit, geschützt werden mußte. Solche Vorrichtungen waren nothwendig, da man ganze Tage im Amphitheater versammelt blieb. Die wilden Thiere, welche man zu solchen Schauspielen mit ungeheurem Aufwande aus allen Welttheilen zusammenbrachte, befanden sich in eigens dazu an entlegenen Stadttheilen erbauten Menagerien, Vivaria genannt, in starken, gesonderten Käfigen aus Bohlen und Eisenwerk. Diese vergitterten Käfige hießen caveae, und in solchen führte man die Bestien in das Amphitheater durch die dazu bestimmten Thore des-

selben und durch die zu diesem Behufe zuweilen eigens in der Mitte der Arena gegrabenen bedeckten Höhlungen, aus denen sie dann plötzlich hervorbrachen.

Unweit des kleinen, mitten im Herzen der Stadt gelegenen Kirchhofes, wo die stolzen Gewalthaber Verona's sich zum Theil bei ihren Lebzeiten prächtige Mausoleen errichtet haben, führen sechs gewaltige Thorbogen auf die von den Palästen dieser Signoren umgebene, herrliche Piazza dei Signori. Unter den Gebäuden dieses Platzes ragt der Palazzo del Consiglio hervor, welchen der Patriotismus der Bürger Verona's mit den Statuen der großen Männer geschmückt hat, deren Namen durch zwei Jahrtausende (von Vitruvius und dem jüngern Plinius an) den Ruhm der Stadt begründet haben. Dieser Patriotismus, welcher in der dankbaren Erinnerung an die großen Männer der Vaterstadt auch hier (wie in Genua, Florenz u. s. w.) zu uns spricht, ist einer der schönsten Züge in dem italienischen Volkscharakter. Einer jener großen Thorbogen führt auf die ungleich größere Piazza delle Erbe, das alte Forum und den jetzigen Marktplatz Verona's, mit der Casa dei Mercanti, im gothischen Stile erbaut von Alberto della Scala — denn es gibt kaum eine Stätte in Verona, wo das mächtige Herrschergeschlecht der della Scala nicht Spuren seiner Fürsorge für das allgemeine Wohl der Stadt, während seiner 127jährigen Regierung (1260—1387), zurückgelassen hätte. Aber die eigentlichen Zierden des Platzes sind: eine kolossale Säule aus rothem Marmor, ein Monolith, auf dessen Capitäl einst zur Zeit der Venetianischen Herrschaft der Löwe von Sanct Marcus prangte; die herrliche Fontaine in der Mitte des Platzes, deren Ursprung bis in die Zeiten des römischen Kaiserthums hinabreicht, und über deren Bassin sich eine antike Statue erhebt, welche einst das Capitol Verona's geziert haben soll; und endlich der Rest jener alten Tribuna, wo einst das Haupt der Republik dem Volke den Eid der Treue und Gerechtigkeit leistete, und von wo in spätern Zeiten die Strafurtheile verkündigt wurden. Dann sank die Stätte herab zur Prangerstätte für unredliche Schuldner und Bankerottirer, die hier gegenüber der Börse öffentlich ausgestellt wurden, bis im J. 1524 der hohe Rath Verona's ein Decret erließ, daß der Schuldner, wenn er sich zu der vorerwähnten großen Säule des Platzes flüchtete, nicht weiter molestirt werden durfte. Und was für ein menschenwimmelndes Treiben erfüllt diesen Platz! wie voll ist Alles um uns her von den herrlichsten Früchten, Blumen und nährenden Gewächsen der Allmutter Erde! Es ist als ob die ganze Provinz all ihre Fülle von Obstarten, Kräutern und Gewächsen hier ausgeschüttet und aufgestapelt hätte, um den unerschöpflichen Reichthum ihres Bodens vor uns auszubreiten.

Unter den sehr zahlreichen Kirchen ist zunächst am rechten Ufer der Etsch San Zeno, — dem Patrone Verona's, dem heiligen Zeno, geweiht, welcher unter Julian dem Apostaten Bischof in Verona war, — mit seinem

herrlichen, abwechselnd aus Marmor und Ziegelbau emporgethürmten Glockenthurme und seinem reich mit Sculpturen geschmückten Portale, dessen Pfeiler auf den Leibern von Löwen — den Sinnbildern der Kraft und Stärke der Kirche — ruhen. Unter den Reliefs des Portals ist die Darstellung der sogenannten „Jagd des Theodorich" merkwürdig, in welcher der ketzerische Arianer im Geleite des Bösen hoch zu Rosse, umgeben von Hetzhunden, den fliehenden Hirsch verfolgt. Die Antiquare haben darauf aufmerksam gemacht, daß dieses etwa aus dem 11. Jahrhunderte stammende Relief die älteste Darstellung ist, in welcher der Reiter mit Steigbügeln versehen erscheint. Ein wundervoller und in jeder Rücksicht interessanter Bau ist ferner der Dom, so wie S. Fermo wegen seiner schönen gothischen Architektur und interessanten Grabmäler, unter denen sich auch die der Nachkommen Dante's befinden; dann auf dem linken Ufer der Etsch S. Giorgio wegen Paul Veronese's Martyriums des h. Georg, des einzigen Werkes von einiger Bedeutung, welches man in Verona von dem großen Meister aufbewahrt, und welches, so schön es ist, noch lange nicht zu den besten Werken Paolo Cagliari's gehört. Dieser Umstand ist ein redendes Zeugniß dafür, daß Verona, welches bald nach dem Sturze der Fürsten della Scala unter die Botmäßigkeit Venedig's gekommen war, mit seiner Unabhängigkeit auch den alten Glanz eines reichen und blühenden Daseins eingebüßt hat.

In dem am südlichen Ende der Stadt gelegenen Garten des Waisenhauses der Franziskanerinnen zeigt man den Sarkophag welcher, wie behauptet wird, einst die Leichen von Romeo und Julie umschloß. Dieser Marmorsarg, der früher als Waschtrog diente, hat durch sentimentale Touristen, welche Stücke davon abschlugen, um sie als poetische Erinnerungszeichen mitzunehmen, sehr gelitten. Es ist bezeichnend, daß Marie Louise, Napoleon's Witwe, es gewesen ist, die zu diesem Reliquiencultus zuerst das Beispiel gegeben hat.

Verona kann wirklich das Rom von Oberitalien heißen. Nicht allein sein Amphitheater und seine sonstigen römischen Erinnerungen berechtigen es dazu, sondern auch der Charakter des bei aller Großartigkeit Freundlichen, der ihm, ebenso wie jener unvergleichlichen Gedenkstätte der Menschheit, aufgeprägt ist. Selbst daß es eine Festung ist, stört diesen Eindruck nicht, denn die eigentlichen Befestigungswerke umgeben die Stadt im weiten Umkreise, die eben deßhalb durchaus nicht den sonst allen Festungen eigenthümlichen Charakter des Eingeengten und Zusammengepreßten trägt. Ueberall längs des Flusses schauen die im Schmucke der Gärten und Weinberge prangenden, mit Cypressen gekrönten Höhen der Berge hinein in die freundliche und doch so würdigernste Stadt, und jede der vier Brücken, welche den reißenden Gebirgsstrom überwölben, der seinen Arm um das altehrwürdige Verona schlingt, bietet dem Beschauer ein neues, immer schöneres Panorama der Umgebung.

Schon öfters hat dieser wilde Sohn der Tiroler Alpen Schrecken der Verwüstung über die Stadt gebracht. Als er in der furchtbaren Ueberschwemmung des J. 1757 die alte prächtige Brücke Ponte delle Navi niederwarf, ereignete sich jener Vorfall, den unser deutscher Volksdichter Bürger in seinem „Lied vom braven Mann" gefeiert hat und welcher noch heute im Andenken der Veronesen unvergessen ist: der Graf, welcher die reiche Belohnung anbot, hieß Giovanbattista Spolverini und der „brave Mann", der sie nach der wunderbaren Rettung der Familie des Thürmers ausschlug, Bartolomeo Rubele, von seinen Landsleuten „der Löwe" zubenannt.

43. Venedig.

(Nach Adolf Stahr, Herbstmonate in Oberitalien, F. W. Richter, Hesperien, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ein ungeheures Schicksal der Zerstörung ist es gewesen, aus welchem die glänzendste und mächtigste der Handelsrepubliken, welche die Welt gesehen, und mit ihr der Wunderbau der Stadt, welche Venedig heißt, emporgeblüht ist.

Als Attila mit seinen Hunnenschaaren um die Mitte des 5. Jahrhunderts in das geängstete Italien einbrach, stand nördlich, oberhalb des jetzigen Venedig, in der letzten Einbuchtung des Adriatischen Busens, die römische Aquileja, das festeste Bollwerk Italiens gegen die nordischen Barbaren, an dessen Mauern schon mehr als einmal sich die Stürme derselben gebrochen hatten, durch Handelsreichthum, Volkszahl und Muth der Bewohner alle Städte des alten Veneterlandes, ja, ganz Italiens überragend. Drei Monate bestürmte der Hunnenkönig vergebens die mächtige Stadt, bis endlich im vierten ein letzter Sturm gelang. Sie ward so vollkommen von der Erde vertilgt, daß man hundert Jahre später noch kaum die Spuren ihrer einstigen Stätte fand. Aquileja's Fall eröffnete den Hunnenschaaren Attila's das ganze Veneterland nach Altinum, Concordia und Padua hinab, die ebenfalls in Asche verwandelt wurden, worauf die Verheerung sich wie ein Lavastrom über die ganze Lombardei verbreitete und auch dort das Wort des wilden Hunnenkönigs: daß kein Gras mehr aufsprieße, wohin sein Roß den Huf gesetzt, zur Wahrheit machte. Und dennoch legte der wilde Verheerer absichtslos den Grund zu einer Republik, welche in den Feudalzeiten Europa's den Geist der Kunst und die Thätigkeit des Handels zu höchstem Flor wieder aufblühen ließ.

Vor Attila's Einbruche blühten fünfzig Städte des Veneterlandes in Fülle des Wohlstands. Jetzt suchten die letzten Reste ihrer dem Verderben entronnenen Bewohner Zuflucht und Errettung vor den Barbarenhorden

auf den nahen Inselsümpfen. Am äußersten Ende des Golfes, wo das Adriatische Meer Ebbe und Flut des Oceans nur schwach nachahmt, sind an hundert kleine Inseln durch Untiefen vom Festlande getrennt und werden durch mehrere lange Bänke, welche die Schiffe nur durch einige enge Canäle zulassen, gegen die Wogen geschützt. Diese wurden jetzt die Zufluchtsstätte der Flüchtlinge von Aquileja, die sich auf der Insel Gradus, und derer von Padua, die sich auf dem Rivus altus (Rialto) niederließen. Anfangs von zwölf Tribunen durch jährliche Volkswahl auf den zwölf Hauptinseln regiert, wählte die kleine Republik dritthalbhundert Jahre nach ihrem Entstehen (697) ihren ersten Dux oder Dogen, dessen Nachfolger später auf der Rialto-Insel ihren Sitz nahmen. Hier stieg allmählich der erste Kern der wunderbaren Wasserstadt empor, welche sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem der mächtigsten Staaten Italiens und der Welt erheben sollte. Denn seit diese Insel nebst den kleineren ihr zunächstliegenden allein dem siegreichen Vordringen des Frankenkönigs Pipin erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, ward sie als die natürliche Hauptstadt der Lagunen angesehen, und behauptete von da an eine bevorzugte Stellung.

Der Name der Lagunen ist lateinischen Ursprungs, denn lacunae nannten schon die Römer die mit Meerwasser gefüllten Vertiefungen der Küstenniederungen. Die Venetianischen Lagunen erstrecken sich in einer Ausdehnung von etwa 7—8 Meilen Länge und 1—2 Meilen Breite. Der Theil derselben, welcher unschiffbar und sumpfig den Ausmündungen der zahlreichen Flüsse und Bäche zunächst liegt und von dem Meerwasser gewöhnlich nicht erreicht wird, führt den Namen der „todten“ Lagunen, im Gegensatz zu den „lebendigen“ Lagunen, in welchen Ebbe und Flut des Meeres lebhaftere Bewegung unterhalten. Die Canal- und Wasserbauten der Venetianer mußten zu gleicher Zeit auf Schutz vor dem Meere und auf Erhaltung seines Zuflusses in die Lagunen Bedacht nehmen; denn das Meer ist die Lebensbedingung Venedigs. Beides war der Zweck der riesigen Werke, durch welche Venedig sich die Stätte seiner Existenz bereitet hat. Nachdem es sich durch Pallisaden und künstliche Erhöhungen der vorhandenen Inseln Bauplätze geschaffen, ging man daran, die Lagunen durch Dämme und Ableitungen vor dem einströmenden süßen Wasser der Flüsse und Bäche zu schützen. Der Kampf gegen die Brenta allein währte Jahrhunderte und kostete neben Millionen Geldes auch blutige Kriege mit den Paduanern. Aber die drohende Gefahr, daß der Fluß die Lagunen Venedigs ausfüllen werde, ward glücklich abgewendet, während fortgesetzte Ausgrabungen der Canäle und Abtragungen von Erdzungen die Tiefe der Canäle für die Schifffahrt sicherten. So ist das ganze jetzige Bassin der Lagunen mit seinen geregelten Canälen, Deichen und Wasserwerken, mit seinen Riesenmauern, die das Littoral des Lido schützen, ein Erzeugniß tausendjährigen Menschenfleißes einer Bevölkerung, die unablässig mit der Natur um die Existenz zu ringen

hatte. Venedig selbst aber, dies Kunstwerk, das seines Gleichen nicht auf Erden hat, ruht auf einem Fundamente, das ihre Erbauer geschaffen, indem sie ganze Wälder und Felsgebirge in die Tiefen des Meeres gesenkt haben. Dieser gigantische Rost, der die Stadt der 118 Inseln 3—4 Meter über der schlammigen Tiefe der Lagunen emporträgt, ruht aber auf der festen Grundlage einer felsenharten Schicht von Thonmergel, Caranto genannt. Die gleichmäßig abgesägten Eichenstämme, welche, den Einflüssen der Luft entzogen, in dem salzigen Meerwasser Eisenhärte gewinnen, tragen, durch Querbalken verbunden und mit einer starken Bretterlage von dickem Lärchenholz bedeckt, das Mauerwerk der Kirchen, Häuser und Paläste, welche unerschütterlich auf ihrem Fundamente ruhen.

Venedig erscheint in seinen Bauwerken als die monumentalste Stadt der Welt und als das sprechendste Denkmal seiner eigenen wunderbaren Geschichte. Hier allein kann man alle Baustile des Mittelalters, von den ersten Anfängen der nachrömischen Architektur bis zu ihrem Ausgange im 17. Jahrhundert, verfolgen. Die Verbindung mit dem byzantinischen Reiche führt den ältesten seiner Baustile, den byzantinischen, herbei, als dessen prachtvolles Denkmal die Kirche von San Marco dasteht; die Berührung mit den Arabern gibt den maurischen Bogenstil mit seinen schlanken feinen Säulen und seiner märchenhaften Ornamentik, von dessen künstlerischer Vermischung mit dem gothischen neben zahlreichen Palästen der Dogenpalast ein in der Welt einziges Wunderbeispiel zeigt. Der Fall des griechischen Reiches und das Wiederaufleben des Studiums der Antike endlich entwickelt als neue Mischungsbildung den antikisirenden Renaissancestil. Die größten Baumeister Oberitaliens, Sansovino, Palladio, Antonio da Ponte, der Erbauer der Rialtobrücke, haben hier in ihren herrlichsten Schöpfungen gewetteifert, die der hohe Sinn dieses stolzen „Volks von Königen“ als Denkmäler seiner Macht und Größe ins Leben gerufen hat.

So wie er heute dasteht, ist der Dogenpalast noch nicht volle dreihundert Jahre alt. Zwei große Feuersbrünste (1514 und 1577), die den früheren Bau zum großen Theil in Asche legten und die Meisterwerke Tizian's und Anderer zerstörten, mit denen seine Räume geschmückt waren, gaben dem großen Palladio Gelegenheit, seine Kunst in der Wiederaufrichtung und theilweisen Restauration der alten Herrscherburg der Seekönigin zu bewähren. Durch die Porta della Carta, Bueno's Meisterwerk, tritt man von der Piazzetta aus in den innern Hof, von dem die Gigantentreppe, so benannt nach Sansovino's kolossalen Marmorstatuen des Mars und Neptun an ihrem Aufgange, zu den oberen Räumen führt. In der Mitte des Hofes sieht man an dem einen der beiden schönen, mit bronzener Einfassung versehenen Brunnen, welche das beste Trinkwasser Venedigs liefern, die schlanken Gestalten von drei Friaulerinnen mit Wasserschöpfen und Brunnenconservation beschäftigt. Die Scala d'Oro aber, welche in dem Obergestock zu den Zimmern

der Avogadori führt, in denen zur Zeit der Republik das goldene Buch des Venetianischen Adels bewahrt ward, bildet mit ihren Vergoldungen, Stuckverzierungen und Freskomalereien ein harmonisches Ganzes. Der hohe Rathssaal, Sala del Maggiore Consiglio geheißen, ist mit seinem historischen Bilderschmucke sicherlich einzig in der Welt, wie Venedig selbst. Tintoretto's Riesenbild, das Paradies darstellend, bedeckt die ganze Längenwand am Eingange. Es ist das räumlich größte Werk der Malerei, das jemals auf Leinwand gemalt worden ist. Doch ist es nicht möglich, aus diesem von der Zeit geschwärzten unabsehbaren Figurengewimmel, das in mehr als dem Doppelten der Größe von Paul Veronese's berühmtem Gastmahle im Louvre sich über 24 M. lang bei 10 M. Höhe hinstreckt, irgend einen Totaleindruck zu gewinnen. Den obern Fries der Wände füllt die lange Reihe der 72 Dogenportraits, mit der schwarz verhangenen Stelle, wo die Inschrift: Hic est locus Marini Falieri decapitati pro criminibus, an das tragische Geschick des letzten Empörers gegen die eigene Aristokratie mahnt.

Der Rathssaal der Zehn, in dessen Vorzimmer sich der berühmte Löwenrachen zur Aufnahme jeder Denunciation befand, ist von Paolo Veronese und andern Künstlern mit trefflichen Deckengemälden geschmückt, welche in einem Cyclus allegorischer Rundbilder die Seeherrschaft und den Handelsreichthum, die Religiosität, Kunstliebe und Weisheit der Republik verherrlichen. Noch sieht man die Thüre, durch welche aus dem Saale der furchtbaren Dieci, Tausende, schuldig oder unschuldig, über die verdeckte Seufzerbrücke entweder zu den gräßlichen Bleikammern (piombi) hinauf oder in die unterseeischen Gräber (pozzi), voll Wasser und Wasserratten, hinabstiegen. Zuletzt gelangt man in das Versammlungszimmer der noch furchtbareren Drei (Vorsteher des Raths der Zehn), welche ungekannt und ungestraft, wie grauenvolle Schicksalsmächte, über Leben und Freiheit aller Bürger, und selbst des Dogen, im Verborgenen richteten.

An den Dogenpalast schließt sich in gerader Linie, die eine Seite des größern Marcusplatzes (von den Venetianern blos Piazza genannt) bildend, das fremdartig-majestätische Gemisch von Christenkirche und Arabermoschee, die in ihrer jetzigen Anlage 1071 vollendete Marcuskirche, in der Form des griechischen Kreuzes. Fünf byzantinische Kuppeln decken sie, fünf Eingänge mit bronzenen Thüren führen in ihr Inneres. Unter den Statuen auf den Arkaden ihrer Façade fesseln den Blick einzig über dem Haupteingange die vier ehedem vergoldeten Erzrosse des Lysipp (?), mit denen vier Kaiser und ein Doge triumphirten*). Im heiligen Halbdunkel des Innern

*) Den Griechen geraubt, schmückten sie erst Nero's, dann Trajan's Triumphbogen; Constantin holte sie nach Constantinopel, Dandolo 1205 nach Venedig, Napoleon stellte sie auf seinen Triumphbogen des Caroussel zu Paris, von wo sie Kaiser Franz neuvergoldet auf ihre jetzige Stelle zurückführte.

glänzt Goldpracht von der Fülle der Säulen aus seltenen Marmorarten, und die geschliffenen Halbedelsteine blitzen aus der kostbaren Mosaik der Wände und des Fußbodens, welche eine Fläche von 40,000 □′ bedecken und deren kunstreicher Schöpfer, Franc. Valerio Fucati, um keiner andern Stadt etwas Aehnliches zu machen, in Venedig als Gefangener gehalten wurde. Am großen Portal, in der Vorhalle (atrio), bezeichnen drei Steine aus rothem Marmor die Stelle, wo im Jahre 1177 der Gewaltigste aus dem stolzesten Kaisergeschlechte (Friedrich Barbarossa) vor dem gewaltigern Nachfolger Petri (Alexander III.) niederknieete und die Aussöhnung vollzog.

Die drei übrigen Seiten der oblongen, mit Marmorquadern gepflasterten Piazza werden beinahe ganz von den prächtigen, einander gegenüberliegenden Procuratien, den alten rechts, den neuen links, und geradeaus von der unter Napoleon I. erbauten Ala Nuova gebildet, nur zwischen der Marcuskirche und den alten Procuratien, der Piazetta und dem Quai gegenüber, steht über einem triumphbogenähnlichen Thore mit seinem großen Zifferblatt der Thurm der Marcusuhr (torre dell' orologio), dessen kunstreiche Riesen seit 1499 der lustigen Menge des Marcusplatzes eben so, wie den verzweifelnden Gefangenen unter den Bleidächern mit denselben Hämmern die Stunden an die eiserne Glocke schlugen. An der Nordostseite des Marcusplatzes erhebt sich der nach italienischer Sitte einzeln neben der Kirche stehende Glockenthurm, vorzugsweise Campanile genannt. Auf einer in seinem Innern schräg ansteigenden Spirale ohne Stufen gelangt man ohne Mühe auf die Galerie dieses höchsten Gebäudes Venedigs (fast 100 Meter). Wer's bequem haben will, kann möglicherweise hinauf reiten, wie vordem Heinrich III. von Frankreich und später Napoleon I. (auf einem Maulthiere). Oben, wo Galilei einst Entdeckungen am Himmel machte, ergötzt man sich an dem Panorama unten. Die Stadt, wie ein großer Plan von Venedig, in dunkle Gruppen getheilt durch die (157) engen, hier dem Blicke fast entzogenen Canäle, die Lagunen mit den Inseln, den Schiffen, den schwarzen Gondeln, der Lido, die Häfen, unter ihnen der nördlichste, S. Nicolo del Lido, wo sonst der Doge sich mit dem Adriatischen Meere vermählte, das weite blaue Meer bis zu den dämmernden Küsten Istriens, die beschneiten Gipfel der friaulischen Alpen, die euganeischen Gebirge, die riesenhafte Eisenbahnbrücke von 220 Bogen, welche Venedig mit dem Festlande verbindet, das alles zusammen gesehen, ist ein unbeschreiblicher Anblick.

Vom Marcusplatz aus geht man durch das Thor des Uhrthurms zwischen den unzähligen Kaufläden der engen Merceria, des eigentlichen Viertels des Gewerbes und Handelsverkehrs, nach dem 3470 Meter langen, 45—72 Meter breiten Canal grande, der als Corso den Haupttheil Venedigs, die zuerst angebaute Insel Rialto, in malerischer Doppel-Windung (∽) zu zwei Inseln macht, und den man hier zu Fuß mittels der berühmten Rialtobrücke passiren kann. Dieses Meisterwerk des Antonio da Ponte schwebt

an der Stelle, wo sich Venedigs erste Häuser erhoben, auf 12,000 Pfählen als ein einziger Marmorbogen von 27 Meter Spannung kühn über den Canal dahin und trägt auf dem Rücken die entstellende Last zweier Reihen Krambuden, die dem wogenden Volke nur einen Raum von 6 Meter Breite in der Mitte und zwei schmälere Pfade an den Marmorgeländen hin gestatten.

Venedigs reichstes Leben flutet, wie in den Tagen des alten Glanzes, so noch heute, auf dem Marcusplatze, einem durch Größe, Schönheit und Pracht ausgezeichneten mittelalterlichen Forum mit Marmorboden und reichen Arkaden. Mag immerhin die Betrachtung seiner politischen Bedeutsamkeit nur zu Kirchhofsgedanken stimmen, wenn man die Schatten der alten Dandoli, Morosini, Cantarini, Polani, Falieri, die beutebeladenen Seehelden von Asien und Constantinopel, die demüthigen Gesandten mächtiger Könige und Kaiser im Geiste hier wandeln sieht und die kolossalen Flaggenstangen der drei, Venedig unterworfenen Königreiche, Cypern, Candia und Morea, von der Meeresseite in 3 Terrassen, vor dem wunderbaren Bau der Marcuskirche aufgepflanzt, den historischen Eindruck erhöhen: so gewährt doch das auf- und abwogende, kaufende und verkaufende, gaffende, lachende Volksgewimmel mit den Improvisatoren, Pulcinellen, öffentlichen Schreibern, zwischen dem bunten Wirwarr aller Stände, Trachten, Sprachen und Waaren, besonders Abends bei der blendenden Erleuchtung der prachtvollen Kaufläden und Café's und bei der rauschenden Militärmusik ein so lustig unterhaltendes, so zauberisch mit sich fortreißendes Schauspiel, daß man sich mit innigem Behagen in die fremdartigen Elemente des italienischen Volkslebens versenkt, das außer Neapel sich hier vielleicht am auffallendsten charakterisirt, obwohl es nicht schlechthin italienisch, sondern zugleich eigenthümlich venetianisch ist. Einen interessantern und schönern Schauplatz, als diesen Marcusplatz, kann nicht leicht ein zusammengedrängtes Volksleben finden, und zugleich möchte in ganz Italien, selbst Rom nicht ausgenommen, kein Platz zu finden sein, wo, wie hier, auf einer und derselben Fläche, so herrliche Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst in fast tausendjähriger Folge neben einander liegen.

Gleich vorn, wenn man vom großen Canal aus den kleinern Theil des Marcusplatzes, die Piazzetta, den sonstigen Versammlungsort des Adels, betritt, stehen an der Meeresseite, auf zwei Granitsäulen, die einst hier als Trophäen aufgestellt wurden, der geflügelte Löwe des heiligen Marcus, — nicht der Evangelist selbst, — und der frühere Schirmvogt, St. Theodor. Links erhebt sich, von Marmorsäulen getragen, der üppige Renaissancebau der Bibliothek, und anstoßend das Münzgebäude (Zecca) aus Marmor, Backstein und Eisen, ohne Holz, aufgeführt.

Der Marcusplatz ist auch der Hauptmittelpunkt des berühmten Carnevals von Venedig. Kaum möchte es auch für ein solches Volksfest im vollen Sinne des Wortes einen günstigern, herrlichern Prachtsaal geben, als

dieses in den letzten Tagen des Carnevals (durch eine um 350 Gasflammen verstärkte Beleuchtung) mit zauberhaften Lichtströmen übergossene Maskenforum. Alle Masken der auf den benachbarten Plätzen und Straßen organisirten Maskenzüge strömen hier zusammen und bewegen sich mit eben so viel Freiheit als Anstand, ohne sich im dichtesten Gedränge zu stoßen. Der Carneval wird in Venedig bunter, geistreicher, schöner gefeiert, als irgendwo in Italien. Am glänzendsten ist der Trauerzug des Helden Carneval mit überaus mannichfaltigen Abtheilungen, der auf der Riva organisirt wird und in schönster Ordnung seinen Umzug um den Marcusplatz hält. Da fehlt es nicht an scharfen Anspielungen auf die Regierung und das „venetianische Stiefkind“; allen Classen der Venetianer werden ihre Carricaturen vorgeführt und ein großer Zug von fremden Touristen, die Venedig besehen, beschließt die lange Reihe. Auf dem Marcusplatze spielen auf besonderen, zugleich als Tanzplätze dienenden Tribünen zwei Musikchöre während des ganzen Festes fast unaufhörlich Tanzmusik; und als Schluß-Ceremonie desselben wird Prinz Carneval beim Einbruche der Nacht auf die Piazetta hinausgeführt und zwischen den zwei berühmten Säulen (s. oben) verbrannt*).

Ein ganz verschiedenes, aber eben so buntes Lebensbild, wie der Marcusplatz, gewährt dessen Anhang, die Piazzetta, der Hauptstationsplatz der mit blau und weiß gestreifter Jacke gekleideten und mit einer phrygischen Mütze bedeckten Gondoliere und Barkenführer, die bei der Lenkung ihrer Fahrzeuge, namentlich beim Begegnen in den engen Canälen eben so große Geschicklichkeit als eine gewisse malerische Grazie entwickeln. Von hier gelangt man, dem Meeresufer entlang, auf die Riva de Schiavoni, eine lange Werftstraße, wo im Freien und unter den großen Zeltdächern der Osterien (Schenken) und geringen Cafés sich das fröhliche Leben der Schifferwelt entfaltet, wo Matrosen aus allen Küstenländern des Mittelländischen Meeres, besonders aber Griechen, Albanesen, Armenier, Türken, in ihrem malerischen National-Costüm umherwandeln, sich an Polenta, Reis, Maccaroni, Limonensaft, Eiswasser, halbreifen Südfrüchten u. s. w. laben und zugleich an den Künsten der Taschenspieler, Seiltänzer, Declamatoren und Marionettentheater ergötzen. Am Ende der Riva hat Napoleon I. im J. 1807 die Gardini publici anlegen und zu diesem Zwecke zahlreiche Bauten, sogar mehrere Kirchen, niederreißen lassen. An diesem Ende der Stadt befindet sich auch das Arsenal, das merkwürdigste aller Zeughäuser, das so viele Flotten gegen das Abendland und Morgenland ausgerüstet hat, in der Blütezeit Venedigs der Stolz der Republik. Vor dem prächtigen Thore dieser trotzigen, von allen Umgebungen abgesonderten Festung liegen die beiden kolossalen Löwen aus Marmor, angeblich von dem Siegesfelde von Marathon, welche

*) Nach Th. Gsell-Fels, Oberitalien. 1872.

Francesco Morosini, der Eroberer von Morea, im J. 1687 dem Piräeus von Athen als Beute nahm. Die ungeheuren Räume dehnen sich in einem Umfange von 3 Miglien über mehrere Inseln aus; große Werfte (Cantieri) umgeben die Docks (Darsena); hier waren oft 16,000 Arbeiter beschäftigt. Die Hauptsehenswürdigkeit ist die Armeria, ein Waffenmuseum mit unzähligen alten und neuen Mordwerkzeugen, welches einst auch das Modell des Bucentoro enthielt, jenes Schiffes, auf dem der Doge am Himmelfahrtstage ins Meer hinausfuhr und als symbolisches Zeichen der Vermählung der Republik mit dem Meere einen kostbaren Brautring in die Flut warf. Die Oesterreicher haben, als sie Venedig aufgaben (1866), den Bucentoro nach Wien entführt, und an dessen Stelle wird jetzt die Prachtbarke gezeigt, mit welcher der erste König des geeinigten Italiens in dem nämlichen Jahre in Venedig einzog.

In Italien wird man nothwendig zum fleißigen Kirchenbesucher, am meisten aber in Venedig, wo man neben den Werken der Sculptur und Malerei auch die Geschichte der Republik an den Mausoleen und Denkmälern seiner großen Kriegs- und Friedenshelden studiren kann. Denn allein in der Kirche S. Giovanni e Paolo, vor welcher sich die Reiterstatue des Türkenbesiegers Colleoni von Alessandro Leopardo erhebt, sieht man die Grabmäler von 16 Dogen und mehreren berühmten Generalen der Republik, von denen manches für sich allein, mit seinen Kolossalstatuen zu Pferde und zu Fuß, mit seinen reichverzierten Marmorsarkophagen, die Kunstzierde einer großen deutschen Stadt abgeben würde. So ist das Grabmal des Dogen Andrea Vendramin († 1479) eins der schönsten in ganz Italien und ein Hauptwerk der venetianischen Bildhauerei. Diese Grabmonumente geben der Kirche ein überwiegend historisches Interesse und machen sie, vereint mit der Frari-Kirche, welche Tizian's kolossales Grabmonument und Canova's Denkmal nebst vielen anderen enthält, zur Westminsterabtei Venedigs. In der ersteren dieser beiden Kirchen ist in der Capella del Rosario Bellini's viel bewunderte Madonna und ein Hauptwerk Tizian's, der Tod des (Dominikaners) Petrus Martyr (8 M. hoch, 3 M. breit), nebst mehreren anderen bei dem Brande 1867 untergegangen; dagegen sind die (10) trefflichen Reliefs, welche die Rückwand des Altars schmücken, nur theilweise beschädigt. Unmittelbar an diese Kirche stößt die Scuola di S. Marco, ein herrliches Werk der Baukunst des 15. Jahrhunderts. Den Namen Scuola, von dem lateinischen Worte schola abgeleitet, führten die nach dem Vorbilde alter Militäreinrichtungen in den italischen Städten gestifteten Corporationen der Bürgerschaft, welche sich theils nach Beschäftigungen und Gewerben, theils nach Abstammung und Herkunft zusammenthaten. So gab es Schulen der Kauf- und Handelsleute und anderer Gewerbe und Gewerke, und dieser Name der Zünfte erhielt sich bis in die spätesten Zeiten des Mittelalters. Solcher freien Vereinigungen, die sich, wie alles Corporative damaliger Zeiten,

einen besondern Schutzheiligen wählten und religiöse Formen annahmen, gab es im alten Venedig fünf. Sie bauten sich aus ihren Mitteln stattliche Versammlungshäuser, gleichfalls Schulen (Scuole) genannt, die, wie die Scuola di San Rocco, zu den prachtvollsten und großartigsten Baudenkmälern Venedigs gehören. Diese Verbindungen waren zugleich Anstalten gegenseitiger Unterstützung und allgemeiner Wohlthätigkeit in Armen- und Krankenpflege, Waisenerziehung und Ausstattung armer Brautpaare; und der Reichthum, welchen sie allmählich durch Schenkungen und Vermächtnisse gewannen, befähigte sie zu einer Wirksamkeit, die wohl staunenswerth genannt werden kann, wie sie denn z. B. jährlich gegen anderthalbtausend arme Brautpaare mit Ausstattungen versahen. Jetzt ist die Scuola di San Marco nebst den angrenzenden Klostergebäuden der Dominikaner und Franziskaner in ein Hospital verwandelt. Die Scuola di San Rocco ist an Würde und Pracht der Architektur im Aeußern wie im Innern ein in seiner Art unvergleichliches Werk. Sie hat im Innern noch ihren ganzen Bilderschmuck behalten, während die Scuola di San Marco dessen längst beraubt worden ist, und hier kann man besser wie sonst irgendwo das Genie des geistreichen Tintoretto kennen lernen, der ohne Frage zu den größten Meistern der Venetianischen Malerschule zählt. Jacopo Robusti (1512—1594), nach dem Färbergewerbe seines Vaters il Tintoretto zubenannt, hat in dieser Scuola, in deren Corporation er seine schützenden Patrone besaß, 18 Jahre gemalt und dieselbe mit zahlreichen Bildern — man zählt derselben über fünfzig! — ausgeschmückt. Die ganze majestätische Prachthalle des unteren Saales wie der obere Saal ist mit denselben angefüllt, aber sein Hauptwerk ist die Kreuzigung des Heilandes in der sogenannten Sala del Albergo, wo die Corporation ihre Gäste bewirthete, ein Bild von ungeheuren Dimensionen.

In San Sebastiano liegt Paul Veronese begraben, umgeben von seinen Werken, deren die Kirche nahezu ein Dutzend besitzt, darunter eine schöne Madonna mit dem Kinde. Ueber dem Altare sein heiliger Sebastian, an eine Säule gebunden und von Pfeilen durchbohrt, umgeben von anbetenden Gläubigen und Heiligen, die Madonna hoch oben mit Engeln in der Glorie schwebend. Eine ganz besondere Farbenpracht aber zeigen die Deckengemälde aus der Geschichte der Esther, die Krönung der schönen Favorite und den Triumph ihres Vaters Mardochai darstellend, die förmlich in einem strahlenden Lichtmeere zu leuchten scheinen. Auch die Kirche S. Salvatore besitzt in dem Grabmal des Dogen Francesco Venier ein Meisterwerk des Sansovino, so wie in einer Verklärung Christi ein Hauptwerk aus Tizian's Greisenperiode, ein Seitenstück zu seiner Himmelfahrt Mariä („assunta") in der Accademia delle belle arti. In dieser Akademie kann man sich überzeugen, wie diese Tizian, Bonifacio, Paolo Veronese und alle die großen Venetianer vorzugsweise die Pracht und Schönheit ihres vaterländi-

schen Lebens gemalt haben, dessen Natur, Costüme, Sitten und Menschen auf ihren Bildern überall wiederkehren.

Eine Fahrt durch den Canal grande gibt ein trübes Bild von dem Verfalle ehemaliger Größe. Die stolzen Paläste zu beiden Seiten des Canals sind längst in Casernen, Amtslocale für Post-, Steuer- und Militärbehörden, in Tabaks- und Salzmagazine verwandelt; andere sind in die Hände von Stubenvermiethern, Antiquitätenhändlern, Gastwirthen gerathen; noch andere gehen, gänzlich unbewohnt, dem raschen Untergange entgegen; im glücklichsten Falle haben auswärtige Herzoge (wie die Herzogin von Berry), Grafen (von Chambord), Banquiers (Sina) und reiche Tänzerinnen (Taglioni) den einen oder andern Bau erworben und für die manchmal nur kurze Zeit ihres Verweilens in Venedig mit den Kunstschätzen der alten Republik ausschmücken lassen. Bei den meisten aber entspricht dem äußern Verfalle, der sich durch vermoderte Thüren, mit Brettern vernagelte Fenster, zerborstene Säulen, verwitterte Bekleidungen, verwischte Wappen, gestützte Etagen, zerbröckelte Treppen zu erkennen gibt, die Beschaffenheit des Innern mit seinen großen, leeren, feuchten Räumen, kahlen Wänden mit Resten von Fresken mehr oder weniger bekannter Maler, verfallenen Marmorböden, Gesimsen, Schnitzwerken u. s. w. Erschreckt vor der unnatürlichen Oede des Ortes tritt man auf den Balcon über dem Canal — doch auch da Alles todt und stumm, wie auf dem Kirchhofe oder zwischen Ruinen, so daß der Ruderschlag einer einsam dazwischenfahrenden Gondel fast das Echo weckt.

44. Ravenna.

(Nach Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Städte Italiens stellen fast durchweg die zwei großen Epochen der Geschichte dieses Landes in ihren Denkmälern dar: das römische Alterthum und das christliche Mittelalter. Nur Ravenna ist das Monument des Ueberganges aus der einen Epoche in die andere und durch seine Grabmäler und Kirchen des 5. und 6. Jahrhunderts eine Art Pompeji der gothischen und byzantinischen Zeit. Daß diese Denkmäler, trotz der wilden und verwüstenden Jahrhunderte, welche über sie hingegangen sind, sich fast noch unversehrt erhalten haben, erklärt sich aus dem glücklichen Umstande, daß es den Longobarden erst unter Liutprand (727) gelang, dort einzuziehen, als diese furchtbaren Krieger bereits von der Cultur gezähmt waren.

Hundert andere Städte des historischen Italiens sehen auf den ersten Blick mittelalterlicher, überhaupt monumentaler aus, als dieses gothische und byzantinische Ravenna mit seinen geräumigen und meist geradlinigen

(aber todtenstillen) Straßen, die es seiner Lage in der Ebene verdankt. Erst wenn man in seinen äußerlich halbverfallenen Kirchen umherwandelt und deren Inneres mit byzantinischen Mosaiken bekleidet, mit figurenreichen Compositionen geschmückt findet aus einer Zeit, die sonst in aller Welt nur wenige Denkmäler aufzuweisen hat, fühlt man den Hauch alter Vergangenheit mit solcher Macht, wie etwa nur in Rom allein, wo der geschichtliche Geist freilich ein universaler ist, während er in Ravenna nur einer Periode angehört, aber diese ist hier einzig ausgedrückt und vertreten.

Ravenna war einst das Avignon der römischen Kaiser, wohin Honorius (404) aus Furcht vor den andringenden Westgothen seine Residenz aus Rom verlegte, weil damals Sümpfe und das Meer der Stadt eine große Festigkeit gaben. Für uns beginnen die historischen Monumente Ravenna's mit dem Mausoleum seiner Schwester Galla Placidia, deren Schicksale mit dem Falle des römischen Kaiserreichs aufs engste verflochten sind (von Alarich gefangen, mußte sie dessen Nachfolger Ataulf heirathen und ihm nach Spanien folgen, nach dessen Tode ward sie ihrem Bruder Honorius nach Ravenna zurückgeschickt und mit dem General Constantius vermählt, den sie ebenfalls überlebte und für dessen Sohn Valentinian sie bis zu ihrem Tode 450 das abendländische Reich regierte). So erscheint das Grabmal, welches sie sich in Ravenna bauen ließ, gleichsam als das Mausoleum des römischen Reiches. Es ist eine Capelle in lateinischer Kreuzesform, überwölbt von einer Kuppel, welche, wie die Nischen und Bogen, mit Mosaiken bedeckt ist, die, weil sie vor das Jahr 450 fallen, zu den ältesten Musiven der christlichen Kunst gehören. Sie stellen, außer gut componirten Arabesken, Einzelfiguren von Propheten und Evangelisten dar, so wie die zweimal wiederholte Figur des Heilandes, mit der ganz jugendlichen und bartlosen Gesichtsbildung aus der vorbyzantinischen Zeit, dem ursprünglichen Ideal der Katakombenmalerei entsprechend.

Die zweite Epoche der Geschichte Ravenna's und zugleich einen merkwürdigen Abschnitt der Geschichte Italiens versinnlicht das berühmtere Grabmal des Theodorich, welches dieser für sich und sein Haus neben der Stadt hatte errichten lassen, die er 3 J. lang belagerte, einnahm und dann zu seiner Residenz wählte. Während die berühmten Mausoleen Roms entweder untergingen (wie das des Augustus) oder im Mittelalter zu Castellen umgestaltet wurden (wie die moles Hadriani, jetzt die Engelsburg), hat die Zeit das Monument Theodorich's im Wesentlichen verschont, so daß es noch jetzt der Denkstein der Gothenherrschaft in Italien ist. Mitten in Gärten und Weinbergen, auf einer Anhöhe, welche Stadt, Hafen und Küste beherrschte, erhob sich das Grab des germanischen Heldenkönigs als eine Rotunde von hellgrauem Stein, mit einer gewaltigen, aus einem einzigen Marmorstück gehauenen Flachkuppel, durch welche der Gothenheld mit den Riesenbauten der Römer wettzueifern meinen mochte. Im untern Geschoß öffnet eine römische Bogenthür ein

Gewölbe von lateinischer Kreuzesform; im obern eine viereckige Thür ein Rundgewölbe, das von der Kuppel bedeckt wird. Der Sage zufolge stand der Porphyrsarg Dietrich's von Bern oben auf der Kuppel, wahrscheinlicher aber in der großen Nische dem Eingange des Obergeschosses gegenüber; vielleicht ist bei der Einnahme der bis dahin noch nie bezwungenen Stadt durch Belisar (539) das Mausoleum des edlen Gothenkönigs aus Rache verwüstet worden, welches in ähnlicher Weise die Grenze zwischen der antik-römischen Welt und dem römisch-deutschen Mittelalter bezeichnet, wie in Rom der Triumphbogen Constantin's die Grenze zwischen Heidenthum und Christenthum.

Die berühmteste aller Kirchen Ravenna's ist S. Vitale, in der Nähe des Mausoleums der Galla Placidia. Sie wurde im letzten Jahre Theodorich's (526) angefangen, während des Gothenkrieges weiter gebaut und (547) eingeweiht, so daß ihr Bau den Fall der Gothen begleitet und schon den Sieg von Byzanz verherrlicht, wo Justinian damals den Prachtbau der Sophienkirche aufrichtete, der sich in der Form von S. Vitale abspiegelt. Diese ist besonders dadurch so merkwürdig, daß sie die reiche Ausschmückung mit Musiven, wie solche die byzantinischen Basiliken in der Zeit Justinian's erhielten, wenigstens im Presbyterium in ihrer ganzen Ursprünglichkeit bewahrt hat, während die Musive der Sophienkirche alle untergingen. Auch zeigt die Tribüne von S. Vitale das einzige Beispiel, daß die alte Kunst es gewagt hat, neben frommen Heiligen einen weltlichen Fürsten damaliger Gegenwart abzubilden, und zwar nicht bloß den Kaiser Justinian mit einem kreisförmigen Nimbus um das Haupt (der, ursprünglich dem Haupte Apollo's entlehnt, damals noch nicht die spätere dogmatische Bedeutung hatte), sondern auch dessen berüchtigte Gemalin, die einstige Schauspielerin Theodora, mitsammt ihren Hofdamen, jedoch mit einem so feierlichen Ernst, daß die Heiligkeit des Ortes durch keinen unpassenden Zug gestört wird.

Mit S. Vitale fast gleichzeitig wurde die äußerlich unscheinbare, im Innern durch edle Pracht und schöne Verhältnisse ausgezeichnete Basilica S. Apollinare Nuovo von Theodorich als Hauptkirche seines arianischen Glaubens begonnen, nach dem Falle der Gothenherrschaft vollendet und sodann dem katholischen Ritus gewidmet. Während damals in Rom neu entstehende Basiliken meist aus zusammengesetzten Resten des Alterthums erbaut wurden und daher ihre Säulen und deren Capitäle ungleichartig sind, so daß sie den Eindruck eines harmonischen Ganzen beeinträchtigen, erscheinen in Ravenna's Kirchen die Säulen und die schwieriger herzustellenden Capitäle als selbständige Arbeit, so die 24 Säulen von griechischem Marmor, welche S. Apollinare in 3 Schiffe theilen. Das Mittelschiff ist mit schönen Musiven geziert. Wenn jene von S. Vitale durch die Aufnahme historischer Persönlichkeiten als merkwürdig erscheinen, so sind es diese durch Abbildungen von Bauwerken Ravenna's aus jener Zeit. Auf der rechten Wandfläche des

Hauptschiffes erblickt man, außer 25 Gestalten von Heiligen, in lebhaft strahlenden Farben die Stadt Ravenna mit der Kirche S. Vitale, dem Palaste Theodorich's (eine Façade von Säulenstellungen in Rundbogenform) und andern Gebäuden, auf der linken Wand, außer einer entsprechenden Composition von heiligen Jungfrauen, das Bild der untergegangenen Vorstadt Classe: eine feste Burg mit Zinnen und Thürmen, das blaue Meer, Segelschiffe, welche den Hafen bezeichnen, Alles von kräftiger Wirkung. — Die Domkirche würde als der älteste Kirchenbau Ravenna's eine besondere Beachtung erfordern, wenn sie nicht im 18. Jahrhundert gänzlich umgebaut worden wäre. Das in ihrer Nähe befindliche Baptisterium S. Giovanni in Fonte hat in der Kuppel und auf der Wandfläche einen wohlerhaltenen Mosaikenschmuck aus dem 5. Jahrhundert, vielleicht das Beste altchristlicher Musive.

Das alte Ravenna war ursprünglich, wie Venedig, zum Theil auf Inseln des Adriatischen Meeres gebaut, während die Lagunen des nahen Po im Norden und andere Sümpfe im Westen sich ausbreiteten. Eine so ausgezeichnete Lage bestimmte schon Augustus, Ravenna zur Flottenstation des Adriatischen Meeres zu machen, und so entstand die Vorstadt Cäsarea und die von der Flottenstation benannte Hafenstadt Classe. Lange Zeit behauptete Ravenna den Handel auf dem Adriatischen und Jonischen Meere mit dem Orient, bis es theils durch Versandung seines Hafens, theils durch allgemeine politische Verhältnisse herabkam und seine Bedeutung auf Venedig überging. Das Meer hat sich mit der Zeit 7 Miglien weit von der heutigen Stadt zurückgezogen, so daß man seiner dort nirgends ansichtig wird; der alte Hafen ist verschwunden und man kann heute nicht einmal seine Lage mit Sicherheit angeben. Zur Vorstadt Classe muß man 3 Miglien nordostwärts gehen und findet hier die bei weitem schönste von allen Kirchen Ravenna's, S. Apollinare in Classe fuori, mit dem runden, braunen Glockenthurme neben ihr, in völliger Einsamkeit, umgeben von einer weiten, zum Theil sumpfigen, hier und da mit Reis bepflanzten Ebene. Diese alterthümliche Basilica verhält sich zu Ravenna, wie S. Paul vor dem Thore zu Rom. Aber während S. Paul ein Raub der Flammen wurde und jüngst als ein moderner Luxusbau der Asche entstieg, ist S. Apollinare unversehrt geblieben und bietet, äußerlich halb verrottet, neben den Ruinen ihres ehemaligen Klosters, in grenzenloser Verlassenheit, das reizendste Bild des Mittelalters dar. Gleichzeitig mit S. Vitale erbaut, wie S. Apollinare Nuovo, enthält sie im Innern einen herrlichen Raum von den edelsten und einfachsten Verhältnissen: 24 prächtige Säulen aus griechischem Marmor, nicht alten Tempeln entrafft, sondern zum Bau gehauen und geziert mit componirten Capitälen, theilen auch hier die 3 Schiffe, über denen sich, nach dem ursprünglichen Baustil, noch das nackte Sparrendach erhebt. Die schönen Mosaiken der Tribüne und die große Anzahl von gewölbten, schwerfälligen Sarkophagen

der Patriarchen aus dem 5.—8. Jahrhundert an den Wänden der Nebenschiffe machen einen gewaltigen Eindruck. Auch diese bildlosen, massiven Sarkophage aus griechischem Marmor von weißgrauer Farbe, mit christlichen Symbolen bezeichnet und mit einer einfachen Inschrift versehen (da die Sculptur schon zur Zeit der Placidia in Ravenna ausgestorben erscheint), sind nicht dem heidnischen Alterthume entlehnt, wie in Rom selbst einige Grabmäler der Päpste, sondern selbständig gearbeitet. Die lange Reihe der Ravennatischen Erzbischöfe hat man in neuerer Zeit auf den Wänden der Kirchenschiffe in Portraits dargestellt, als eine Nachahmung von S. Paul in Rom; sie beginnt, wie die der Päpste mit Petrus, so mit dessen Schüler und Jünger Apollinaris, dem Stifter des Ravennatischen Erzbisthums, dessen Nachfolger sich Jahrhunderte lang sträubten, das Primat des römischen Stuhles anzuerkennen und diesem auch die weltliche Herrschaft über das Exarchat lange Zeit bestritten. So ward diese ehemalige Kaiserresidenz zum zweiten Male die Nebenbuhlerin Roms. Noch Kaiser Heinrich IV. fand hier seine kräftigste Stütze im Kampfe gegen Gregor VII., und es war Wiebert, Erzbischof von Ravenna, den er als Clemens III. zum Gegenpapste erhob.

Noch bleibt innerhalb der Stadt eine kleine Gruftcapelle in einer unscheinbaren Gasse zu erwähnen, welche die Ravennaten mit Stolz zeigen. Dort liegt der größte Genius Italiens begraben, Held und zugleich Opfer der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen, denen er ein Denkmal gründete, das nur mit der Menschheit selbst untergehen kann. Die Vereinigung dreier weltberühmter Mausoleen in Ravenna, welche so große Abschnitte des geschichtlichen Lebens bezeichnen, ist ganz wunderbar: Placidia, Theodorich und Dante! In diesem kleinen, kuppelbedeckten Tempel, den erst 1482 Bernhard Bembo, der Vater des berühmten Cardinals errichtete, mit Reliefs und der vom Dichter selbst verfertigten lateinischen Inschrift schmückte, setzt Dante sein Exil fort, in der Stadt, unter deren gastlichem Schutze er (1321) gestorben ist, in einem Monument, das sich unter freiem Himmel erhebt, isolirt, wie das Grabmal des großen Theodorich.

---

45. Bologna.

(Nach Karl Czoernig, italienische Skizzen, bearbeitet und mit Zusätzen versehen vom Herausgeber.)

Bologna, la dotta genannt, einst der Mittelpunkt der europäischen Gelehrsamkeit und der Wohnsitz vieler berühmter, vormals auch sehr reicher Adelsgeschlechter, die Stadt, welche stets ein Asyl der Künste gewesen und eine der vorzüglichsten Malerschulen gebildet hat, bietet so viele herrliche Denkmale ihres frühern, selbst im Drange der politischen Wirren (Sieg der

Guelfen über die Ghibellinen, deren 1274 fünfzehntausend verbannt und 1284 zum Theil in Faenza erschlagen wurden) noch nicht ganz erloschenen Strebens dar, daß sie als eine Hauptstation auf der Pilgerfahrt des Kunstfreundes durch Italien gelten darf. Es ist eine Stadt von Kirchen und Palästen, deren ersteren sie vielleicht mehr (104) enthält, als irgend eine Stadt in Europa. Die ganze Stadt ist mit Arkaden durchzogen, nach Art unserer „Lauben"; doch mit dem Unterschiede, daß die Gewölbe hoch und leicht sich emporheben und, statt auf schwerfälligen Pfeilern, auf schlanken Marmorsäulen von dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung ruhen. Die Piazza maggiore, jetzt Vitorio Emanuele, wird von vier kolossalen Palästen eingeschlossen; die Westseite nimmt der umfangreiche Palazzo publico ein, welcher so viele Säle und Zimmer enthält, daß Papst Clemens VII. und Kaiser Karl V., beide mit ihrem Gefolge, ihn zugleich bewohnten; an der Nordseite erhebt sich der Palazzo del Podesta, gewöhnlich del Re Enzio genannt, weil dieser unglückliche Sohn Kaiser Friedrich's II. seit seiner Gefangennehmung in der Schlacht von Fossalta (1249) bis zu seinem Tode (1272), also 23 Jahre hindurch — die Hälfte seines Lebens — in einem Flügel des Palastes zubringen mußte. Auf der Grenze dieses Platzes und des kleineren Platzes Nettuno steht der berühmte Springbrunnen del Gigante, auch Neptunsbrunnen, mit einer bronzenen Statue des Neptun mit dem Dreizack in kräftig gebietender Gestalt, umgeben von Nymphen, welche auf Delphinen sitzen, ein Werk des Giovanni da Bologna, der von Geburt ein Belgier war, aber von diesem bedeutenden Werke den Namen von der Stadt erhielt.

In der Mitte der Stadt, an einem kleinen Platze erheben sich die beiden schiefen Thürme Asinelli und Garisenda, benannt nach den Erbauern. In den Zeiten des Mittelalters war in den größern italienischen Städten, besonders da, wo ein Municipalregiment bestand, jedes Familienhaupt ein Dynast und sein Palast eine Festung, wo er Belagerungen aushielt, Ausfälle machte und vor den Nachstellungen seiner Feinde sicher war. Hierzu gehörten nun auch Thürme, wie deren z. B. in Pavia fast jedes Haus einen solchen hatte. Beide Thürme sind in viereckiger Form und ganz glatt aufgeführt in den Jahren 1109 und 1110. Der Garisenda, auch La Mozza (Stumpf) genannt, weil er zum Theil abgetragen ist, hat gegenwärtig nur noch eine Höhe von 42 M. und hängt 2 M. über; der Asinelli erhebt sich schlank in geringer Breite 83 M. und neigt sich 1 M. Diese Abweichung aus dem Loth soll allmählich durch Nachgeben des weichen Grundes entstanden sein; von der Garisenda wird jedoch behauptet, daß sie absichtlich von Anfang an als Denkmal der Prahlerei des Erbauers oder Architekten vorhanden gewesen. Von dem Asinelli genießt man eine herrliche Aussicht auf das unregelmäßige Fünfeck der zu Füßen liegenden Stadt und deren Umgebung.

Unter den Kirchen ist zunächst zu erwähnen die des h. Petronius, des Schutzheiligen und ersten Bischofs von Bologna, nicht sowohl wegen dessen, was sie ist, als was sie hätte werden sollen, da sie ihrer Anlage nach, wäre sie ausgebaut worden, den Mailänder Dom und die Peterskirche übertroffen hätte. In ihr wurde Karl V. durch Papst Clemens VII. zum Kaiser gekrönt. — Die Domkirche S. Pietro, auch hier, wie in Venedig, bedeutsam, nicht die erste, sondern die zweite Kirche der Stadt, imponirt weniger durch ihre Größe als durch die höchst geschmackvolle innere Anordnung der architektonischen Verzierung aus carrarischem Marmor mit Gold, die zu dem Werthvollsten gehört, was das kunstreiche Italien in dieser Beziehung aufzuweisen vermag. In einem Gemälde von Ludovico Carracci in dem Capitelsaal ist die sonderbare Idee ausgeführt, wie Petrus, der Apostelfürst, im Fischerkleide vor Maria niederkniet und ihr officiel im Namen sämmtlicher Apostel sein Beileid über den Tod des Erlösers bezeugt — abgesehen von der Idee übrigens ein treffliches Gemälde. — Unter den zahlreichen Denkmälern der Kirche S. Domenico ist am berühmtesten das Grabmal dieses Heiligen selbst, der hier 1221 starb. Verschiedene Künstler arbeiteten daran, insbesondere Nicolo Pisano, das Haupt einer neuen Bildhauerschule in Italien, und Nicolo di Bologna, welcher sich durch die Bildwerke des Sarges (arca di S. Domenico) so berühmt machte, daß er danach Nicolo dell' Arca genannt wurde. In dieser Kirche ist auch König Enzio bestattet, welchem die Bologneser, nachdem sie ihn bis zu seinem Tode gefangen gehalten, ein prächtiges Grabmal setzten.

Bologna nimmt in der Kunstgeschichte einen hohen Platz ein durch die vortreffliche Malerschule, die sich daselbst bildete. Die drei Caracci waren ihre Gründer, Domenichino (sein eigentlicher Name ist Zampieri), Guido Reni und Guercino da Cento die berühmtesten daraus hervorgegangenen Meister. Ihre bedeutendsten Werke sind in der dortigen Galerie (Pinacoteca) vereinigt, die in wenigen Sälen einen ungemeinen Reichthum an Kunstschätzen zusammenfaßt und viele vortreffliche Bilder von Malern enthält, deren Namen man nicht einmal auswärts kennt, da nur wenige der bessern Werke der Bologneser Künstler in die Fremde gewandert sind. Domenichino und Guido Reni erscheinen hier als ebenbürtig den größten Meistern aus Rom, Florenz, Venedig und Parma. Die Krone von Bologna's Kunstschätzen ist aber die berühmte h. Cäcilia von Rafael, ein Bild, dem Goethe „eine Dauer für die Ewigkeit" wünscht. Vor diesem Gemälde, dem einzigen, das er von Rafael sah, war es, daß Correggio im Gefühle seiner künstlerischen Kraft ausrief: anch' io sono pittore!

Die hiesige Universität wurde bereits 1119 gegründet und blühte die ganze zweite Hälfte des Mittelalters hindurch, besonders als Hochschule der Rechtswissenschaft für ganz Europa. Die Zahl der Studirenden wird im 13. Jahrh. auf 10,000 angegeben, gegenwärtig beträgt sie nur etwa 500

Studirende, erfreut sich aber eines besondern Rufes für das medicinische Studium. Galvani, der Entdecker des Galvanismus, war einer der berühmtesten Lehrer dieser Anstalt, und Mezzofanti, der größte Sprachkenner unseres Jahrhunderts, Vorsteher der Bibliothek, welche etwa 150,000 Bände, 6000 Manuscripte u. s. w. enthält.

Außerhalb der Stadt gibt es noch zwei besondere Merkwürdigkeiten: der Friedhof (Certosa oder Campo santo) und die Wallfahrtskirche Madonna di S. Luca. Der Friedhof ist nächst dem Campo santo in Pisa der berühmteste und der am zweckmäßigsten angelegte in der Welt. Wohl befinden sich auch in andern Ländern auf den Gottesäckern kostbare und trefflich ausgeführte Denkmale, theuren Hingeschiedenen von den trauernden Hinterbliebenen gewidmet; aber daß der ganze Friedhof nach einem künstlerischen Plane angelegt und als ein architektonisches, mit den edelsten Gebilden der Malerei und Bildhauerei geschmücktes Kunstwerk ausgeführt wurde, diese Idee, im großartigen Stile ausgeführt, darf Italien allein für sich in Anspruch nehmen. Von dem berühmten Kirchhofe von Pisa (s. Nr. 50), einem für die Kunstgeschichte unschätzbaren Mausoleum, bis zu der unserem Jahrhunderte angehörigen Einrichtung der Friedhöfe von Brescia, Udine und Mailand hat sich das Streben bewährt, die düstere Grabesstätte zu einem heitern Tempel der Kunst zu gestalten und so den traurigen Eindruck der Vergänglichkeit alles Irdischen zu mildern. Die großartigste und sehenswürdigste Anlage dieser Art ist aber der Friedhof von Bologna, welcher, eine wahre Todtenstadt, eine Nekropolis im Sinne der Alten, in seinem Umkreise von 3400 M. nebst den eigentlichen vielfach abgetheilten Grabstätten, Kirchen, Capellen, Säulenhallen und Corridore, mit größtentheils meisterhaft ausgeführten Denkmalen, Statuen und Büsten angefüllt, einschließt. Es wurden, bedeutsam genug, die weitläufigen Gebäude und Grundstücke eines ehemaligen Carthäuserklosters, der Certosa von Bologna, wie der Friedhof auch gegenwärtig noch genannt wird, verwendet. Derselbe besteht aus 4 großen Feldern, auf welchen abgesondert die Männer, Frauen, Knaben und Mädchen bestattet werden. An der Umfassungsmauer laufen Bogengänge, in deren Mauer verdeckte Fächer und Abtheilungen angebracht sind, in welchen die Särge eingemauert werden, und auf welche an der Außenseite die Namen der Verstorbenen zu lesen sind. In den Bogengängen sind treffliche Monumente, nur aus Stein, meist von Marmor, wie in einer Galerie aufgestellt, zum Theil Kunstwerke der ersten Bildhauer. Eine besondere Abtheilung enthält das Pantheon Bologna's, gebildet aus den auf Kosten der Gemeinde hergestellten Grabmälern der berühmten und gelehrten Männer Bologna's, welche seit dem Beginne des laufenden Jahrhunderts verstorben sind, so daß der Friedhof ein wahres Grabmal des Jahrhunderts ist, an dessen erstem Tage er eröffnet wurde (1801). Das Ganze gewährt ein freund-

liches, heiteres Bild, und sieht eher einer wohlgeordneten Kunstgalerie in einem Garten als einem Begräbnißplatze gleich.

Auf der ersten Hügelgruppe der Apenninen, die sich gleich hinter der Stadt zu erheben beginnen, steht die Kirche Madonna di S. Luca, so genannt, weil sich in derselben das Bild der Mutter Gottes befindet, welches der Evangelist Lucas gemalt haben soll. Von der Stadt bis zu der 3 Miglien von derselben entfernten Kirche zieht sich die Anhöhe hinauf ein bedeckter Gang von 644 Bogen, wahrscheinlich der längste aller Bogengänge, zwischen dessen Pfeilern an der offenen Seite durch man eine entzückende Aussicht auf die weite Landschaft genießt. Dieser Weg verdankt seine Entstehung dem Gemeingeiste der Bewohner: jede Corporation, jeder Verein baute einige Bogen — sogar die blinden Bettelmusikanten bauten einen, bis im Verlaufe der Zeit das Riesenwerk zu Stande kam. Ein prächtiger, auf Säulen gestützter Seitengang bringt diese Bogenreihe mit dem nicht allzufern liegenden Gottesacker in Verbindung.

---

46. Die Halbinsel der Apenninen.

(Nach J. G. Kohl, die geographische Lage der Hauptstädte Europas.)

Das rauhe und hohe Kalkgebirge der Apenninen, welches, von den Alpen im Nordwesten abzweigend, die Halbinsel Italien in südöstlicher Richtung durchsetzt, theilt dieselbe der Länge nach in zwei ungleiche Hälften. Nach Osten zum Adriatischen Meere hin fällt es rascher, mit kürzeren und schrofferen Abhängen, gleichsam mit einer steilen Mauer ab, während es sich im Westen nach dem tyrrhenischen Meere zu allmählicher erhebt, und einen mehr oder weniger breiten Strich von niedrigen Vorbergen und Vorlanden zur Seite hat. In Folge dessen sind die anbaufähigen und bewohnbaren Landstriche auf der Westseite größer und auch die von den Bergen zum Meere herab eilenden Flüsse (der Arno, der Tiber, der Garigliano ꝛc.) länger, wasserreicher und schiffbarer als die auf der Ostseite, wo nur ein ganz schmaler Streifen flachen Vorlandes existirt und lauter kurze, in der Regenzeit wilde, in der trockenen Jahreszeit versiegende Gebirgsströme in's Meer fallen. Hier war kein bequemer Raum zur Ansammlung zahlreicher Bevölkerung, keine „Naturmitte" zur starken Concentrirung derselben bei einem Flecke, wie auf der Westseite für Rom.

Die Vorlande im Westen sind von vulkanischen Kräften und Eruptionen, welche dort längs des ganzen Fußes der Apenninen thätig waren, vielfach gehoben und zerfurcht worden. Dieselben haben hier zur Bildung so reizender kleiner Höhengruppen, wie es die der Albaner Berge, der Thäler am

Fuße des Vesuvs u. s. w. sind, und auch zur Ansammlung so schöner Seen, wie die von Albano, Bracciano, Perugia ꝛc. Veranlassung gegeben. Auch diese Seen und jene bunt gestalteten vulkanischen Berge und Hügelgruppen fehlen der Ostseite, die viel einförmiger geblieben ist, weil sie von keiner vulkanischen Thätigkeit berührt wurde. Ganz besonders gilt dies von ihrem Küstensaume. Derselbe ist von der Po-Mündung an bis zur Südspitze Apuliens hinab fast durchweg äußerst geradlinig, geschlossen, buchten- und hafenlos. Es gibt auf dieser ganzen großen Strecke nur zwei oder drei von Natur mehr oder weniger gute Häfen, den von Ancona, den von Brundusium und in alten Zeiten den von Ravenna, welchen letztern freilich auch die Kunst erst recht brauchbar machen mußte.

Im Gegensatz hiermit ist der Saum der Westküste wie diese selbst weit mannichfaltiger gestaltet. Viele kleine Halbinseln und Vorgebirge ragen hier in's Meer hinaus und geben Veranlassung zur Formirung zahlreicher Buchten und von Natur guter Häfen. Von Genua an liegen fast alle berühmten Häfen und alle einladenden und Schutz gewährenden Busen Italiens auf dieser Seite, nämlich die von Spezzia, von Livorno, von Gaeta, Neapel, Salerno, Policastro und noch andere. Auch an abgerissenen Ländertheilen oder Küsteninseln fehlt es der adriatischen oder östlichen Seite Italiens ebenso gänzlich wie dem Küstenlande selbst an Seen, während sich längs der tyrrhenischen Seite mehrere solcher an Naturreizen, an Häfen, sowie an allerlei Producten reicher Inselgruppen zeigen, die, eben so wie jene reizenden Bergpartieen und Seen im Innern des Landes, vulkanischen Ursprungs sind. Solche Inselgruppen sind z. B. die von Elba, die Pontinischen, ferner Ischia, Capri, die liparischen u. s. w. Die adriatische Seite hat kaum eine einzige Insel dieser Art.

In Folge aller dieser Verhältnisse hat denn die italische Halbinsel auch fast alle ihre großen Schifffahrts- und Handelsplätze, ihre cultivirtesten Striche und Landschaften, ihre vornehmsten und einflußreichsten Völkerschaften, ihre Hauptstaaten und Hauptstädte von ältesten Zeiten her auf der Westseite gehabt, die, so zu sagen, ihre Licht- und Culturseite darstellt, während im Osten stets ihre Schatten- und Rückenseite war. Auch die großen Armeen und Völkergüsse haben sich seit ältesten Zeiten auf der vulkanischen Westseite der Halbinsel in Kämpfen und Schlachten hin und her bewegt. Hier auf dem breiteren Terrain ist die Schaubühne der meisten großen und entscheidenden Begebenheiten der Halbinsel gewesen. Es ist die historische Seite Italiens. Nur erst in unserer jetzigen Zeit der Eisenbahnen soll sich dieses Verhältniß, wie es scheint, ein wenig ändern, da man den langen schmalen Landstreifen auf der Ostseite der Apenninen, der in die Linie einer großen Weltverkehrsrichtung zwischen dem europäischen Nordwesten und dem Orient fällt und der an seinem südlichen Ende jenen trefflichen Hafen von Brundusium besitzt, zur Anlage einer Eisenbahn benutzt hat, welche nicht

bloß italienische Landschaften verknüpfen, sondern auch Europa's Verbindungen mit Aegypten und Ostindien vermitteln soll. Hiernach trägt denn Italiens Ostseite allerdings jetzt eine bald sehr belebte Weltbahn auf ihrem Rücken.

Wie das Festland, so fällt auch ein Vergleich der Configuration der Meere auf beiden Seiten der Halbinsel zum Vortheile des Westens aus. Das Meer im Osten (das Adriatische) ist sehr abgeschlossen, fast ein Binnenmeer. Die großen Schifffahrts-Bahnen und Verkehrsströmungen streichen bei den Thoren des nach Norden abbiegenden adriatischen Bassins ost- und westwärts vorüber. Es wird daher auch eben so häufig nur ein „Busen" als ein „Meer" genannt. Es steht um so mehr gegen das Meer im Westen (das tyrrhenische) zurück, da wie die italienische, so auch die griechisch-illyrische Halbinsel ihm ihre Schattenseite zuwendet. Die letztere hat nämlich im geraden Gegensatze zu jener ihr Angesicht und ihren Schooß dem Osten geöffnet, woselbst sie um das Aegäische — das eigentlich griechische Meer — herum ihre Hauptlebenspunkte (Athen, Byzanz, die Jonischen Emporien, die Fülle der reichen Insel-Städte) und die Hauptschauplätze der Begebenheiten hatte und hat. Das tyrrhenische Meer dagegen, in und an welchem rings herum alle großen italienischen Insel-Länder liegen und durch das man nach allen Richtungen hin segeln kann, ist durch vier mehr oder weniger breite Wasser-Thore oder Meerengen mit dem ganzen Körper des Mittelmeeres, mit seiner östlichen und westlichen Hälfte, in bequemster Verbindung. Auch von Süden her ragt die reichste und üppigste Halbinsel Afrika's, die von Carthago oder Tunis, mit ihren Häfen in dasselbe hinein. Daß Italien selbst glaubte, diesem westlichen und nicht dem östlichen Meere ganz sein Angesicht zugewandt zu haben, geht unter Anderem daraus hervor, daß die Alten jenes auch wohl das „Untere Meer" (mare inferum) nannten, weil sie es unter den Augen und vor den Füßen hatten, während sie die Adria auch wohl das „Mare superum" (das obere Meer) nannten, weil sie es sich im Rücken über den Schultern dachten.

---

47. Toscana und die Toscaner.

(Nach Otto Speyer, Bilder italienischen Landes und Lebens.)

Ist Hesperien die Krone im königlichen Schmucke der Europa, so ist Toscana einer ihrer leuchtendsten Edelsteine. Aber kein Ausdruck ist bezeichnender für das Land, als: der „Garten der Halbinsel". Zwar können seine Gebirgspartieen sich nicht messen mit den großartigen Alpenlandschaften des Nordens; ihm fehlen die zauberisch schönen Seen des Albanergebirges, die

Wasserstürze von Tivoli und der träumerische Fernblick über die braune, ruinenbesäete Campagna; ihm die herrlichen Umrisse und die schneidenden Contraste zwischen üppigstem Leben und starrem Tode, wie sie die wunderbaren Umgebungen des Golfes von Neapel in unvergleichlicher Weise darbieten; — aber wo ist zwischen Alpen und Aetna eine Landschaft, die uns so mit dem Gefühle innigsten Behagens und voller Befriedigung erfüllte, die uns vor Allem so den lebhaften Wunsch, in ihr zu leben, einflößte, als dieser Riesengarten längs der Ufer des Arno und der Chiana mit den terrassenförmig darüber aufsteigenden Hügelgeländen? Wo findet sich noch einmal, wie hier, eine reiche, sorgfältige Cultur, welche die Natur doch nicht verdrängt, sondern nur veredelt und in die Gesetze maßvoller Schönheit gebracht zu haben scheint, so daß man schier glauben möchte, die Natur selbst habe hier die Ordnung geschaffen, die doch nur das Resultat zweitausendjährigen Menschenfleißes ist.

Freilich, so ist es bei Weitem nicht überall in Toscana. Ausgedehnte Sümpfe und menschenleere, mit Gras und Blumen oder mit wildem, dichtverwachsenem Gestrüpp und Hochwald bedeckte Flächen, durch die „böse Luft" vertheidigt, setzen von der einen, steile Felsen, nackte Berghänge und wilde Schluchten, durch Kälte und rauhe Winde noch unwirthbarer gemacht, von der andern Seite der Cultur eine schwer übersteigliche Grenze. Und doch ist auch in diesen einsamen, abgeschlossenen Gegenden manch kleines Eden verborgen.

Wie mit einem gewaltigen, starrenden Felsgürtel umzieht die Hauptkette des Apennins Toscana im Norden und Osten; ja, es ist, als ob die gestaltende Natur hier eigens die Richtung des Gebirges verändert hätte, um das ganze Land mit seinem schützenden Walle zu umgürten. Denn die Apenninen, die bis in die Nähe von Arezzo eine fast rein westöstliche Richtung einhalten, wenden sich hier plötzlich mehr nach Süden, der Richtung der Halbinsel selbst sich anbequemend. Hier beginnt der centrale Theil der Gebirgskette, während die westlich gelegenen Höhenzüge den Namen des Nord-Apennins führen.

Den auf dem Landwege von Genua herkommenden Reisenden begleiten zur Linken, von den herrlichen Ufern des Golfes von Spezzia beginnend, über Carrara und Massa hinaus, bis auf das toscanische Gebiet, zackige Marmorfelsen, aus deren oft in schwindelnder Höhe an jähen Abhängen gelegenen Brüchen die ganze civilisirte Welt der Neuzeit den Stoff zu den Meisterwerken der Bildhauerkunst holt. Es ist ein nacktes, ödes Gebirge, ohne zusammenhängende Ketten, ein Theil des Subapennins, von der Centralkette durch die Thäler der Magra und des Serchio mit ihren Zuflüssen geschieden. Ihre hohen Gipfel, bis 2000 Meter ansteigend, bilden fast überall in Toscana einen Augenpunkt für den Wanderer, oft als malerischer Hintergrund eine der großartigsten Zierden der Landschaft. Zahllose Seitenäste, oft spornartig vorspringend, durch tiefe Schluchten getrennt, auf deren Grunde

verheerende Wildwasser brausen, erstrecken sich, von der Centralkette ausgehend, hier und da bis zur Meeresküste, und fallen als steile Vorgebirge in die See; meist aber lassen sie zwischen sich und den Fluten eine mehr oder minder breite Ebene, oft erst seit Menschengedenken durch das zurücktretende Meer gebildet, die breiteste von da, wo der Arno bei Empoli aus den pinienbewachsenen Hügeln hervorbricht, bis Pisa und Livorno hin. Noch sind diese Ebenen in steter Vergrößerung begriffen; denn von Jahr zu Jahr weicht die tyrrhenische See weiter vom Ufer zurück, so daß jetzt manche Bewohner von Pisa und Livorno da die Schnepfe und das Rebhuhn jagen, wo sie in ihrer Jugend mit der Barke auf den Fischfang fuhren.

So mannichfach, wie in seiner Oberflächengestalt, ist das toscanische Hügelland auch in seinen Producten. Wie es in geognostischer Hinsicht (obwohl zum größten Theile jüngeren Bildungen angehörig) Repräsentanten fast aller Gruppen vom aufgeschwemmten Lande und von den Süßwasserablagerungen der Gegenwart an aufzuweisen hat, und einen großen Reichthum an plutonischen und vulkanischen Gesteinen, ja, an mehr als einer Stelle durch aufquillende Gase, Flammen, Schwefeldämpfe u. s. w. die Spuren noch immer thätiger vulkanischer Kräfte zeigt, so bietet es auch in Rücksicht auf die Oryktognosie eine Mannichfaltigkeit von Producten dar, mit der sich vielleicht kaum irgend ein anderes Land von gleicher Ausdehnung in Europa messen kann. Noch werden fortwährend neue Lager der verschiedensten Erze aufgefunden, und welchen Schatz von schönen Marmorarten und Halbedelsteinen (pietre dure) der Boden birgt, beweisen die Capelle der Medici in San Lorenzo und die Mosaikwerkstätte in Florenz.

Die Flora des Landes ist so reich, wie es diese Mannichfaltigkeit des Bodens und des Klima's, das vom Hochgebirge bis zum Meeresufer zwischen einer mittleren Jahrestemperatur von 5 und 16 Centigraden wechselt, vermuthen läßt. Cactus und Agaven an den Vorgebirgen; Terebinthen und Myrthen, Kork- und Kermeseichen in den meernahen Wäldern; Steineichen, Pinien, Kastanien, Ulmen, blattwechselnde Eichen und Erdbeerbäume im innern Hügellande; höher hinauf Rothtannen, Maßholder, Zerreichen (Qu. cerris), Cornelkirschen und Hainbuchen, endlich die Buche und der Bergahorn bis an die Grenze der alpinen Region emporsteigend, drücken den verschiedenen Gegenden und Terrassen einen eigenthümlichen physiognomischen Charakter auf, der freilich durch die, zumal in den Flußthälern und im Hügellande durchaus vorherrschende, Cultur stark alterirt erscheint. Weizen und Mais, Lupinen und Artischocken, dazu Hülsenfrüchte aller Art bedecken die Felder, mit Ausnahme des größeren Theils der Maremmen, in der Ebene von dem reihenweise gepflanzten Feldahorn oder der Ulme, um die sich die Rebe windet, auf den Hügeln meist von dem silbergrauen Laube kurzstämmiger Oliven überragt und halb verborgen. Dazu kommen in den Gärten der Städte und um die zahllosen Klöster und Kirchen auf den Berg- und

Hügelspitzen die schlanken dunklen Cypressen, die Lorber- und Kirschlorberbäume; dazu die Akazien und Mimosen, die Bignonien und Tulpenbäume der Parks und Alleen.

Einen wunderbar gefälligen und freundlichen Eindruck machen die zahllosen Villen und Bauernhäuser, die über das ganze angebaute Land hin zerstreut liegen. Zusammenhangende Dörfer sind meist nur im Gebirge zu finden. Aber wie in der Bodengestalt und im Pflanzenwuchs, so herrschen auch hier die stärksten Contraste. Gleicht die Umgegend von Florenz einer einzigen Riesenstadt, in der jedes Haus mit einem Garten umgeben ist, so sind dagegen manche Hügelgegenden und Ebenen der Maremmen menschenleere Wüsten, von Urwäldern und wildverwachsenem Gestrüpp bedeckt, der Aufenthalt des Wolfes und wilden Schweines. Können sich das mittlere und untere Arnothal und die Umgebung von Lucca mit den am dichtesten bevölkerten Provinzen Belgiens, der Rheinlande und Englands messen, so sinkt die Bevölkerung im Hochgebirge und in den unter der Herrschaft der Malaria stehenden Gegenden auf wenige hundert Köpfe pro Quadratmeile herab.

Und nicht nur die Zahl, sondern auch die Art der M e n s c h e n ist eine verschiedene. Während die Bewohner des Hügellandes im Innern meist eine mittlere Größe, einen schlanken Wuchs, feinen Gliederbau, eine ansprechende, wenn auch selten regelmäßig schöne Gesichtsbildung und einen lebendigen, oft geistvollen Ausdruck zeigen: erscheinen die Züge der Hochgebirgsbewohner platter, gemeiner und ausdrucksloser, ihre Gestalten plumper, ungeschickter und kleiner, oft noch kretinartig entstellt durch niederhängende Kröpfe, und in den vom Fieber alljährlich heimgesuchten Gegenden in der Nähe des Meeres sieht man meist wankende Gestalten mit bleichen, aufgedunsenen Gesichtern, in denen oft jede Spur frischen geistigen Lebens durch die dicke Sumpfluft und das ewige Siechthum schon in der Jugend zerstört ist. Doch bilden die beiden letzteren Kategorieen einen verhältnißmäßig unbedeutenden Bruchtheil der ganzen Bevölkerung, so daß sie bei der Beurtheilung der physischen und moralischen Eigenthümlichkeit des Volkes kaum in Betracht kommen dürfen.

Der Toscaner ist im Allgemeinen lebhaft, gutmüthig, gefällig, weniger reizbar und rachsüchtig als die übrigen Stämme der Halbinsel; von Natur fein und höflich, mit großem angebornen Tact für das Schickliche, reich an geselligen Talenten; mit einem aufgeschlossenen Sinne für das Schöne begabt, der sich selbst in den untersten Schichten des Volkes nicht verläugnet; weit weniger träge und arbeitsscheu als sein römischer Nachbar oder gar der Bewohner Unteritaliens, mit einer Leichtigkeit der Auffassung und einem Talent für die Aneignung fremden Wissens und fremder Erfindungen, wie wenig andere Völker; selbst in der größten Unwissenheit nie plump und gemein erscheinend. Dagegen fehlt es ihm durchschnittlich an einer tiefern sittlichen

und religiösen Grundlage; sein Sinn ist nur auf das Aeußere gerichtet; die Religion fast nie Sache des Gemüthes, sondern mehr ein Cultus des Schönen und ein Mitmachen überkommener Gebräuche.

Entdeckt so das Auge des aufmerksamen Beobachters im Charakter des toscanischen Volkes neben manchem hellen Lichtstrahl auch große und tiefe Schatten, so treten dagegen dem flüchtigen Besucher fast nur freundliche Erscheinungen entgegen. Die Zuvorkommenheit, mit der man ihm überall entgegenkommt, die gefällige Höflichkeit sogar im Benehmen der niederen Classen; die Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft, die ihm zumal in den minder von den Touristen heimgesuchten Gegenden entgegentreten; die harmlose Geselligkeit, an der man ihm so gern Antheil verstattet; dazu der sonnige Himmel, die lachende Landschaft, die großen belebten Städte mit ihren zahllosen Denkmälern mittelalterlicher Kunst und Geschichte; die Bequemlichkeiten und Comforts der Civilisation, deren südliche Grenze er hier erreicht: Alles trägt dazu bei, ihm den Aufenthalt in dem „subapenninischen Lande" lieb und werth zu machen und ihm selbst unter den unvergleichlichen Herrlichkeiten der Siebenhügelstadt oder den großartigen Naturschauspielen Unteritaliens, wie nach seiner Rückkehr in die geliebte Heimat die schöne und freundliche Erinnerung daran nicht entschwinden zu lassen.

---

48. Florenz.

(Nach Maximilian [Kaiser von Mexico], Aus meinem Leben, mit Zusätzen nach Karl Czoernig, Italienische Skizzen, und Anderen bearbeitet vom Herausgeber.)

Neapel, heißt es, sei ein Stück heruntergefallenes Paradies; doch das florentinische Land hat der Menschen Fleiß durch rastlose Mühe zum Paradiese umgewandelt, namentlich die liebliche, bergumschlossene Ebene von Florenz, diese friedliche Blumengegend (daher der Name der Stadt), wo Hunderte von Villen, Dörfern und üppigen Gärten freundlich in einander gewoben die Stadt der Künste gleich einem duftenden Blütenkranze heiter umgeben. Wie Italien noch immer Europa gegenüber der vorzüglichste Sitz der schönen Künste ist, so bildet wieder Florenz in Italien den Sammelplatz alter Kunstwerke. An Gemälden insbesondere ist es der reichste Ort der Welt, so daß weder das ewige Rom noch eine andere Stadt sich mit ihm zu messen vermag. In jenen Zeiten, wo Europa noch in Barbarei versunken lag, blühten hier unter dem Schutze der Mediceer die schönen Künste; die Schätze des Alterthums wurden hier gesammelt, als noch kein anderes Volk Sinn für die edelsten Bestrebungen des Geistes hatte. Und auch durch seine Werke der Bildhauerkunst und der Baukunst wetteifert Florenz mit Rom, jede andere Stadt — etwa Venedig mit seinen großartigen Bauwerken ausgenommen — weit hinter sich zurücklassend.

Zur Rechten des Flusses (Arno) liegt das Herz der Stadt mit den Kirchen, den meisten Palästen und Kunstdenkmälern.

Unter den Kirchen auf dem rechten Arno-Ufer ragt der Dom, ein reines, edles Werk der italienischen Baukunst, hervor mit seiner hohen, breiten, von Brunelleschi kühn gewölbten Kuppel, welche dem Michel Angelo beim Plane der Peterskirche zum Vorbilde diente. Thurm und Außenwände sind mit dem feinsten Marmor in reichen Farben überkleidet, doch fehlt die architektonische Verkleidung der Façade, die herabgerissen wurde, um einer modernen, nie zu Stande gekommenen Platz zu machen. Das weite, erhabene Innere ist majestätisch einfach; fast alle Altäre wurden hinausgeschafft, so daß sich die ungetheilte Aufmerksamkeit auf den Hauptaltar lenkt, über welchem sich das letzte Gericht mit seinen hundert Gestalten und Gruppen wölbt, während der Altar selbst durch das von schönen Glasmalereien gehemmte Licht in ein geheimnißvolles Halbdunkel gehüllt ist. — Vor dem Dome befindet sich, wie in Pisa (s. Nr. 50), die Taufkirche, das Battisterio, dessen Außenwände ebenfalls mit verschiedenfarbigen Marmorplatten überzogen sind; seinen Hauptschmuck jedoch bilden die von Ghiberti schön gearbeiteten Bronzethüren, welche in Basreliefs, zwischen den reichsten und geschmackvollsten Ornamenten, Scenen aus der Bibel darstellen; Michel Angelo sagte von ihnen, daß sie würdig seien, die Thore des Paradieses zu heißen.

Vor der Kirche Annunziata, an dem gleichnamigen Platze, befinden sich in einer mit trefflichen Fresken geschmückten Vorhalle auch einige vorzügliche von Andrea del Sarto, die durch ihre schöne Composition, ihre weiche und doch sehr feste Behandlung entzücken. Ein wahres Sanctuarium an Pracht und Reichthum ist aber die von Silber und den schönsten Pietra-dura-Arbeiten strotzende Capella della vergine Annunziata mit einem in Florenz hoch verehrten Marienbilde. In dem Kreuzgange neben der Kirche zeigt man über der Eingangsthüre die Madonna del Sacco, ein vortreffliches Fresco des Andrea del Sarto, welches dieser florentinische Meister (1525) den frommen Klosterbrüdern für einen Sack Mehl gemalt hat, den er auch in dem Bilde verewigte, indem er den h. Joseph auf einen Sack gelehnt darstellte.

In der Kirche S. Lorenzo, ebenfalls an einem gleichnamigen Platze, ist die neue Sacristei oder die Capella dei Depositi das größte architektonisch-bildnerische Denkmal von Michel Angelo's Künstlergenius, von Papst Leo X. (Medici) gegründet, aber durch Michel Angelo's Trennung von Florenz (1534) nicht gänzlich vollendet. Auf dem Deckel des Sarkophages von Giuliano Medici (des dritten Sohnes Lorenzo des Prächtigen und Bruders Leo's X.) ruhen die Gestalten des Tages und der Nacht von Michel Angelo, der Kopf der ersteren ist unvollendet, die letztere ist die berühmte notte di Michel Angelo. Die Capella dei principi, welche ganz mit den kostbarsten Marmorarbeiten bekleidet ist, enthält die Grabmäler der Groß-

herzoge aus dem Hause Medici. Neben der Kirche befindet sich die berühmte Biblioteca Laurenziana, welche nur Handschriften und seltene Incunabeln enthält, im Ganzen etwa 9000, zum Theil an Ketten befestigt. Ein Virgil aus dem 5. Jahrhundert und die Pandekten aus dem 6. oder 7. Jahrhundert sind die werthvollsten unter den Handschriften.

Die Kirche Santa Croce, an dem Platze gleichen Namens, ist das Pantheon italienischer Größen mit den Denkmälern eines Michel Angelo, Dante, Machiavelli, Galilei, Alfieri u. A., wovon viele der neuern Zeit angehören, und mit den schönsten Fresken, die Giotto je malte. Der gothisch-lombardische Stil feiert auch hier einen Triumph, doch ist die Façade modern (aus dem J. 1863). Um eine kolossale Breite zu erhalten, verzichtete der alte Baumeister auf das Gewölbe und kehrte zum offenen Dachstuhl der Basiliken zurück. Verklärt und mild dringt das Licht durch wundervolle Glasmalereien (nach Zeichnungen des Lorenzo Ghiberti), die den Gläubigen die Außenwelt sanft verschleiern.

Die Kirche S. Maria Novella mit dem dazu gehörigen, durch seine Apotheke weltberühmten Dominikanerkloster ist ebenfalls im gothisch-lombardischen Stil erbaut und außer dem Dom die einzige Kirche in Florenz, welche ein gewölbtes Mittelschiff hat; Michel Angelo nannte sie seine Braut (la sua fidanzaia). Auch sie ist mit Kunstschätzen gefüllt; die beiden Kreuzschiffe enthalten balkonartig erhöhte Capellen, in deren einer die berühmte Madonna des Cimabue (um 1270 gemalt), in der andern das letzte Gericht von den beiden Brüdern Orcagna gezeigt wird. Den einst als Begräbnißplatz benutzten Kreuzgang schmücken Fresken aus der ältesten Zeit, die, wie man behauptet, mit Pflanzensäften in Ermangelung der später erfundenen Farben gemalt sind, daher die grüne Gesichtsfarbe der Heiligen, die kläglich anzuschauen sind. Noch frappanter erscheint in der Capella degli Spagnuoli, dem ehemaligen Capitelsaale des Klosters, den Cosimo I. den Spaniern als Nationalkirche einräumte, die Darstellung der streitenden und triumphirenden Kirche, jene in der untern, diese in der obern Hälfte des Bildes, mit Kaiser und Papst an ihrer Spitze. Dabei erscheinen die Dominikaner (die Gründer der Inquisition) als Vorkämpfer der streitenden Kirche, indem sie unter der Gestalt von Hunden (nach dem Wortspiele: Domini canes), die in den Farben ihres Ordenskleides schwarz und weiß gefleckt sind, Wölfe verjagen, welche die Ketzer darstellen. Man sieht, daß man sich auch im Mittelalter auf witzige und nicht allzu feine Carricaturen verstand. Die Wand gegenüber zeigt die Wissenschaft im Dienste der Kirche, d. h. die Scholastik, wobei der h. Thomas von Aquino, umgeben von Engeln und Heiligen, den Arius und andere Ketzer unter seinen Füßen hat. Diese Malereien sind noch heute der Stolz des Dominikaner-Ordens. Die berühmte Klosterapotheke (Farmacia oder Spezieria) verkauft Liqueure und Essenzen, ihr eigenes Fabrikat. Den noch heut zu Tage bestehenden Reichthum des Klosters bekunden

die mit allem gediegenen Luxus ausgestatteten Prachträume, besonders der noch nicht lange vollendete Empfangssaal für fürstliche Gäste.

Das Kloster San Marco, wieder an einem gleichnamigen Platze, ebenfalls den Dominikanern angehörig, hochberühmt durch die Namen eines Fiesole, Fra Bartolommeo und Savonarola, ist gegenwärtig umgewandelt zum Museo fiorentino di S. Marco, dessen Hauptinteresse die herrlichen religiösen Fresken des Fra Giovanni Angelico da Fiesole bilden: im untern Corridor besonders S. Dominicus vor dem Crucifix, im Capitelsaal Christus am Kreuz mit Heiligen, im ersten Stock in 42 Zellen und an den Wänden der Corridore nicht weniger als 52 Fresken. An einen zweiten Klosterhof schließen sich die Räumlichkeiten der 1587 gestifteten Accademia della Crusca (Kleien-Akademie) für Sprachreinigung.

Unter den Palästen auf dem rechten Arno-Ufer war der Palazzo Vecchio die alte Residenz des Senates der florentinischen Republik und später der ersten Mediceer, zuletzt der Sitz des italienischen Abgeordnetenhauses. Der (94 Meter) hohe, graue Thurm steht nicht in der Mitte der Façade, weil er drei benachbarte Straßen gleichzeitig bedrohen sollte. Er vollendet das romantische Bild dieser Veste, welche ein Mittelding zwischen einem deutschen Rathhause und einem Zwing-Uri ist, entsprechend der altflorentinischen Geschichte, die aus Blut und Geld diesen kunstreichen Friedensstaat fügte. Auf dem unregelmäßigen, originellen Platze (Piazza della Signoria) vor dem Palaste, der das Herz von Florenz bildet, sieht man als riesigen Wächter des Gebäudes einen Hercules, den Riesen Cacus umbringend, von Bandinelli, und den Hirtenknaben David von Michel Angelo. Zur Linken des Palastes steht der große Neptunsbrunnen von Donatello und an dessen Seite die bronzene Reiterstatue von Cosimo I. Zur Rechten blickt man in die mit Statuen geschmückten Arkadenreihen der Uffizien, an welche sich mit wundersam luftigen Bogen, über die auserlesensten Kunstwerke gespannt, die Loggia dei Lanzi im gothisch-lombardischen Stile lehnt. Diese (das Vorbild der Feldherren-Halle in München) war ursprünglich eine Art von Börse, später für die Hauptwache der großherzoglichen Landsknechte bestimmt, daher ihr Name; man schmückte sie mit einigen Kunsttropäen, bis endlich eine Art kleines Museum aus derselben wurde, ein glänzender Juwel im Kunstschmucke von Florenz. Giovanni Bologna lieferte dazu zwei herrliche Marmorgruppen, den Raub der Sabinerin und den Kampf des Hercules mit dem Centauren, ein Ringen verschiedener Art, gleich meisterhaft dargestellt. In diesen Werken nähert sich der Meister würdig der Antike, welche in der Mitte der Loggia durch eine schöne, ausdrucksvolle Gruppe, Ajax den Leichnam des Patroklus tragend, vertreten wird. Benvenuto Cellini's Perseus mit dem Medusenhaupte zeigt im Großen mit fein ciselirten Zügen, daß der Künstler ein Goldschmied und sein Auge gewohnt war, mit der Loupe im edelsten Metalle zu arbeiten. Als Pendant zum Perseus dient eine gehar-

nischte Judith von Donatello, ebenfalls in Erz gegossen, im Augenblicke, wie sie das Haupt des Holofernes fällt, wie eine Inschrift sagt, von der Stadt errichtet als eine Verkörperung der heroischen Vaterlandsliebe („Exemplum salutis publicae cives posuere").

In dem Palazzo degli Uffizi, einem Staatsgebäude im alt-italienischen Stile, gegenüber dem Palazzo Vecchio, ist das Schönste, was die bildende Kunst hervorgebracht hat, unter dem Namen Galleria degli Uffizi vereinigt. Aeußerst sinnig wird man bereits in der Vorhalle durch die Bildnisse der florentinischen Fürsten empfangen, welche diese Sammlung gegründet und vermehrt haben. Die Corridore enthalten Statuen und Büsten und an den Wänden weniger bedeutende Bilder, in den Zimmern aber sind die (1300) Gemälde die Hauptsache, obgleich auch einzelne treffliche Antiken und eine überreiche Sammlung von alten und neuen Bronzen, Gemmen und etruskischen, ägyptischen und römischen Alterthümern aufgestellt sind. Unter den Antiken ragt vor Allem hervor die Gruppe der Niobiden, 1583 bei dem St. Paulsthor in Rom gefunden, die man, nach einer Stelle des Plinius, dem Lehrer des Phidias und Praxiteles zuschreibt. Sie ist, außer den Aegineten in München, die vollständigste Ueberlieferung einer antiken Marmorgruppe und hat, wie diese, ohne Zweifel im Giebelfelde eines Tempels gestanden, wie dies aus der verschiedenen Größe und Bewegung der einzelnen Figuren hervorgeht. Mit Würde erliegen Niobe und ihre Kinder der Rache des göttlichen Geschwisterpaares; die Bewegung, der herrliche Gliederbau, die edle Zartheit und der meisterhafte Faltenwurf sind nicht genug zu bewundern. Wir eilen durch die Säle der Inschriften, der Künstlerbildnisse (Bilder aller berühmten Maler, wie sie sich selbst gemalt haben), der venetianischen, der französischen, der deutschen und niederländischen, der spät-italienischen Schule, und nahen dem Allerheiligsten der Kunst, der sog. Tribuna, wo der große Geist der Mediceer die herrlichsten Blüten antiker und moderner Kunst zum schönsten, duftigsten Kranze vereint hat. Eine hohe, mit Perlmutterplatten verzierte Kuppel erhebt sich über dem dunkelroth tapezierten, achteckigen Gemache; das Licht fällt aus einem Fensterkranze von der Höhe herab und kann mittelst Vorhängen auf einzelne Gegenstände concentrirt werden. In der Mitte steht die Mediceische Venus, wie sie, leise den rechten Fuß hebend, als Wellentochter aus den Meeresfluten schlüpft, um fortan über Blumenfluren leicht dahinzuwandeln, mit dem Namen des Künstlers (des Atheners Kleomenes) am Fußgestell. Sie wurde in Rom gefunden, leider in 11 Stücken, welche jedoch eine Meisterhand so geeint und ergänzt hat, daß das Auge durch die trefflichen Fügungen nicht gestört wird. Allein würdig mit der Göttin zu wetteifern, steht ihr gegenüber die liebliche Göttergestalt des vom Kampfe ausruhenden Apollino, welche dem Praxiteles oder wenigstens seiner Schule zugeschrieben wird, das reizendste Bild des vollendetsten Jünglings. Der Schleifer, eine kräftige musculöse Ge-

stalt, die sich in einer hockenden, für die Ausführung höchst schwierigen Stellung auf die starke (linke) Hand, und zwar auch nur auf zwei vorgestreckte Finger derselben stützt, wird als der Scythe gedeutet, welcher den Befehl des Apollo erwartet, dem Marsyas die Haut abzuziehen; das Messer in der Rechten wäre dafür ein Beleg. Ein treues Bild antiker Stärke und Gewandtheit, kühn gedacht und mit regster Phantasie geschaffen, ist die Gruppe der Ringer, aus einem Marmorblock geschaffen, welche mit der Niobidengruppe zusammen (1583) in Rom gefunden wurde. Der Augenblick des bewegtesten Wettstreites, das feste siegende Umschlingen des niedergeworfenen Gegners mit äußerster Spannung der Sehnen und Muskeln ward hier der Nachwelt in Marmor aufbewahrt. Der tanzende Faun ward ohne Kopf und Arme gefunden, aber Glieder und Bau dieses dem Praxiteles zugeschriebenen Werkes waren so trefflich, daß Michel Angelo, vom griechischen Geiste durchweht, den Meißel ergriff und der Statue eine Auferstehung schuf, indem er diesem Körper voll wilden Humors ein entsprechendes, halbberauschtes Haupt hinzufügte mit dem Ausdrucke der ausgelassenen Freude, die ihm der Klang der mit sehnigen Armen geschlagenen Cymbeln gewährt. Wenden wir uns aus dem Kreise der Statuen, nach der Bewunderung der edelsten Formen, zu der Farben heiterer Pracht in den durch die Zeiten geadelten Bildern an den Wänden. Da zeigt die Tribuna vor Allem die stufenmäßige Kunstentwicklung Rafael's, wie er zuerst (in dem Bilde einer florentinischen Dame und in der Madonna del Cardellino) als großer Schüler, dann schon als wahrer Künstler (in dem Knaben Johannes in der Wüste so wie in dem Bildnisse des Papstes Julius II.) und zuletzt als vollendeter Meister (in der sog. Fornarina, dem Bilde seiner Geliebten) erscheint. Was seine (Dresdener) Sixtina im Himmel, ist seine Fornarina auf Erden. Aus der niederländischen Schule ist van Dyk durch zwei Portraits (Johann von Montfort und Kaiser Karl V. auf spanischem Roß in voller Rüstung) vertreten; Rubens könnte es würdiger sein als durch die derben Gestalten seines Hercules auf dem Scheidewege, eben so Tizian besser als durch die beiden liegenden Venusgestalten, die mehr unübertreffliche Modelle des weiblichen Körpers als die Träger einer erhabenen Idee sind. Gibt uns Correggio (außer einer Madonna in knieender, betender Stellung) in dem kleinen, inhaltschweren Bilde, welches den Johanneskopf, im Todesstreiche erblaßt, auf einer Schüssel ruhend, zeigt, ein Martyrium, in einem einzigen todten Antlitze dargestellt, so führt uns Bernardino Luini in seiner Tochter der Herodias die Urheberin jener That vor, die handelnde Person in dem Trauerspiele, dessen Ausgang Correggio gemalt hat. Daran reiht sich ein Altarblatt (Maria mit dem h. Franciscus und Johannes dem Evangelisten) von Andrea del Sarto, dem Florentiner par excellence, Paul Veronese's Madonna mit dem Kinde, dem der kleine Johannes das Füßchen küßt, Hannibal Carracci's Bacchantin, Michel Angelo's heil. Familie, Albrecht Dürer's Anbetung der Könige, Lucas Cra-

nach's Adam und Eva, die Urältern im Urzustande, und noch so manches andere Bild, welches die Wände der Tribuna, wenn auch nicht auffallend ziert, doch nicht störend füllt. — Großes Interesse gewährt es ferner, in dieser Galerie degli Uffizi eine Folge von (im Ganzen 33,000) Handzeichnungen der größten Meister zu sehen, indem wir so gleichsam in das Atelier der Kunstheroen geführt werden und Einsicht in den Beginn, in die ersten Grundsätze ihrer Werke erhalten. Man wird hier mit den größten Meistern vertraut und fühlt sich glücklich, sie auch im Kleinen groß zu finden. Keine Farben blenden das Auge, kein Lichteffect hebt das Werk; hier ist es die bloße mit Röthel oder mit der Feder gegebene Form, welche uns Bewunderung einflößt, und der in der Form lebende Geist, welcher uns erwärmt.

Aus dem Palazzo degli Uffizi führt nach dem Palazzo Pitti ein ungeheuer langer, unregelmäßiger, erst 1866 dem öffentlichen Gebrauche übergebener Corridor über die Dächer der Häuser und über den Arno, auf dessen Lauf man hoch über dem Ponte Vecchio einen interessanten Doppelblick genießt. Die mächtige, dunkle Felsenburg des Palastes Pitti, dessen Zugänge, gleich allen Straßen in Florenz, enge sind, erbaute (1440) ein Bürgersmann den prachtliebenden Mediceern zum Trotze aus ungeglätteten Felsstücken (alla rustica) von schwarz-grauer Farbe, ohne alle Verzierung und Mörtelverbindung, mußte aber den Mediceern die Vollendung überlassen, die dann dem Riesenwerke den Namen Pitti ließen. Hinter dem Palaste, über einer Terrasse in der Höhe des ersten Stockwerkes, dehnt sich bis an die Stadtmauer der weite Garten Boboli mit seinen Baumreihen, Rasenplätzen und Marmorstatuen, mit dem Belvedere, das seine Höhe krönt und die ganze Umgegend beherrscht, während man schon vom Palast aus einen herrlichen Ueberblick über Stadt und Land, auf die weiten Villen, Gärten und Berge genießt. In den prachtvollen Gemächern dieser Residenz (der Großherzöge von Toscana, später des Königs von Italien) machen einen eigenthümlichen Reichthum aus die Zimmergeräthe aus pietra dura, einem Florenz speciell angehörenden Kunstzweige: die Tische mit den Frucht- und Blumenguirlanden, mit den Muscheln und Perlenschnüren auf dem milden Lapis lazuli oder auf dunkelm, tief wiederspiegelnden Grunde, die hohen Renaissanceschränkchen, die, gleich kleinen Burgen oder Tempelchen, von all den Wunderfarben glänzen, die die Natur auf ihr Gestein ausgehaucht hat, all dies Detail, kunstvoll mit jahrelanger Mühe vereinigt, hat wohl ein großartiges, fürstliches Ansehen. Die Krone alles bis jetzt in dieser Art Geleisteten ist ein nach 20jähriger Arbeit vollendeter Musentisch; er zeigt dem staunenden Beschauer in der Mitte den Sieg des Phöbus: Rosse und Lenker sind meisterhaft gezeichnet und schattirt. Als Einfassung dieses Bildes dienen gelbrothe Rosenguirlanden, zwischen deren zarter Blumenfülle sich uns die sinnreichen Attribute der den Götterfunken des Genius austheilenden Musen zeigen. Die Galleria dei Lavori in pietra dura im Gebäude der Akademie (s. unten)

enthält eine Sammlung von mehr als 800 Steinarten, welche für die sog. florentinische Mosaik verwendet werden.

Die **Galerie Pitti** im rechten Flügel des Palastes enthält in 15 Sälen etwa 500 Gemälde vorzugsweise italienischer Meister, darunter Meisterwerke Rafael's: drei Madonnen, eine heil. Familie (genannt dell' impannata, vom Fenstervorhang), die skizzenhaft behandelte, aber trotz des kleinen Raumes großartig wirkende Vision Ezechiel's und die beiden Bildnisse der Päpste Leo X. (mit zwei Cardinälen) und Julius II. (das Original aller in so vielen Sammlungen zerstreuten Wiederholungen, auch der in der Tribuna befindlichen). Die (Dresdener) Madonna Sixtina hat Rafael mit Ahnungen des Himmels, die Madonna della Seggiola mit Ahnungen tiefer Liebe, die del Granduca mit reinem kindlichen Sinne gemalt; die letztere hat noch etwas von dem Naiven einer früheren Epoche, sie ist ein stilles, friedliches Gebet, während die Sixtinische Extase, die della Seggiola zu Gott gewandte Bewunderung über die Werke seiner Schöpfung ausdrückt. Die Madonna del Baldachino hat Rafael (im obern Theile) nicht vollendet. Der linke Flügel des Palastes besteht aus den glänzenden Sälen für Feste, in deren letztem Cabinet sich das Meisterwerk der neueren Sculptur, Canova's Venus, befindet.

Eine dritte öffentliche Gemälde-Sammlung enthält die erst 1784 vom Großherzoge Peter Leopold gegründete **Akademie der Künste**, in der die ältere toscanische Malerei von den ersten Anfängen bis zu ihren glänzenden Meisterwerken sehr vollständig vertreten ist. Dieselbe bildet daher für die Kunstgeschichte eine willkommene Ergänzung zu den unvergleichlichen Fresken in der Capella Brancacci der Kirche Carmine auf dem linken Arno-Ufer, welche von Masaccio († 1428) angefangen und von Filippino Lippi († 1480) vollendet wurden. Die glückliche Anordnung der Bilder in der Akademie gibt dem Laien und um so mehr dem Kunstjünger eine treffliche Anschauung von der allmählichen Entwicklung der Malerei. Man sieht von Bild zu Bild, wie sich die steifen und mageren Glieder der Alten füllen und lösen, um später nur zu überfüllt und zu lose zu werden; man sieht, wie die typischen Züge dem lebenden Modell weichen müssen, wie mit der regeren Phantasie der fromme kindliche Sinn entweicht und der Geist des Christenthums mythologische Hülle annimmt.

Doch nicht allein die Kunst eröffnet, wie in Italien überhaupt, so insbesondere in dem an Kunst und Geschichte so reichen Florenz, ihren Weihetempel und gewährt dem Beschauer so manchen Blick in ihr Heiligthum, sie vereinigt sich dort in harmonischem Einklang mit den unergründlichen Schöpfungen der Natur, die hier das volle Maß ihrer Herrlichkeiten ausschüttet. So ist Florenz auf drei Seiten mit freundlichen Hügeln umgeben, zwischen welchen sich der seichte Arno durchwindet, und diese Hügel sind, so weit das Auge reicht, von unzähligen Villen und Gärten bedeckt, so daß schon Boccaccio vor einem halben Jahrtausend sagen konnte, die Villen um

Florenz, in eine Stadt vereinigt, würden ein zweifaches Rom ausmachen. Drei Punkte der nähern Umgebung zeichnen sich vor allen andern aus: 1) die Cascinen (d. h. Meiereien), eine Gartenanlage am Arno entlang, im englischen Parkstil, wie man solche in Italien selten antrifft; 2) S. Miniato, eine durchaus eigenthümliche Basilika auf einer Anhöhe, unmittelbar vor der Stadt, mit entzückender Aussicht auf Florenz und das Arnothal; 3) Fiesole, die Mutterstadt von Florenz, später (1010) von der Tochter zerstört, zeigt noch an der Nordseite cyclopische Mauern als Ueberreste der Umwallung der alten, mächtigen etrurischen Bundesstadt; von der „Freiung" am Fuße der alten Akropolis überblickt man ebenfalls den Bergkessel von Florenz und die Arno-Ebene.

49. Livorno.

(Nach Otto Speyer, Bilder italienischen Landes und Lebens.)

Zwischen der Haupt- und Residenzstadt eines Landes und seiner größten See- und Handelsstadt — wo diese Momente überhaupt auseinander fallen — herrscht derselbe Gegensatz, wie zwischen der Geburts- und der Geldaristokratie. Dort die geschichtlichen Erinnerungen und Denkmäler, die Sammlungen und Institute der Kunst und Wissenschaft, ein Gemisch alter, oft schwerfälliger und verblichener Pracht mit moderner, oft nur aus einem dünnen Firniß bestehender Eleganz, im Leben und Treiben der Bewohner oft eine gewisse müßige Behaglichkeit vorwaltend, dabei der Volkscharakter meist in seiner Eigenthümlichkeit hervortretend; — hier Alles wesentlich der Gegenwart und dem Augenblick angehörig, mit der Zukunft beschäftigt; die Bauwerke oft großartig, aber charakterlos; die Pracht oft verschwenderisch, aber meist ohne Geschmack; das öffentliche Leben, die innere Hast und Unruhe der „geldmachenden" Bewohner verrathend, das Publikum auf den Straßen und an den öffentlichen Orten bunt gemischt mit Zurücktreten aller charakteristisch-nationalen Eigenheiten, entschiedene Armuth an Denkmälern der Kunst wie an Pfleginstituten der Wissenschaft. Wo, wie z. B. in London und Neapel, beide Momente zusammenfallen, tritt häufig derselbe Unterschied zwischen den Stadttheilen hervor, der sonst die verschiedenen Städte charakterisirt. Ausnahmen zeigen sich wohl nur da, wo, wie in Venedig und Genua, die Handelsstadt lange Zeit die Metropole eines eigenen mächtigen Gemeinwesens war.

Kaum dürfte man ein schlagenderes Beispiel zur Illustration des obenbezeichneten Gegensatzes finden, als die beiden wichtigsten Städte Toscana's, Florenz und Livorno. Zu den allgemeinen Ursachen kommt hier noch das verschiedene Alter beider Orte. Denn obgleich als unbedeutende pisanische Colonie schon seit langen Jahrhunderten existirend, ist Livorno doch erst seit

dem Verfall der Mutterstadt, ja, eigentlich erst seit dem weit späteren Ruin des genuesischen Handels zu wirklicher Bedeutung gelangt. So verschwindet der ältere, bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtete Stadttheil vor den ihn in weitem Halbkreise umziehenden, hie und da auch durchschneidenden Neubauten. Dem auf der Eisenbahn von Pisa her ankommenden Fremden machen die breiten, geraden, aber öden und hier und da noch an leeren Bauplätzen reichen Straßen den Eindruck einer neu entstehenden großen Stadt. „Man würde sich nicht wundern, wenige Stunden weiter New-York zu finden." Die weite Piazza di San Marco (wo existirt eine solche nicht in Italien?), von casernenartigen Gebäuden eingefaßt, würde diesen Eindruck langweiliger Charakterlosigkeit nicht verscheuchen können, brächten nicht die Canäle, die, vielfach überbrückt, die Stadt zwischen den inneren und äußeren Theilen durchschneiden und diesem Stadtviertel den Namen Kleinvenedig (Piccola Venezia) verschafft haben, einige Abwechselung in das Gemälde, zumal dieselben von zahlreichen Barken belebt erscheinen. Einen dieser Canäle hat man mit enormen Kosten ausgefüllt und daraus den schönen ovalen Platz des Voltone am obern Ende der Via Vittorio Emanuele gebildet. Von hier führt diese Hauptstraße der Stadt, eine Viertelstunde lang, in schnurgerader Linie zur Darsena, dem Binnenhafen. Rechts und links von ihr finden wir die engen, schmutzigen Gassen der Altstadt, von tausend schlimmen Gerüchen erfüllt, von Käufern und Verkäufern aller Art belebt, zumal eine derselben, die, wie in Florenz, den Lebensmittelmarkt bildend, ein seltsames, wenig anlockendes Gemisch von Seefischen und Schalthieren, Fleisch und Gemüse, Blumen und Früchten darbietet.

Seit zwanzig Jahren hat sich die Stadt ums Doppelte vergrößert und wächst noch fortwährend. Die neuen Stadttheile erinnern durch ihre breiten, schnurgeraden, unter rechten Winkeln sich kreuzenden Straßen, ihre großen, hohen Häuser mit zahllosen Fenstern und die großen, regelmäßig geformten Plätze mehr als irgend ein anderer Ort Italiens, mit Ausnahme von Turin, an die meisten unserer größeren Städte in Deutschland. Sehr gering ist, wie fast immer in modernen Städten, die Zahl der Kirchen: ich glaube kaum, daß Livorno mit seinen 100,000 Einwohnern deren so viele zählt wie Arrezzo mit 40,000. Dabei bieten die vorhandenen dem Kunstfreunde keinerlei Ausbeute. Selbst der Dom ist ein geschmackloses Machwerk aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Der Cisternone ist ein schönes großes Gebäude, dessen mächtiges Gewölbe, innen von zahlreichen Pfeilern gestützt, einen Vorrath von 300,000 Barili (etwa 50,000 Oxhoft) frischen Wassers überdeckt.

Die Ardenza ist, den kurzen Molo ausgenommen, die einzige Promenade Livorno's, an und für sich ein so trauriger und öder Spaziergang, als man sich denken kann; kahl und sandig, dem die Lazarethe und Quarantainegebäude so wenig, wie das verkrüppelte Kiefergebüsch und die windzerzausten Tamarisken der Küste irgend einen Reiz zu verleihen vermögen.

Die Stadt selbst ist dem Auge verschwunden, sobald man sie verlassen hat; denn auf flachem, ebenem Ufer gelegen, ohne ragende Thürme und Kuppeln, bietet Livorno von keiner Seite dem Beschauer einen fesselnden Augenpunkt. Aber einen hohen Reiz für die Bewohner des Binnenlandes erhält die Ardenza durch die unmittelbare Nähe des Meeres; ungehindert schweift der Blick über die funkelnden grünen Wogen nahe der Küste hinaus auf die blaue unendliche Fläche, zu den fernen Inseln im Westen und Süden, zu den Schiffen, die, von allen Seiten auftauchend, gleich weißen Möwen im Strahl der Abendsonne auf den Fluten schwimmen. Zunächst haftet das Auge an den schöngeformten Felsenbergen Gorgona's, deren dunkle Massen so scharf und klar auf dem hellen Grunde des Himmels erscheinen, daß die 25 Miglien breite Wasserfläche, die uns von ihr trennt, nur eine wenige Tausend Schritte breite Meerenge dünkt; weiter südlich liegt, im himmelblauen Gewande, Capraja, die durch Garibaldi bekannt gewordene Ziegeninsel; noch weiter gegen Mittag Elba, während zwischen beiden am fernen Horizonte nebelhaft die hohen Gebirge von Corsica hervorschimmern. Nördlich bezeichnet die gewaltige Mauer der Apenninen mit den kühngezackten Felszinnen die geschwungene Meeresküste, bis wo an den Grenzen des Golfes von Genua Luft, Meer und Gebirge in einander verfließen. Jetzt berührt die glänzende Scheibe des Tagesgestirnes den Bergrand Gorgona's, und wie mit einem Zauberschlage ist der ganze weite Meeresspiegel mit blitzenden goldenen und silbernen Lichtern überstreut, die mit jedem Wellenschlage neue Formen und Farben annehmen. Die Gebirge strahlen in feurigem Roth, das allmählich in eine sanfte Veilchenfarbe übergeht, während die Wolken noch purpurfarbig geröthet sind und der Himmel über der Wasserfläche im zartesten Hellgrün schimmert. Da taucht die Sonne nieder in den glühenden Spiegel; die Gebirge und Inseln erscheinen plötzlich im dunkelsten Ultramarinblau, die funkelnden Lichter des Meeres machen einem bleichgrünlichen Schimmer Platz, der sich allmählich in das gewohnte Blau verliert. Noch wenige Minuten, und das schöne Schauspiel ist vorüber; das Blau verschwimmt im Grau, der helle Himmel dunkelt, rasch sinkt der Abendstern hinter seiner Königin ins nasse Bett; und ein kühler Abendwind vom Meere her nöthigt uns, unsere Bekleidung fester um die Schultern zu ziehen.

---

50. Pisa.

(Nach Adolf Stahr, Ein Jahr in Italien, mit Zusätzen nach Gsell-Fels, Oberitalien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es gibt keine schrofferen Gegensätze, als Livorno und Pisa: dort nichts als das unruhige, kleinliche Gewühl modernen, krämerhaften Eintagslebens

und Strebens; hier die friedliche, träumerische Stille einer von gewaltigen Thaten ihrer großen Vergangenheit ausruhenden Republik.

Pisa, einst, wie Genua und Venedig, „Königin des Meeres“ geheißen, und bis zur blutigen Seeschlacht von Malora (1284), wo seine Macht der Nebenbuhlerin Genua erlag, nebenbei die mächtigste Handelsrepublik der Welt, scheint gegenwärtig inmitten seiner kunstgeschmückten Kirchen und Paläste auszuruhen von seiner weltgeschichtlichen Arbeit. Wie einsam und still sind diese marmorgepflasterten Plätze und Straßen, zwischen deren wohlgefügten Quadern das Gras emporschießt! So selbst der Domplatz, welcher auf verhältnißmäßig kleinem Raume die merkwürdigsten Gebäude der Pisa morta vereinigt: den Dom selbst, das Battisterio, den schiefen Thurm und das Campo santo, alle mit Marmor bekleidet.

Der Dom, zu dessen Bau die Pisaner nach einem Seesiege über die sicilischen Saracenen bei Palermo (1063) den ersten Gedanken faßten, entfaltet schon von Außen eine ungewöhnliche Pracht durch die nach spätrömischer Art mit Rundbogen verbundene Säulenstellung, die ovale Kuppel und die herrlichen Bronzethüren mit Figurenreliefs. Das Innere ist von majestätischer, harmonischer Wirkung, ungeachtet seiner spätern Uebertünchung. An ein fünfschiffiges Langhaus schließt sich (zum ersten Male an einer Basilika) ein dreischiffiges Querhaus. Die Säulenpracht erhöht den gewaltigen doch heitern Eindruck; 24 Säulen von den Inseln Elba und Giglio tragen das Mittelschiff; die Säulen der Nebenschiffe, meist von orientalischem Granit, sind antiken Ursprungs, zum Theil noch mit den antiken Capitälen geschmückt. Das Mittelschiff hat eine flache Holzdecke, die Seitenschiffe Wölbungen und darüber hohe, in der Mitte von Säulen gestützte Pfeilergalerien, die selbst durch das Kreuzschiff hindurch gezogen sind und mit ihrem eigenen Lichte, azurner Decke und herrlich wirkenden Durchsichten den großartigen Eindruck wesentlich erhöhen. Unter dem Kunstschmuck des Innern ist ein großes Mosaikgemälde in der Chornische hervorzuheben, in welchem die kolossalen Figuren des segnenden Christus und des Johannes von dem berühmten Regenerator der Kunst, dem Florentiner Cimabue, und wahrscheinlich dessen letztes Werk sind. Eine hängende Bronzelampe in der Mitte der Kirche soll durch ihre Schwingungen den Pisaner Galileo Galilei zur Entdeckung der Gesetze der Pendelschwingung veranlaßt haben.

Das Battisterio (die Taufkirche) erhebt sich, gegenüber der Hauptfaçade des Doms, in drei Geschossen von weißem Marmor, in einem noch edlern und strengern Stil als der Dom. Besonders reich erscheint das zweite Geschoß mit seinen 60 schlanken, freistehenden Säulen, deren Bogen einen Peristil in Loggienart um das Gebäude ziehen; auf je zwei Bogen ruht ein Spitzgiebel mit einer Statue in der Höhe und einer Halbfigur in der Mitte. Auch das dritte Geschoß, durch 18 Pilaster und 20 Fenster getheilt, ist von einem Spitzgiebel- und Tabernakel-Kranz umgeben. Vier kreuzweise

vertheilte Portale, alle mit reicher Ausschmückung durch Sculpturen, führen in das Innere der Kirche, welche in zwei Geschosse getheilt ist und in der herrlichen Marmorkanzel ein Meisterwerk von Nicolo Pisano, dem Regenerator der Sculptur (um 1260), bewahrt.

Der schiefe Thurm, ein achtstöckiger, mit eben so vielen Säulengalerien umgebener, 54 M. hoher Cylinder von Marmor und Granit, würde, wenn er noch gerade aufrecht stände, eines der schönsten Gebäude in seiner Art sein; jetzt ist er nur eine das Auge verletzende Curiosität. Die innere Abweichung von der senkrechten Stellung beträgt fast 3½ M., die äußere 4⅓ M. Die wahrscheinlichste Erklärung der schiefen Richtung bleibt wohl die, daß schon, ehe der Bau vollendet war, eine Senkung des ohnehin aus angeschlämmter Erde bestehenden Bodens nach einer Seite hin eintrat, beim Weiterbau aber durch die noch sichtbare Erhöhung der Säulen und Bogen auf der niedern Seite nachgeholfen und die Festigkeit des Baues so gesichert wurde. Galileo Galilei benutzte die Schiefe des Thurmes, indem er Kugeln von gleichem Durchmesser, aber verschiedener Dichtigkeit niederfallen ließ, zur Begründung der Gesetze des Falles. Die Aussicht oben auf der Plateform über Stadt, Landschaft und Meer, über die Bäder von S. Giuliano, die Aquäducte und direct unter sich über die innere Architektur des Campo Santo, ist wohlthuend für das vom Beschauen der Kunstgegenstände ermüdete Auge.

Das Campo Santo, dieser kunstreichste Friedhof der Welt, stellt so recht ein Symbol der begrabenen Herrlichkeit Pisa's dar. Aus dem gelobten Lande, vom Golgatha, brachten 50 Galeeren der Republik die heilige Erde über das Meer nach Pisa, zur Bedeckung der Stelle, auf welche Giovanni Pisano den Campo Santo als Ruhestätte für große Männer der Republik erbaute und ein Jahr vorher vollendete, ehe die Blüte Pisa's in der genannten Seeschlacht von Malora für immer gebrochen wurde. Ein viereckiger, bedeckter Corridor umschließt nach Innen zu mit 62 durchbrochenen, auf Pfeilern ruhenden Arkaden den freien, mittlern Raum. Unter den Marmorplatten dieser Umgangshallen befinden sich die Gräber der ausgezeichnetsten Geschlechter Pisa's. Sculpturwerke aus der griechischen, etrurischen und römischen Zeit, so wie Monumente des Mittelalters füllen die inneren Räume der Hallen und bedecken nebst zahlreichen Inschriften die unteren Wände, während die obere Fläche derselben mit den Tempera-Bildern und Fresken der alten Meister geschmückt ist und die Blüte der alten christlichen Malerkunst dem Beschauer vorführt. Vierundzwanzig Tempera-Wand-Bilder hat der Florentiner Benozzo Gozzoli in 16 Jahren (1469—1485) hier vollendet, sämmtlich alt-testamentliche Darstellungen, meist aus dem mosaischen Cyclus, wobei die Hauptpersonen fast lauter historische Portraits, namentlich der großen Mediceer, Cosimo, Pietro, Lorenzo und ihrer Freunde, enthalten. Eine wunderbare Großartigkeit bei der rührendsten Naivetät liegt

über dieser zerbröckelnden, durch frühere Vernachlässigung und die Feuchtigkeit der Wände dem Untergange immer mehr und mehr zueilenden Bilderwelt ausgegossen. Die hohen Bogenhallen, so kühl und so still, in der Mitte der grüne Grasteppich mit einzelnen Cypressen, um uns eine Welt antiker Trümmer, Grabsteine, Statuen, unter uns die Todtengrüfte großer Männer aus einer gewaltigen Zeit, endlich oben, von den Wänden herabschauend, die farbigen Wunder der christlichen Kunst — in der That eine würdige Stätte „ewiger Ruhe"!

---

51. Die toscanischen Maremmen.

(Nach Albert v. Roon, Militärische Länderbeschreibung.)

Unter dieser Benennung begreift man nicht nur die unteren Meerlandschaften des toscanischen Gebiets, sondern auch den größten Theil des Sub-Apennin zwischen der Arno- und Tiber-Mündung. Diese Gegenden sind heute öde, menschenleer, fast ohne Anbau, obgleich sie einst zu den blühendsten und bewohntesten Culturlandschaften der Halbinsel gehörten. Dieser unglückliche Wechsel ist eine Folge der verpesteten Luft (mal' aria, aria cattiva), welche sich sowohl in den Küsten-Ebenen und Flußthälern, als auf den Höhen, besonders im Sommer, durch bösartige Fieber bemerklich macht. Die Entstehung derselben muß sowohl den zahlreichen Versumpfungen der niederen Gegenden und der daraus folgenden Fäulniß zahlreicher Wasserpflanzen, als den schwefelhaltigen, stinkenden Miasmen, die sich überall aus dem Boden entwickeln, zugeschrieben werden.

Man kann annehmen, daß die eine Ursache dieser Erscheinung, die Versumpfung der Gestade und unteren Flußthäler, erst eine Folge der Entvölkerung und Verwilderung dieser ehemaligen Cultur-Landschaften sei, während die andere mit dem vulkanischen Charakter der Westseite Italiens überhaupt in Verbindung stehen mag. Die menschliche Ohnmacht hat in dem Versuche, diese Gegenden der Cultur wieder zu gewinnen, darauf verzichten müssen, das Grundübel selbst anzugreifen. Denn diese Versumpfungen nehmen zu große Räume ein, und die Ursache ihrer Entstehung dauert unausgesetzt fort. Alle diese Wasser-Sammlungen der Küstengegend sind großentheils durch die Ablagerungen von Schutt- und Schlamm-Massen entstanden, welche die Flüsse nach und nach aus den Gebirgen an die Küste herabgeführt, wodurch dann die Gestadegegenden theilweise erhöht worden sind, während die Flüsse ihr früheres Gefälle, die anliegenden Meerestheile die sonstige Tiefe verloren haben. Dazu kommt noch, daß das Meer bei den häufigen Weststürmen den niedrigen Strand gleichfalls überflutet, so daß

salziges und süßes Wasser in jenen Küsten-Niederungen sich begegnen und die Sümpfe bilden, deren Ausdünstungen zu der Entstehung der mal' aria wesentlich beitragen.

Allein diese Geißel trifft bekanntlich auch diejenigen Gegenden, welche, vermöge ihrer hohen Lage, vor Ueberschwemmungen und stehenden Gewässern sicher sind. Hier sind andere, offenbar plutonische Kräfte in Thätigkeit. Diese geben sich durch häufige Erdbeben, durch zahlreiche dampfende Schwefelquellen, durch Risse und Spalten des Bodens, denen gasförmige Fluida mit Gewalt und Getöse entströmen, so wie durch die sogenannten Lagoni kund. Dies sind größere oder kleinere kraterförmige Einsenkungen, die mit schlammigem, mineralischem Wasser gefüllt sind, und, wie die genannten trockenen Erdspalten, stinkende Gasarten aushauchen. Der ganze Boden scheint von solchen Dünsten durchdrungen zu sein, die sogleich in größerem Maße frei werden, sobald der Pflug die Oberfläche aufritzt.

Daher sind in den Maremmen nur wenige begünstigtere Gegenden angebaut und geben reiche Aernten, da die bösen Lüfte sich dem vegetabilischen Leben keineswegs so feindlich zeigen, als dem thierischen. Dies zeigt sich besonders in den ausgedehnten Hochwaldungen, den reichen Weideflächen, welche die Höhen des toscanischen Sub-Apennin zum Theil bedecken. Nichts desto weniger verscheucht die böse Luft während des Sommers die wenigen Bewohner, deren Vermehrung eben so sehr durch Seuchen und Tod, als durch die Unmöglichkeit verhindert wird, dem pesthauchenden Boden ohne Lebensgefahr Ertrag abzugewinnen. Darum sind selbst die fruchtbaren Berg-Gegenden von Viterbo und Bolsena, der ganze Südrand des nördlichen Sub-Apennin, wo der braune vulcanische Boden eine unglaubliche Productionskraft entwickelt und wo die Aernten der wenigen angebauten Felder ungemein reich sind, dennoch wegen der bösen Luft eben so menschenleer, als die sterilen Höhen und Thalgründe des wellenförmigen Terrains um Siena und Volterra. Dort bedecken dichte Waldungen zwei Drittheile der Oberfläche, und dort wie hier sind Dörfer und Weiler selten, da die dünne Bevölkerung in die alten, jetzt so verödeten Städte und Burgen geflohen ist, welche, einst die Centra eines gesteigerten Culturlebens, fast sämmtlich in ihren verfallenen großartigen Bauwerken, in den Resten ihrer alterthümlichen Befestigungen die Zeichen eines Zeitalters an sich tragen, in dem viele von ihnen groß und mächtig, alle blühend und wohlhabend waren. — Darum ist dies ganze Land fast nichts, als ein ungeheurer Weideplatz für die zahlreichen Heerden von Rindern, Schafen, Pferden, Ziegen, welche im Herbst von den Apenninen heruntersteigen, um hier, von wenigen nomadisirenden Hirten begleitet, den Winter über Nahrung und ein wärmeres Klima aufzusuchen.

52. Die Campagna von Rom.

(Nach Alfred von Reumont, Römische Briefe eines Florentiners, und Adolf Stahr, Ein Jahr in Italien.)

Die zackigen Sabinerberge, die ausgebrannten Krater der Albanerhügel und die Höhen, welche die Grenzscheide des alten Etruriens bilden, schließen auf drei Seiten eine „Ebene“ ein, deren vierte (südwestliche) Grenze das Meer ist. Nur sehr uneigentlich kann man diesen Landstrich eine Ebene nennen. Denn er besteht aus einer Menge niedriger, in den verschiedensten Richtungen laufenden Hügelketten, mit unzähligen Thälern und Schluchten, durch welche Tiber, Cremera, Anio in mäandrischen Krümmungen ihren Weg finden. Die geringe Senkung der ganzen Landschaft gegen das Meer zu veranlaßt das Stocken von Wassermassen, selbst in den vom Strande entlegenen Strichen, wie die Versumpfung des Ufers. Die herrschenden Winde spülen bei hohem Wasserstande das Meer über das Ufer, so daß sein Wasser sich mit dem der von Strömen gebildeten Sümpfe vermischt. Die Vegetation trägt dazu bei, das Uebel der Sumpfluft zu vermehren. Sumpfpflanzen hauchen Miasmen aus, und am Strande verfaulen die Algen, welche in großer Menge aufs Trockne geworfen werden.

Wenn man von Norden oder von Süden kommt, sieht man diese Ebene vor sich, eine vom Auge nicht zu überblickende Steppe, je nach den verschiedenen Jahreszeiten bald mit üppigem Grün bedeckt, bald nackt, gelb und versengt, wie ein von barbarischen Feinden durchzogenes Land. Die Campagna ist ein kolossaler Friedhof, in dessen Mitte das Riesengrab Rom sich erhebt. Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüst. Nichts sieht man, als Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Theil noch verfallener sind als jene alten; einsame Osterien, deren Aussehen nicht einladender ist als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgthürmen und Vesten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Cypressen weit hinausschauen über die Gegend. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig: man begegnet nicht dem Landmann, welcher das Feld bebaut, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten und bewohnbaren Ort, denn die wenigen Castelle sind öde Brandstätten; es erschallt nicht aus den Ställen das Gebrülle des Zugviehes. Nur auf einem sehr kleinen Theile der Ebene wird Feldbau getrieben: Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (zumeist Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Aernte-

zeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Campagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden erfrischt haben, und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, so schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen, und deckt, kürzeren Wuchses, die Höhenzüge. Dann steigt der Hirte herab von den Bergen, aus den rauhen Abruzzen, von wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt seine Heerden in die Ebene. Eine trockne Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halb unterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun von Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Thurmes sind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, dessen ungewohnter Dialekt verräth, daß er von fern herkam, und dessen sämmtliches Hausgeräth in ein paar Näpfen und einigen Schaf- und Ziegenfellen besteht, welche ihm Nachts als Lager dienen. Große, meist gelblichweiße Hunde, wild wie die Berge, die ihre Heimat sind, wachen und lauern, und sind nicht selten der Schrecken des Reiters und des Wanderers, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift.

Fragen wir, wie ist die römische Campagna geworden zu dem, was sie ist, zur öden, verpesteten, menschenleeren Steppe? Ein Landstrich, reich bevölkert von blühenden Ortschaften und Städten, alle Ackerbau treibend, ein kräftiges, kriegerisches Geschlecht, die Heimat der alten Römer, dieser Ackerbauer par excellence, muß ursprünglich, d. h. in den ersten Zeiten der römischen Republik, sorgfältig angebaut, gesund und fruchtbar gewesen sein. Die Zerstörung der meisten Städte durch die Eroberungskriege des jungen Römerstaates war nicht gänzliche Vernichtung. Der Anbau des Bodens dauerte fort: erst, wie bisher, durch kleine Grundbesitzer, dann, als durch das Steigen der römischen Aristokratie und in Folge der vielen blutigen Kriege immer mehr Grundstücke in eine Hand kamen, durch Sclaven. Wie Rom selbst an der Vernichtung der kleinen Grundbesitzer und des freien Bauernstandes, so ging die Campagna zu Grunde durch die im Laufe der Zeit immer mehr sich häufenden großen Gütercomplexe, Latifundien genannt, die sich nach und nach über ganz Italien ausdehnten. England und Irland können hier Parallele liefern. Schon im letzten Jahrhunderte vor Chr. war der italienische Feldbau so gesunken, daß Rom von den Getreidezufuhren Siciliens und Afrika's lebte, und Hunger litt, wenn diese, wie im Seeräuberkriege, ausblieben. Die Entvölkerung der Campagna nahm zu, als die unsinnige Prachtliebe und Genußsucht große Strecken fruchtbarsten Landes in Villen und Parkanlagen verwandelte. Jam pauca aratro jugera regiae moles relinquunt, klagt Horaz. Diese Pracht- und Lustanlagen der

Villen zerstörten den Ackerbau völlig; was sie nicht mit Gärten, Teichen, Wasserwerken und Wildgehegen bedeckten, ward, wie jetzt, von den unermeßlich reichen Besitzern zur Viehzucht als Triften benutzt, da diese reicheren Gewinn abwarf. Dieser Zustand steigerte sich immer mehr, je tiefer das Reich allmählich sank. Die Einfälle der nordischen Eroberer tilgten auch die letzten Reste der früheren Bevölkerung vom Boden der Campagna oder trieben sie auf die Gebirge. Sie verewigten das in der Kaiserzeit ausgebildete Unheil. Die großen Gütercomplexe blieben, sie wechselten nur die Besitzer. Wenige Barone theilten mit der Geistlichkeit das Erbe der römischen Aristokraten der Kaiserzeit. Ganze Stadtgebiete kamen so in die Hand eines Klosters oder eines Feudalherrn. Die wenigen Versuche zum Wiederanbau der Campagna, von einzelnen Päpsten unternommen, scheiterten an dem ewigen Kriegszustande der großen Barone unter sich oder selbst mit Rom, an den Verheerungen, welche deutsche und normannische Kriegszüge über Italien brachten.

Die großen geistlichen und weltlichen Grundbesitzer verpachten noch heute ihre Besitzungen an wenige Generalpächter, die sogenannten Mercanti di Campagna. Diese bebauen durchschnittlich jetzt etwa den zwölften Theil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer ꝛc. Bestellung und Aernte besorgen Arbeiter aus den heimischen Gebirgen und aus dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn. Aufseher zu Pferde commandiren diese geworbenen Scharen, deren Lagerstätte die fieberschwangere Erde ist, wenn nicht die Nähe Roms einigen das Asyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen oder den Schutz der Ruinen von Gräbern bietet. Dazu die Gluthitze der römischen Julisonne am Tage und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Riesenfeuer, im Kreise um die Lagernden angezündet, nur schlecht abwehren, die elende Kost, das schlechte Wasser und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Aerntezeit einen nach dem andern: dann füllen sich die römischen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft, die meisten schleppen sich elend und siech in ihre heimischen Berge zurück. Mehr noch als bei den Schnittern, ist das Gesagte der Fall bei den Dreschern und übrigen Arbeitern, die spät in den Sommer hinein, wo die Luft immer verpesteter wird, auf den Aeckern bleiben müssen.

Also der Ackerbau ist in der römischen Campagna reine Nothsache, gegen welche sich die großen Gutsbesitzer und ihre Mercanti di Campagna daher auch mit Händen und Füßen sträuben. Sie bebauen den Boden nur, weil er ohne allen Anbau zuletzt auch als Weideland unbrauchbar wird. Sie bebauen ihn mit Schaden, während ihnen die Benutzung als Weideland zur Zucht von Ochsen, Büffeln, Schweinen, Schafen ꝛc. bei verhältnißmäßig geringen Auslagen großen Vortheil bringt.

Das herrschende System hat seit zwei Jahrtausenden die Fieberluft der Campagna geschaffen, und diese Fieberluft ist jetzt ihrerseits das größte Hinderniß der Bevölkerung und des Anbaues der Campagna geworden. Entvölkerung und Aria cattiva stehen in der engsten Wechselwirkung; jede ist Ursache und Folge der andern. Seit Winckelmann's Zeit hat die Verschlimmerung des römischen Klimas immer zugenommen und gegenwärtig ist die ganze Ebene der Campagna vom Meere bis zu den Gebirgen unter dem Einflusse der schrecklichen Malaria. Zwei Feinde also sind hier zu bekämpfen: die großen Grundbesitzer und die Aria cattiva. Gelingt es durch allmähliche Parcellirung der großen Ländereien unter Erbpächter oder selbst nur Colonen, von der nächsten Umgebung Roms ausgehend, immer mehr Boden dem Ackerbau und der Baumpflanzung zurückzugeben — in der ganzen Campagna sieht jetzt das Auge nur selten einen Baum —, bedecken sich allmählich die Hügelzüge mit Waldungen, statt mit Ginster, sammeln sich die Anbauer in Dörfern, wo jetzt nur verlassene Hirtenhütten stehen, gelingt es, durch Gräben und Canäle in großem Stile die sumpfigen Thalgründe zu entwässern, so wird damit auch der Widerstand, den jetzt das Klima der Cultur entgegensetzt, mehr und mehr gebrochen werden. Die Romantiker, die Kunstenthusiasten werden freilich darüber verzweifeln, wenn am Ende gar neben den Wasserleitungen und Grabdenkmälern der Campagna Fabriken entstehen und Schlote rauchen, aber der Genius der Menschheit wird frohlocken, wenn dies Jahrtausende lang verwilderte Stück Erde wieder wird, was die ganze Erde sein soll, der glückliche Wohnsitz fleißiger, gesunder, freier und glücklicher Menschen.

---

53. Das alte und neue Rom.

(Nach Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Alfred von Reumont, Römische Briefe eines Florentiners, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

I. Historische Bedeutung Roms.

Das neue Rom ging aus dem alten so hervor, wie die christliche Cultur überhaupt aus der heidnischen sich entwickelt hat. Auf und in den Trümmern des antiken gebaut, ist das neue Rom der vollkommenste Ausdruck einer organischen Verwandlung der Cultur und die deutlichste Metamorphose der Weltgeschichte. Zweimal Haupt der civilisirten Welt, welche sie einmal durch die Gewalt des absoluten Staates, das andere Mal durch die Macht der absoluten Kirche beherrschte, darf Rom allein den stolzen Titel der „ewigen Stadt" führen, während die meisten anderen Städte

der Erde nach der Lösung ihrer einmaligen Aufgabe für immer geschichtlich abstarben, so Babylon und Ninive, Tyrus und Persopolis, Athen und Karthago, das ägyptische Theben wie Memphis und Alexandria. Diese eine Stadt erbte die Schätze der Civilisation, die ruhmvolle Arbeit von drei Welttheilen, in deren Mitte sie lag. Selbst unfähig, aus ihrem eigenen Genie Künste und Wissenschaften zu erzeugen, war sie im höchsten Grade geschickt, sowohl Fremdes zu gewinnen und der Welt mitzutheilen, als eine große Civilisation im Allgemeinen zu verbreiten. Die Heereszüge, die Kunststraßen, die Militär- und Bürger-Colonieen der Römer waren zahllose Canäle, auf denen die Cultur in die entferntesten Gebiete der Welt verschifft ward; die classische Literatur und Kunst ließ sich am Rhein und an der Themse wie am Euphrat und am Ister nieder.

Die Größe des römischen Reiches hatte ihr Abbild in der Stadt Rom. Während der Republik war Rom durch wenige einfach majestätische Monumente der Religion wie des Staates und durch die großen Tugenden der Bürger geziert; als aber die Freiheit unterging, begann mit dem innern Verfall von Rom sein äußerer Glanz. Augustus, im Verein mit Agrippa, schmückte den Sitz der Weltherrschaft durch solche Bauten, daß er sagen konnte, er habe eine Stadt aus Lehm vorgefunden, und aus Marmor lasse er sie zurück. Rom wuchs während der ersten dreihundert Jahre kaiserlicher Herrschaft ins Riesige und erfüllte sich mit Tempeln, Portiken, Bädern, Palästen, Lustanlagen jeder Art und mit einer so großen Menge von Standbildern, daß es ein zweites marmorenes Volk in sich zu enthalten schien. Ausgeschmückt mit den Spolien der geplünderten Provinzen, war sie das Pantheon der Sprachen und Religionen, die Akademie der Künste und Wissenschaften, der Markt aller Erzeugnisse, Genüsse und Laster des Menschengeschlechts. Im Zeitalter der Antonine stand sie da, die Weltgebieterin, als ein prachtvolles Wunder der Erde. Dann aber wurde diese Riesenblume der Cultur welk, je weiter der Todeswurm der Despotie ihr Leben durchfraß, und endlich begann sie zu zerfallen. Die langsame Auflösung Roms ist ein eben so merkwürdiges Phänomen, wie es seine Entwicklung war, und die Zeit hatte nicht minderer Anstrengung nöthig, diesen Koloß zu stürzen, als sie einst angewandt hatte, ihn aufzurichten.

Das Christenthum zog in die Hauptstadt der Welt, wie in seinen ihm von der Geschichte zubereiteten Sitz ein, um dann aus den Ruinen Roms die Riesengestalt der Kirche hervorzutreiben, welche die moralische Herrschaft der Welt während des Mittelalters überkam. Das Christenthum, welches den Staat und die Stadt der alten Römer zersprengte, hob wie aus den Katakomben, seinem unterirdischen Asyl, ein neues Rom hervor. Wie Zwillingsbrüder die Gründer des antiken Rom gewesen waren, so wurden zwei Apostel, Petrus und Paulus, gleichsam die Schöpfer des mittelalterlichen

Rom. Und auch dieses wuchs langsam, unter vielen, ja schrecklichen Metamorphosen, bis es zum neuen Haupte des Abendlandes wurde.

Die Kirche in Rom, die reichste und mächtigste von allen, leitete ihre Stiftung von dem Apostel Petrus, dem unmittelbaren Statthalter Christi, her und lehrte, daß ihre Bischöfe, als Nachfolger Petri, auch allein die apostolischen Häupter der allgemeinen Kirche seien. Die Statthalter der kirchlichen Provinzen waren die von Rom geweihten und beaufsichtigten Bischöfe, die auf den Concilien und Synoden im römischen Lateran erschienen, als Vertreter ihrer Provinzen; die Klöster in allen Ländern glichen den alten Römer-Colonieen und waren Stationen der geistlichen Herrschaft Roms wie der Cultur, und nachdem die heidnischen oder ketzerischen Barbaren in Britannien, Deutschland, Gallien und Spanien durch die unblutigen Waffen Roms bezwungen und civilisirt worden, gebot die ewige Stadt wiederum in dem schönsten Theile der Welt und schrieb ihm moralische Gesetze vor. Nicht nur die Anstalten der Völkerzucht: Bisthümer, Klöster, Missionen, Schulen, waren urspünglich von Rom ausgegangen, sondern auch die Sprache des Cultus wie der Schule unter den Barbaren war die römische; die heilige wie die profane Literatur, die Musik, die Kunst zu bauen und zu malen kam aus Rom. Viele Jahrhunderte hindurch galt Rom als die wahrhafte Gesetzgeberin, Lehrerin und Mutter der Völker, welche sie in dreifacher Weise zu einer Einheit verband, zu einer geistlichen im Papstthum, zu einer weltlichen im römischen Kaiserthum, dessen Krone die deutschen Könige dort empfingen, und zu einer Einheit und einem Centrum der Cultur im Allgemeinen. Jedoch die Schicksale Roms und der Welt wiederholten sich zwei Mal, und es waren wieder die Germanen, welche im 16. Jahrhundert die Herrschaft des zweiten Roms zwar nicht stürzten, aber doch durch einen rasch und weit sich verbreitenden Abfall, namentlich eines großen Theiles der germanischen Bevölkerung, beschränkten.

II. Topographie Roms.

Es gibt wenige Städte, welche so großartige Massen, so malerische Gruppen darbieten, wie Rom, welches, seitdem der Monte Pincio, der Janiculus und der Vaticanus zu den 7 alten Hügeln hinzugekommen sind, von der Tiber in zwei sehr ungleiche Hälften getheilt wird. Die Unebenheit des Bodens kommt solchem Effect sehr zu Hülfe: bald hebt, bald senkt er sich, die Hügel scheinen von selbst ihre Scheitel darzubieten, um Kirchen und Paläste zu tragen, und gewähren zugleich den Vortheil, mitten in der Stadt selbst große Theile derselben überschauen zu lassen. Vor allen bietet an der Nordseite der **Monte Pincio** eine prächtige Scenerie und eine entzückende

Aussicht, zunächst auf die immer belebte Piazza del popolo mit dem ersten (schon unter Augustus) aus Aegypten nach Rom gebrachten Obelisk (24 Meter hoch), den Papst Sixtus V. durch seinen Baumeister Fontana hier aufstellen ließ. Ueber diesen Platz hinaus umfaßt der Blick die drei geradlinigen Straßen (der Ripetta, des Corso und del Babuino d. h. des Pavian auf dem Brunnen), welche, unabsehbar lang, einen großen Theil der neuen Stadt durchschneiden. In der Ferne, jenseit des Stromes, schließt das wunderbare Panorama der gigantische Bau St. Peter's, dessen Riesenkuppel sich bei Sonnenuntergang scharf abzeichnet an dem hochgerötheten westlichen Himmel, gegen den der längliche Höhenzug des Monte Mario (außerhalb der Stadt) mit seinen Villen und Cypressen dunkel absticht. Dicht am Abhange des Hügels liegt die Villa Medici, jetzt Accademia di Francia, weil sie seit 1861 der von Ludwig XIV. gestifteten (früher am Corso befindlichen) französischen Akademie der Maler eingeräumt ist. Stipendiaten der Pariser Akademie genießen hier freien Unterricht. Unter den zahlreichen Villen des Monte Pincio und seiner nächsten Umgebung sind die drei sehenswerthesten: a) die Villa Ludovisi mit Antiken ersten Ranges (dem ruhenden Mars nach Scopas, dem kolossalen Junokopf nach Polyklet u. s. w.); b) die Villa Albani mit der reichsten aller italienischen Privatsammlungen, aus welcher bei der französischen Invasion nicht weniger als 294 Statuen nach Paris geschleppt wurden, die bei der Rückerstattung zum Theil wegen der Transportkosten verkauft worden und in die Pinakothek nach München gekommen sind; c) die Villa Borghese, berühmt durch ihre herrlichen Parkanlagen und die Liberalität, mit der ihre Besitzer, die Fürsten Borghese, Einheimischen und Fremden nicht nur täglichen Zutritt, sondern auch Volksspiele (Tombola u. s. w.) gestatten; das „Statuen-Casino" derselben enthält eine erst in der neuern Zeit angelegte Sammlung zum Theil bedeutender Antiken. Am Südende des Pincio gelangt man zur hoch über dem spanischen Platze gelegenen Kirche S. Trinitá de' monti, vor welcher eine römische Copie des ägyptischen Obelisken auf der Piazza del popolo steht, die aus den Sallustischen Gärten herstammt. Eine Fortsetzung des Pincio scheint die Höhe des **Quirinal** zu bilden. Vor dem gleichnamigen Palaste, der ehemaligen Sommerresidenz der Päpste, gewährt die jüngst erweiterte Piazza di Monte Cavallo (mit den kolossalen Statuen des Castor und Pollux als Rossebändigern) einen herrlichen Niederblick auf das Häusermeer Roms.

Den Mittelpunkt des alten Rom bildet das **Capitol.** Steigt man den breiten Aufgang zum Capitol hinan, so hat man vor sich die Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel, das wunderbarste Broncepferd des römischen Alterthums, den Boden stampfend mit seinem mächtigen Hufe. Auf dem südwestlichen Gipfel des capitolinischen Hügels liegt der stattliche, von der preußischen Gesandtschaft benutzte Palast Caffarelli, auf dem nordöstlichen

höhern die Kirche S. Maria Araceli, erbaut aus milden Beiträgen im entsetzlichen Pestjahre 1348. Die, beide Hügel trennende, Vertiefung (einst das Asyl) bildet die Piazza del Campidoglio mit den Gebäuden, welche die Museen, namentlich die ausgezeichnete Sammlung von Antiken im Museo Capitolino enthalten. Im Hintergrunde steht der Senatoren-Palast mit seiner herrlichen Freitreppe, erbaut auf den Resten des Tabularium der alten Republik, welches die Archive und die Schatzkammer enthielt. Der viereckige Thurm, dessen Glocke sowohl den Tod des Papstes als den Anfang der Carnevalsbelustigungen im Corso verkündet, gewährt die großartigste Aussicht über Alt-Rom. Unten in der Tiefe erblickt man das Forum, jetzt Campo vaccino (Kuhmarkt), mit den Trümmern seiner Tempel. Links steht der Triumphbogen des Septimius Severus, mit wohl erhaltenen Sculpturen, welche an die Siege dieses Kaisers über die Parther erinnern. Etwas rechts von ihm die Reste vom Unterbau des Concordientempels, wo Cicero gegen den Catilina sprach; neben diesem drei Säulen von dem Tempel des Vespasianus (?); ziemlich in der Mitte die korinthische Marmorsäule des byzantinischen Kaisers Phokas, „für die zahllosen Wohlthaten seiner Frömmigkeit vom Exarchen Smaragdus 608 errichtet". Weiterhin führen die Baumreihen der Via sacra, die Oede des verwüsteten Forums mit ihrem freundlichen Grün verdeckend, einerseits an den (einen großen Theil des Palatin einnehmenden) Farnesischen Gärten vorüber, andererseits vor dem Faustinentempel (in welchen die Kirche S. Lorenzo in Miranda hineingebaut ist), dem Tempel der Penaten (S. Cosma e Damiano) und der Basilika Constantin's vorbei auf den einfachen Bogen des Titus zu, dessen Reliefs auf den Innenwänden den Triumph des schon vergötterten („divi") Kaisers über die Juden und die reiche Beute aus dem Tempel zu Jerusalem (den Schaubrodtisch und den siebenarmigen Leuchter) darstellen.

Jenseit der Grenzen des Forums wird das Bild immer weiter und großartiger. Zur Rechten decken Trümmermassen in allen Formen, mit modernen Wohnungen vermengt, den breiten, flachen Rücken des **Palatinischen Hügels**, der in den ältesten Zeiten die Altstadt (urbs quadrata) trug, später die verschwenderische Pracht der kaiserlichen Hofburgen (Palazzi dei Cesari), die schon Alarich und Geiserich größtentheils zerstörten, so daß der an Prachtbauten einst reichste Hügel Roms zum ärmsten herabgesunken ist und jetzt nur noch ein archäologisches Interesse hat. Hier haben Kaiser Napoleon III. (welcher 1861 vom Exkönige Franz von Neapel die Villa Farnese mit ihren Terrassen kaufte) und Pius IX. in neuester Zeit wetteifernd Ausgrabungen ausführen lassen, die einen Rest des Unterbaues des Tempels des Jupiter Stator und eine Reihe von Gewölben der Caligula-Bauten freilegten. Am umfassendsten sind hier die Ruinen des Flavischen

Kaiserpalastes (des Domitian), der den Höhepunkt der Pracht im Palastbau bezeichnet und in seiner Anlage noch ziemlich klar vorliegt.

Zwischen dem Palatinus, dem verödeten Celio, und dem Colosseum steht der wohlerhaltene Triumphbogen Constantin's als des ersten christlichen Kaisers, mit drei Durchgängen, deren (8) Marmorstatuen und Reliefs wahrscheinlich einem Denkmal Trajan's entnommen sind. An der entgegengesetzten Seite des Palatinus, in dem Thal zwischen Palatinus und Aventinus, gründete König Tarquinius Priscus den Circus maximus für die Wettrennen, welchen Nero nach dem Brande Roms (66 n. Chr.) bis zu 250,000 Sitzplätzen erweiterte. Nur wenige Spuren sind von demselben übrig; er enthält jetzt den ärmlichen Friedhof der Juden, die fast ausschließlich das benachbarte, enge Ghetto bewohnen. An der Nordseite des Circus lag der einstige Rindermarkt, das Forum Boarium, ein geräumiger Platz, reich an Tempeln und an anderen Denkmälern der ältesten Zeiten, von denen noch der kleine Tempel der Vesta (oder vielmehr des Hercules?) erhalten ist und mit seinen 19 (einst 20) schlanken Marmorsäulen eine der schönsten Staffagen der Veduten Roms von den benachbarten Brücken bildet. Unweit des Flusses baute Julius Cäsar das prächtige Theater des Marcellus, welches erst Augustus vollendete und nach seinem Neffen Marcellus benannte. An der Außenseite desselben sieht man noch bedeutende Reste der offenen Bogenstellungen (wie am Colosseum), und zwar in dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung übereinander; ein Drittel des untern Stockwerkes deckt der durch Schutt erhöhte Boden. — Südöstlich vom Capitol tritt uns der Riesenbau des Colosseums entgegen, das ehemalige Amphitheatrum Flavium, von Flavius Vespasianus errichtet, von seinem Sohne Titus eingeweiht (80 n. Chr.). Ursprünglich zu den Gladiatorenspielen und Kämpfen mit wilden Thieren*) bestimmt, ward es im Mittelalter bald Theater, bald Burg (der Frangipani im 12. und 13. Jhrhdrt.), bald Steingrube (um Travertinquadern für die Neubauten des venetianischen und des Farnesischen Palastes, so wie für den berühmten Renaissancebau der Cancelleria zu liefern), bald Fabrik, bis endlich 1741 Benedict XIV. durch ein Breve diese riesigste aller Ruinen vor weiterer Unbill schützte. Pius VII. restaurirte die Ostseite, Leo XII. die Westseite, Pius IX. die Treppen.

Hinter dem Colosseum erscheinen die weitläufigen Gebäude des Lateran, mit seinem Obelisken von rothem Granit, dem bedeutendsten (45 Meter hoch) Roms, den Constantin der Große aus Heliopolis herbeischaffte und Constantius im Circus maximus aufrichtete, wo er später 6 Meter tief unter der Erde in drei Stücken aufgefunden und unter Sixtus V. von Fontana

*) So feierte Kaiser Philippus im Jahre 248 hier das tausendste Jahr der Stadt Rom mit blutiger Pracht: 2000 Gladiatoren, 32 Elephanten, 10 Tiger, 10 Hyänen, 30 Leoparden, 70 Löwen u. s. w. wurden preisgegeben.

vor dem von ihm hergestellten neuen Palaste wieder aufgerichtet wurde. Dieser Lateran-Palast ist fast nie von den Päpsten bewohnt worden, theils wegen der weiten Entfernung von S. Peter, theils wegen der ungesunden Luft in der wenig belebten Region. Nach mehrfachem Wechsel der Bestimmung (eine Zeit lang diente er als Waisenspital) wurde er unter Gregor XVI. in ein Sculpturen-Museum umgewandelt, welches der Ueberfüllung des Vatican abhelfen sollte; dem „profanen" Museum fügte Pius IX. ein „christliches" Museum hinzu, welches theils Sarkophage aus den Katakomben und den alten Basiliken enthält, theils eine Sammlung alt-christlicher Inschriften, meist ebenfalls aus den Katakomben, welche ein dogmatisches, historisches und künstlerisches Interesse bietet. Wie unmittelbar an den Vatican die Peterskirche, so stößt auch unmittelbar an den Lateran-Palast die Kirche S. Giovanni in Laterano „omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput". Kaiser Constantin der Große schenkte um 323 die seiner Gemahlin Fausta gehörenden Wohnungen der Familie Lateranus auf dem Cälius dem Papste Sylvester und weihte dort dem h. Johannes diese Kirche, als eine bischöfliche, weßhalb bis noch in die neueste Zeit die Päpste nach ihrer Krönung feierlich Besitz von der Lateran-Kirche nahmen. Im Laufe der Jahrhunderte hat die „Basilika" eine ganze Reihe verschiedener Restaurationen erfahren, so daß ihr von ihrer früheren Epoche fast nichts geblieben ist, als die alten schönen Mosaiken in der Tribüne und der Porticus, welcher die Tribüne umzieht. Dem Lateran-Palast gegenüber liegt die Capella Sancta Sanctorum mit der heil. Stiege (scala santa), welche, als die Treppe, über die Christus den Leidensgang antrat, nur mit den Knieen bestiegen wird. Sie war die Hauscapelle der Päpste (wie jetzt die Sixtina) und zugleich Schatzkammer der angesehensten Reliquien.

Weiter erscheint das ganze Stadtviertel der Monti, die öden Hügel des **Esquilin** und **Viminal**, meist nur von der ärmeren Volksclasse bewohnt, sodann die Ruinen der Titus-Thermen, von diesem menschenfreundlichen Kaiser über Theilen des „goldenen Hauses" Nero's erbaut, um durch eine populäre Anlage rasch das Andenken an den Tyrannen zu tilgen. Die Ausgrabungen unter der französischen Regierung (1811—1813) haben die unter den Thermen liegenden Theile des „goldenen Hauses" wieder zugänglich gemacht und äußerst elegante Wandmalereien im pompejanischen Stile aufgedeckt. In der Nähe, an dem Wege von dem Colosseum nach dem Lateran, liegt die Kirche S. Clemente, eine derjenigen, welche sowohl die Bauform der ältesten christlichen Basiliken als die früheste mittelalterliche Frescomalerei (in der erst 1858 wieder zugänglichen Unterkirche) am lebendigsten vergegenwärtigen. Auf der südwestlichen Anhöhe des Esquilinus baute die Kaiserin Eudoxia, Valentinian's III. Mutter, die Basilika S. Pietro in Vincoli, enthaltend das berühmte Grabmal des Papstes Julius II. von Michel Angelo, für welches Bramante die Peterskirche schaffen sollte. Weiter links (nord-

östlich) auf dem Gipfel des Esquilinus erhebt sich Roms größte dreischiffige Basilika, S. Maria Maggiore, so benannt, als die erste Kirche, welche in Rom der h. Jungfrau geweiht wurde (im J. 352). Hier, wo an der allgemeinen Anordnung im Ganzen wenig geändert ist und spätere Zusätze sich mit einer gewissen Bescheidenheit untergeordnet haben, erkennt man recht das Majestätische und Harmonische der alten Basilikenform. Im Innern fesselt sogleich den Blick die leuchtende Reihe der 36 antiken jonischen Säulen aus weißem Marmor, die geschmackvolle flache Decke, zu welcher das erste aus Amerika gekommene Gold unter Alexander VI. verwandt wurde, und der große Triumphbogen mit Mosaiken, welche die Glorification der Gottesmutter darstellen. Auf dem Platze vor derselben steht ein ebenfalls von Fontana unter Sixtus V. aufgestellter Obelisk mit fast unleserlichen Hieroglyphen. Von diesem Platze führt, in einiger Entfernung von dem eingestürzten Tempel der Minerva medica, dem großartigsten Kuppelbau der alten Zeit nächst dem Pantheon, eine lange gerade Straße durch die mit antiken Inschriften geschmückte Porta Tiburtina (jetzt Porta S. Lorenzo) zu einer der interessantesten Kirchen Roms, S. Lorenzo fuori le mura, welche Kaiser Constantin über einer Krypta (mit den Gebeinen des Märtyrers) erbaute. Ungeachtet aller Erneuerungen (zuletzt noch in den J. 1864—67) und Anbauten (wie die Vorderkirche aus dem 13. Jhrhdrt.) hat sie noch viel von ihrem alterthümlichen Charakter bewahrt: 22 antike Säulen von verschiedenem Durchmesser und Material theilen die Kirche in drei Schiffe; zu beiden Seiten des um ein Geringes erhöhten Chores steht je ein Ambo, von denen der linke, für das Ablesen des Evangeliums bestimmte, mit Porphyr- und Marmorplatten und eingelegter Steinarbeit wohl der schönste in Rom ist. Die benachbarte Basilika S. Agnese, in welcher die Anordnung mit zwei Geschossen ganz durchgeführt ist, kam allmählich so tief unter die erhöhte Straße zu liegen, daß man jetzt von der Straße direct zu den Emporen gelangt. Dicht bei derselben liegt das Mausoleum der Constantia (für Constantia, die Tochter des Kaisers Constantin, erbaut), welches 1254 zur Kirche geweiht wurde und das seltene Beispiel einer runden Basilika darstellt.

Auf der Grenzscheide des Viminal und Quirinal liegen die Thermen des Diocletian, welche dessen Mitregent Maximian, angeblich durch die Zwangsarbeit von 40,000 Christen, ausführen ließ. Der 100 Meter lange Hauptsaal (das tepidarium für das laue Luftbad) ward unter Pius IV. durch Michel Angelo zur Kirche S. Maria degli Angeli eingerichtet. Der Hof des anstoßenden Karthäuserklosters mit seinen 100 Travertinsäulen, die vier große Hallen bilden, ist von großer Schönheit, mag er nun von Michel Angelo sein oder nicht.

An der andern (westlichen) Seite des Quirinals lagen die Kaiser-Fora: das des Augustus mit dem Tempel des Mars Ultor, das des Nerva mit einem Minerventempel und das Forum Trajani, in den

J. 107—113 n. Chr. errichtet zum Andenken an Trajan's Siege über die Dacier, welche auf der noch erhaltenen Trajanssäule (27 Meter hoch) in einem diese (in 22 Spiralwindungen) umgebenden Bande von Reliefs (mit 2500 menschlichen Figuren) dargestellt sind, freilich sehr einseitig zu Gunsten der Römer, auf deren Seite man nicht einen einzigen Soldaten fallen sieht. Anfangs trug die Säule die vergoldete Bronzestatue des Kaisers, der seine herrliche Schöpfung überschaute, seit 1587 die Bronzestatue des h. Petrus. Von der das Forum für den Geschäftsverkehr abschließenden Basilika Ulpia haben sich nur noch je 20 Säulenstümpfe der beiden Doppelporticus erhalten. Eine etwas übertreibende, weniger imposante Nachbildung der Trajanssäule ist die Colonna Antonina auf Piazza Colonna am Corso, mit Reliefs, welche die Kriege des Kaisers Marc-Aurel gegen die Marcomannen darstellen.

Das schönste und am besten erhaltene Monument der antiken Stadt ist das Pantheon, ursprünglich der Hauptsaal in den Thermen, welche Agrippa, der Freund des Augustus, als die ersten öffentlichen Bäder der Stadt errichten ließ (25 v. Chr.), der aber noch ihm für den beabsichtigten Profanzweck zu schön und nur der Götter des Julischen Geschlechtes (Mars und Venus) würdig erschien. Das Gebäude besteht aus einer gewaltigen runden Cella mit einer ringsum aufliegenden Kuppel (43½ Meter Durchmesser und Höhe), welche durch ein offenes Auge (von 8 M. Durchmesser) eine gleichmäßige Beleuchtung des weiten Raumes einläßt. Dieser Kuppelbau stellt die denkbar höchste Einheit dar und bezeichnet den wichtigsten Wendepunkt in der Baukunst des Alterthums. Schon im Anfange des 7. Jahrhunderts hat Papst Bonifaz IV. das Pantheon in eine christliche Kirche umgewandelt, die, neben ihrem schon früher und noch jetzt gebräuchlichen Namen „La Rotonda“, nun S. Maria ad martyres hieß, da eine Unzahl von Gebeinen der Heiligen aus den Begräbnißplätzen hierher gebracht wurden. Auch Rafael wählte seine Ruhestätte im Innern der Rotonda.

Der Name der benachbarten Kirche S. Maria sopra Minerva erinnert ebenfalls noch daran, daß an ihrer Stelle früher ein (von Pompejus errichteter) antiker Tempel (der Minerva) stand, der ihr als Fundament gedient hat. Sie ist der einzige, nicht gerade gelungene Versuch, den gothischen Baustil nach Rom zu verpflanzen. Man fuhr nicht fort in diesem Stile zu bauen, denn bald (um 1480) gewann der florentinische Stil großen Einfluß auf die Kirchenbaukunst in Rom. Die Kirche S. Maria dell' Anima, die Nationalkirche der Deutschen, in der das Mittelschiff ein Tonnengewölbe hat, die Seitenschiffe Kreuzgewölbe, zeigt den Kampf der Gothik mit der Renaissance.

An der Südseite der Stadt, vor der ehemaligen Porta Ostiensis, gegenwärtig Porta S. Paolo, neben welcher man die Grabpyramide des altrömischen Priesters C. Cestius sieht, liegt an der via Appia, „der Königin

aller antiken Straßen", die der Censor Appius Claudius bereits im J. 312 v. Chr. erbaute, eine Reihe antiker Grabmonumente, unter denen besonders das erste, das Grabmal der Cäcilia Metella (einer Tochter des Metellus Creticus, der die Insel Creta 66 v. Chr. unterwarf), wohl erhalten ist. Kehrt man durch die Porta S. Paolo oder die Porta S. Sebastiano in die Stadt zurück, so gelangt man in den seit Jahrhunderten fast unbewohnten Theil Roms auf dem **Aventinus**, welchen nur Vignen und einsame Klöster einnehmen. Zwischen diesen ragen die Thermae Antoninae hervor, welche Kaiser Caracalla 212 n. Chr. begann und Alexander Severus beendigte, wohl der prächtigste Gebäude-Complex des alten Rom (mit 1600 Badesitzen), der in seiner wilden Zerstörung noch eine Ahnung gibt von diesen prachtvollsten Luxusbädern der Welt, wo die kühnste Bauconstruction mit der höchsten Eleganz und zahlreichen, die Säle und Haine schmückenden Kunstwerken wetteiferte. Von der Ueberfülle dieser Ausschmückungen zeugen die Ausgrabungen im 16. Jhrhdrt., welche außer dem sog. Farnesischen Stier, dem Farnesischen Hercules, der Farnesischen Flora (alle drei zu Neapel) über 100 Statuen ans Tageslicht brachten.

Etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Stadt, unweit des Flusses, an der Stelle, wo der Leichnam des Apostels Paulus beerdigt wurde, erbaute Kaiser Constantin die Basilika S. Paolo fuori le mura, ehemals die größte Kirche der Christenheit (größer als die alte Peterskirche), welche im J. 1823 in wenigen Stunden fast gänzlich ein Raub der Flammen wurde (in Folge der Unvorsichtigkeit eines Bleideckers). Innerhalb 30 Jahren ward sie aus Beiträgen der Gläubigen und eines jährlichen Zuschusses der Regierung (von 50,000 Scudi) wieder hergestellt und von Pius IX. im Beisein von 185 Kirchenfürsten, die zur Proclamation des Dogmas der unbefleckten Empfängniß nach Rom gekommen waren, abermals eingeweiht. Wie wenig das neue Werk auch dem Verehrer der altchristlichen Kunst die vormalige Basilika ersetzen wird und kann, so läßt sich doch nicht läugnen, daß der gewaltige fünfschiffige Bau mit seinen riesigen Verhältnissen, seinem Walde von (80) schlanken Säulenstämmen aus Simplongranit (mit Basen und korinthischen Capitälen aus weißem Marmor), mit seinen kolossalen (noch nicht vollendeten) Mosaikbildern sämmtlicher (258) Päpste und (über denselben) den Frescodarstellungen aus dem Leben des h. Paulus — insbesondere aber durch seine, der Mehrzahl der römischen Kirchen so fremde, Einfachheit, einen großartigen Eindruck hervorzubringen geeignet ist.

Ueber die Engelsbrücke, die Hauptbrücke Roms, welche Kaiser Hadrian in gerader Richtung auf sein Denkmal, die sog. Moles Hadriani oder das jetzige Castello S. Angelo (Engelsburg), errichten ließ (als eine Nachahmung des Grabmals des Königs Mausolus in Halicarnaß), gelangt man in die sog. **Leoninische Stadt des Vaticans**, welche den Päpsten wiederholt als Zufluchtsstätte vor den italienischen Waffen und vor den Heeren der

deutschen Kaiser diente. Sie bildet gleichsam eine Stadt für sich und ist zuletzt bei der Einverleibung Roms in das Königreich Italien (1870) allein noch dem Papste geblieben. Indem wir derselben einen besondern Abschnitt (Nr. 54) widmen, bleibt uns noch der **Janiculus** oder die Rione Trastevere zu erwähnen übrig. Diese ist zwar nur von der untersten Volksclasse bewohnt, hat aber einige merkwürdige Kirchen, wie S. Maria und S. Cecilia, welche durch moderne Restauration von ihrem ursprünglichen alterthümlichen Gepräge fast nur die Mosaiken bewahrt haben, S. Pietro in Montorio, angeblich von Constantin dem Großen an der Stelle der Kreuzigung Petri erbaut, mit dem reizenden, kreisrunden Tempietto (Tempelchen) Bramante's, und das aus dem schattigen Dunkel seiner Piniengruppen sich erhebende Hieronymiten-Kloster S. Onofrio, welches (außer einem kostbaren Fresco von Leonardo da Vinci) das Grab des unglücklichen Torquato Tasso birgt, der hier arm und geisteszerrüttet starb (1595), als er eben seine Krönung auf dem Capitol erleben sollte. Da man gerade vom Janiculus das herrlichste Panorama der gegenüberliegenden wahrhaft „ewigen Stadt" genießt, so daß man nicht weiß, ob das Meer historischer Erinnerungen, welche alle auf einmal erweckt werden, oder die wundervollen Bauwerke aller Zeiten, oder das prachtvolle Farben- und Linienspiel der landschaftlichen Umrahmung einen tiefern Eindruck macht, so ist neben dem villenreichen Pincio (s. S. 191) gerade dieser umfangreiche Hügel vielfach zur Anlage von Villen und Palästen benutzt worden, so zur Villa Pamfili (jetzt Doria), welche nebst der Villa Borghese (s. S. 191) den Lieblingspark der römischen Welt und der Fremden bildet, zur Villa Farnesina, welche Rafael's bedeutendste Leistung seiner letzten Jahre (zwölf Darstellungen aus dem Mythus von Psyche und Amor), so wie dessen weltberühmte Galathea aufbewahrt. An der von zwei Thoren begrenzten geradlinigen Straße Lungara erhebt sich in drei hohen Geschossen der Palast Corsini, wo die Königin Christine von Schweden ihre geistreichen Zirkel versammelte und starb (1689), mit reicher Gemälde- und Kupferstichsammlung. Hinter demselben zieht sich der Garten (Villa Corsini) bis zum Janiculus hinauf und kaum irgendwo wird man so viele malerische Veduten Roms im mannichfachsten Wechsel erblicken, als hier beim allmählichen Aufsteigen.

Ein Gang durch Rom ist ein Gang durch unermeßliche Pracht und unermeßliche Ruinen. Ein ewiger Ernst umgibt diese riesenhaften Trümmer und weckt in jedem Gemüthe die gleichartige Stimmung. Daher ist es zu erklären, warum diejenigen, welche die Schicksale der Königreiche in ihrer Hand hatten, wenn das Glück sie von ihrer Höhe niederwarf, in den Erinnerungen Roms die Tröstungen suchten für ihre vereitelten Plane. Gustav Adolf's von Schweden gelehrte Tochter und Nachfolgerin, Christine, der Kron-Prätendent Karl Eduard Stuart von Großbritannien, Karl IV. von Spanien, der dem eigenen Sohn den wankenden Thron seiner Väter überlassen mußte, die

greise Mutter des größten Feldherrn der neuern Geschichte, der mit kaiserlicher Hand das Scepter Europa's führte, sie, die Mutter mit allen ihren Söhnen, denen die Kronen vom Haupte gesunken, endlich der letzte bourbonische Beherrscher Neapels, sie alle suchten in Rom, am Grabe der größten Vorzeit, die Rast von ihren Mühen, die ihrem Glücke gleich kamen.

---

54. Die Leoninische Stadt (die Peterskirche und der Vatican).

(I. Nach G. H. von Schubert, Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien; II. nach Moritz v. Kalckstein, Rom und die Campagna, beide mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Schon der elliptische Platz vor der Peterskirche bereitet den Eindruck vor, welcher den Sinnen im Innern des hehren Gebäudes selber aufbewahrt ist. Es ist der schönste amphitheatrale Raum der Neuzeit, durch die einfach großartige Colonnade Bernini's mit ihren 284, durchschnittlich 15 Meter hohen Travertinsäulen der würdigste Vorhof der Weltkirche. In seiner Mitte steht ein ägyptischer Obelisk, welcher an Höhe (25½ Meter) manchem unserer Thürme gleich kommt, der einzige in Rom, der aufrecht und deßhalb Monolith blieb. Neben dem Obelisk steigen zu beiden Seiten die mächtigen Wasserpyramiden der 13 Meter hohen Springbrunnen empor, mit deren rauschenden Wellen eine kühlende Luft spielt. Zwei bogenförmige Hallen, von vier Reihen von Säulen getragen, daher je 3 Schiffe bildend, umgeben zu beiden Seiten den Platz und gewähren in den verschiedenen Zeiten des Tages erquickenden Schatten.

Schon der erste Plan der Kirche, den Bramante unter Julius II. entwarf und auch auszuführen anfing, erschien großartig genug; doch erst der Geist des großen Michel Angelo Buonarotti gab dem Gebäude seine ganze hehre Gestaltung und ergoß in diese Ueberfülle des Prächtigen den Geist der Würde und des Ernstes, der uns hier überall begegnet. Er griff kühn in den anfänglichen Plan des Bramante, die Form des Tempels nach einem lateinischen Kreuz zu bilden, und strebte vielmehr der Form eines griechischen Kreuzes nach; er schuf auch das hehre Gewölbe der Kuppel, das größte architektonische Wunderwerk der Erde, das mit dem auf ihr ruhenden Kreuze bis zur Höhe von 146 Meter emporsteigt. Die Façade ward erst in späterer Zeit (1612) von Maderna vollendet, welcher die Form des anfänglichen Grundrisses (die des lateinischen Kreuzes) durch seinen Anbau wieder hervorzuheben suchte.

Die Vorhalle, zu welcher fünf Eingänge führen, ist das Meisterwerk Maderna's, wohl der schönste moderne Bau Roms. An den beiden Enden stehen zwei Reiterstatuen, Karl der Große und Constantin der Große,

letzterer von Bernini; über dem mittlern Eingange sieht man Giotto's berühmte Mosaikarbeit (aus dem J. 1298), die sogenannte Navicella (das Schifflein), welches die Kirche als das im Sturm segelnde Schiff darstellt, während S. Petrus auf den Wogen zu Christus wandelt. Die Mitte der Galerie über der Vorhalle bildet die päpstliche Loggia, wo am Osterfeste der Papst den Segen ertheilt.

Beim Eintritt in die Kirche selber wird das Auge anfänglich eben so getäuscht, wie bei einer erstmaligen Reise in die Hochalpen. Man sieht zwar deren Gipfel bis zur Region des ewigen Schnees emporsteigen, aber man kann es zuerst nicht glauben, daß z. B. die grünen Sträuchlein, welche man vom Zuger-See aus auf dem „Hügel" des Rigiberges stehen sieht, Tannen von mehr als 30 Meter Höhe sein sollten, und daß vom See an bis zu diesem Gipfel hinauf der Weg sich 4 Stunden dehnen sollte; bis zuletzt der Fuß, nicht ohne große Ermüdung, die Räume vom Thal bis zur Höhe durchmessen und nun das Auge das richtige Beurtheilen solcher Maßstäbe gelernt hat. So ergeht es dem Fremdling anfänglich auch bei dem Hineinblicken in das Tempelgebäude St. Peter's, das weniger eine stille Stätte der Andacht, als „die Ceremonienkirche des Papstes" ist. Dieser Riese stellt sich so dem betrachtenden Auge als das ganz Gewöhnliche dar, was man in allen Kirchen sieht, und darum glaubt man auch, es sei nur das Gewöhnliche. Es stehen alle Theile unter einander und zu dem Ganzen in so vollkommenem Einklang. Aber mit jedem Male, da man diesen Tempel von Neuem sieht, erscheint er mächtiger und erhabener, es ist, als wüchse mit jedem neuen Betrachten das große Werk selber an innerer Größe und Bedeutendheit, während es nur das Auffassungsvermögen der Seele ist, welches sich erweitert und erhöht. So ergeht es auch, wenn man vom Boden der Kirche zu dem Gewölbe der hehren Kuppel emporblickt und die Bilder der vier Evangelisten betrachtet. Der schreibende Engel bei dem Evangelisten Matthäus erscheint in dieser Höhe nur von der Größe eines dreijährigen Kindes, die Feder in seiner Hand als eine gewöhnliche Feder; wenn man aber bis zur Laterne der Kuppel emporsteigt und nun unmittelbar neben und unter jenen Bildern steht, wie klein kommt einem da nicht etwa bloß die Hand, sondern der ganze Leib, dem diese Hand gehört, neben der Feder des Engels vor! Diese Kuppel bleibt an Erhabenheit, Leichtigkeit und Schönheit der Form, so wie an Größe und Kühnheit der Construction unerreicht. Sie wird von vier starken Pfeilern (mit 5 M. hohen Statuen) getragen, und steigt gewaltig, nach dem Vorbilde des Pantheon, vom Dache bis zur Kreuzesspitze noch 94 Meter auf; Treppen führen zur innern Galerie, deren Umgang einen interessanten Hinabblick in die Kirche gewährt. Weiter steigt man zur Laterne empor, von deren innern Galerie der Anblick der Kirche fast schwindelerregend wirkt, an deren äußern Brüstung man aber einen unvergleichlichen Anblick auf die Campagna bis zum Meere, über die ganze Stadt und den Außenbau der Kirche

genießt. — Man zählt in der Peterskirche 46 Altäre; die Altargemälde, nach Gemälden von Rafael und andern großen Meistern, sind größtentheils Mosaikarbeiten, welche mit bewunderswürdiger Treue die Werke der Malerkunst nachbilden. Die Begräbnißgruft der Apostel Petrus und Paulus unter dem Hochaltare ist mit dem kostbarsten architektonisch edlen Gestein ausgeziert; 89 vergoldete Bronze-Lampen, von ehernen Füllhörnern getragen, beleuchten sie Tag und Nacht. Eine Doppeltreppe von griechischem Marmor führt zum vertieften Raume hinab, wo die von Canova (1822) gefertigte Bildsäule Pius' VI. aufgestellt ist. Die Bekleidung der Wände, des Fußbodens und der Nische ist vom kostbarsten Material. Auch im Einzelnen ist dieser Tempel das Vorbild eines Baues, zu welchem die Fürsten und Mächtigen aller Reiche der Kunst ihre besten Gaben gebracht haben und wozu die Tiefe der Erde die Fülle des edlen Gesteines und Metalles gespendet hat. Obgleich ein großer Theil des kostbarsten Baumateriales der Herrlichkeit des alten Roms entnommen, und namentlich der Hochaltar mit seinen Säulen und seinem Baldachin-Dache aus den ehernen Balken des alten Pantheons bereitet wurde, hat dennoch der Bau und die Ausschmückung der Peterskirche 50 Millionen römische Scudi (260 Millionen Franken) gekostet.

Unmittelbar an die Peterskirche stößt das kolossale Gebäude des Vaticans, welches 22 Höfe einschließt, der Zimmer aber mehr als 6000 (nach einigen Angaben gar 11,000) enthält. Die von Bernini erbaute Verbindungstreppe von S. Peter zum Vatican, die Scala regia, weil sie nach der Sala regia oder dem Empfangszimmer für Könige und deutsche Kaiser führte, ist jetzt der Aufgang zu der berühmten Sixtinischen Capelle, der eigentlichen Haus- und Hofcapelle des vaticanischen Palastes, die von ihrem Erbauer, dem Papste Sixtus IV. (1473), ihren Namen erhalten hat. In diesem berühmten Kunstheiligthum hat sich Michel Angelo durch seine großartigen Fresken ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Sein Hauptwerk, das jüngste Gericht, die gewaltigste Conception und ein Prototyp für alle späteren Arbeiten, die diesen Gegenstand zum Inhalt haben, ist die sinnliche Verkörperung der dichterischen Gestalten Dante's in seiner göttlichen Komödie. Dieses letzte Frescobild des großen Meisters, das die ganze, 20 Meter hohe Rückwand der Capelle ausfüllt, wurde nach einer neunjährigen Arbeit am Christfeste 1541 enthüllt. Eine unübertrefflich meisterhafte Darstellung ist der Nachenlenker Charon, der die Verdammten, in deren Antlitz sich die angstvolle Verzweiflung und die Qualen des erwachten Gewissens in entsetzensvoller Wahrheit abspiegeln, über die Fluten des Acheron, dem Höllenrichter Minos entgegenführt, wobei neutestamentarische Vorstellungen mit den Mythen der Heidenwelt sich in einem merkwürdigen Eklekticismus vereinigen. Dieselbe Fülle genialer Inspiration hat Michel Angelo in dem Deckengemälde der Sixtinischen Capelle, welches die Schöpfungsgeschichte darstellt, entwickelt, einer früheren Arbeit, die der große Meister, ungeachtet der Unerschöpflichkeit

des Stoffes, Erschaffung der Welt, Schöpfung des ersten Menschenpaares, Sündenfall, Opfer Abel's und Kain's, Sündflut, Noah's Dankopfer, in nicht länger als 22 Monaten vollendete. Auf den Zwickeln des Gewölbes malte Michel Angelo sieben Propheten als die alttestamentlichen Verkünder des Heils und fünf Sibyllen als die heidnischen Heilsprophetinnen, kolossale Gestalten, von der sie erfüllenden Macht religiöser Offenbarung aufs tiefste ergriffen.

Wie Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle, so hat Rafael in den Loggien und Stanzen des Vaticans Schöpfungen von wunderbar fesselnder Schönheit hinterlassen. Diese Loggien sind Säulenhallen mit Fresken, die sich gegen den inneren Hofraum des vaticanischen Palastes öffnen. Nur die Entwürfe der Fresken der mittlern Arkadenreihe rühren von diesem großen Meister her; die Ausführung der meisten derselben hat er seinen Schülern überlassen. Unbezweifelt von Rafael selbst ist das schöne Bild, das den Geist Gottes mit fliegendem Gewande über den Wassern schwebend darstellt, und im Sündenfall die Gestalten des Adam und der Eva, denn die Eva trägt unverkennbar die Züge seiner Geliebten Fornarina.

Unmittelbar nach den Loggien betritt man die Stanzen Rafael's, die einstigen Prunkgemächer der Päpste Julius' II. und Leo X. Als 1508 der damals erst 25jährige Rafael am Hofe Julius' II. erschien, wurde diesem jugendlichen Meister, dessen Genie schon alle seine Zeitgenossen verdunkelte, die Ausschmückung dieser Zimmer, an denen bereits vor ihm mehrere Maler gearbeitet hatten, übertragen. Alle schon fertigen Malereien wurden zerstört, nur die Fresken Perugino's, seines Lehrers, vermochte Rafael's Pietät der Vernichtung und Vergessenheit zu entreißen. Die in dem Saale des Constantin befindlichen Fresken sind erst nach Rafael's Tode, nach dessen hinterlassenen Entwürfen, durch Giulio Romano und andere Künstler ausgeführt. Ihr Inhalt ist der Sieg des Christenthums über die heidnischen Elemente im römischen Staatsleben durch die Erhebung der Kirche Christi zur Staatsreligion. Ein Kreuz mit den Worten in hoc signo vinces, das nach der Legende dem Kaiser am Himmel erschien, verheißt demselben den Sieg über seinen heidnischen Gegner Maxentius. Dann folgt die Schlacht an der mulvischen Brücke, ein Gemälde von wunderbar fesselnder Wirkung, das vorzüglichste aller Schlachtstücke. Unter den mit meisterhaft dramatischem Effect gruppirten Gestalten der Kämpfenden ragen mächtig die beiden feindlichen Gegner hervor, Constantin mit hochgeschwungenem Speer, und der mit seinem Roß in die Tiber herabgestürzte Maxentius, der in verzweiflungsvollem Kampf mit den Fluten des Stromes das gegenseitige Ufer zu erreichen strebt. — Das zweite Zimmer, die Segnatura, enthält die gedanken- und poesiereichsten Fresken, die sowohl dem Entwurf als der Ausführung nach Rafael allein angehören, der dieselben 1511 vollendete. Die Aufgabe, die sich Rafael hier stellte, war die Culturentwicklung des weltgeschichtlichen

Geistes des Menschengeschlechtes in seinen Hauptphasen, der Religion, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz. Die hervorragendste Allegorie in dem die Religion versinnlichenden großen Wandgemälde ist Rafael's Erstlingsarbeit, die berühmte Disputa oder der Streit der Theologen über die Dreieinigkeit. Diese erscheint in der Gestalt des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, über einem Altar, um welchen sich die Kirchenväter, in ihrer Mitte Papst Innocenz III., die eigentliche Stütze der Hierarchie, gruppirt haben, welche den Streit der an dem Fuß des Altars versammelten Theologen durch den Hinweis auf den die Einheit im Glauben repräsentirenden Dom des S. Peter zu schlichten versuchen. Von Frische, Anmuth und Großartigkeit der Gestaltung sind die die Poesie und die Philosophie darstellenden Abtheilungen. Apollo mit der Geige, eine seit dieser Zeit sich oft wiederholende Künstlercaprice, umgeben von den Musen, hat um sich auf dem Parnaß die ganze Reihe dichterischer Größen von Homer bis abwärts zu Dante, Petrarca, Boccaccio, Tasso versammelt. Dann folgt das herrliche Wandgemälde der Entwicklungsstufen der Philosophie. Wir erblicken hier Pythagoras, Ptolemäus, Socrates, Plato, Aristoteles und die aus den Hauptrichtungen im Geistesleben des alten Hellas, dem Idealismus und Realismus, hervorgegangenen Schulen der Akademiker, Peripatetiker, Epicuräer und Stoiker. Den Abschluß der Segnatura macht die Rechtspflege. Unter der Aegide der Göttin Themis mit Wage und Schwert übergibt der Kaiser Justinian seinem Großkanzler, dem großen Rechtslehrer Tribonian, die Pandecten, als den Inbegriff der weltlichen Rechte, während Gregor IX. in die Hand seines Cardinalsecretärs die päpstlichen Decretalen legt. — Von den Wandgemälden der Stanza des Heliodor, die ihren Namen von dem Bilde hat, das die Vertreibung des tempelräuberischen Schatzmeisters des Königs Seleucus IV. von Syrien aus dem salomonischen Tempel darstellt, fesselt der Rückzug Attila's aus dem römischen Gebiet vor Papst Leo I. d. Gr. Von nicht minder bedeutender Wirkung ist das Frescobild der letzten Wand, die Befreiung des Apostel Petrus durch einen Engel aus dem Gefängnisse des Capitols. — In der Stanza del Incendio stellt Rafael die furchtbare Feuersbrunst dar, die unter Leo IV. Rom verwüstete. Während überall Schrecken, Verwirrung und Rathlosigkeit herrscht, gebietet der auf der Loggia des Palastes erscheinende Papst in ruhiger Erhabenheit, mit weit vorgestrecktem Arm, durch das Zeichen des Kreuzes den Flammen Stillstand. Diese Composition gehört zu den dramatisch wirksamsten Rafael's, die Ausführung rührt von Giulio Romano her.

Eine andere Welt erschließt sich dem Beschauer, wenn er aus den Loggien und Stanzen in die, den plastischen Kunstschöpfungen geweihten Säle tritt. In der Gemäldesammlung (Pinacoteca), von Pius VII. aus den (42) Meisterwerken gebildet, welche 1815 aus Paris nach Rom zurückkehrten, in welcher die größten Maler aller italienischen Schulen, Tizian, Domenichino,

Leonardo da Vinci, Perugino, Guido Reni, Caravaggio, vor allen der göttliche Rafael vertreten sind, nehmen vorzugsweise drei Schöpfungen: Guido Reni's Kreuzigung des heil. Petrus, die Transfiguration Christi von Rafael und dessen Madonna di Foligno, eine hervorragende Stelle ein. Von wunderbar machtvoller Wirkung ist die Transfiguration, die letzte Schöpfung Rafael's. Mit seinen Lieblingsjüngern Petrus, Johannes und Jacobus hat der Erlöser den Gipfel des Berges Tabor erstiegen. Da strömt plötzlich von seinem Antlitz und seinen Gewändern eine Fülle himmlischen Lichtglanzes auf seine Jünger hernieder, von dessen Strahlen sie geblendet zur Erde niedersinken. Nur die den Herrn umschwebenden Propheten Moses und Elias vermögen sein in göttlicher Verklärung strahlendes Antlitz zu schauen. Noch vor der Vollendung seines Werkes ereilte den unvergleichlichen Meister der Tod; den untern Theil des Gemäldes, die Schilderung des von Teufeln besessenen Jünglings, hat daher sein Lieblingsschüler Giulio Romano ergänzt. Die Madonna von Foligno (von wo das Bild nach Paris kam) stellt die h. Jungfrau auf Wolken mit dem vom Schooße der Mutter niedersteigenden Jesuskinde mit den Heiligen Hieronymus, Franciscus und Johannes dem Täufer dar.

Die **Bibliothek**, zu welcher noch das päpstliche Archiv gehört, enthält die reichste aller gegenwärtig existirenden Handschriften-Sammlungen, auch die von Tilly in der pfälzischen Periode des dreißigjährigen Krieges dem Papst geschenkte Heidelberger Bibliothek und den literarischen Nachlaß der Königin Christine von Schweden. Den Schluß der Galerie zur Rechten bildet das sogenannte **profane Museum**, eine Sammlung vortrefflicher Miniatursculpturen in Elfenbein und Bergcrystall, etrurischer und altrömischer Broncen, Mosaiken, Schmucksachen und alterthümlicher Gefäße und Vasen. — In dem **christlichen Museum**, auf der entgegengesetzten Seite der Galerie, einer Gründung Benedict's XIV., befinden sich Denkmäler, die vorzugsweise aus den Katakomben des christlichen Alterthums stammen: Sarkophagplatten, Reliquien, Marterwerkzeuge und ähnliche Gegenstände. Daran stößt die prachtvoll ausgeführte Stanza de papiri, mit Fresken von Rafael Mengs und Handschriften auf ägyptischer Papyrusrinde aus dem 5. und 6. Jahrhundert. Durch den daran grenzenden Saal byzantinischer und italienischer Malereien (sala delle pitture) gelangt man in ein Nebenzimmer, in welchem die berühmte Aldobrandini'sche Hochzeit aufgestellt ist, eines der wenigen erhaltenen altrömischen Frescogemälde, das nach Winckelmann die Hochzeit des Peleus und der Thetis darstellt, und 1606 in Rom gefunden wurde. Länger als zwei Jahrhunderte eine Zierde der Villa Aldobrandini, hat Pius VII. 1818 dies berühmte Wandgemälde von seinem letzten Besitzer, dem Fürsten Borghese, gegen 10,000 Scudi erstanden, und durch dasselbe, als einen der merkwürdigsten Ueberreste antik-römischer Kunst, die vaticanische Sammlung bereichert.

Der Corridor der Inschriften oder die Galleria lapidaria führt nach den unabsehbaren Hallen des Museo Chiaramonti, das von seinem Stifter Pius VII. Chiaramonti, der gleichzeitig durch den Anbau des Braccio nuovo diese Galerie ansehnlich erweitern ließ, seinen Namen trägt. In dieser prächtigen, von alterthümlichen Säulen getragenen Halle erblickt man den herrlichen Silen mit dem jugendlichen Bacchus auf den Armen, das Standbild der Julia (des Titus Tochter), die vollendetste aller weiblichen Gewandstatuen der römischen Restaurationsperiode, eine Venus Anadyomene, den Athleten mit dem Schabeisen, vom Schweiß und Staub sich reinigend, nach einem berühmten Erzbilde des Lysippus, eine der besten Marmorcopien des Alterthums, und endlich die berühmte Gruppe des Nil mit seinen sechszehn Kindern. Dieses Prachtstück wurde aus dem Schutt eines alten Isistempels, bei S. Maria sopra Minerva, hervorgezogen. Auf einem marmornen Felslager liegt die 3 M. hohe Gestalt des Flußgottes hingestreckt; sechszehn Kinder, eine symbolische Andeutung des jährlichen sechszehn Ellen hohen Steigens des Stromes, in wunderlieblicher Zusammenstellung gruppirt, scharen sich in reizend neckischem Tändeln um die Gestalt des greisen Vaters, mit dessen feuchtem Haupt- und Barthaar, das in mächtiger Fülle sein in Majestät und Adel strahlendes Antlitz umwallt, die muthwilligsten der kleinen Buben ihr ausgelassenes Spiel treiben.

Den reichsten und künstlerisch bedeutendsten Theil der vaticanischen Kunstschätze enthält das Museo Pio-Clementino, das, bereits unter Julius II. gegründet, durch die Päpste Clemens XIV. und Pius VI. zu seinem gegenwärtigen Umfange erweitert wurde. Seine Hauptwerke: der Torso des Hercules, der Apollo von Belvedere, die Laokoonsgruppe, die Kolossalstatue der schlafenden Ariadne, die herrlichen Praxiteleischen Schöpfungen des Apollo Sauroktonos und der knidischen Venus, in der Sala rotonda der Kolossalkopf des Jupiter von Otricoli und der Discobol der Sala della Biga (benannt nach einem in der Mitte aufgestellten Zweigespann — biga — mit zwei Rädern) mit antiker Bezeichnung des Erzgießers Myron (Zeitgenossen des Phidias) sind großartige, unübertreffliche Kunstwerke. Die **Laokoonsgruppe**, von drei rhodischen Künstlern geschaffen, ist die in Stein verewigte Tragödie des zum Schmerzensschrei des furchtbarsten Entsetzens gesteigerten Menschenleides, das in der höchsten Gipfelung tragisch erschütternder Gewalt sich in der Mittelfigur der Gruppe, der großartig emporgehobenen Gestalt des Priesters, kund gibt. Mit dem weit ausgestreckten rechten Arm versucht der Greis, mit der letzten Kraft verzweifelter Anstrengung, sich der Umstrickung der Schlange zu entziehen, die bereits das tödtende Gift ihres Bisses in seine linke Hüfte spritzt, und zugleich mit ihren furchtbaren Knotenwindungen den zur Flucht emporgehobenen Fuß des ältesten Sohnes, zur Linken des Vaters, umschlingt; während der jüngere, an Fuß, Arm und Schultern von den einschnürenden Ringen des zweiten Ungethüms ganz

umstrickt, bereits seine rettungslose Beute geworden ist. Apollo von Belvedere ist die berühmteste und schönste aller Apollostatuen, wohl ein Werk römischer Kunst der ersten Kaiserzeit, und wahrscheinlich eine Nachbildung einer ehernen, aus Delphi nach Rom gebrachten Statue des Gottes, wofür die antik-hellenische Behandlung des Faltenwurfs der Chlamys spricht, die von der rechten Schulter über den obern Theil der Brust gegen den vorgestreckten linken Arm abfällt.

In dem Cabinet der Masken, einem kleinen, in reichstem Geschmack ausgestatteten Prachtgemach, an dessen Wände sich Marmorsitze von Rosso antico hinziehen, bewundert man die in den Fußboden eingelegten scenischen Masken, ein prächtiges Mosaik der Hadriansvilla, dann die Musengruppe in dem danach benannten Saal mit dem Apollo Musagetes.

Das Museum Pio-Clementino schließt mit einem langen Corridor, der Galleria de' Candelabri, die in 6 Abtheilungen außer den Marmorleuchtern auch Vasen, Reliefs, Sarkophage und einen großen Reichthum an Statuetten enthält. Die Fortsetzung dieses Corridors bildet die Galleria degli Arazzi mit den Tapeten Rafael's. Nach farbigen Cartons von Rafael (deren jetzt 7 in London sind) wurden diese Tapeten in Arras (daher Arazzi genannt), wo damals die berühmteste Teppichfabrik war, in Wolle, Seide und Goldfaden unter Leitung eines Schülers von Rafael ausgeführt und 1519 die ersten in der Sixtinischen Capelle aufgehängt. Sie wurden zweimal geraubt (1527 bei der Einnahme Roms durch Karl V. und wieder 1789), zuletzt von Pius VII. wieder erworben (1808). Obwohl sehr verbleicht und stark restaurirt, bekunden sie noch immer den großartigen Charakter von Rafael's Composition. Nur 10 dieser (27) Teppiche, mit der Darstellung der Geschichte der Apostel Petrus und Paulus, sind von Rafael, die übrigen wurden nach Cartons seiner Schüler nach seinem Tode angefertigt. Goethe sagt von denselben, sie seien das einzige Werk Rafael's, das nicht klein erscheint, wenn man von Michel Angelo's Fresken in der Sixtina kommt.

Andeutungsweise sei hier noch der beiden von Gregor XVI. angelegten Sammlungen des etruskischen und ägyptischen Museums gedacht, von denen das erstere durch Ausgrabungen zu Tage geförderte Säulenstümpfe, Sarkophage, Vasen, Bronzen, Terracotten, Amphoren, Trinkschalen und andere Gegenstände des häuslichen Lebens der alten Etrusker enthält. Das ägyptische Museum enthält eine Kolossalstatue des Antinous aus der Hadriansvilla, Statuen ägyptischer Gottheiten aus schwarzem Granit aus den Trümmern eines Tempels von Karnak, antike Hausgeräthe, Scarabäen und Papyrusrollen mit Hieroglyphenschrift.

Die reiche Münzsammlung ist 1797 und 1849 stark geplündert worden und gegenwärtig in neuer Anordnung begriffen. Die Mosaikfabrik im Vatican verfertigt mittels farbiger Glaspasten, deren Scala auf 10,000 Nuancen gestiegen ist, Copien berühmter Bilder, insbesondere für Kirchen.

55. Das unterirdische Rom.

(Nach Franz Xaver Kraus, Roma Sotterranea, und Th. Gsell-Fels, Rom und Mittelitalien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die römischen Katakomben (abzuleiten von cumbo = liege?) bestehen aus einem großartigen Labyrinthe von Galerieen, die im Schooße der Erde und unter den die ewige Stadt umgebenden Hügeln (nicht unter der Stadt selbst) ausgehöhlt sind. In mehreren (oft 4—5) Stockwerken über einander angelegt, kreuzen sie sich in dem nämlichen Stockwerke selbst unzählige Mal, so daß, nach de Rossi's Berechnung, die einzelnen Gänge an einander gereiht eine Linie von 876 Kilometern (etwa 120 geogr. Meilen), also fast die ganze Länge der italienischen Halbinsel einnehmen würden. Die Wände der durchschnittlich nur 1 Meter breiten Galerieen sind zu beiden Seiten von horizontalen Grabhöhlen oder Nischen durchbrochen, in denen eine oder mehrere Leichen lagen. Diese unterirdischen Anlagen dienten seit den Zeiten der Apostel bis zur Einnahme und Plünderung Roms durch Alarich (410) den Christen als Kirchhöfe (Coemeterien). Sie trugen besondere Namen, theils von den früheren Besitzern der Villen oder Gärten, in denen sie angelegt wurden, theils nach dem Namen derjenigen, die ihren Bau veranlaßten oder leiteten (wie S. Callistus), oder nach den namhaften Martyrern, die in ihnen ihre letzte Ruhestätte fanden; endlich auch nach ihrer Lage (z. B. ad catacumbas an der Via Appia). Der Eingang zu diesen Bauten, die sich wesentlich von Sandgruben (arenariae) und Steinbrüchen unterschieden, lag an der Landstraße; die Galerieen und die ebenfalls mit Grabhöhlen angefüllten Kammern waren reichlich mit religiösen Bildern geschmückt. Da die Katakomben auch die Gräber berühmter Martyrer umschlossen, so wurden sie bald ein Ziel der Wallfahrten, und es stellte sich die Nothwendigkeit heraus, dieselben zu erweitern und für bequeme Eingänge zu sorgen. Papst Damasius verfaßte eine Anzahl meist versificirter Inschriften zum Lobe der Martyrer, die er in Marmor mit besonderen kalligraphischen Formen einhauen ließ. Nachdem die Katakomben bei den Einfällen der Longobarden und anderer Feinde Roms mehrfach entweiht und geplündert worden, ließen die Päpste in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Hauptreliquien allmählich in die Kirchen der Stadt bringen. Seitdem wurden die Katakomben nicht mehr von Andächtigen besucht und geriethen fast 8 Jahrhunderte in vollständige Vergessenheit, bis im J. 1578 Arbeiter, welche ungefähr 2 Miglien von Rom, an der Via Salaria, nach Pozzolanerde gruben, unvermuthet auf eine alte unterirdische Begräbnißstätte stießen, die Gemälde mit christlichen Darstellungen, griechische und lateinische Inschriften und 2—3 mit Sculpturen versehene Sarkophage enthielt. Bald (1593) fand sich in Antonio Bosio ein Mann, der sein ganzes Leben (seit seinem 18. Lebensjahre) —

36 J. hindurch — diese unterirdische Welt zum Gegenstande seines Forschens machte. Wie schon Bosio, so machte in unserer Zeit in ausgedehnterem Maßstabe Giovanni de Rossi von schriftlichen Quellen Gebrauch, namentlich von sogenannten Itinerarien aus dem 7. oder 8. Jhrhdrt., aufgeschrieben von Pilgern, die sorgfältig alle heil. Orte, die sie in Rom besucht hatten, aufzählten und dabei vor Allem der Martyrergräber gedachten, die außerhalb Roms lagen. Der Hauptschauplatz seiner Forschungen sind

die Katakomben des h. Callistus (Papst 219—222), welche den Mittelpunkt und den wichtigsten Theil der ausgedehnten unterirdischen Todtenstadt an der Via Appia bilden. Diese Nekropole besteht aus mehreren, ursprünglich von einander unabhängigen Systemen von Gruftgängen, die heute, wie schon seit vielen Jahrhunderten, mit einander verbunden sind. Die erste Anlage der Callistus-Katakombe zur Zeit des Kaisers Marc-Aurel scheint nur christlichen Mitgliedern der Gens Cäcilia, der das Grundstück (area) gehörte, gedient und noch keinen christlichen Namen gehabt zu haben; erst um 200, als ein zweites Grundstück hinzukam, wurde sie officieller christlicher Kirchhof unter der Aufsicht des ehemaligen kaiserlichen Freigelassenen Callistus. Eine fernere Erweiterung erhielt die Callistus-Katakombe, als sie auch der officielle Friedhof der römischen Päpste wurde (statt der Vaticansgruft). In der Papstgruft ruhten in 12 einfachen loculi (zu beiden Seiten je 3 in zwei Reihen über einander) eben so viele Päpste jener Zeit (vom J. 218 an), nur mit Bezeichnung ihrer Namen, ohne Angabe der Dauer ihres Pontificates, ihres Todestages, ihrer Werke u. s. w. Von der Papstgruft gelangt man durch einen unregelmäßigen Gang zur Gruft der h. Cäcilia († 177?), deren Grab das verehrteste war, nächst dem des Martyrers Papst Sixtus II. († 440), eines jener zwölf Päpste, welcher in der Katakombe auf seiner Cathedra ermordet wurde. Am Todestage der h. Cäcilia (22. Nov.) wird diese Gruft erleuchtet und eine Messe am Grabe der Martyrin gelesen. Die Wichtigkeit der Stätte wird schon angedeutet durch die Anhäufung von Wandmalereien und durch die Menge der eingeritzten („graffirten") Namen von Besuchern. Oestlich von der Papstgruft befinden sich die 5 sog. Sacraments-Krypten, äußerst merkwürdig wegen einer zusammenhangenden Gruppe von Frescomalereien, denen eine mystisch-allegorische Ideenreihe zu Grunde liegt, vielleicht von Callistus selbst (um 197) concipirt. Diese ganze erste Area ward zur Zeit der Diocletianischen Christenverfolgung mit Grubensand verschüttet, um sie vor Profanation zu schützen. Nur die berühmten historischen Krypten und deren Umgebung wurden wieder ausgegraben, in andern Gängen und Kammern blieb der Schutt bis heute liegen. — Im zweiten Grundstück der Callistus-Katakomben sind in kühnerer Weise große Krypten und Luftschachte angebracht und größere Räume, wie die aus zwei Gemächern bestehende sog. Centralkrypte, lassen sich als Versammlungsstätten erkennen. Die Deckenmalereien sind viel weniger elegant, als die in der

ersten Area. — In der dritten Area der Callistus-Katakomben ist die Hauptkrypte die des Papstes **Eusebius**, der in Sicilien in der Verbannung starb (wie wir nur aus den Bruchstücken einer hier aufgefundenen Inschrift wissen) und um 311 hier beigesetzt wurde. Das Hauptgemach (3 M. breit, 4½ M. lang) war in alter Zeit mit besonderem Aufwand von Malereien, Mosaiken und Marmor geschmückt, von dem Vieles entwendet worden ist. — Eine vierte Area, fast unmittelbar an der Via Appia, bildet die **Lucina-Krypte** mit den ältesten christlichen Frescomalereien (aus dem 1. Jhrhdt.?), die noch den classischen Stil der antiken Kunst zeigen. Hier erscheint schon die uralte christliche Hieroglyphe, welche Christus unter dem Bilde eines Fisches darstellt, mit Bezug auf das berühmte Akrostichon, welches bei Eusebius und Augustinus als ein Fragment aus den sibyllinischen Büchern angeführt wird und das in den Anfangsbuchstaben von 25 auf einanderfolgenden griechischen Versen die Worte *ΙΗΣΟΥΣ ΧΡΕΙΣΤΟΣ ΘΕΟΥ ΥΙΟΣ ΣΩΤΗΡ* (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) enthält, Worte, von denen die Anfangsbuchstaben wieder das Wort *ΙΧΘΥΣ* (d. h. Fisch) ausmachen. Die eigentliche Centralkammer dieser vierten Gruppe enthält das **Grab des h. Cornelius**, nach welchem später diese ganze Area benannt wurde und an welchem noch im 9. Jhrhdt. Gottesdienst Statt fand. Die vielen eingeschriebenen Namen bezeichnen vielleicht die Priester, welche hier Messe lasen. Je später die Kammern angelegt wurden, desto ärmer sind sie an Malereien; die ältesten in der Area sind sämmtlich bemalt; in den vier großen Abtheilungen des sog. Coemeterium S. Soter haben von 92 Cubikeln nur zwei, und zwar allein auf der Hinterwand Malereien, und von der großen Menge von Bogennischen nur sechs.

Gegenüber den Callistus-Katakomben, auf der linken Seite der Via Appia, liegen die **Katakomben des S. Prätextatus** mit sehr alten Malereien; sie wurden erst in der jüngsten Zeit durchforscht. Vor Porta Pia liegen die **Katakomben von S. Agnese**, merkwürdig durch die Einrichtung eines Doppel-Cubiculum, getrennt durch eine Art Triumphbogen, welcher das eine als Presbyterium (mit einem Bischofssitz aus Tuff gehauen) abtrennt.

Ein besonderes Interesse gewähren die Katakomben als Quelle für das Studium der ältesten christlichen Kunst. Natürlich mußte die (relative) Blüte der schönen Künste unter den Flaviern, Trajan und den Antoninen und die große Menge von Künstlern in der Hauptstadt des Reiches, der frühzeitige Uebertritt vornehmer Personen (sogar aus der kaiserlichen Familie) zum Christenthum, vielleicht auch ihre freiere Auffassungsweise der neuen Religion die Einführung und die Entwicklung der Kunst unter den Christen fördern, wohingegen der Verfall der nämlichen Künste im 3. und 4. Jhrhdt., die allmähliche aber stets zunehmende Verarmung des Staates und der einzelnen Bürger die Vermehrung der christlichen Kunstwerke verhindern, die Zahl der

Künstler vermindern, dadurch aber den Preis der Malereien und Sculpturen steigern mußte. Die Denkmäler der altchristlichen Kunst in den Katakomben lassen sich in fünf Classen theilen:

a. Symbolische Zeichen und Bilder, wie der Anker als Sinnbild der Hoffnung und als Geheimzeichen des Kreuzes; die Taube als Symbol der in die ewige Ruhe eingehenden christlichen Seele, auch als Sinnbild des h. Geistes, und mit dem Oelzweig im Schnabel als Symbol des Friedens; der Fisch als Symbol Christi (s. S. 209) und der h. Eucharistie (gewöhnlich in Verbindung mit anderen Symbolen); außerdem noch manche Darstellungen von Thieren, Pflanzen, Geräthen (Lampe, Kranz, Krone, Schiff) mit symbolischer Beziehung.

b. Allegorische, die Parabeln des Evangeliums darstellende Gemälde, wie die klugen und thörichten Jungfrauen, der gute Hirt, der das verirrte Schaf, das er in der Wüste aufgesucht, auf der Schulter trägt, oder auch die Schafe (die Heerde Christi) führt, die seine Stimme kennen, daher oft mit der Syrinx.

c. Biblische Scenen von historischem Charakter, die jedoch nicht um ihrer selbst willen dargestellt wurden, sondern wegen des Bezuges, den die Kirche damit verband, so daß auch diese Classe wesentlich symbolischer Natur ist. Am häufigsten wiederholt finden sich Scenen aus dem Alten und Neuen Testament, welche auf die Auferstehung bezogen werden, wie Jonas, dessen Geschichte vom Herrn selbst als ein Typus seiner eigenen und der allgemeinen Auferstehung vom Tode bezeichnet wird; Daniel unter den Löwen und die drei Knaben im Feuerofen, als Beispiel von Gottes mächtigem Schutze, vielleicht als Ermuthigung für die von der heidnischen Regierung bedrängte Heerde Christi; die Auferweckung des Lazarus. Die symbolische Bedeutung solcher biblischen Begebenheiten war den ältesten Christen in hohem Grade geläufig.

d. Historische und ikonographische Darstellungen, Bilder Christi, Mariä und der Heiligen. Da die alten Christen, so oft von den Schrecken des Todes bedroht, in dem Tode nur den Weg zur ewigen Seligkeit erblickten, so gefielen sie sich darin, das Grab mit freundlichen Symbolen, mit Blumen und heiteren Weinranken zu umgeben. Daher finden sich in den Katakomben keine Darstellungen des Martyrerthums, und die Wandgemälde aus der Zeit vor Constantin stellen nie das Leiden und den Tod des Erlösers dar; die Kreuzigung findet sich nur in einem einzigen Bilde erst aus dem 6. oder 7. Jhrhdt. Portraits von Jesu und den Seinigen hat das Alterthum nicht aufbewahrt aus Abscheu gegen Alles, was nur im Entferntesten zum Götzendienste führen könnte.

e. Liturgische Bilder, im Ganzen selten, weil man der profanen Welt die Kenntniß der christlichen Geheimnisse entziehen wollte; die meisten sind aus der letzten Zeit des 2. und dem Anfange des 3. Jhrhdts., wo das

Eindringen der Heiden in die unterirdischen Todtengrüfte noch nicht zur äußersten Vorsicht mahnte. Auch führte der Künstler die Gegenstände (namentlich Taufe und Abendmahl) durch behutsame Anwendung christlicher Symbolik so aus, daß sie für das Auge des uneingeweihten Fremden durchaus unverständlich sein mußten (z. B. das Opfer Abraham's als Symbol der Eucharistie, der Fischer, der seine Angel in das Taufwasser wirft, als Sinnbild der Apostel und ihrer Nachfolger, die der Herr selbst als „Menschenfischer" bezeichnet hat).

---

56. Tivoli und seine Umgebungen.

(Nach Christ. Müller, Rom's Campagna, und Adolf Stahr, Ein Jahr in Italien.)

Tivoli liegt auf der untersten und westlichsten Abstufung des Apennins auf einer erhabenen, jedoch abgeplatteten Stelle. Es hat unstreitig eine der schönsten Ruinen in der Nähe von Rom. Dies ist der Tempel der Sibylle (oder der Vesta?). Er steht auf einem hohen Felsenvorsprung, unter dem der Anio seinen Titanensturz wagt. Man steigt den Felsen hinab, worauf jene schöne Rotunde steht, um die Vesta und Sibylla sich bei den Antiquaren streiten. Gefahrlos und auf sicherer Treppe gelangt man jetzt*) zu der Grotte Neptun's hinunter. Weinreben, Blumen, üppige Kräuter umgrünen und umschlingen den Weg, wo die Luft den Kommenden mit Silberstaub und Brillanten bestreut. Mit dem unsäglichen Toben und Brausen und Zittern versöhnt der blendende Anadyomeneschaum und die tausend schönen Wasserspiele um und über Felsenblöcken, und der Regenbogen im Sonnen- oder Mondstrahl, wo Wasserstaub dem Himmelslicht die reizende Farbenbrücke auf die Erde baut. Neben diesem Fall des Anio schießt ein anderer Arm, eingezwängt zwischen zwei Felsenwände, durch die sog. Neptunsgrotte mit so furchtbarer Gewalt in die Tiefe, daß nicht ein Fluß, sondern blendender Schnee in Lawinen herabzukommen scheint. Die Ströme vom Sturz des Anio und aus der Grotte des Neptun vereinigen sich gleich unten und schäumen dann zwischen grünen Felsblöcken zur Sirenengrotte. Zu dieser gelangt man auf einer zitternden Felsenbrücke, die sich der Anio selbst gegraben hat; dann klettert man auf der andern Seite einen Pfad hinab, den der ewige Staubregen schlüpfrig und gefahrvoll macht, zu dem Wasserschlund,

*) Der französische General Miollis, einst Gouverneur von Rom, ließ diese Treppe im Jahre 1808 aushauen und mit sicherem Eisengeländer versehen. Früher hatte man Beispiele, daß Personen auf dem durch den Wasserstaub schlüpfrigen Pfade ausglitten, fielen und in den brausenden Wasserschlund hinabstürzten, wo kein Annahen, geschweige denn Rettung möglich ist.

den man auch erst in neueren Zeiten Grotte der Sirene genannt hat, wahrscheinlich von dem Reiz und der Schönheit, die hier so mannichfach auf Erd- und Wasserreich herrschen, zu denen man aber nur durch Gefahren gelangt. Denn gleitete Jemand oben auf der Brücke aus, so würde er in den wüthenden Anio stürzen, gerade da, wo er unwillig und brausend über die neue Einzwängung in die Grotte schießt, und in ihr würde ein hinabgestürzter Mensch wohl schneller von der Wasserwuth an den Felsen zerschmettert werden, als er ertrinken könnte.*)

Wenn man nun wieder den gefährlichen Pfad hinaufsteigt, so tritt man heraus auf die Straße am Aniothal, die nach S. Angelo führt. Hier schließt sich dem Auge eine neue Herrlichkeit auf. Zunächst die herrlichen grünsammetnen Felsen zwischen blühenden Aloes und tausend duftenden Blumen, drüben die Stadt und vorn der Sibyllentempel am Felsenabhang, das ferne Brausen und Stäuben des Anio, sein friedlicher Schlangenlauf durch das schöne Thal hinter der Sirenengrotte! Hier üppiges, farbenvolles, lauttönendes Leben, und dort — die tiefe Grabesruhe der Campagna, — Rom mit seinen Thürmen und Kuppeln, und zuletzt ein schmales Silberband — das tyrrhenische Meer. Zu den früheren und antiken Naturreizen kamen in späterer Zeit noch die schönen Cascatellen oder die kleinen Wasserfälle. Diese entstehen von dem für mancherlei modernen Gebrauch, als Mühlen, Kupfer- und Eisenhämmer u. s. w., oben abgeleiteten Anio-Arm, der sich nun hinter der Sirenengrotte wieder in den mütterlichen Schooß stürzt. Die Cascatellen auf der linken Seite sind die größten und schönsten. Um ihre ganze Schönheit zu fassen, muß man in die tiefliegende Vigne gehen, welche sich, ihnen gerade gegenüber, am rechten Ufer des Anio hinzieht. Hier ist die Gewalt, mit welcher das Wasser von der Höhe herabkommt und seine Tropfen als schneeiger Staub die Tiefe erreichen, durch die Schönheit der Abstufungen und durch den blütenvollen Reiz gemildert, welcher auf der herrlichen Pflanzenwelt und auf den malerischen Felsengestalten liegt.

Etwa eine Stunde von Tivoli, unfern der Straße, die nach Rom führt, liegt die Villa Hadrian's, gegen deren Umfang selbst der riesige Vatican mit seinen immensen Höfen, Gärten, Hallen und seinen eilftausend Sälen

---

*) Seitdem wurde der Haupt-Wasserfall in Tivoli durch neue Anordnung seiner größten Schönheit beraubt. Am 8. October 1835 öffnete der Architekt Folchi in Gegenwart Gregor's XVI. dem Wasser des Anio zwei neugesprengte Stollen, um die Stadt gegen die wiederholten Ueberschwemmungen zu sichern. Im Februar 1836 hat indeß der hohe Wasserstand in Tivoli die Grotte Neptun's dem Zusammensturz nahe gebracht. Die Stollen des neuen Falles konnten die große Wassermasse nicht fassen. Der Fluß ging über die Brüstung des alten, stürzte mit Gewalt durch die Grotte, riß einen Fels, der als natürlicher Pfeiler diente, mit sich, und bedrohte die ganze obere Felsdecke mit Einsturz. Man tröstete sich, in der Ueberzeugung, daß dieser Wasserstand ohne den neuen Abzugs-Canal einen großen Theil der Stadt zerstört haben würde.

und Zimmern nicht aufkommen kann. Denn hier war die gesammte Hofhaltung eines römischen Kaisers, nebst Allem, was römisches Leben und römischer Luxus bedurfte, in dem Bereiche einer einzigen Villa untergebracht, bei deren Anlage es darauf ankam, fern von Rom, in ländlicher Zurückgezogenheit, doch Alles, was Rom irgend bot, zu ersetzen. So entstand denn hier, in dieser kaiserlichen Sommerpfalz, ein Wunderbau, dessen Ausdehnung, eine gute Viertelstunde in der Breite und nahezu eine Stunde (?) in der Länge, wohl seines Gleichen in der Welt nicht hatte. Denn außer den eigentlichen Palasträumen für den Kaiser und sein Gefolge finden wir hier die Ueberreste eines großen griechischen Theaters, dessen Umfang für das Bedürfniß einer bedeutenden Stadt hinreichen konnte, mehrere Tempel, großartige Bäder, und Schwimmteiche, wie sie sich in den römischen Thermen finden, Säulengänge zum Lustwandeln, einst mit den Meisterwerken bildender Kunst geschmückt, Nachahmungen der schönsten ähnlichen Anlagen zu Athen und Alexandria, Bibliotheken und Gemäldegalerieen, einen Circus für Spiele, Wettrennen und Gladiatorenkämpfe. Und außer allen diesen Bauten erhoben sich nun noch, verbunden mit dem Hauptpalaste des Kaisers durch unterirdische gewölbte Gänge, die Casernen für die Scharen der Kaisergarde, die den Herrn der Welt auch hierher begleitete, die „Cento Camerelle" mit ihren Säulengängen und Hallen, mehrere Stockwerke übereinander. Ein weiter, freier Platz diente als Marsfeld zu Revuen und Kriegsübungen. Dieser ganze Platz ist unterwölbt mit Hallen und Gängen. Der Führer erzählt: wenn der Kaiser Gäste auf diesen Platz geführt, habe man keinen Soldaten gesehen, und dann plötzlich seien auf das Zeichen eines Trompetenstoßes aus diesen hundert Kammern die glänzend gerüsteten Krieger wie durch Zauber aus der Erde emporgestiegen. Man braucht an drei Stunden dazu, um all diese Räume zu durchwandern. Die hohen Mauern der Hallen und Gänge stehen noch in solcher Frische da, als wären sie erst gestern vollendet. Die unteren Stockwerke liegen jetzt alle unter der Erde, und über ihnen breitet sich die grüne Vegetation eines neuen Bodens mit Gestrüpp und Gesträuch, hohen Bäumen und Gartenpflanzungen aus. Hier wurden die schönsten Mosaiken, Wandbilder, Statuen und Büsten gefunden und noch jetzt bemerkt man an Wänden und Gewölbbögen Spuren von Malerei und feiner Stuckarbeit. Unter diesen begrünten Schuttbergen, versunkenen Gebäuden, Hallen und Gewölben mit ihren Zimmern und Kammern schläft sicher noch eine ganze Welt althellenischer Kunstschönheit, die ihrer Auferstehung entgegenharrt. Von der Plastik der alten Welt ward noch Vieles und Schönes gerettet; wer aber gibt uns eine Ahnung von ihren Wunderwerken der Malerei, für welche man schon unter Tiberius so ungeheure Summen verschwendete, daß er sie in seiner Verordnung gegen den Luxus als Hauptgegenstände der überhandnehmenden Verschwendungssucht hervorhob? Von diesen ist auch nicht eine einzige Spur erhalten.

---

57. Die pontinischen Sümpfe.

(Nach Albr. v. Roon, Militärische Länderbeschreibung von Europa.)

Die pontinischen Sümpfe ziehen sich am Fuß des lepinischen Gebirges hin bis Terracina, 4½ Meile lang, 1—2 Meilen breit und sind vom Meere durch eine Reihe niederer, bewaldeter Hügel getrennt. In seiner längsten Ausdehnung ist die Mitte dieses Sumpflandes von einem Canal durchschnitten, der schon von den Alten befahren, von Papst Pius VI. wiederhergestellt worden ist, und Naviglio grande oder Linea Pia genannt wird. Zu Entwässerungszwecken sind außerdem mehrere mit demselben parallele Gräben gezogen, welche von vielen anderen winkelrecht durchschnitten werden. In Folge dieser Arbeiten sind die Sümpfe zu beiden Seiten des Haupt-Canals so wie am Fuß der einschließenden Bergreihen trocken gelegt, aber bisher keineswegs entpestet und bevölkert, da die Ursache der Versumpfung, nämlich die willkürlichen und regellosen Schlamm-Ablagerungen durch die zahlreichen kleinen, von den Nachbar-Bergen herabkommenden Gewässer, noch immer nicht gänzlich gehoben ist. Die böse Luft verbietet jede feste Ansiedelung, so einladend solche auch sein mag. Ueberall nämlich, wo der Boden entsumpft ist, da gibt er zwölf-, ja fünfzehnfache Aernten, da ist er, statt der früheren Schilf- und Binsenflächen, mit dem schönsten Rasen bekleidet, und die auserlesensten Fruchtbäume des Südens, mit Rebenguirlanden verbunden, beschatten und schmücken die Canal-Ufer. Aber aller Luxus der Vegetation entfaltet sich vergebens in dieser feuchten Einöde, die, wie die römische Campagna, ohne Wohnungen und ohne Menschen, nur ein Weideland für Wanderheerden von Rindern, Büffeln und Pferden ist, und wie jene nur sehr geringen Theils als Getreideland benutzt werden kann. Deßhalb finden sich hier ebenfalls einige wenige Casalen (Gebäude für die Aufseher der Heuvorräthe und Ackergeräthschaften), sonst außer den öden Posthäusern an der hindurchziehenden großen Straße keine menschliche Wohnung, kein Gebäude, — und außer den nomadisirenden Hirten, welche im Winter ihre Heerden hierhertreiben, fast kein menschliches Wesen.

---

58. Neapel.

(Nach Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien, und Aug. Wilh. Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Vergleicht man die drei herrlichsten Seestädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo, welche um den Vorzug der Lage streiten, so wird unzweifelhaft Neapel den Sieg davon tragen. Denn welche Stadt könnte sich eines so ungeheuren Amphitheaters der Natur rühmen, eines solchen Golfs, des Vesuvs,

solcher Küsten, wie die von Castellamare und Sorrent, und solcher zauberhaft schönen Inseln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieses Totalbildes ist wohl ohne Gleichen; die Dimensionen sind so riesengroß, daß sie das Auge nicht zusammenfassen, wenigstens aus der Nähe nicht übersehen kann; es sondert sich dann dieses Totalbild gleich in Gruppen. Dagegen gewähren die kleineren Hafenstädte Genua und Palermo die Anschauung eines übersichtlich von dem prächtigsten Rahmen eingefaßten Gemäldes: Genua amphitheatralisch mit seinen zahlreichen Palästen und Landhäusern auf den Abhang des Apennins hingelagert, Palermo mit seinen Kuppeln und Thürmen im üppigsten Thale ausgebreitet und von ernsten plastischen Bergen unbeschreiblich schön umgeben, welche zu beiden Seiten sich als Vorgebirge ins Meer erstrecken. Wo man aber seinen Standpunkt auch wählen mag, um Neapel anzuschauen: auf dem Castell S. Elmo, auf Camoldoli oder auf dem Vesuv — denn dies sind die erhabensten Standpunkte für dieses wunderbarste Panorama der Erde —, überall wird sich Neapel selbst als Stadt formlos im Unendlichen verlieren, überall die Landschaft und das Meer übermächtig und überwältigend hervortreten. Die ungeheure Häusermasse, welche sich um den Golf ausbreitet, wirkt nicht durch ihre architektonischen Formen; nichts strebt aus derselben empor; endlos dehnen sich die platten Dächer, eben so viele Schauplätze, auf denen man des Anschauens froh werden kann; wenige Kirchenkuppeln, und diese winzig und unscheinbar, fast nirgend ein Thurm, unterbrechen die Einförmigkeit der horizontalen Linie. Diese architektonische Unbedeutendheit Neapels spiegelt auch seine Geschichte ab; sie hat bei dem flüchtigen Wechsel verschiedener Dynastieen und bei der Unentschiedenheit des Volksgeistes für irgend eine culturgeschichtliche Aufgabe hier keine Form gewonnen. Es ist charakteristisch, daß Neapels vorzüglichste Culturleistung der Musik angehört. Durante, Pergolese, Paesiello, Cimarosa und alle jene Meister, welche bis auf Bellini und Mercadante aus der musikalischen Schule Neapels hervorgingen, sind seine Größen. Dieser geschichtslose und unmonumentale Charakter Neapels wird dem Beschauer noch mehr auffallen, wenn er eben aus Rom kam, welches die monumentalste Stadt der Welt, ja, das Monument der Weltgeschichte selber ist, und welche, wie keine andere Stadt, Landschaft und Architektur in Gleichgewicht und Harmonie setzte. In dem lebensheitern Neapel sind die Ueberreste des Alterthums verschwunden bis auf die Katakomben; nie ward hier für die Ewigkeit gebaut. Weder die Normannen noch die Hohenstaufen haben in Neapel irgend einen nennenswerthen Bau ausgeführt. Hier schauen keine Säulen aus dem Boden, kein Colosseum strebt in die Lüfte, verschollen ist das Alterthum; hier hat kein Bramante mit unsterblicher Kühnheit Wunderbaue aufgeführt, kein Michel Angelo einen unermeßlichen Dom gleichsam an das Gewölbe des Himmels befestigt; über Neapel hat der Meißel der Antike und die Hand

Rafael's nicht gewaltet; kein Epheu bekränzt siegreich Denkmäler der Vorwelt; verschwunden ist alle Vergangenheit.

Die Kirchen sind zahlreich, aber durch nichts ausgezeichnet; zum Theil thurmlos und mit schlechten Façaden, reihen sie sich anspruchslos den Häusern an. Die wichtigsten Kirchen gehören erst der Periode der Anjous (1268—1442) an und sind die wahren geschichtlichen Denkmäler Neapels nicht allein wegen mancher Grabmäler, sondern weil sie ihre Entstehung größtentheils historischen Ereignissen zu verdanken haben. So baute Karl I., der Begründer jener Dynastie, nicht nur den Dom auf den Ruinen eines Neptuntempels, sondern auch, um ein Gelübde zu erfüllen, welches er nach dem Siege von Benevent (1266) gethan hatte, San Lorenzo Maggiore. Ebenso bezeichnen Carmine Maggiore und das Purgatorio del Mercato den Fall des Hohenstaufengeschlechtes, weil in jener Kirche die Grabstätte Konradin's und seine (1847) von König Maximilian II. von Baiern errichtetete Statue sich befinden, und in dieser Capelle die Porphyrsäule steht, welche Karl I. auf der Stelle soll errichtet haben, wo Konradin und Friedrich von Baden enthauptet wurden. Unter der Dynastie Anjou, welche sich nach dem Verluste Siciliens (in Folge der sicilianischen Vesper 1282) auf Neapel beschränkte, entwickelte sich die einzige Blüte der Architektur und Sculptur, die Neapel hervorgebracht hat; ihr Gipfelpunkt ist die Regierung des kunstliebenden Königs Robert († 1343). Neapel brachte damals die beiden Masuccio hervor, von denen der jüngere auch als Bildhauer ausgezeichnet war und als solcher mehrere Grabmäler in San Lorenzo ausführte. Er baute auch die Kirche Santa Chiara, in welcher der germanische (gothische) Baustil statt des aufgegebenen romanischen auftritt, und stellte dort hinter dem Hauptaltare das merkwürdigste Werk neapolitanischer Sculptur, das Grabmal Robert's, auf. Wenn die zahlreichen Grabmäler der Anjous, deren Geschlecht in wüster Lust und byzantinischen Greueln unterging, schon aller imponirenden Würde bar sind und der Reichthum gothischer Ornamentik schon zum Bizarren und Seltsamen hinneigt, so zeigt auch die Architektur bald dies ungeheuerliche Wesen im Innern wie im Aeußern der Kirchen, Façaden von unsagbarem Charakter, wie jene von Gesu nuovo, die von einem Festungsbau entlehnt zu sein scheint; selbst die ältere gothische Architektur wurde durch öftere Restaurationen in Folge von Erdbeben in das Wüste und Uebertriebene hineingezogen. Den Gipfel dieses Ungeschmacks und zugleich den Einfluß der trostlosen spanischen Herrschaft über Neapel erblickt man in den drei Obelisken della Concepzione, di San Gennaro und di San Domenico, pyramidalisch aufgethürmten Stockwerken, welche auf der Spitze die vergoldeten Heiligen tragen und mit geschmacklosen Figuren und Ornamenten in schwülstiger Uebertreibung bedeckt sind. Auch der größte Springbrunnen, Fontana Medina, auf Befehl des spanischen Vicekönigs Olivarez (1593) entworfen, ist ein überladenes Figurenwerk von Tritonen,

Delphinen, Satyren u. s. w. Das beste Denkmal spanischer Vicekönige wird immer der Toledo bleiben, welcher dem Vicekönige Pietro di Toledo seinen Namen und Glanz verdankt. Wie sehr die heitere Lebenslust hier alles Geistliche verweltlicht, zeigt sich deutlich in dem neuesten kirchlichen Prachtbau Neapels, der Kirche San Francesco di Paola, welche König Ferdinand I. für die Wiederherstellung seiner Herrschaft gelobt und (1817) gebaut hat. Diese Nachahmung des Pantheons zu Rom dient eigentlich nur zur Verschönerung der Piazza reale (jetzt Piazza del Plebiscito), und wie weit die Kirche davon entfernt ist, auf religiöse Würde Anspruch zu machen, kann man in ihrer Arkade sehen, in welche Verkaufsläden eingebaut sind.

Auch die Paläste, nebst den Kirchen die ansehnlichsten Bauten in italienischen Städten, verlieren sich in der Unendlichkeit der Häuser, umbaut und eingeengt, als große, zum Theil geschmacklose Massen, oder selbst, wenn sie durch Majestät imponiren könnten, wie der stolze, burgartige Palast Maddalone, nicht recht genießbar, eben, weil sie nicht frei genug stehen. Nirgend springt das Alterthum, nirgend das Mittelalter in die Augen, überall der moderne Charakter. So ist die eben erwähnte Piazza reale nahe am Meere und doch nicht frei genug gelegen, da vorgebaute Paläste den Blick auf die See beschränken; sie ist so schön gepflastert, daß sie einem Tanzsaale gleicht, umgeben theils von dem königlichen Schlosse, dessen ermüdende Symmetrie eine matte Wirkung hervorbringt, theils von zwei ganz gleichen Seitenpalästen, theils von jenem Dom des h. Francesco, welcher bei innerer Unselbständigkeit nur in der Art einer geistlosen Copie (des Pantheons) zu wirken im Stande ist. Selbst die beiden bronzenen Reiterstatuen Karl's III. und Ferdinand's I., Werke des Canova und des Antonio Cali, munter hellgrün in ihrer Farbe, glatt und leicht in ihren Formen, haben gar nicht den Charakter des geschichtlich Monumentalen, sondern nur den des zufällig Verzierenden. Das Theater San Carlo, das größte aller Theater, bildet einen Flügel des königlichen Schlosses, so daß die Musen der Oper und des Ballets unter einem Dache mit dem Oberhaupte des Staates wohnen. Dazu kommt die nicht minder für das Wesen Neapels charakteristische Erscheinung, daß um die Mittagszeit im Porticus von S. Francesco, im Angesichte des königlichen Schlosses, Hunderte halbnackter Lazzaroni ausgestreckt liegen im ruhigsten Schlafe, und vor ihnen schreiten die königlichen Wachen, wie vor einer selbstverständlichen und ganz natürlichen Erscheinung, achtlos auf und ab.

Man merkt es bald an seinem innern Drange, daß alles Leben in Neapel hinaus strebt aus der Stadt in die Umgebung. Denn dieses Chaos himmelhoch gethürmter Häuser, die Schwüle und der Staub der Straßen, das sinnenbetäubende Gewühl fesselt wahrlich nicht lange. Die immerwährende Bewegung der Massen von der Stadt ins Freie folgt drei Hauptrichtungen: die eine geht nördlich durch die Pulsader Neapels, den Toledo, zu den schönen Hügeln von Capo di Monte bis auf die obersten,

mit Villen bedeckten Anhöhen und die reizenden Eremitagen der Camaldoli; die zweite geht westlich über die Chiaja den Posilippo hinauf oder durch diese große Grotte nach Pozzuoli und Bajä; die dritte südöstlich (auf der Eisenbahn) nach Pompeji und dem Vesuv. Seit dem Jahre 1853 ist noch eine vierte Straße für die Bewegung der Volksmassen angelegt worden, Anfangs Strada Teresia (nach der Gemahlin des letzten bourbonischen Königs) genannt, jetzt aber Corso Vittorio Emanuele. Sie führt in einer Parabole fast vom Mittelpunkte der Stadt um das Castell S. Elmo durch Hügel und Thäler über den Vomero und mündet dann in die Chiaja, diesen überaus herrlichen Quai mit den Wohnungen der Reichen. Dieser neue Corso ist eine der herrlichsten Straßen der Welt. Es wechseln hier die Ansichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inseln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel und jedem Thal, und man weiß nicht, wohin man schauen soll, in diese himmlischen Seligkeiten des Meeres und der Fernen, oder auf dieses lichtumflossene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten mit ihren goldenen Orangen, blühenden Granaten, heiteren Villen, und auf jene malerische Gruppen der schönsten Pinien, Palmen und Cypressen.

Ueberall treten in dem Totalbilde dieser großen Stadt als ihre wesentlichen Glieder die drei großen Castelle hervor. Hoch über dem Vomero thront über ganz Neapel das Castell S. Elmo, unendlich malerisch gelegen und von bezaubernder Schönheit in der Morgen- und Abendbeleuchtung. In den Golf hinein ragt auf einer Landzunge das Castell del' Ovo, eins der ältesten Gebäude Neapels, da es schon dem Lucullus seinen Ursprung verdanken soll. Kaiser Friedrich II. vollendete es (1221), ohne zu ahnen, daß es einst der trostlose Kerker seiner letzten Nachkommen (Karl's, des Sohnes Manfred's, und seiner Tochter Beatrix) sein werde. Ebenfalls am Meere, im Hintergrunde des Porto Militare, liegt das noch bedeutendere Castel Nuovo, das größte Architekturwerk Neapels, eine Anlage Karl's von Anjou, der so Vieles baute (s. S. 216), mit einem Triumphbogen zwischen zwei Thürmen ausgespannt und auf korinthischen Säulen ruhend, dessen Reliefs sich auf den Einzug Alfonso's I. von Aragon in Neapel beziehen. Kaum sollte man glauben, daß es möglich wäre, einen noch erhabeneren Standpunkt zu wählen, als den beim Castell S. Elmo. Dennoch gewährt diesen ohne Zweifel das Kloster der Camaldolenser, zu dem man auf einem Wege von etwa zwei Stunden über den Vomero hinaufsteigt. Noch ehe man das Kloster erreicht, lies't man auf einem Steine die Inschrift: „Es sollen keine Frauen über diese Grenzlinie treten, bei Strafe der Excommunication". Die Aussicht von dem Garten der frommen Väter herab übertrifft an schillerndem Glanz der Farben und an Mannichfaltigkeit der Gegenstände vielleicht die meisten unseres Erdbodens (vgl. Nr. 62 am Ende), und vermuthlich von diesem Garten der Camaldolenser mag das bekannte Wort gesagt sein: „vedi Napoli et poi mori" — Sieh Neapel und dann stirb!

Auch Neapel hat seine Katakomben. Diese liegen bei den nördlichen Höhen von Capo di Monte, durchbrechen die Hügelkette zwei, drei Stockwerke hoch und dehnen sich als eine grausige Todtenstadt bis gegen Pozzuoli aus. Kein Stein möchte leichter zu bearbeiten, kein Fels leichter zu durchgraben sein, als dieser gelbe vulkanische Tuff Neapels. Mit geringer Mühe war hier ein Grab in den Tuff gehauen und Loculi eingegraben, worin man die Aschenkrüge stellen konnte. Man findet in den Katakomben Neapels noch Wandmalereien, welche durchaus der heidnischen Zeit und Vorstellungsweise angehören; die meisten freilich sind christlichen Ursprungs und zeigen die Anfänge der christlichen Kunst. Diese Katakomben sind gleichsam das Pompeji des Christenthums. Beide erschließen uns den tiefsten Blick in zwei große Perioden der Menschheit; der Widerspruch kann nicht greller sein. Sehen wir in Pompeji die nun auch grausig öden Wohnungen des Heidenthums, so lacht uns doch aus Haus und Säulentempel, von den bemalten Wänden der lebensheitere Menschensinn entgegen, der sich mit den Formen des anmuthig Schönen umgibt; hier blicken wir in die Wohnstätte eines andern und doch desselben Menschengeschlechtes. Es sind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derselben Periode angehörig, und doch wie verschieden! Den heitern pompejanischen Geist scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, selbst in der Wüste der Katakomben. Grell leuchten die Fackeln in diesen schauerlichen labyrinthischen Galerieen auf die endlos sich ausdehnenden Gräber zu beiden Seiten und herauf zu den Malereien in den Nischen, zu Gestalten der Abgeschiedenen, die mit aufgehobenen Händen gespenstisch und überirdisch herunterblicken. Verwischte Inschriften, zahllose Symbole, Monogramme, Zeichen (vgl. S. 210) bringen recht ins Bewußtsein, daß man in einer Welt sich befindet, wo Alles Mysterium, Allegorie, Räthsel ist.

Um sich nun auch mit dem Gedanken an den Tod auszusöhnen, kann man nichts Besseres thun, als von jenen Katakomben nach dem neuen Campo Santo Neapels hinüberzugehen. Man behauptet, daß er der schönste Kirchhof Europa's sei. Man hat ihn auf einem Hügel angelegt, welcher die Straße nach Nola beherrscht und wo das herrliche Panorama Stadt und Golf, die Küsten von Sorrent, den Vesuv u. s. w. umfaßt. Die Grabmonumente erheben sich meist in der Form kleiner, sehr zierlicher Säulentempel, die bisweilen ganze Straßen bilden, indem sie sich auf beiden Seiten aneinander reihen; andere stehen wieder in Gruppen oder schließen sich zu einer kleinen Todtenstadt zusammen. In jeder Weise erinnern sie an die Grabmonumente der Alten: heiter und sinnreich, sauber in graciösen Formen, selbst in pompejanischer Weise mit Farben geschmückt, machen sie einen ungemein beruhigenden und versöhnenden Eindruck; zudem drängen diese Haine von blühenden Bäumen, diese Oleanderbüsche, Hortensien, Myrten u. s. w. alles Düstere und Farblose zurück, und indem man unter solcher Blütenpracht

den Blick auf das gesegnete Campanien und das abendlich verklärte Meer wirft, muß man sich gestehen, daß den Todten hier wohl gebettet sei.

59. Die Neapolitaner.

(Nach Chr. Kapp, Italien.)

In den Volksstämmen Unteritaliens ruft die Harmonie des Landes, des Meeres und des Himmels jenen Trieb hervor, welcher mehr auf den sinnlich äußerlichen Genuß, als auf das wahre und geistige Leben geht. In ganz Europa ist kein Punkt, wo das Ziel des Lebens sorgloser und rücksichtsloser, als hier, in der Liebe zum Genießen gesucht wird. Das Leben selbst gilt als „der Güter höchstes", so fern es Mittel ist für den Genuß. Dahin drängt sich mit südlich leichter Beweglichkeit hier alle Thätigkeit, alles Dichten und Trachten fast jedes Standes, vorzüglich aber der untersten Volksclassen. Nicht Fülle des Reichthums, nur Gemächlichkeit und ungestörte Lust ist der leichte Zweck der bürgerlichen Geschäftigkeit und das Ziel des bewegten Lebens dieser hesperischen Naturen.

Ohne anstrengende Thätigkeit gibt das Meer dem sorglosen Fischer seine Nahrung, ohne mühsame Bearbeitung der gesegnete Boden dem glücklichen Landmann seine Früchte. Muntere Nachlässigkeit zeichnet den Neapolitaner aus. Nettigkeit, Reinlichkeit rührt überhaupt den Italiener wenig. Bei beständiger Regsamkeit ist der Neapolitaner nichts desto minder arbeitsscheu und gemächlich. Nur das „Heute" gilt, um das „Morgen" kümmert sich Niemand. Noch minder sorgt das Volk im Sommer für den Winter. Jeden Tag will es „etwas Neues" und wo möglich „etwas Tolleres".

Die Lebendigkeit des Italieners zeigt sich sehr charakteristisch in den Geberden, womit er seine Rede begleitet. Die wohllautende Sprache ist besonders im Süden sehr „bilderreich", der Volkswitz „lebhaft und beißend". Viele Ausdrücke zeigen die Neigung, das Sinnliche mystisch zu fassen und das Mystische „recht materiell". So heißt der beste vesuv'sche Wein „Thränen Christi".

Um Wissenschaft kümmern sich nur Wenige. Gründlichkeit im Sinnen und Handeln wird für Schwerfälligkeit angesehen. Die rüttelnde Nähe der Vulkane weckte indeß das geologische, der heitere Himmel das astronomische, die fruchtreiche Natur auch das botanische Studium, und das ganze Leben die Medicin, die von jeher im Neapolitanischen gepflegt, durch die alte Salernitanische Schule schon im 12. Jahrhundert weltberühmt, noch jetzt gelehrte Vertreter hat. Von der Mitwirkung des Publicums verlassen, kann die Kunst noch weniger als die Wissenschaft, auch in einzelnen Erscheinungen, kaum gedeihen, mit alleiniger Ausnahme der Musik, s. S. 215.

Das poetische Neapel, noch immer reich an Oden, Sonetten, Canzonen, an Lyrik aller Art, ist arm an großen dramatischen wie epischen Schöpfungen. In Neapel findet das komische Theater in der spielenden Laune des Volkes eine große Ermunterung. Bekanntlich spielt der Pulcinello auf dieser Bühne die Hauptrolle; er nimmt dieselbe Stelle ein, welche vor Lessing auf dem deutschen Theater der ehrliche Hanswurst behauptete. Fast nur um den Pulcinello zu hören, geht der Neapolitaner ins Theater — ganz natürlich, denn solche leicht bewegliche Charaktere hören sich selbst am liebsten. Daß der Pulcinello nichts Anderes sei, als was der neapolitanische Volks-Charakter selbst, — ist eine längst bekannte Bemerkung. Dieser leichtfertige, spielende Charakter, das sanguinische Temperament der heutigen Neapolitaner sticht gegen den ernsteren praktischen Charakter, gegen das melancholisch-cholerische Temperament der Römer ab.

---

60. Der Vesuv.

(Nach Fr. Scholler, Italienische Reise.)

Der Vesuv erhebt sich auf dem Ostgestade des Busens von Neapel aus der Ebene, abgesondert und ohne unmittelbaren Zusammenhang mit den nächsten Bergen. Er ist gleichsam die Krone der ganzen Landschaft: so prachtvoll sein Anblick ist, so prächtig ist der Ausblick von seiner Höhe.

Ein schlechter, holperiger, steiniger Weg führt durch die üppigsten Pflanzungen von Wein und Feigen aufwärts. Der Boden ist alles Auswurf des Vulkans. Nach und nach wird die Vegetation immer geringer und man kommt über ein weites Lavafeld. Hier wird der Pfad manchmal sehr eng, weil er sich durch die Lavablöcke windet. Die Massen sind zusammengedrängt und starren spitz und zackig in die Höhe, als wären die rothen Flammen in ihrer wüthenden Hitze erstarrt. Am Fuße des Gipfels werden die Saumthiere zurückgelassen; der Kegel ist zu steil für sie. Eine Art von Pfad oder vielmehr eine Spur des Weges, den die vielen Besteiger des Berges genommen haben, gibt den Schritten der Wanderer die Richtung. Anfangs geht es ziemlich gut; es sind noch große, festliegende Steine da, auf welche man beim Steigen treten kann; sobald man aber höher kommt, wird der Weg durch das Geröll und Gebröckel kleiner, verbrannter Steine und durch die rothbraune Erdasche außerordentlich beschwerlich. Bei jedem Schritt aufwärts sinkt man wiederum einen halben Schritt zurück. Natürlich wird oft angehalten und ausgeruht, damit die Kräfte neu sich sammeln. Hier und da ist der Boden sehr heiß, und ein weißer Rauch qualmt manchmal unter Steinen heraus. Nach einer halben Stunde ist der Kegel erreicht und wir stehen glücklich oben am Rande des Kraters.

Dieser Krater ist ein ungeheurer rundlicher Kessel, dessen Rand aus verbranntem Gestein und Asche besteht. An der Südseite ist dieser Rand tief eingebrochen, so daß man durch die Lücke ins Innere des Kraters, d. h. an dessen innere Wände, hineinsehen kann. Um den ganzen Krater auf dem schmalen Rande, der ihn umgibt, herumzugehen, erfordert etwa eine Stunde. In der Mitte des ungeheuren Kessels ist im Boden der eigentliche jetzige Feuerschlund. Man sieht da einen kleinen Kegel, der 8—10 M. hoch zu sein scheint und durch das Gestein und die Asche, die der Vulkan immer auswirft, gebildet ist. Auf dem Gipfel dieses kleinen Kegels ist eine Oeffnung, aus welcher ein weißer, schwefelgelblich schimmernder, dichter Dampf aufwallt. Einige kleinere Oeffnungen sind daneben. Am Fuße dieses kleinen Kraters bemerkt man an verschiedenen Stellen, deren Zahl sich vermehrt, sobald es dunkel wird, das Feuer der Erde. Wie düsterrothe Kohlenglut sieht man hier das Gestein des Berges brennen: zwischen dem Feuer hin ziehen sich Lagen der schwarzen, mit gelbem Schwefel überzogenen Erde.

Wendet man sich um, so liegt der ganze Meerbusen in aller seiner Pracht vor uns aufgerollt. Links die Felsenküste von Castellamare, rechts Neapel mit seinen Gärten und Landhäusern bis zur fernsten Spitze des Posilippo, und im Hafen der Stadt die Kriegsschiffe wie schwarze Punkte. Goldgrün prangt die Campagna felice, deren Meeresufer fast als eine einzige Stadt erscheint, denn Bajä, Pozzuoli, Neapel, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre del Annunziata, Castellamare, Sorrento, Massa hangen theils unmittelbar zusammen, theils sind sie nur durch Villen mit Palästen, durch Citronen- und Weingärten, durch Oliven- und Kastanienhaine getrennt. (Vergleiche Nr. 62, am Ende.)

61. Von Neapel nach Sorrent.

(Nach Adolf Stahr, Ein Jahr in Italien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Verläßt man das ewigtosende Neapel, müde von dem unaufhörlichen Lärm einer halben Million heißblutiger Menschen, um sich nach dem stillen, luftig-hohen Sorrent zu begeben, so führt uns zunächst die Locomotive am Fuße des rauchenden Vesuv entlang, an den Städtchen Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata vorüber, bis Castellamare, welches, am flachen Meeresufer reizend ausgebreitet, bequemere Plätze für das Seebad darbietet als Sorrent, wo man, um in die Meeresflut zu gelangen, zahllose Treppen hinabsteigen muß. Hier beginnt die Königin der italienischen Landstraßen, erst seit 1839 vollendet, wie durch Zaubermacht in das senkrecht aus dem Meere aufstarrende Felsgebirge eingesprengt, welches bald kahl und rauh, bald lieblich grün mit Myrtengebüsch umkleidet ist. In unzähligen Schlangenwindungen, geschützt gegen den Abgrund durch eine hohe

Steinbrustwehr, zieht sich die Straße in schwindelnder Höhe an den Felswänden dahin, und nach einem letzten Blick auf Neapels fernes, weißleuchtendes Häusergewimmel, auf die farbenglühenden Felsenmassen von Ischia und Capri, gelangt man bald durch dunkelschattige Olivenwälder, bald durch enge Gassen zwischen hochummauerten Massarien (Wein- und Fruchtgärten), an einzelnen Landhäusern und Villen vorüber nach Sorrent.

Die eigentliche Stadt Sorrent liegt auf einem gegen das Meer geneigten Plateau (piano di Sorrento) und ist von drei Seiten mit einer tiefen Schlucht umgeben, welche jetzt stellenweise ausgefüllt ist. Gewaltige Befestigungsmauern verstärkten den Schutz jener theils künstlichen, theils natürlichen Schlucht nach der Landseite zu (gegen die den Küstenbewohnern im Mittelalter drohenden Ueberfälle der Sarazenen). Ein Theil der Schlucht liegt noch im vollen Graus der Zerstörung, überwuchert von der üppigen Vegetation des Südens, voll Schutt und Trümmer unter dichtem Gerank von Epheu und wildem Wein, Cactusgewächsen, Aloen und wilden Feigenbäumen. Hoch über Sorrent, das selbst schon fast 100 Meter über dem Meeresspiegel sich im Halbkreise hinstreckt, bietet eine vorspringende Felsenspitze, la punta di Sorrento, die beste Uebersicht über das Gewirre von hoch ummauerten Gärten und Landhäusern, welche von drei Seiten den eigentlichen Stadtkern umgeben, der nur aus einigen langen und engen Gassen mit zahlreichen Kirchen und Klöstern besteht. Und doch war dies Sorrent noch in römischer Zeit bedeutender als Neapel. Durch einen Weinberg gelangt man hinauf zu den Trümmern römischer Tempel- und Prachtbauten, die sich längs der Felsvorsprünge am Meere, zum Theil auf meerumspülten Klippen, befinden. Bei ihrer Zerstörung haben ohne Zweifel Erdbeben das Beste gethan, denn diese Verbindung von Mörtel und Stein, in welcher der Mörtel die Hauptmasse bildet, ist fester als der vulkanische Felsen, auf dessen Grunde sie ruht. Der Minerventempel auf dem Vorgebirge der Minerva, welches die Golfe von Neapel und Salerno scheidet, ist spurlos verschwunden. In einer kleinen Bai des Golfs von Salerno liegen zwei Felseninselchen, i Galli genannt, die Inseln der Sirenen, deren Zaubergesang vergebens den göttlichen Dulder Odysseus zu berücken suchte. Noch andere homerische Erinnerungen hat Sorrent. Führt doch die Sage den Ursprung der Stadt auf Odysseus zurück, und zwei uralte Olivenbäume vor der Kirche des benachbarten Städtchens Meta, in deren Schatten der meerdurchirrende Held geruht haben soll, werden von manchem englischen Touristen besucht, dessen Lady sie emsig in ihr Album zeichnet! So kann man hier an einem Tage homerische Sage und römische Herrlichkeit, Mittelalter und Sarazenenschrecknis in sichtbaren Resten an sich vorübergehen lassen.

62. Die Inseln Ischia und Capri.

(Nach J. Fr. Schouw, die Erde, die Pflanzen und der Mensch, und Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Vor der Mündung der herrlichen Bucht von Neapel liegen, wie zwei Eingangssäulen zu dem schönen Naturtempel, zu beiden Seiten die Inseln Ischia und Capri, welche durch ihre Höhe und ihre bestimmten Formen dazu beitragen, das Einförmige zu heben, während man sonst die Aussicht gegen Westen auf ein ununterbrochenes Meer haben würde. Schon von der Küste des Meerbusens von Neapel gesehen, zeigen diese Inseln einen merkwürdigen Unterschied in den äußeren Umrissen. Ischia erscheint wie ein kegelförmiger Berg, welcher sich allmählich senkt, und dessen Fuß bedeutend gegen Osten ausgedehnt ist; Capri bietet sehr scharfe, kantige Formen, und ist, wie Ithaka, durch eine Kluft in der Mitte in zwei Theile von ungleicher Höhe getrennt. Dieser verschiedene Umriß steht in der innigsten Verbindung mit der geognostischen Beschaffenheit dieser Inseln. Ischia ist gänzlich vulkanisch, Capri wird von Kalkklippen gebildet. Der Berg Epomeo, 800 Meter über dem Meere, welcher die Hauptmasse Ischia's bildet, gehört nicht mehr den wirksamen Vulkanen an, denn der letzte Ausbruch fand im Jahre 1301 Statt; aber noch sind mehrere Aeußerungen von Vulkanität auf der Insel vorhanden. An vielen Stellen treten warme Quellen hervor und bilden Heilbäder; an anderen Stellen steigen warme Dämpfe aus der Erde auf, die sogenannten Fumarolen, an welchen man sich der Verbrennung aussetzt, wenn man die Hand in die Erde steckt. Von häufigen Erdbeben tragen die Gebäude Spuren. Die Insel zeigt durchaus keine Thäler, der Berg ist dagegen voll schmaler, tiefer und langer Spalten, in welche man am Fuß des Berges hineingehen kann; sie sind wie schmale Gassen zwischen unendlich hohen Mauern, welche beständig höher und deßhalb die Spalten tiefer, dunkler und stiller werden, je weiter man hineinkommt, indem das Licht von oben sich immer mehr und mehr verliert, und das Geblök der Ziegen und der Gesang der Hirten beständig schwächer wird.

Capri dagegen wird von zwei Kalkfelsen gebildet, dem westlichen, welcher sich im Monte Solaro 600 Meter erhebt, und dem südlichen, auf dessen Gipfel in einer Höhe von ungefähr 300 Meter die Ruinen der Paläste des Tiberius liegen; beide Partieen erheben sich außerordentlich steil aus dem Meere, und die Landung geschieht deßhalb in der Kluft, welche zwischen ihnen beiden liegt, wo man sogleich steile Klippen zu beiden Seiten antrifft. Der Zugang zur westlichen Seite der Insel, wo die Stadt Anacapri liegt, wird durch eine Treppe von mehreren Hundert Stufen, welche in die sich ins Meer erstreckende Klippe ausgehauen sind, bewerkstelligt. Capri's Kalkberge zeigen keine Spalten wie Ischia, dagegen die in Kalkbergen so häu-

figen Grotten. Diese sind besonders an der Meeresküste anzutreffen, und da das Meerwasser hineindringt, so kann man sie mit Barken befahren. Aeußerlich sind sie oft unscheinbar, da ihre Mündung dem oberflächlichen Blick entgeht, innerlich hochgewölbt, dunkel, mit ruhigen Wellen, von Meerspinnen, Meersternen, Seeigeln bewohnt, eine zauberische Geister-Einsiedelei.

Unter den zahlreichen Grotten Capri's zeichnet sich die Azurgrotte oder die blaue Grotte aus, die sich am nördlichen Ufer, ungefähr in der Mitte, befindet. Sie war wohl den Fischern Capri's immer bekannt gewesen, doch hatte das Gerücht, es hausten Gespenster darin, die Leute abgehalten, hinein zu dringen. Erst 1826 wagte es der Maler und Dichter Kopisch aus Berlin mit dem Maler Fries, schwimmend die Höhle zu besuchen. Die kühnen Unternehmer ruderten auf einem Boote bis zum Eingang der Grotte, entkleideten sich — und schwammen, Kopisch voran — mit brennenden Pechfackeln durch die Felsenöffnung in die Höhle, die man ehemals als den Aufenthalt böser Geister und vieler Seeungeheuer abschreckend geschildert hatte. Seitdem wallfahrten die Fremden zu Tausenden dahin. Man bedient sich zur Fahrt in die blaue Grotte, das Wunder Capri's, wegen des niedern Eingangs ganz flacher Barken, die eigens dazu gebaut werden. Bei hochgehender See kann man gar nicht eindringen, und noch viel schlimmer ist es, wenn sich Sturm erhebt, während man sich darin befindet, weil man dann in dem unwirthbaren Raume gefangen ist. Sind doch schon Reisende gezwungen gewesen, über zwölf Stunden darin zu verweilen. Gelangt man durch die kleine, runde Oeffnung hinein, so sind Welt und Tag auf einmal verschwunden, man befindet sich in der wölbenden Erde und in einem blauen Dämmerlicht. Die Wellen athmen still und perlen Funken empor. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Feen-Paläste. Auch die Korallen und rothen Wasserpflanzen in der Tiefe sind wie aus einer andern Welt, und die Fische, die hier ein friedliches Asyl haben, wo sie weder Netz noch Angel stört, spielen lustig und selig um die Barke herum. Die Bläue der Grotte wird durch die Brechung der Lichtstrahlen im Wasser hervorgebracht; denn da die Oeffnung über dem Wasser nur 1—2 Meter mißt, aber tief ins Wasser hinabgeht, so dringt das von außen hell erleuchtete Meer nur von unten hinein, und es wird durch Reflexion eine Farbe erzeugt, die sich vielleicht am besten mit der des brennenden Spiritus vergleichen läßt. Vom Glanze geblendet, kann man nicht gleich die Einzelheiten in der Höhle unterscheiden; bald gewahrt man aber, daß der beträchtliche Raum durch natürliche Pfeiler in mehrere Abtheilungen zerfällt und oben mit Tropfsteingebilden überkleidet ist. Eine großentheils verschüttete Treppe führt tief im Innern durch den Berg aufwärts und hat angeblich mit der darüber liegenden Burg auf dem Felsen in Verbindung gestanden. Andere behaupten, Tiberius habe aus einem oben gelegenen Landhause die Treppe nach der Grotte brechen lassen.

Den Werken dieses Kaisers begegnen wir auf allen Theilen der Insel, die durch ihn 11 Jahre lang (16—27 n. Chr.) der Mittelpunkt der Welt gewesen ist. Noch lebt die Erinnerung an ihn im Volke, welches behauptet, tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, sitze der greise Kaiser auf einem kolossalen bronzenen Rosse, er selbst wie sein Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn also sitzen gesehen, aber die Spur des Ortes alsbald wieder verloren. Die Sage erinnert an die vom Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiberius ins Leben wünschen! Seine zwölf, den Hauptgottheiten geweihten Villen nebst anderen herrlichen Gebäuden müssen der Insel, in Verbindung mit den großartigen Felsen, ein zauberhaft schönes Ansehen gegeben haben. Nach seinem Tode verfiel die Pracht von Capri, welches heute mit Trümmern überstreut ist. Die Ruinen der Zeus-Villa, in welcher der Tyrann nach der Hinrichtung Sejan's aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich eingeschlossen hielt, gehören zu dem Ansehnlichsten, was die Zeit von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrinth von Gewölben und unterirdischen Galerieen, von zahllosen Gemächern, welche jetzt zum Theil zu Weingärten und Viehställen benutzt werden; Säulenstümpfe, Capitäle, Vasen, Marmorschwellen liegen zerstreut umher; einzelne Kammern haben noch Reste von Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelroth von Pompeji, einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißem Marmor mit schwarzer Einfassung. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und, ehe Nero und Hadrian bauten, muß sie alle anderen Villen Roms übertroffen haben, besonders auch durch die unvergleichliche Lage auf dem höchsten Nordostufer der Insel, über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke freiliegen, der von Neapel und der von Salerno, und wo man einen Kosmos wunderbarer Schönheit überschaut: südwärts endloses Meer, nach West und Nord das hochgegipfelte Ischia, das sanftgeneigte Procida, hinter ihnen die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, die blauen Küsten von Bajä, Puteoli und Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilippo, die Spitze von Camoldoli, ferne Berge von Capua, dann das schimmernde Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco, der zweigipflige rauchende Vesuv über den Resten Pompeji's; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Cap von Sorrento und dem der Minerva, dahinter der gigantische Berg San Angelo, weiter die Sirenen-Inseln des Homer und alles Uferbergland der Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus die bleichen fernen Berge von Calabrien.

63. Herculaneum und Pompeji.

(Nach A. L. J. Michelsen, Pompeji.)

Das alte Pompeji, am Fuße des Vesuvs, drei Meilen von Neapel gelegen, war Jahrhunderte lang eine unbedeutende Provincialstadt, bis es unter Augustus ein ansehnlicher Handelsplatz wurde. Man hatte in Rom die Wichtigkeit des vorzüglichen Hafens, der selbst große Kriegsschiffe aufzunehmen vermochte, damals vollständig erkannt. Pompeji wurde nun durch neue Ansiedlungen so vergrößert, daß es seit der Zeit des Augustus als eine Neustadt betrachtet werden konnte. Die Stadt stand in höchster Blüte des Reichthums, als plötzlich über sie und mehrere ihrer Nachbarstädte das furchtbare Verhängniß hereinbrach. Am 24. August 79 n. Chr. begann der erste und zugleich verderblichste Ausbruch des Vulkans, von dem die Geschichte weiß, und dauerte volle drei Tage. Fünf Städte in seiner Umgebung wurden verschüttet, darunter Pompeji und Herculaneum, jenes durch Schutt und vulkanische Asche, dieses, tiefer gelegen, durch einen Lavastrom. Wir haben eine lebendige Schilderung des grausenhaften Ereignisses von dem jüngeren Plinius, dem Neffen des Naturforschers Plinius, der dabei seinen Tod fand, in Briefen an den Historiker Tacitus, der eine zuverlässige Nachricht über die Katastrophe erbeten hatte, um sie bei der Abfassung seines Geschichtswerkes zu benutzen.

Der Schauplatz, wo die Pompejaner eben versammelt waren, als das Verderben hereinbrach, ist ohne Zweifel das Amphitheater gewesen, welches am östlichen Ende der Stadt liegt. Die versammelte Menge konnte hier sich sofort zur Stadt hinausflüchten, aber Hab und Gut wurde in den Häusern zurückgelassen. Siebenzehn Jahrhunderte ruhten Pompeji und Herculaneum im Grabe. Man kannte nicht einmal genauer ihre Stätte. Auf der von Pompeji grünten Reben und Obstbäume; auf dem Grabe von Herculaneum stehen zwei Städte, Resina und Portici. Vor reichlich hundert Jahren führte der Zufall zur Wiederentdeckung. Auf das Gemäuer von Pompeji stieß zuerst ganz unerwartet ein Bauer bei der Bearbeitung seines Weinberges. In Herculaneum wurden bei dem Graben eines Brunnens, wobei man mitten in das Theater kam, antike Marmor- und Mosaikböden und bald auch mehrere Statuen entdeckt. Die neapolitanische Regierung nahm alsbald die Ausgrabung unter ihre Leitung. Aber so leicht die Ausgrabung verhältnißmäßig bei Pompeji, so schwierig und selbst gefährlich ist sie bei Herculaneum; denn jenes ist nur durch vulkanische Asche verschüttet, bis auf die Tiefe von etwa 5—6 Meter; dieses dagegen durch Lava, welche so eisenhart ist, daß sie dem Stahl widersteht, und meistens in einer Tiefe von 15, 25, 30 Meter. Von jenem liegt denn auch jetzt über ein Dritttheil der alten Stadt offen vor uns in ebener Fläche, so daß man durch 20 Straßen und über drei Markt-

plätze wandelt, wie in einer Stadt der Jetztzeit. Um dagegen das aufgegrabene Theater von Herculaneum zu sehen, muß man 48 große, in die Lava eingehauene Stufen hinabsteigen, und während Pompeji im freien Felde von der Sonne beleuchtet wird, ruht Herculaneum in der Tiefe und ist nur bei Kerzenlicht zu besehen. Dazu kommt, daß die Ausgrabung von letzterem für die darüber stehenden Städte Resina und Portici Gefahr drohte, weßhalb man das Ausgegrabene größtentheils wieder hat zuschütten müssen. Die Aufdeckung Pompeji's ist namentlich in den Jahren 1811—1814 während der französischen Herrschaft thätig und erfolgreich, aber erst seit der Vertreibung der Bourbonen (1860) planmäßig betrieben worden. Zum Glück ist gerade der südwestliche Stadttheil ausgegraben, denn hier liegt das Forum mit den wichtigsten öffentlichen Gebäuden, mit der Basilika, mit den Theatern, den hervorragendsten Tempeln u. s. w. Die Straßen sind durchgehends gerade und gut gepflastert, in der Mitte, wo gefahren ward, von Lava, an den Seiten auf den erhöhten Trottoirs meistens von Puzzolane oder bunt mit verschiedenfarbigen Steinen eingelegt. Die Dächer der Gebäude sind beinahe gänzlich verschwunden; das Holzwerk in denselben, Treppen, Thüren, Gebälk, ist verzehrt. Aber die Mauern glänzen fortwährend in ihren heiteren Farben, besonders in dem bekannten kräftigen Roth, dem sog. rosso antico. Stuckgesimse und stucküberzogene Säulen mit ihren Capitälen haben sich so sauber erhalten, als wären sie gestern gemacht, und wo die sorgsame Hand der jetzigen Aufsichtsbehörde ein Speisezimmer wieder unter Dach, eine Halle im Atrium wieder hergestellt hat, meint man die alten Hausherren bald wieder eintreten sehen zu können; so wohl erhalten sieht Alles aus, wie gering auch und wenig dauerhaft das Material ist. Merkwürdig und lehrreich sind die an die Häusermauern wie an die Stadtmauern gemalten Inschriften, von denen manche Ankündigung von Thiergefechten oder Gladiatorenkämpfen, andere die Ankündigung von Auctionen und dergl. enthalten und uns einen Blick in die socialen und sittlichen Zustände jener Epoche eröffnen.

Bei einer Wanderung durch die ausgegrabene Stadt gewährt ihr Hauptplatz, das Forum civile, mit seiner prächtigen Umgebung den imponirendsten Anblick. Der geräumige Platz, ein längliches Viereck, hatte an drei Seiten eine bedeckte Säulenhalle; an der vierten Seite, dem oberen Ende, stand ein doppelter Triumphbogen. Am Forum lagen der Tempel des Jupiter und der der Venus mit einem Porticus von 48 korinthischen Säulen, der des Merkur oder des Quirinus, worin sich eine Statue des Romulus fand, die Basilika, das Chalcidicum (ein öffentliches Waschhaus), die Curia, das Pantheon und noch verschiedene, zum Theil tempelförmige Gebäude. Ueber manche dieser öffentlichen Gebäude hat man nur Vermuthungen, und auch darüber, welcher Gottheit jeder Tempel geweiht gewesen. Eine andere anziehende Gruppe von öffentlichen Gebäuden hat eine etwas

östlichere Lage: das guterhaltene Theater mit Sitzen für 5000 Zuschauer, und für musicalische Aufführungen das Odeum, die Tempel der Isis, des Hercules und des Aesculap, nebst einigen Gebäuden von ungewisser Bestimmung. Zwischen diesen beiden Theatern ist ein großer Platz, länglich viereckig, umgeben mit einem Porticus von dorischen Säulen, in der Mitte ein antiker Brunnen, der noch heute frisches Wasser spendet. Unter der Säulenhalle hatten 24 Läden ihren Eingang, in denen sich bei der Aufdeckung die verschiedenartigsten Waaren gefunden haben. Diese beiden Gruppen, die des Forums und die des Theaters, umschließen übrigens, so weit die alte Stadt bis jetzt aufgedeckt worden, fast sämmtliche öffentliche Gebäude derselben, und zwar so, daß sich dazwischen sehr wenige Privathäuser finden. In Beziehung auf letztere hat sich hier eine neue Quelle für die Alterthumskunde eröffnet, reicher noch, als für die Kenntniß der öffentlichen Gebäude; denn Tempel und Theater, Basiliken und öffentliche Bäder findet man auch anderwärts, selbst größer und glänzender als in Pompeji; aber um die Wohnhäuser des Alterthums mit ihrer Einrichtung und Eleganz genau kennen zu lernen, haben alle bisher bekannten Trümmer zusammen nicht so viel Stoff geliefert, als diese eine aus ihrem Aschengrabe befreite Stadt. An der Vorderseite der Wohnhäuser gelangt man unmittelbar von der Straße in das Vestibulum, gewissermaßen einen Durchgangsraum zwischen dem äußern Hausthore und der innern, eigentlichen Hausthüre, zum Empfange der Besucher offenstehend, nicht selten aber zu Kaufläden verbaut und vermiethet. Das äußere Thor ist der Eingang in das Vestibul, die innere Hausthüre der Eingang in das Atrium, ein in das Haus eingeschlossener Hof, oben in der Mitte unbedeckt, wohin das Dach sich so neigte, daß das Regenwasser darunter in einer Cisterne der Halle, in dem sogenannten Impluvium, sich sammelte. Rechts und links an dem Atrium liegt eine Reihe von meistens kleinen Zimmern, von denen jedes nur einen Ausgang und zwar nach dem Hofe hat; Schlafgemächer für Herren und Gastzimmer; im Hintergrunde aber, dem Vestibul gegenüber, ein paar etwas größere Gemächer, namentlich das sogenannte Tablinum, das als Geschäfts- und Audienzzimmer diente, also etwa in der Anwendung unsern heutigen Comptoirs oder Bureaux entsprach, und das Triclinium, der Speisesaal, mit gemauerten Tisch- und Bankgestellen, so genannt von den drei Langsesseln (τρεῖς κλῖναι), die an drei Seiten den Tisch umgeben, während die vierte für die Aufwartenden frei bleibt. In den größeren Häusern gelangt man aus dem Atrium in einen zweiten Hof und tritt nun in den zum Privatgebrauche der Familie bestimmten Theil des Gebäudes, während das Vestibulum und das Atrium die öffentliche Partie bilden. Der zweite Hofraum, ebenfalls in der Mitte offen, war als Blumengarten eingerichtet und regelmäßig von einem Säulengange umgeben, daher Peristylium genannt. Hieran lagen rechts und links Cubicula, Schlafzimmer für die

Familie und Frauengemächer, letztere mitunter, falls Raum da war, mit einem kleinen Vorzimmer. Unter den verschiedenen Zimmern des Peristyls findet sich regelmäßig wieder ein größeres Triclinium oder der Speisesaal, manchmal auch eine kleine Pinakothek oder Bildergalerie und eine Bibliothek, ein Bücher- und Studirzimmer, gleichfalls klein, da eine Menge von Rollen in engem Raume sich aufbewahren ließ, sowie oftmals noch mehrere geräumigere Hallen oder Salons für verschiedene gesellschaftliche Unterhaltungen. Hinter dem Peristyl folgte dann noch ein Quadrat, mit Säulen umgeben, das sogenannte Viridarium, welches der eigentliche Garten war, mit Gängen zum Spazierengehen. Im Säulenhofe oder Garten fand man oft Springbrunnen mit einem Wasserbecken, welches zugleich als Fischbehälter diente. Die Küche mit Vorrathskammern war entweder in einem gewölbten Souterrain oder in dem hintern Raume des Hauses; ebenso die Badeanstalt, die in vollständiger Einrichtung ein Frigidarium, das kalte, ein Tepidarium, das laue, und ein Calidarium, das warme Bad, auch ein eignes Apodyterium oder Auskleidezimmer enthielt. Alle diese Hauptgemächer lagen im Erdgeschosse, denn der obere Stock war meistentheils in kleinere Stuben abgetheilt, für die Aufbewahrung von Vorräthen aller Art, so wie für das Hausgesinde, die Sclaven und Freigelassenen bestimmt, mit Ausnahme der Terrasse auf dem platten Dache, die ein Lieblingslocal der Herrschaft zur Erholung war und daher geziert mit Blumen und Gesträuchen, die in große Blumentöpfe oder, wie unten im Säulenhofe, in eine mit Erde gefüllte Rinne gepflanzt waren.

Eine Hauptzierde der pompejanischen Gebäude, der öffentlichen und der privaten, war der lebhafte Farbenschmuck und die bilderreiche Architekturmalerei, welche die Hauswände überdeckte und die Fußböden mit Mosaik kunstvoll belegte. Das größte und berühmteste Gemälde in Mosaik, welches man jetzt im Museum zu Neapel sieht, die Alexanderschlacht, wie es gedeutet zu werden pflegt, war der Fußboden in dem Tablinum einer Prachtwohnung an der Fortunastraße. Ein dreistöckiges Haus kam in der Stadt vielleicht gar nicht vor; ein solches war aber die vorstädtische Villa des Marcus Arrius Diomedes, eines reichen Freigelassenen, ein Privatgebäude, das durch seine Größe und Construction, durch seine Einrichtung und den darin vorgefundenen Inhalt, wozu auch die Gerippe der Hausgenossenschaft gehören, die sich, zwanzig Personen stark, in den gewölbten Keller geflüchtet hatte, als eines der merkwürdigsten der ganzen ausgegrabenen Stadt erscheint. Ein schöner Mosaikfußboden aus diesem Hause, jetzt im Museum zu Neapel, ist an beiden Enden mit den Symbolen der Schifffahrt geziert, mit Delphinen, mit dem Dreizack, mit Ankern, Schiffsschnäbeln und Steuerrudern, worin der reiche Hausherr vielleicht sich uns als großen Schiffsrheder kundgibt.

Während die Behörde in dem Hause des M. Lucretius an der Theaterstraße ausnahmsweise, zur Belehrung der fremden Besucher, alle kunstvollen

Gartenzierrathen gelaſſen hat, iſt dagegen ſonſt der geſammte Vorrath der in den ausgegrabenen Tempeln und Privathäuſern vorgefundenen Dinge, die Wandgemälde, die Moſaikböden, die Statuen, die Tempelgeräthſchaften, die Schmuckſachen, das Haus- und Küchengeräthe durchgehends fortgeſchafft und in das Muſeum auf dem Schloſſe zu Portici, ſpäter in das Muſeum zu Neapel gebracht worden, wo dieſe Denkmäler, gut geordnet und prachtvoll aufgeſtellt, einen unerſchöpflichen Schatz von Belehrung über das öffentliche und häusliche Leben der alten Bevölkerung Unteritaliens bilden.

64. Päſtum.

(Nach Karl Aug. Mayer, Neapel und die Neapolitaner, bearbeitet vom Herausgeber.)

Päſtum, wahrſcheinlich von den Tyrrhenern gegründet, gehört zu den älteſten Städten Italiens. Flüchtige Sybariten ſiedelten ſich hier an und nannten die Stadt nach ihrem Meergotte Poſeidonia. Als die Römer ſie eroberten (274 v. Chr.) und eine Colonie dahinſandten, ſtellten ſie den alten Namen Päſtum wieder her. Wegen des milden Klimas pflegten hier die Großen den Winter zuzubringen. Im Mittelalter zerſtörten die Sarazenen die Stadt (915), als ſie aus derſelben vertrieben wurden, und die Trümmer dienten als Material zu benachbarten Bauten. Die Gegend, wo, wie die alten Dichter ſangen, die Roſen zweimal blühten, verwandelte ſich in eine Wildniß, in welcher Büffelheerden hauſen, die, bald am Wege liegend, bald in niedrigem Gebüſch oder Sümpfen halb verborgen, den Wanderer anſtarren, als wollten ſie ihm ſagen: „Was ſuchſt Du hier bei uns? Hier iſt unſer Gebiet.“ Die Hirten, welche ſich allein unter die wilden Thiere wagen, machen ſich in Sommernächten, wo die Malaria am gefährlichſten iſt, Feuer, um die Luft zu reinigen.

Von Fremden wird dieſe verpeſtete Gegend nur beſucht, um die drei Tempel im älteſten doriſchen Stil zu ſehen, welche der Zeit beſſer getrotzt haben, als die meiſten griechiſchen Bauwerke, und obgleich nicht beſonders groß, doch durch die edle Einfachheit der Verhältniſſe gewaltiger erſcheinen, als die meiſten antiken Gebäude Italiens.

Ziemlich fern von den zwei anderen Tempeln liegt der Cerestempel, der kleinſte und wahrſcheinlich neueſte unter ihnen. Er hat ſechs Säulen am Giebel und 13 auf den Seiten. Von reinerem Stile iſt der Neptunstempel, eines der ſchönſten antiken Gebäude, die uns erhalten worden ſind, voll einfacher Erhabenheit und Majeſtät. Dieſe Rieſenſäulen, die unten 2 Meter breit ſind, tragen nun ſchon Jahrtauſende die ungeheuren Steinblöcke der Architrave, und ſcheinen der Zeit noch eben ſo lange trotzen zu wollen. Der Tempel hat am Giebel 6, auf der Seite 14 Säulen und iſt

23 Meter breit, 60 Meter lang. Merkwürdig ist es, daß der innere Raum durch zwei Reihen von je 7 kleineren Säulen, die zum Theil noch stehen, in drei Schiffe getheilt war, von dem das Mittelschiff, Peristyl, mehr als die doppelte Breite der Nebenschiffe hat und oben offen ist. Solche Tempel waren nach Vitruv nur für große Götter bestimmt, und in der That war dies Gebäude mit seinem Säulenwalde des Erderschütterers Poseidon vollkommen würdig. — Ein seltsamer, von den anderen Tempeln sehr abweichender Bau ist die nebenan liegende Basilika. Sie hat am Giebel 9, an den Seiten 18 Säulen. Leider sind Giebel, Fries und Gesimse eingestürzt. Man hat dies Gebäude wegen der sonderbaren Einrichtung des Innern Basilika genannt. Seine Cella wird nämlich von einer Säulenreihe durchschnitten, die das Hauptschiff der Länge nach in zwei Hälften theilt, welche Theile wahrscheinlich wieder in je zwei Corridore zerfielen. Zu sämmtlichen Tempeln führen hohe Stufen, auf denen das Volk stand, wenn das Opfer vollzogen wurde; denn der innere Raum war nur Wohnung des Gottes.

Andere Ueberreste Pästums sind: das Amphitheater, dessen Umfang wohl noch zu erkennen ist, mehrere ebenfalls sehr zerstörte Häuser und eine Straße, die den pompejanischen vollkommen gleicht. Einige Alterthümer werden in einem Locale neben dem Neptuntempel aufbewahrt.

Die Stadtmauer besteht aus großen Polygonen, die cyklopisch ohne Mörtel zusammengefügt sind. Die nach den vier Weltgegenden gerichteten vier Thore, von denen das östliche am besten erhalten ist und noch einen Bogen von 14 M. Höhe hat, sind nur eng und klein. Auch finden sich vor der Stadt unterirdische Gräber und die Spuren eines Aquäducts, der Wasser von den Bergen brachte. Ein Meierhof, ein paar ärmliche Häuser und ein Kirchlein sind die modernen Gebäude Pästums.

65. Sicilien.

(Nach A. v. Roon, Militärische Länderbeschreibung von Europa, und K. v. Hailbronner, Cartons.)

I. Die Natur in Sicilien.

Sicilien ist seit dem classischen Zeitalter berühmt durch seinen gesegneten Boden und den Reichthum seiner Erzeugnisse. Seitdem hat jedoch Vieles auf der Insel eine ungünstigere Gestalt angenommen. Nur ein verhältnißmäßig sehr geringer Theil ihrer Oberfläche, kaum ein Zehntel derselben, besteht gegenwärtig aus angebauten Ländereien. Auch darf man in diesen keineswegs so ausgebildete Culturverhältnisse erwarten, wie sie die Lombardei, das Arno-Thal und andere Gegenden aufzuweisen haben, und eben so wenig hält die natürliche Vegetation Siciliens im Allgemeinen einen Vergleich

aus mit der campanischen, wenngleich die letztere in einzelnen Theilen Siciliens noch übertroffen wird. Die vulkanischen Massen des Aetna und des Val di Noto, so wie die an den benachbarten Küsten vorhandenen kleinen Tiefebenen von Messina, Palermo, Trapani u. s. w. bieten dem Anbau und der Vegetation, unter Mitwirkung des solarischen Einflusses, so günstige Verhältnisse dar, wie sie kaum die südlichsten Huertas der iberischen Halbinsel aufzuweisen haben. Hier gedeihen daher nicht nur alle Getreidearten, Wein, edle Südfrüchte in reicher Fülle, sondern auch das Zuckerrohr, die Baumwollstaude, die Dattelpalme und einige andere Repräsentanten der Tropenwelt. Diese Gegenden sind die angebautesten und cultivirtesten der ganzen Insel. Aber das Innere Siciliens liegt großentheils wüste und unbestellt da; das ausgedehnte Plateau hat, wie das castilische, nur wenig urbaren Boden, obgleich die Culturfähigkeit desselben, wie dort, durch zahlreiche Beispiele dargethan ist. Die freiwillige Vegetation dieses Landstrichs ist in Folge der Dürre, gleichfalls wie in den beiden Castilien, außerordentlich mager, einförmig und steppenartig, so daß einzelne Pflanzenarten, wie z. B. die Zwergpalme, Cisten und anderes Gestrüpp, weite Landstriche ausschließlich einnehmen, und Heerden von nomadisirenden mageren Rindern und grobwolligen Schafen nur eine dürftige Weide finden. Der Mangel an Dörfern vermehrt noch die Einsamkeit und Oede derselben, denn die zahlreiche Bevölkerung ist, wie in Apulien, in eine Menge von kleinen Städten zusammengedrängt, die oft gleich Vogelnestern an den Felsgipfeln der niederen Berge hangen. Nur in der Umgebung der Ortschaften hat die Cultur, mit geringer Anstrengung, schöne fruchtbare Oasen geschaffen. Auch in den Küstenebenen, namentlich in der durch Anbau und Fruchtbarkeit berühmten Ebene von Catania, hat die Hand des Menschen nur sehr wenig gethan, um die reichen Gaben der Natur zu vervielfältigen; künstlich bewässerte Felder (Ortaggi) sind bei der Indolenz der großen Grundbesitzer selten, und die beschränkten Mittel der kleinen Pächter und After-Pächter würden selbst bei größerer Betriebsamkeit nicht hinreichen, um diese oder ähnliche Meliorationen ins Leben zu rufen.

Ungeachtet aller dieser ungünstigen Umstände verdient die Insel noch immer, wie vor Zeiten, den Namen einer „Korn-Kammer", denn die Aernten geben in der Regel einen sehr reichen Ertrag, welcher das eigene Bedürfniß bei Weitem übersteigt. Der Ueberschuß wird von den Landleuten nach der Küste in große öffentliche Getreide-Magazine gebracht, aus denen der Export ohne weitere Beschwerden für den Producenten Statt findet.

II. Die Denkmale des Alterthums.

Wie die Natur Alles, was sie auf einen Fleck der Erde zusammendrängen kann, hier in verschwenderischer Fülle erschöpft zu haben scheint, so

findet sich Alles, wodurch historische Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, in gleichem Maße. Die großen Denkmäler, kaum dem Namen nach mehr bekannter Nationen, die Riesenreste alter Baukunst, welche uns noch in ihren Trümmern mit heiligen Schauern durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten Felsen und zeigen sich noch nach dreitausendjährigem Zeitensturme würdig, das schönste Land zu schmücken. Wo findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, als in diesem Lande, wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten Baukunst theils erhalten, theils in den ehrwürdigsten Fragmenten sich dem erstaunten Auge darstellen? Und was ist in dem hochgepriesenen Rom selbst, was in ganz Italien mit den einfach großen dorischen Bauwerken Siciliens zu vergleichen, außer die Tempel in Pästum? (s. S. 231). Roms Monumente bestehen bloß aus der Kaiserzeit, alles Andere ist mit Nacht bedeckt; in Sicilien zählen die neuesten Monumente des griechischen Alterthums drittehalb Jahrtausende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der antiken Architektur in so klarem Lichte. Die Entwicklung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung dieser verschiedenen Stile auf den Geschmack unserer Zeit in den ersten Städten Siciliens gibt diesen, besonders dem wunderlich gemischten, antik-modernen, mehr asiatischen als europäischen Palermo, ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen. Könnte man bequem durch dieses Paradies fahren, so würde man alle Zwecke, welchen man in Rom und Neapel nachstrebt, in einem Punkte vereinigt finden. Zwar sind die Alterthümer hier nirgends in der Art zusammengedrängt und aufgespeichert, wie in Rom, allein es liegt ein unendlicher Reiz darin, sie zu suchen. Und wenn man durch eine Reihe der wunderlieblichsten Thäler, deren schöne, bis in die höchsten Gipfel hinein mit üppigem Grün bewachsene Berge den zahllosen afrikanischen Ziegen zur Weide dienen, welche mit ihren lang herabhängenden Seidenflocken ein äußerst malerisches Bild geben, endlich um den letzten Bergrücken biegt, und der Tempel der Venus, wie vom Himmel auf die stille Anhöhe bei Segeste herabgesenkt, vor dem entzückten Beschauer steht; wenn man die so langer Zeit trotzenden Ruinen des Theaters zu Tindari, der herrlichen Tempel zu Girgenti, des Jupitertempels in Syracus und die mächtigen Ueberreste der drei Tempel zu Selinunt gesehen, und auf der Höhe des majestätischen Theaters von Taormina den bezaubernden Anblick genossen, den Meer und Erde in ihrer höchsten Schönheit vereinigen können — dann raffe man seine Kräfte zusammen und erklimme den Feuerberg, der seinen ewigen Schwefeldampf den Gestirnen zusendet und dessen Riesenschatten Afrika's Küste erreichen, und überglücklich mag sich preisen, wer das glühende Gestirn von Osten aus dem Meere tauchen und das paradiesische Panorama in den glänzendsten Farben vor sich ausgebreitet sieht.

66. Der Aetna.

(Nach Joakim Frederik Schouw, die Erde, die Pflanzen und der Mensch.)

Wo sich die Erdoberfläche zu einer bedeutenden Höhe erhebt, dort tritt die Unebenheit gewöhnlich nicht als ein einzelner Berg, sondern als eine Vereinigung mehrerer Berge, als eine Gebirgsmasse auf. Ganz anders zeigt sich der Aetna. Obgleich von sehr bedeutendem Umfang und bedeutender Höhe, ist er doch nur ein einziger Berg, eine einzige kegelförmige Unebenheit der Erdoberfläche, ohne Hochebenen und Terrassen, ja, ohne Thäler und Flüsse. Er ist deßhalb, wenn man dabei auf Umfang (über 20 geographische Meilen) und Höhe (3410 M.) Rücksicht nimmt, in Europa der einzige seiner Art.

Sein höchster Gipfel liegt in der Mitte, und der ganze Berg erhält also die Form eines Kegels. Sanfte Abhänge bilden die Seiten, mit Ausnahme des obersten Gipfels, welcher einen steilen Kegel bildet, mit einer trichterförmigen Vertiefung (Krater), dessen Mündung 1/8—1/2 Meile im Umfange beträgt. Außerdem hat der Aetna mehrere Hundert kleine Krater, kegelförmige, abgesonderte kleine Berge mit trichterförmigen Vertiefungen, durch welche die eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe sich im Laufe der Zeit den Ausweg verschafft haben. Obgleich verschiedene dieser Krater an und für sich bedeutend sind, so sind sie doch im Verhältniß zur ganzen Masse zu klein, um die Kegelform zu unterbrechen.

Die abgesonderte Lage und die zusammengedrängte Form machen den Aetna besonders dazu geeignet, den großen Einfluß zu zeigen, welchen die absolute Höhe auf das Klima und dadurch unmittelbar auf die Pflanzen hat. An wenigen Stellen, vielleicht an keiner in Europa, sind die verschiedenen Pflanzengürtel so in die Augen fallend und so scharf begrenzt, wie hier, und können so leicht mit einem Blick übersehen werden. Deßhalb haben die Bewohner, ohne irgend einen Begriff von der Pflanzen-Geographie zu haben, den Berg in drei sehr natürliche Gürtel eingetheilt, in den angebauten Gürtel, den Waldgürtel und den nackten Gürtel.

In dem angebauten Gürtel bis zu einer Höhe von 800 M. finden wir ausgedehnte Aecker, wo man Weizen und Gerste baut, jenen zur Nahrung der Menschen, diese zu Pferdefutter. Noch ausgedehnter ist der Weinbau; der heiße trockene Sommer und der dunkle Erdboden machen diesen Gürtel besonders geeignet dazu. An einigen Stellen hat man in der schwarzen, vulkanischen Asche Löcher gegraben, diese mit Dammerde ausgefüllt und Weinreben hineingepflanzt; obgleich die Wurzeln sich nicht weiter als die Dammerde erstrecken, so trägt der Weinstock dennoch, umgeben von der schwarzen Asche, vortreffliche Trauben. Auch der Olivenbau ist an den

untersten Abhängen des Aetna bedeutend; nicht weniger der Mandel- und Feigenbau.

Der zweite Gürtel ist der Waldgürtel, welcher sich von 800—2000 M. erstreckt. Die Orangenbäume, die Baumwolle und der Olivenbaum sind verschwunden; man findet noch Getreide- und Weinbau, aber der Wald (im untern Theile Eichen und Kastanien) nimmt doch den größten Theil ein, und dessen Benutzung zum Holzschlag und zu Weiden ist hier die Hauptsache. Der obere Theil des Waldgürtels besteht hauptsächlich aus Buchen (welche nicht unter 1000 M. gefunden werden), einer Art Föhre und Birken. Hier ist kein Getreidebau, man findet keine oder nur sehr wenige Dörfer. Diesen Gürtel benutzt man zum Mästen der Schweine, zum Weiden der Ziegen und zum Holzschlag.

Wenn man in den Alpen, Pyrenäen und Norwegens Bergen die Baumgrenze übersteigt, so trifft man die schöne Alpenflora: kleine Büsche oder niedrige Kräuter, mit verhältnißmäßig großen, zierlichen Blumen von reinen Farben und mit einer großen Mannichfaltigkeit der Formen und Farben. Diese Alpenflora vermißt man gänzlich auf dem Aetna, ungeachtet die Höhe hinreichend genug ist, um ein eben so kaltes Klima hervorzubringen. Der Pflanzenwuchs über der Baumgrenze ist außerordentlich arm und höchst einförmig. Denn auf die harte Lava und die harte Asche wirkt die Atmosphäre nicht so leicht ein, wie auf anderes Gestein, welches durch sie zu dem für die Alpen so fruchtbaren Kies verwandelt wird; dann verhindert jeder neue Ausbruch durch die Lavaströme und neuen Aschenregen diese Umbildung des Erdbodens und vernichtet zugleich die Pflanzen, welche aufzutreten beginnen; endlich kommt noch der große Mangel an Quellen und Bächen hinzu.

Der Aetna hat in verschiedenen Jahreszeiten und unter verschiedenen Verhältnissen ein verändertes Aussehen. Im Winter liegt der ganze nackte Gürtel und beinahe der ganze Waldgürtel unter einer zusammenhangenden Schneedecke, während am Fuße alle Felder mit dem schönsten Frühlingsgrün bekleidet sind. Der Aetna steht alsdann da als ein ungeheuer großer Schneekegel, dessen Fuß von einem riesengroßen Blumenkranz umgeben ist. Im Sommer ist der Schnee gänzlich verschwunden, mit Ausnahme einiger kleinen Anhäufungen in den Vertiefungen des allerhöchsten Theils. Der Wald prangt grün und frisch, aber der angebaute Gürtel bietet ein welkes, todtes Aussehen. Der beinahe regenfreie Sommer, die starke Hitze vertrocknet fast alles Gras und alle Kräuter; nur die immergrünen Büsche und Bäume mit ihren harten, glänzenden Blättern stehen noch da; desgleichen Cactus und Agaven, welche ihres reichen Saftvorrathes wegen die Dürre aushalten konnten.

Die Aussicht von der Spitze des Aetna hat etwas ganz Eigenthümliches, weil der Berg ganz isolirt und kegelförmig ist; keine anderen Gipfel verhindern die Aussicht, und es ist fast, als ob man in einem Luftballon

hoch oben in der Luft schwebte. Land und Meer liegen unter Einem, wie auf einer Landkarte; mit Ausnahme des westlichen Theils übersieht man ganz Sicilien; wenn der Aetna in der Mitte, anstatt auf einer der Küstenseiten läge, so würde man die ganze Insel, obwohl sie einen Flächenraum von gegen 600 □=M. einnimmt, und einen Theil des angrenzenden Meeres übersehen. Man sieht über die Nordküste hinaus die liparischen Inseln, und im Osten die Meerenge als ein schmales Wasser, an der entgegengesetzten Seite Calabrien und das Meer jenseit der 2000 M. hohen Berge. Merkwürdig ist der große Schlagschatten, welchen der Aetna wirft; wenn die Sonne Morgens aufgegangen ist und die Meerenge und die Ostseite des Aetna beleuchtet, so sind die Westseiten des Berges und die westlich von demselben liegenden Theile Siciliens noch im Dunkel.

Während die Ausbrüche des Vesuvs häufiger auf einander folgen, bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade, so sind die des Aetna viel seltener, aber wenn sie kommen, desto heftiger. Der von der Lava angezündete Wald steht dann in lichten Flammen. Das Licht der Sonne kämpft mit den so verschiedenen Lichtern von dem Feuer des Kraters, der brennenden Lava und des brennenden Waldes; die Roggenfelder werden von der herniederfließenden Lava vernichtet, und ängstlich berechnen die Bewohner der nächsten Dörfer, welchen Weg der Strom, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl nehmen werde. Die Vereinigung von Feuer und Schnee und dieser Gegensatz und Kampf der verschiedenen Beleuchtungen ist eine der interessantesten Naturerscheinungen.

67. Palermo.

(Nach Otto Speyer, Bilder italienischen Lebens, und Karl Witte, Alpinisches und Transalpinisches.)

Die Stadt Palermo hat vor ihren italienischen Schwestern den Beinamen der glücklichen (Palermo felice). Freilich, wenn eine unvergleichlich malerische Lage, wenn eine beneidenswerthe Milde des Klimas, wenn endlich ein bis zur Ueppigkeit fruchtbarer Boden eine Stadt glücklich machen können, so ist es Palermo. Aber die Geschichte lehrt uns, daß diejenigen Städte und Länder meist die unglücklichsten waren, welche den Eroberer und den Beutelustigen am meisten reizten. So mochte es kommen, daß Palermo, um dessen Besitz Sicilier, Griechen, Karthager und Römer abwechselnd stritten, es im Alterthume nicht zu einer bedeutenden Entfaltung von Macht und Reichthum bringen konnte. Seine Blüte datirt erst von den Zeiten der arabischen Eroberer, deren Spuren noch heutzutage hundertfach in Straßen und Gebäuden, ja in Sprache und Sitten der Palermitaner zu finden sind.

Höher noch stieg der Glanz der Stadt zur Zeit der normännischen Herrscher, unter den Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. und unter den spanischen Fürsten aus dem Hause Aragonien. Ja, selbst unter der castilischen Herrschaft, so schwer auch der Druck auf dem Volke lastete, fehlte es der Hauptstadt nicht an Glanz, ihren Bewohnern nicht an Reichthum und Unternehmungslust; das beweisen die zahlreichen Prachtbauten von Kirchen und Privathäusern aus dieser Periode. Erst seit der Bourbonenherrschaft (1735), als Palermo gewissermaßen zu einer Provincialstadt herabsank, scheint hier ein Stillstand und Rückschritt eingetreten zu sein. So bietet die Stadt in ihren Gebäuden und Denkmälern eine bunte Mustersammlung aus vielen Jahrhunderten. Aus dem Alterthume freilich ist fast Nichts erhalten, als was die „regia studiorum universitas" in ihrem Museum birgt. Dagegen möchte es wohl kaum einen Kunststil des Mittelalters und der neueren Zeit geben, der nicht hier irgendwie vertreten wäre. Vorherrschend sind der maurisch-normännische, der Renaissancestil des 15. und 16., und vor Allem der des 17. Jahrhunderts, der, freilich im Ganzen unerquicklich genug, doch hier mit seinen seltsam launischen Schnörkeln einen weit weniger unangenehmen Eindruck macht als im Norden. Ihm gehören die meisten Paläste und größeren Häuser so wie die Mehrzahl der Kirchen an, die sich längs der beiden Hauptstraßen aufreihen. Denn zwei Hauptverkehrsadern, Via Toledo oder il Cassaro und Via Macqueda, theilen, sich selbst fast im Mittelpunkte der Stadt unter rechten Winkeln durchschneidend, ganz Palermo in vier fast gleiche Theile. In ihnen und auf den öffentlichen Plätzen, zumal den beiden größten am östlichen und westlichen Ende des Cassaro, drängt sich um so mehr fast das ganze öffentliche Leben zusammen, als alle die übrigen Straßen eng, dumpf und schmutzig sind.

Charakteristisch für Palermo sind in der Via Toledo die durchlaufenden Balcone, meist an sämmtlichen Stockwerken, das Erdgeschoß natürlich ausgenommen, mit ihren gewöhnlich bauchig vorspringenden Eisengittern, von massigen Stützen in oft seltsamer Schnörkelform getragen. Nicht wenige Balcone sind bedeckt und nach Außen vollständig vergittert: sie gehören entweder den Nonnenklöstern an oder doch Palästen, von denen die Bewohnerinnen der benachbarten Klöster das Recht haben, die Processionen und Festzüge der Hauptstraße mit anzusehen.

Von Römern, Griechen und Byzantinern sind nur geringfügige Trümmer erhalten; dagegen fehlt es nicht an Gebäuden arabischer Zeit. Das bemerkenswertheste ist das Landhaus eines Emirs, Zisa genannt, in derselben Gegend, wo auch die schönsten Gärten neuerer Zeit angelegt sind. In seinen Mauern scheint das Gebäude seit dem zehnten Jahrhundert keine erhebliche Aenderung erlitten zu haben, doch sind die inneren Räume nach heutigen Bedürfnissen hergestellt. Völlig erhalten aber ist die nach der Straße hin offene Vorhalle mit ihrem Springbrunnen und ihren zwei Wasserbassins

im Fußboden mit dem überreichen Schmuck zierlicher Stuckaturarbeiten und mit goldprangenden Inschriften aus dem Koran, ein überraschender, durchaus fremdartiger Anblick, wie man im westlichen Europa ihn wohl nur noch auf der Alhambra wiederfindet. So fest war in den 1½ Jahrhunderten arabischer Herrschaft die Cultur dieses merkwürdigen Volkes in Sicilien eingewurzelt, daß noch unter den Normannen, ja selbst unter den Hohenstaufen Arabisch die Sprache des Verkehrs blieb und sogar in öffentlichen Denkmälern oft gebraucht ward, und in den Kirchen normännischer Zeit finden sich an den Säulen oder sonst häufig arabische Inschriften.

Diese normännischen Kirchen, die nirgends so wohlerhalten und großartig gesehen werden, als eben hier, sind noch ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses. Die Capelle des königlichen Palastes, die Kirche Martorana und das gewaltigste dieser Monumente, der Dom von Monreale (s. S. 241) haben alle den gleichen Charakter eines von Säulen, über welche sich steile Bogen wölben, getragenen Schiffes. Der Fußboden, der untere Theil der Wände, Altar, Kanzel, Transept u. s. w. sind aus vielfarbigen edlen Steinen in kunstreichen und gefälligen Verschlingungen zusammengesetzt. Die Balken und Sparren des Daches, angeblich von Cedernholz und mit goldenen Zierrathen geschmückt, zeigen sich unverkleidet dem Auge. Aller übrige Raum aber ist mit riesigen Mosaiken heiliger Geschichten auf schimmerndem Goldgrunde in feierlichem byzantinischen Kunststil überdeckt. Der Eindruck dieser mächtigen Bauten ist ein durchaus neuer und imponirender. Besondern Zauber üben aber noch die Grabdenkmäler, mit denen diese Kirchen geschmückt sind. Im Dome von Palermo rastet seit 600 Jahren von dem kühnen Fluge seiner Thaten, von seinen Irrthümern und Sünden der größte der deutschen Kaiser, der letzte und glänzendste Stern von Hohenstaufen, treu seiner Vorliebe für das christenfeindliche Morgenland, noch im Tode mit arabischen Sinnsprüchen umgeben. Neben dem zweiten Friedrich schlafen seine Gemahlin Constanze von Aragon und seine beiden Eltern, Heinrich VI. und die dem Kloster entrissene normännische Erbtochter Constanze, deren Vater Roger II. hier neben den Erbfeinden seines Stammes die letzte Stätte gefunden. Noch ein fünfter Sarg steht in dieser Grabcapelle, der des zweiten Peter von Aragonien. Dieser aber erinnert uns wieder an seinen gleichnamigen Großvater, den Schwiegerenkel des zweiten Friedrich. Fünf Monate nach der sog. sicilianischen Vesper (1282) landete Peter von Aragonien, des bei Benevent erschlagenen Manfred Tochtermann, in Sicilien und setzte sich die verwaiste Krone der Normannen und Hohenstaufen aufs Haupt.

Auch in der spätern Geschichte Siciliens Züge zu finden, die, wenngleich mit weniger blutigen Zügen geschrieben, an jene Vesper erinnern, dürfte nicht schwer fallen. In den Adern des Sicilianers, vor Allem des Bewohners von Palermo, rinnt mancher Tropfen heißes Saracenenblut. So sind

denn die vielen Revolutionen von Palermo mörderisch, grausam und hartnäckig gewesen, und an den Nachwehen der letzten, von der Regierung nicht unverschuldeten und dann durch lässiges Bekämpfen lange genährten kranken Wohlstand und häusliches Glück auf der ganzen Insel noch heute.

Wie ein ernster Wächter und eine gewaltige Schutzmauer gegen den stürmischen Andrang der Fluten erhebt sich der Monte Pellegrino zwischen der offenen See und dem rundlichen Busen von Palermo. Nahe an 700 M. unmittelbar aus dem Meere aufsteigend, steil und massig, erhöht er durch den Contrast seiner wilden Oede die Lieblichkeit der Küsten und Thäler, in die er wie drohend herniederblickt. Eine schlecht gepflasterte Straße, zum Theil auf Bögen ruhend, die ihr von Weitem ein großartiges Ansehen geben, führt in vielfachen Windungen die steile Höhe hinan. Etwa in zwei Dritttheilen der Höhe erreicht man einen Absatz des Berges, der ein kleines, fast ebenes Plateau bildet. Hier öffnet sich dem Rückwärtsschauenden ein herrlicher Blick über den Abhang des Berges hinaus auf den schimmernden Golf und den Hafen mit den bunten, lustig flatternden Wimpeln seiner Schiffe, auf die Stadt, deren dumpfes Brausen bis zu uns empordringt, auf die grünen Gärten und Gehege, die sie einfassen, auf den Kranz starrender Berge endlich, die in den mannichfaltigsten malerischen Gestalten die blühenden Ebenen und Thäler überragen. Wir biegen um einen Vorsprung des Berges und finden uns vor der berühmten Capelle der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo, dem berühmtesten Wallfahrtsorte der Insel. Eine Inschrift verkündet, daß man hier lange Jahrhunderte nach ihrem Tode den Körper der heiligen Nichte Wilhelm's des Guten fand. Nach einer halbstündigen allmählichen Ansteigung erreicht man den zur weiten Ebene abgeflachten, mit hohen Fenchelstauden und gelbblühenden Disteln bedeckten Gipfel des Berges, von wo einst Hamilcar die Stadt Panormos und die rings herrschenden Römer drei Jahre lang in Schach und Angst hielt. Vor uns öffnet sich ein großartiges gewaltiges Schauspiel. Zu unseren Füßen stürzt das Vorgebirge des heiligen Gallus, die Nordspitze der Insel bildend, in furchtbarer Steilheit, Felsterrasse auf Felsterrasse, tief zum Meere ab. Eine wilde Oede umgibt uns, so weit das Auge reicht. Die fruchtbaren Thäler verstecken sich zwischen den Gebirgen; wir erblicken nichts als eine felsstarrende Wildniß, ragende Gipfel, tiefgerissene Schluchten, in der schwindelnden Tiefe die unendliche See, deren wilde Brandung nur wie ein leises, dumpfes Gemurmel zu uns heraufdringt. Einem Nebelbilde vergleichbar, erscheinen im fernsten Osten die grandiosen Linien des Aetna.

---

68. Monreale.

(Nach Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie im Alterthum die Hellenen nach der Vertreibung der Karthager aus Sicilien die berühmten Tempel von Segeste, Selinus, Agrigent, Syracus erbauten, so errichteten im Mittelalter die Normannen, nachdem sie Sicilien von den Saracenen Afrika's befreit hatten, die herrlichen Kathedralen von Palermo, Monreale, Cefalu, Messina als Zeichen des Sieges des Christenthums über den Islam. Das erste Mal hatte der Strom der Cultur seine Richtung mehr nach dem Süden der Insel genommen, während der Norden nur theilweise berührt ward; jetzt breitete er sich über den Norden aus, während der Süden und Südosten zur Unbedeutsamkeit herabgesunken war. Neben das dorische Säulenhaus stellte sich der christliche Dom, neben die steinerne Pracht des Junotempels von Agrigent (s. S. 243) die von Gold schimmernde Kirche der Jungfrau Maria von Monreale, als Denkmäler zweier merkwürdiger Phasen der Menschheit. Bei der Betrachtung jener erhabenen Tempel von Agrigent möchte man meinen, nichts Vollendetes, nichts Schönes könne über diese harmonischen Formen hinaus der menschliche Geist mehr erfinden; tritt man aber in eine der normannischen Basiliken, in diese dunkelschönen, schimmernden Kirchenschiffe, deren Bogen und Wände von zahlreichen Mosaikbildern leuchten, so fühlt man sich auch hier, das Antike vergessend, in einer neuen Sphäre der Harmonie und Schönheit.

Uebrigens hatte die Frömmigkeit jenes Zeitalters der Kreuzzüge an dem Eifer für Kirchenbauten nicht mehr Antheil, als die politische Berechnung. Das neue, nur durch Eroberung auf den schönsten Thron Europa's gekommene Fürstenhaus bedurfte des Papstes und der Geistlichkeit, um sich zu erhalten, und wollte, in dem natürlichen Bestreben eines siegreichen Fürstengeschlechtes, seine Herrschaft durch Denkmäler unsterblich zu machen, Alles verdunkeln, was auf dem Festlande gebaut worden war, sogar jene Sophienkirche und jenes Byzanz überbieten, dessen orthodoxem Kaiser man das schöne Reich entrissen hatte. König Roger baute in unglaublich kurzer Zeit, man sagt in einem Jahre, den Dom von Cefalu (ziemlich in der Mitte der Nordküste) und den von Messina. Alle diese Bauten übertraf der fromme Wilhelm II., der letzte legitime Herrscher aus dem Normannenhause; er setzte im Dom von Monreale seinem Geschlechte das schönste Denkmal, zugleich das Muster des normannisch-sicilischen Kirchenstils überhaupt. Der Ruf seiner Schönheit ging flugs durch alle Länder, und Papst Lucius III. erhob, schon 6 Jahre nach Vollendung der Kathedrale (1182), Monreale zum Erzbisthum, wobei die betreffende Bulle erklärt: „daß nie seit alten Tagen ein ähnliches Werk durch einen König errichtet ward."

Die normannische Architektur setzte sich aus drei verschiedenen (vorgefundenen) Bestandtheilen zusammen: byzantinisch-griechisch ist die quadratische Grundform, das Vorherrschen der Kuppel, die Erhöhung des Sanctuariums (hier mit einer dreifachen Nische als Sinnbild der drei göttlichen Personen) und die reiche Ausschmückung mit Mosaiken; den Saracenen entlehnten die Normannen den Spitzbogen, der später in die gothische Architektur überging, und die Arabesken für die malerische Ausschmückung; endlich behielten sie auch den in Italien üblichen Typus der römischen Basilika (ein durch Säulenstellungen getheiltes Langschiff mit dem hergebrachten Sparrendach) bei. Der Dom von Monreale verbindet vollkommen deutlich diese drei Bestandtheile. Dieser ganze, mit Bildern auf Goldgrund gefüllte Raum macht einen eben so wohlthuenden als würdigen Eindruck. Wo auch der Blick hinfallen mag, in die Nischen, die Seiten des Sanctuariums, die Schiffe, überall treten ihm Mosaiken entgegen, über das ganze malerische Reich des Alten und Neuen Testamentes sich erstreckend; selbst die beiden feindlichen Hälften der christlichen Kirche sind hier vereinigt, und es erscheint höchst bedeutungsvoll, griechische und römische Heilige in einem Tempel zu sehen. Man erstaunt hier weniger über den ungeheuren Aufwand mühsamster Kunst (nach einer Berechnung müssen in den 3 Jahren der Ausführung etwa 150 Mosaikbildner fortdauernd thätig gewesen sein), als über den religiösen und künstlerischen Gedanken, der das gesammte christliche Religionssystem erfassen, das unendlich Vielfache concentriren und auf den Wänden eines Domes darstellen konnte.

König Wilhelm II. hatte sich mit dem Bau dieses Doms nicht begnügt, sondern neben demselben auch ein herrliches Benediktiner-Kloster errichtet; es gehörte zu seinen Erholungen, mit den gelehrten Vätern zu verkehren und sich der Prachtbauten zu erfreuen, um welche mit der Zeit die Stadt Monreale sich ansiedelte. Das Kloster ist längst verfallen und ein neues neben seinen Trümmern aufgebaut, welches von Marmor strotzt, wie alle Klöster dieses vornehmen Ordens in Italien, die eher Paläste für Fürsten als Wohnungen für Mönche scheinen. Vom alten Kloster, welches die Ebene von Palermo beherrschte und aus seinem Garten die entzückendste Aussicht über dies Paradies von Land und Meer gewährt, ist noch der unvergleichliche Kreuzgang erhalten, ein großes, von einer Arkade umgebenes Viereck; 216 schlanke Säulen, je zwei verbunden, tragen die musivisch ausgelegten Spitzbogen, ihre Schäfte sind alle verschieden behandelt, bald glatt, bald mit wellenförmigen oder spiralischen Linien und wieder mit musivischem Schmuck ausgeziert. Auch von den Capitälen ist nicht eins dem andern gleich, sondern der Künstler scheint hier mit der Natur gewetteifert zu haben, die Mannichfaltigkeit ihrer Pflanzenbildungen nachzuahmen. Aus korinthischen Akanthusblättern, die in verschiedenartiger Zeichnung den Blattkelch des kleinen Capitäls bilden, entsteigt, gleich einer Blume, das phantastische Ge-

bilde, von Thier-, Pflanzen- oder Menschengestalten zusammengefaßt, welche sich jedesmal als eine kleine Geschichte entfalten. Hier ist Weltliches und Heiliges, die Bibel und das Naturmärchen in einer reichen Phantastik vereinigt und zu einer steinernen Bilderwelt rings um den Klosterhof verbreitet, ein merkwürdiges Seitenstück zu dem Mosaikencyclus im Dome selbst.

---

69. Girgenti (Agrigent).

(Nach Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien, mit Zusätzen nach Otto Speyer, Bilder italienischen Landes und Lebens, bearbeitet vom Herausgeber.)

Kaum drei Miglien vom Meere entfernt, auf einer schiefen Ebene, die von zwei sich (im Süden) zum Flusse Akragas vereinigenden Bächen an der Ost- und Westseite bespült wird, liegt das alte Akragas, einst, wenn auch nicht so mächtig, wie Syracus, doch eben so reich, so üppig und so geistvoll, jetzt der elende Ort Girgenti. In dieser trümmervollen classischen Wildniß erheben sich (auf dem Rande der südlichen Stadtmauer) die Denkmäler des großen Akragas: die ehrfurchtgebietenden Ruinen von sieben dorischen Tempeln; zahlreiche Gräber, Loculi und Nischen liegen zerstreut umher, Säulen ragen hier und dort empor, riesige Architrave und Triglyphen bedecken den Boden und machen den Eindruck ernster Majestät, melancholischer Schönheit. Hätte Sicilien nichts weiter als die weltberühmte Kathedrale von Monreale (s. S. 241) und den Concordientempel zu Agrigent, diese beiden Repräsentanten zweier großer Culturen, so würde es schon um ihretwillen eins der merkwürdigsten Länder sein.

Von dem alten Akragas, welches als Stadt längst untergegangen ist, widerstand nur das, was der Gottheit geweiht war, siegreich dem allvernichtenden Grimme der Zeit und der wilden Zerstörungswuth barbarischer Horden. Der Tempel der Juno Lucina auf einem hohen Unterbau von 4 Stufen ist zur Hälfte zertrümmert, denn nur auf einer Seite stehen noch seine 13 dorischen Säulen und tragen das Gebälk, an der Fronte nur noch 2 Säulen mit einem Stück des Architravs. Am besten erhalten ist der Tempel der Concordia (?), nur das Dach fehlt, die beiden Fronten und alle Säulen sind noch vorhanden. Seine wohlerhaltene Herrlichkeit lockte im Mittelalter, ihn zu einer christlichen Kirche (des h. Gregorius) zu benutzen, und so wurde sein Verfall glücklich abgewendet. Später ward die Kirche verlassen und (1748) der Tempel wieder hergestellt. Unter allen Tempeln Italiens und Siciliens hat kein einziger die Cella so ganz erhalten, wie dieser vollständigste und herrlichste Tempel Siciliens, welcher ein vollkommenes Bild des einfachen dorischen Tempelbaues gibt, der so charak-

teristisch für die ernste Natur Siciliens ist, für ein Land, welches eine nationale Begabung für die strenge Wissenschaft der Mathematik besaß.

Dagegen ist der dritte Tempel, der des Hercules, ehemals einer der herrlichsten Agrigents, jetzt nur eine kolossale Trümmermasse, welche wild durch einander geworfen da liegt; nur eine cannelirte Säule ohne Haupt ragt aus diesem Wuste hervor. Reste des Frieses und Gesimses haben noch Spuren ihrer purpurrothen Bemalung bewahrt. In der Tempelzelle stand die hochberühmte bronzene Figur des Hercules von Myron, welche die Begier des Verres reizte. Er trieb, wie wir aus den Verrinischen Reden Cicero's wissen, den Raub der Kunstschätze im Großen; aber seine barbarische Frechheit wurde dennoch später durch Napoleon I. übertroffen. In einer stürmischen Nacht ließ der Römer den Herculestempel von bewaffneten Sclaven überfallen, und man war eben im Begriffe, den bronzenen Gott von seiner Stelle, wo er stark befestigt war, loszureißen, als das Volk herzulief und die Räuber mit Steinwürfen in die Flucht schlug. Der verunglückte Raubversuch gab den geistreichen Sicilianern die Veranlassung zu dem Witze: man müsse unter die Arbeiten des Hercules fortan das Ungeheuer Verres eben so gut aufnehmen, als den erymanthischen Eber.

Der berühmteste aller Tempel Siciliens und überhaupt eins der größten Werke des Alterthums war das Olympion oder der Tempel des olympischen Zeus. Die Agrigentiner bauten ihn in ihrer glänzenden Periode nach dem Siege über die Karthager bei Himera (480 v. Chr.), in derselben Zeit, da in Selinus der Jupitertempel, in Athen das Pantheon, in Olympia der Tempel des Zeus, in Phigalia der Tempel des Apollo und in Argos der Junotempel erbaut wurde, also in der großen Epoche der Vollendung des dorischen Stils in allen hellenischen Landen überhaupt. Dieses riesenhafteste aller Denkmäler des griechischen Occidents ist nicht minder, ja noch schlimmer zerstört, als der nahe Herculestempel. Keine Säule, ja kein Ansatz dazu steht mehr aufrecht; aber der Platz, den er einnahm, die Area des Tempels, auf fünf Stufen erhöht, liegt aufgeräumt vor uns in ihrem ganzen ungeheuren Umfang (118 M. lang und halb so breit). Mitten auf die jetzt frei gelegte Grundfläche des Olympions hat man einen jener (7 M. hohen) Giganten hingestreckt, die in zwei Reihen, als Karyatiden das zweite Stockwerk des Tempels getragen haben sollen. Die ganze Figur mit ihren zusammengeschlossenen Füßen zeigt den strengen ägyptischen Stil und erinnert an die riesigen Steinbilder von Memphis und Theben. Wäre das Olympion vollendet gewesen, kaum würde ein zweites der alten Weltwunder ihm zur Seite zu stellen sein; aber dahin kam es nie. Als noch das Dach fehlte, brachen die Horden der Karthager unter Hamilcar's Führung (406) verheerend über die blühenden Ebenen Siciliens herein und zerstörten auch Agrigent. Polybius sah den Wunderbau noch aufrecht, und weit ins Mittelalter hinein erhielt er sich, aber immer mehr und mehr in Trümmer

gehend, von Wetter und Erdbeben, von der Wuth der Sarazenen oder von der Barbarei derer angegriffen, welche seine Quadern zum Baumaterial benutzten, bis 1401 die letzten Reste zusammenstürzten.

Ueber das Olympion hinaus liegt weiter westlich der malerische Ueberrest des Castor- und Pollux-Tempels, vier herrliche dorische Säulen mit ihrem Gebälk, woran noch ein Rest der polychromischen Malerei in lebhaftem Wechsel von weißer und rother Farbe prangt. — Das letzte Monument in der südlichen Reihe ist gegen Westen hin der sog. Tempel des Vulcan, ein Trümmerhaufe, aus dem noch zwei Säulenstümpfe aufragen, welche römische Cannelirung zeigen. Noch südlicher nach dem Meere zu liegen die Trümmer des Aeskulaptempels, wo einst Myron's herrliche Statue des Apollo stand, die Himilco nach Karthago bringen, Scipio den Agrigentinern wieder erstatten ließ, und die endlich Verres aus dem Heiligthum raubte.

Diese lange Reihe von Tempeln muß den erhabensten Anblick gewährt haben, besonders für den, welcher von der Meeresseite zur Stadt heraufkam und sie vor sich sah, gleichsam die heiligen Hüter der volkbelebten Stadt (mit 800,000 E.?), die mit dem Gewirr ihrer Gassen und mit ihren sonstigen Prachtbauten die Hügel hinanstieg und mit einem Minerventempel auf dem höchsten östlichen Felsenkamm (noch jetzt „der Athene-Felsen"), auf dem westlichen Gipfel aber mit der Akropolis endigten. Von dieser innern Stadt ist Alles bis auf wenige Trümmer verschwunden; überall bedecken Weinberge oder Oelgärten den Boden, aus dem immerfort Münzen, Vasen und andere Antiken gezogen werden. Das Herrlichste solcher Antiken bewahrt die Kathedrale: dort dient nämlich als Taufbecken ein antiker Sarkophag, dessen Reliefs Scenen aus der „Phädra" des Euripides in höchst graziöser Weise darstellen, und zwar, wie wenige andere, die Handlung in entwickelter Folge. Man kennt die Vorliebe der sicilischen Griechen für Euripides, man weiß, daß nach dem Untergange der athenischen Expedition gegen Syracus (411 v. Chr.) viele gefangene Athener der Declamation von Versen dieses Dichters ihre Befreiung verdankten. Schon hieraus darf man folgern, daß jener Sarkophag ein Werk sicilischer Kunst war.

---

70. Malta.

(Nach „Unsere Zeit", bearbeitet vom Herausgeber.)

„Die Blume der Welt" (fior del mondo) nennen die Maltesen ihre Felseninsel, deren Himmel, Klima und Boden afrikanisch sind, während ihr Leben und ihre Civilisation europäisch ist, so daß sie die Eigenthümlichkeiten

beider, gleich naher Welttheile zum Vortheile ihrer Bewohner in sich vereinigt und den Uebergang aus dem einen in den andern Erdtheil bildet.

Ungefähr im Centrum des Mittelmeeres gelegen, von der Natur mit den schönsten Häfen (s. S. 247) zur Aufnahme einer großen Kriegsflotte versehen und durch seine schroffen Küsten mehr noch als durch enorme künstliche Befestigungen gegen jeden feindlichen Angriff gesichert, beherrscht Malta die Gegengestade Siciliens, Italiens, Griechenlands, Afrika's. Daher war die kleine (7 Quadrat-Meilen enthaltende) Insel in früheren Zeiten das Bollwerk der Christenheit gegen das blutige Banner des Islam, das den gefürchteten Seeräubereien der Berberstaaten eine Schranke setzte; jetzt aber bildet sie unter dem Schutze der mächtigen englischen Flagge eine Hauptstation der britischen Macht auf der großen Handels- und Militärstraße nach dem Orient.

Diese Lage hat ihr in den Augen aller seefahrenden Nationen von jeher eine große Bedeutung verliehen, und wohl nie hat irgend ein Land so verschiedene Herren gehabt, als Malta. Phönizier, Griechen, Karthager, Römer, Vandalen, Gothen, Araber, Deutsche, Spanier, Johanniterritter, Franzosen und Engländer stritten sich im Laufe der Jahrhunderte um diesen ursprünglich unfruchtbaren Kalkfelsen, der nicht einmal so viel eigene Erde besitzt, um 1000, geschweige denn eine Bevölkerung von 140,000 Menschen zu ernähren. Bei weitem der größte Theil der auf der Insel befindlichen Erde wurde auf Schiffen aus Sicilien herübergebracht, durch die sorgfältigste Cultur angebaut und, um bei der hügeligen Formation des Bodens das Wegwaschen der wenig tiefen Erdschichte durch die winterlichen Regen zu verhüten, sind die Felder alle mit Mauern aus lose auf einander gelegten Kalksteinen eingefriedigt, die dem Lande ein sehr monotones Ansehen geben. Der Anfangs lohnende Anbau der Baumwolle hat abgenommen, seitdem Aegypten bessere und billigere Baumwolle liefert, und die Einwohner haben sich mehr dem Getreidebau, der Viehzucht, der Pflege von Gemüsen und Südfrüchten (besonders Apfelsinen) zugewendet. Für eine bedeutende industrielle Entwicklung besitzt Malta nur geringe Hülfsquellen, der Handel ist fast auf die Hauptstadt Lavaletta beschränkt und befindet sich in den Händen von Fremden (besonders Engländern), die nur einen vorübergehenden Aufenthalt auf der Insel haben und später von dannen ziehen. Die ungemein dichte Bevölkerung (20,000 auf eine Quadrat-Meile) findet trotz der Fruchtbarkeit des Bodens und trotz ihrer vorzüglichen geistigen Anlagen nicht ausreichende Subsistenzmittel, namentlich in Folge des traurigen Mangels an Erziehung (kaum ein Procent der Bevölkerung kann lesen und schreiben); daher finden zahlreiche Auswanderungen nach der Berberei, Aegypten, der Türkei Statt, aber die Auswanderer, die meist nichts als Handarbeit verrichten können, gerathen in der Fremde häufig in eine noch traurigere Lage, als ihnen die Heimat bot. Die englische Regierung thut so gut wie nichts für die Hebung des geistigen und materiellen Volkszustandes, während sie

doch bedeutende Erwerbsquellen eröffnen könnte, wenn sie die Anlegung von Docks zur Ausbesserung der Schiffe begünstigte oder selbst in die Hand nähme, da die Herstellung solcher Anstalten wegen der felsigen Beschaffenheit der Insel die Mittel eines maltesischen Privatmannes übersteigt, sich aber sehr lohnen würde, weil im ganzen östlich von Malta gelegenen Mittelmeere solche Docks nicht existiren. Die Einfahrt in den tiefen geräumigen Doppelhafen ist so eng, daß Winde und Wellen nicht leicht heftig hineinschlagen können und daß er gegen feindliche Angriffe leicht zu vertheidigen ist. Auf der Spitze der Landzunge liegt Fort St. Elmo, welches die Zugänge beherrscht. Die beiden Hauptarme des Hafens verzweigen sich zu beiden Seiten in mehrere, ebenfalls tiefe und geschützte Buchten, welche gewissermaßen natürliche Docks vorstellen.

Die Hauptstadt Lavaletta auf einer zwei Häfen trennenden Landzunge wurde von dem Großmeister Johann von Lavalette erbaut nach seinem glänzenden Siege über die Türken im Jahre 1565. Die Stadt bietet von der See aus gesehen einen höchst imposanten Anblick, der beim Betreten des Innern nicht, wie bei so vielen anderen südlichen Städten, durch Schmutz und andere unangenehme Zugaben geschwächt wird; doch entbehren die massiven, meistens 3 Stockwerke hohen Häuser aller architektonischen Schönheit, sind vielmehr durch eine Unzahl von hölzernen und buntbemalten Balconen verunstaltet, die wie Vogelbauer aussehen. Die St. Johanniskirche mit ihren acht Capellen für die acht Nationalitäten oder „Zungen", in welche der Johanniterorden getheilt war, muß vor der Landung der Franzosen eine der am reichsten ausgestatteten in der Welt gewesen sein, aber die 12 silbernen Apostel, die große Menge von massiv silbernen Candelabern und Lampen, selbst viele den Gläubigen theure Reliquien verfielen wegen ihrer kostbaren Einfassung der Raubsucht der Franzosen. — Den höchsten Punkt der Stadt nimmt der Palast der Großmeister ein, dessen oberer Stock eine Reihe von Sälen und Zimmern enthält, geschmückt mit Darstellungen (in Fresco) der von den alten Rittern gelieferten Schlachten, mit vielen mittelmäßigen und einigen guten Gemälden, ein Zimmer mit ganz vorzüglichen Gobelins. Der Waffensaal, welcher die ganze hintere Fronte einnimmt, enthält die den Johannitern früher zugehörigen Waffen und Kriegsgeräthe (20,000 Musketen, 30,000 Enterpiken, vollständige Harnische, Koller, Helme, Cuirasse u. s. w.) nebst zahlreichen Tropäen ihrer siegreichen Kriegszüge; die den Türken abgenommenen werden in einem besondern Raume aufbewahrt. Der Berathungssaal der Ritter ist in dem Zustande erhalten, wie er zuletzt seiner Bestimmung gedient hat: das Holz der Stühle, auf welchen die Ritter gesessen, ist wurmstichig, durch die Zeit schwarz, der Sammt, mit dem sie überzogen, verblichen u. s. w. Schweigend betrachtet der Fremde diesen Raum, in dem so mancher ernste Beschluß gefaßt, so mancher Schlachtplan berathen wurde, dessen

Ausführung das Schicksal der europäischen Christenheit berührte. Man versetzt sich zurück in die chevalereske Zeit der Johanniterherrschaft, läßt vor seinem Geiste die großen Thaten vorüberschweben und glaubt die Schatten der Ritter durch das Halbdunkel des Zimmers gleiten zu sehen. Sic transit gloria mundi!

71. Sardinien.

(Nach Heinrich Freiherrn von Maltzan, Reise auf der Insel Sardinien, mit Zusätzen nach Alfred Meißner, „Durch Sardinien", bearbeitet vom Herausgeber.)

Im großen westlichen Becken des Mittelmeeres wurden Sardinien und Corsica durch ihre Lage, fast gleich weit von Gallien, Spanien, Italien und Afrika, die Kreuzungspunkte aller umwohnenden Continentalvölker, welche Handel trieben und Pflanzstätten anlegten; insbesondere drückten das östliche und das westliche Nachbarland auf dem Continente, sobald einmal die älteren Einflüsse phönizischer und griechischer Einwanderungen vertilgt waren, den beiden Inseln ihr Gepräge auf; dabei ward in Sardinien das spanische Element, in Corsica das italienische überwiegend, wie man dies ganz einfach aus den Sprachen erkennt.

Sardinien ist in dem übrigen Europa, namentlich auch in Deutschland, noch wenig bekannt und scheint nicht nach seiner Bedeutung geschätzt zu werden. Dennoch bietet es in allen Naturreichen viel Interessantes (wie z. B. die Tropfsteinhöhle von Alghero, von seltener Ausdehnung und Pracht), hat ergiebige, zum Theil erst vor wenigen Jahren wieder aufgeschlossene Bergwerke, archäologische Schätze der mannichfaltigsten Art (das Amphitheater und den 4½ Kilometer langen Aquäduct des alten Caralis, sowie dessen Nekropolis aus der Zeit der 268 J. dauernden punischen Herrschaft), zahlreiche andere Ruinenstädte, geheimnißvolle, thurmartige Denkmäler (die kreisförmigen sog. Nurhagen, wahrscheinlich Wohnungen der einheimischen Urbevölkerung), und wer vollends ethnographische Studien machen will, findet in den Physiognomieen der Bevölkerung gleichsam einen historischen Atlas, in welchem er jedes Volk des Alterthums verzeichnet sieht, welches eins nach dem andern, mitunter selbst gleichzeitig mit anderen, einzelne Theile dieser Insel colonisirte.

Sardinien, dessen Gestalt man mit einer ausgespreizten Hand (phönizisch: Sareth, daher der Name der Insel) verglichen hat, bietet die Eigenthümlichkeit, daß gerade derjenige Theil desselben, welcher dem Mutterlande Italien am nächsten und ihm unmittelbar gegenüber liegt, am wenigsten Berührungen mit demselben hat und als die am schwächsten bevölkerte und am wenigsten cultivirte Küstenstrecke erscheint, während sonst auf den Inseln die dem Mutterlande zugewandten Küsten sich in der Cultur am weitesten fortge-

schritten zeigen, wie dies namentlich bei Sicilien der Fall ist. Der Hauptgrund dafür ist bei Sardinien die rauhe Felsennatur des Landes und die klippenreiche Unnahbarkeit seiner Küste im Osten.

Dagegen hat die Südküste einen so sichern Golf, daß ein Schiffbruch in demselben beispiellos ist, und dieser Golf hat wieder einen noch mehr geschützten Hafen, den von Cagliari, der wohl ein Bild von dem geben kann, was einst Karthago's Kothon gewesen sein mag; denn er bildet ein bis auf die sehr schmale Einfahrt ringsum geschlossenes Wasserbassin, welches gleichsam schon mitten in der Stadt und an drei Seiten von Quais mit Häusern umgeben ist. Wenn die Stadt auch weder hervorragende Gebäude noch in die Augen fallende Denkmäler besitzt und dem oberflächlichen Beschauer nur als eine Provincialhauptstadt ohne besondere Bedeutung und ohne Sehenswürdigkeiten in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes erscheint, so hat sie doch manches Originelle, welches ihr der Nationalcharakter dieses Inselvolkes aufgeprägt hat. So bilden ihre verschiedenen Viertel gleichsam abgesonderte kleine Städte, jede mit ihrem eigenthümlichen Stempel und ihrer von den Nachbarn leicht unterscheidbaren Bevölkerung. Am Hafen haust ein betriebsames, rühriges, mehr oder weniger mit der Schifffahrt in Verbindung stehendes Völkchen in meist sehr niedrigen, den Einsturz drohenden Häusern. An dieses sog. „Seeviertel" mit seinen Gassen von bewohnten Ruinen stößt der ausgedehnte Stadttheil von Stampace, das eigentliche Handelsquartier, der belebteste und volkreichste, wenn auch nicht der stattlichste Theil von Cagliari, mit scharf abgemessenen Grenzen gegen die anderen Quartiere und der Vorstadt Villa nuova. Ziemlich jäh den Berg hinansteigend, erscheint die eigentliche Stadt, il Castello genannt nach einem alten von den Pisanern erbauten Festungswerke. Hier liegen die vorzüglichsten Gebäude der Stadt. Eine architektonische Eigenthümlichkeit ist die häufige Anwendung der Kuppelform, nicht nur bei den zahlreichen Kirchen und Capellen, sondern selbst bei Privatgebäuden, so daß ihr Anblick unwillkürlich an Tunis oder Marokko erinnert, und man fast versucht ist, das häufige Vorkommen dieser Bauformen eben so wohl maurischem Einflusse zuzuschreiben, wie auch die Erkervorsprünge in den oberen Stockwerken, welche an Algier erinnern; nur hat die zweimalige Besitznahme der Insel durch die Araber (730—740 und 1000—1022) jedesmal zu kurze Zeit gedauert, um der Architektur einen bleibenden Stempel aufzudrücken. Einzig in seiner Art und unerreicht in seiner Specialität ist das vom Könige Karl Felix zu Anfang unseres Jahrhunderts gegründete Museum in Cagliari, welches sich lediglich auf das Nationale beschränkt, dieses aber in möglichster Vollständigkeit zur Geltung bringt. In den drei naturhistorischen, den drei Naturreichen entsprechenden Abtheilungen hat man mit der größten Gewissenhaftigkeit alles Ausländische, als nicht hierher gehörig, fern gehalten, dagegen von dem Inländischen auch nichts unberücksichtigt gelassen, so daß der Natur-

freund, welcher Sardinien studiren will, fast nicht aus diesem Gebäude herauszugehen braucht, um die Mineralogie, Botanik und Zoologie des Landes kennen zu lernen. Eben so finden wir in der archäologischen Abtheilung dieses Museums, mit seltenen Ausnahmen, nur Gegenstände, welche in Sardinien gefunden wurden und ohne Ausnahme von hier angesiedelten Völkerstämmen herrühren. Die wichtigsten unter diesen fremdartigen Alterthümern bilden natürlich die autochthonen, von der Urbevölkerung Sardiniens herstammenden, welche sich in jeder Beziehung von den Antiquitäten anderer Nationen unterscheiden und einen charakteristischen Kunsttypus darstellen, den man nirgends als in diesem Museum antrifft. Aber nicht minder hohes Interesse verdienen die hier gefundenen phönizischen, karthagischen und ägyptischen Kunstgegenstände, weil sie sich mitunter wesentlich von den in jenen Ländern selbst aufgefundenen unterscheiden, namentlich erscheint in Allem, was sich auf den Cultus bezieht, das ägyptische Element mit dem phönizischen mehr oder weniger vermengt, z. B. Abbildungen ägyptischer Gottheiten mit Inschriften in phönizischer Sprache. Insbesondere besitzen die (seit 1851) in der unerschöpflichen Nekropolis der antiken Ruinenstadt Tharros (an der Westküste) gefundenen Kunstgegenstände (Amulette, Ringe, Cameen, Elfenbeinknöpfe, Ohrgehänge, Halsbänder, Armspangen, Toilettenspiegel, Glasurnen, Trinkbecher u. s. w.) vorwiegend den gemischten Charakter des phönizischen Elementes mit dem ägyptischen, während die in Sulcis (auf einer Insel an der Südwestküste) gefundenen Alterthümer, namentlich die kleinen Götternischen (aediculae), mehr ein karthagisches Gepräge verrathen und jenen gleichen, welche aus den Ausgrabungen von Karthago selbst stammen. Einen völlig selbständigen Charakter trägt eine dritte Classe von Alterthümern, nämlich die sog. phönizischen, in Wirklichkeit aber einheimisch sardinischen Götzenbilder von Kupfer und Bronze, deren dieses Museum über 500 besitzt und die einzig in ihrer Art sind, da bis jetzt in keinem andern Lande etwas ihnen Aehnliches gefunden wurde und sie weder den römischen, griechischen, etruscischen, ägyptischen noch denen irgend eines asiatischen Volkes gleichen. Man hält diese wahren Fratzen von Götzen, welche schon Winckelmann für das urwüchsig Barbarischste erklärt, was er je gesehen, und denen er deßhalb ein hohes Alter zuschreibt, jetzt für Denkmäler des tiefsten Kunstverfalls aus dem 5. und 6. Jahrhundert nach Chr., zu welcher Zeit es in Sardinien noch Heiden gab, und diese Ansicht gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß diese Götzen fast ohne Ausnahme alle in einer und derselben ziemlich beschränkten Gegend gefunden wurden, welche Landschaft die letzte Zufluchtsstätte des Heidenthums auf Sardinien bildete.

Der südwestliche Theil der Insel war schon zur Zeit der Römerherrschaft der Schauplatz eines lebhaften Bergwerksbetriebes, wie es uns in Ermangelung geschriebener Documente die Berge selbst mit den bis zu 100 und 150 M. tief eindringenden, senkrechten Schachten bezeugen können. Die

Hauptstadt dieser umfassenden römischen Bergmannscolonie trug den bezeichnenden Namen Metalla, wie die kleine Insel (Sant Antioco), worauf Sulcis lag, plumbea insula hieß. Die Römer scheinen die Minen nur wegen des im Blei enthaltenen Silbergehaltes ausgebeutet, das Blei selbst aber gering geschätzt zu haben. Nach dem Falle des römischen Reiches müssen die Bergwerke Sardiniens in Vergessenheit gerathen sein, bis sie im 12. Jhrhd. von den Pisanern und zwar auch hauptsächlich des Silbers wegen von Neuem ausgebeutet wurden. Als durch die Entdeckung Amerika's die reichen Schätze der neuen Welt dem Bergmann unendlich größeren Vortheil darzubieten begannen, gerieth der sardinische Bergbau in einen abermaligen vollkommenen Verfall, bis seit 1840 die Gewinnung von Blei in der Provinz Iglesias von Neuem begann und seit 1867 auch noch das bisher unbeachtete Zink hinzukam, um einen fast noch reicheren Ertrag, als das bis dahin für den einzigen Schatz dieser Gebirge gehaltene Blei, zu liefern. Während der Galmei (vom italienischen gialla mina d. h. gelbes Erz), in welchem der Zink um Iglesias ausschließlich (in andern Theilen Sardiniens auch als Zinkblende) vorkommt, obgleich er fast überall zu Tage liegt und keinen eigentlichen Bergbau nöthig macht, früher unbegreiflicher Weise unbeachtet blieb, ist seit wenigen Jahren ein wahrer Galmeischwindel eingetreten und jeder Bauer glaubt eine Galmeigrube unter seinem Acker zu besitzen, so daß in den ersten 14 Monaten der Galmeigewinnung nicht weniger als 750 Erlaubnißgesuche um Ausbeutung von Galmeiminen eingingen und im ersten Jahre (1867) schon über 30,000 Schiffstonnen durch Engländer, Franzosen und Deutsche exportirt wurden. Durch diesen in Europa fast beispiellosen Aufschwung des Bergbaus haben die kleinen Häfen der Provinz Iglesias, noch vor wenigen Jahren nur von Fischern besucht, auf einmal eine europäische Bedeutung erhalten, und die Westküste scheint ihre einstmalige Wichtigkeit, die sie zur Zeit der Karthager besessen hat, wieder zu gewinnen.

Wenn es schon in einem continentalen Lande auffallend ist, mitten im Gebiete eines homogenen Volkes eine diesem Volke entfremdete Hauptstadt zu finden, so ist dieses noch seltsamer bei einem Inselvolke, da ein solches durch seine isolirte Lage auf eine innigere Verbrüderung und Verschmelzung der Stämme und ein engeres Zusammenhalten derselben angewiesen ist. Eine solche ethnologische Abnormität bietet Sardiniens zweite und jüngere Hauptstadt, Sassari, von Alters her Cagliari's Rivalin, deren Bevölkerung sich von derjenigen der übrigen Insel in Sitte, Cultur, Lebensweise, ja sogar in der Sprache merkwürdig unterscheidet. Die Bewohner dieser Stadt sind weit entfernt, sich selbst Sardinier zu nennen, denn dieses Wort gilt ihnen als die Bezeichnung eines rohen Halbbarbaren aus dem Innern der Insel. Aehnlich verhält es sich mit der Sprache; denn der sassarische Dialect weicht von der sardinischen Sprache gänzlich ab, die zwischen Italienisch und Spanisch in der Mitte steht und von allen romanischen

Sprachen am meisten dem Lateinischen gleich kommt (so daß man Gedichte verfaßt hat, welche zugleich lateinisch und sardinisch sind). Diese sprachliche Isolirung ist um so auffallender, als auf den Dörfern der Umgegend gerade das ächteste Sardinisch gesprochen wird; sie erklärt sich wohl am natürlichsten durch Einwanderungen aus Genua und Corsica, für welche wir freilich nicht hinreichende historische Beweise haben. Diese Einwanderungen in die einst unter Genua's Schutz stehende Republik Sassari scheint nicht vor dem 15. Jhrhd. Statt gefunden zu haben, und der Dialect von Sassari scheint noch jüngern Ursprungs als die Stadt selbst, welche jedenfalls die neueste in Sardinien ist, auch durch ihre Gebäude, die fast ausschließlich aus der sog. Zopfzeit herrühren, ihre Neuheit zu erkennen gibt und in ihren Trachten am wenigsten etwas von einem Nationalcostüm bewahrt hat.

---

72. Corsica.*)

(Nach Ferdinand Gregorovius, Corsica, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der uralte Name Corsica wird abgeleitet von Corsus, einem Sohne des Hercules und Bruder des Sardus, welche nach den von ihnen benannten Inseln Colonieen führten; der spätere Name Kyrnos war im Gebrauche der Griechen und wird erklärt aus dem phönizischen Kïr (d. h. Horn, vorspringendes Cap). Es scheint, daß Phönizier in sehr frühen Zeiten auf beiden Inseln Colonieen gründeten und daß sie bereits eine Bevölkerung vorfanden, welche celtischen Ursprungs war.

Corsica verdankt drei großen vulkanischen Processen, die es in einem langen Zeitraume erlebt hat, die bizarren und abgerissenen Contouren seines Landes. Zuerst erhoben sich die Landmassen, welche die südwestliche Seite einnehmen und die ansehnlichsten Vorgebirge der Insel auf der Westküste bilden; die zweite Erhebung geschah in der Richtung von Südwest nach Nordost und ist kaum mehr erkenntlich; erst durch die dritte und letzte Erhebung (in der Richtung von Norden nach Süden) erhielt die Insel ihre gegenwärtige Gestalt. Die Ebenen an der Ostküste sind diluviale Anschwemmungen.

Es ist auffallend, daß eine Insel, die so nahe bei Sardinien liegt, so nahe bei Toscana und der Eiseninsel Elba, gänzlich arm an Metallen ist, während sie eine unerschöpfliche Schatzkammer der seltensten und köstlichsten Steinarten (Granit, Porphyr, Marmor, Alabaster u. s. w.) bildet, die unbe-

---

*) So gut wie das britische Malta gehört das französische Corsica zu den italienischen Inseln und findet daher ebenfalls hier seine Stelle.

nutzt liegen. Auch die corsische Vegetation entfaltet einen wunderbaren Reichthum und eine überraschende Mannichfaltigkeit; viele Theile der Insel sind mit unermeßlichen Kastanienhainen bedeckt, andere, den Einflüssen des Meeres zugängliche, mit Olivenpflanzungen; die Fächerpalme wächst auf den Felsen am Meeresstrande und die Dattelpalme auf den geschütztesten Stellen der Küsten; Cactus gedeihen überall an warmen, felsigen, dürren Orten. Die Feigen, die Granate, der Weinstock geben gute Früchte, selbst wenn der Landmann sie nicht pflegt, und das Klima wie der Boden der Küsten sind der Limone, der Orange und den andern Bäumen derselben Familie so günstig, daß sie hier wahre Wälder bilden. Man könnte, wenn man wollte, ohne viele Mühe Zuckerrohr, Baumwolle und selbst Indigo mit Erfolg anpflanzen und so für Frankreich ein Indien des Mittelmeeres gewinnen. Aber schon der Ackerbau liegt so sehr im Argen, daß der cultivirte Boden der Insel nicht mehr als ein Drittel ihrer Oberfläche beträgt; derselbe wird erschwert durch das Banditenwesen, die Familienkriege, den Mangel an Wegen, die große Entfernung der Aecker von den Wohnungen, durch die ungesunde Luft auf den Ebenen und endlich durch die Trägheit der Bevölkerung. So beschränkt sich denn auch die Industrie auf die nächsten Bedürfnisse, die Weiber weben grobes Tuch, die Hirten bereiten Käse und die Küstenbewohner fischen Sardinen, Thunfische und Corallen. Der Ausfuhrhandel aus den Häfen Bastia, Ajaccio, Isola Rossa und Bonifacio ist fast auf Oel beschränkt; die Zollverhältnisse sind für die arme Insel so ungünstig, daß sie fünfmal so viel aus Frankreich zu kaufen gezwungen ist, als sie dahin absetzt.

Ueber hundert Jahre sind nunmehr die Franzosen im Besitze der Insel, aber nur der Umstand, daß die Insel zweimal einen Kaiser gegeben, der die französische Nation mit despotischer Gewalt niederbeugte, nur der Name Napoleon ist das einzige Band, welches den Corsen mit Frankreich zusammenhält. Denn beide trennt eine tiefe Kluft der Nationalität. Der Corse ist entschieden Italiener, seine Sprache ist anerkannt einer der reinsten Dialekte des Italienischen, seine Natur, sein Boden, seine Geschichte ketten noch den verlorenen Sohn an sein altes Mutterland. Der Corse hat gar kein Verständniß für ein Naturell wie das französische; denn er ist ernst, schweigsam, keusch, consequent, ganz und gar ein Mann, fest wie der Granit seines Landes. Er kann es nie vergessen, auf welche schmähliche Weise Frankreich sein Vaterland sich zu eigen gemacht; niemals lernt ein tapferes Volk seine Bezwinger lieben. In den Städten spricht man allerdings viel französisch, aber das Volk redet nur italienisch, auch wenn es in der Schule oder durch den Verkehr das Französische erlernt hat. In das Innere und in die Berge ist das Französische gar nicht eingedrungen, und da hat sich auch die Unschuld der Naturzustände, die Herzenseinfalt, der Edelmuth, die Freiheitsliebe, freilich auch die Schattenseite, welche aus dem Naturgesetze der Unverletzlichkeit

und Heiligkeit der Familie hervorgegangen ist, die Blutrache, unangetastet erhalten. Das biedere Volk hat noch nicht die Tugenden seiner rohen, aber heroischen Väter gegen die raffinirten Sitten einer entnervten pariser Gesellschaft vertauscht.

Das ganz idyllisch, am nördlichen Ende eines der herrlichsten Golfe gelegene schweigsame Städtchen Ajaccio war früher der Sitz eines Stellvertreters des Gouverneurs von Bastia und ist erst im J. 1811 zur Hauptstadt der Insel erhoben worden auf Betreiben der Madame Lätitia Bonaparte und des Cardinals Fesch, welche ihren und des Kaisers Geburtsort durch diese Erhebung auszeichnen wollten. Auch fehlt es nicht an Erinnerungen an die Geschichte Napoleon's, welche besonders die Namen der Straßen und Plätze erwecken. Da liest man: cours Napoléon, rue Napoléon, rue Fesch, rue Cardinal, place Létitia und sogar rue du roi de Rome. Die ländliche Stille der breiten Straßen und großen Plätze ist so recht einladend zum Erinnern.

---

cc. Die iberische Halbinsel. (Spanien und Portugal.)

73. Geographische Stellung und horizontale Gliederung der iberischen Halbinsel.

(Nach A. v. Roon, die iberische Halbinsel, mit einer Einleitung nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Italien ist ein herrliches Land, aber man kann in vielen Beziehungen sagen, Spanien ist ein herrlicheres. Als das äußerste Südwestland Europa's kann es die Segel seiner Schiffe und seiner Gedanken über und in den beiden weltbildenden und weltbeherrschenden Meeren ausspannen, dem mittelländischen und dem atlantischen. Diese Halbinsel wird viel besser und glücklicher umgrenzt und viel stärker vertheidigt, als Italien durch seine Alpen, von welchen das leichtere Hinabsteigen gegen Süden, das ungleich schwerere Hinaufsteigen gegen Norden und Westen nach Deutschland und Frankreich ist. In Italien hinabgestiegen, findet ein fremdes Heer in den fruchtbaren Ebenen des Po sogleich volle Weide für Menschen und Thiere und leichte ungehemmte Bewegung. Ein Heer, das aus Frankreich auch seitwärts an beiden Meeren durch die dort niederen Pyrenäen nach Spanien durchgedrungen ist, hat noch Märsche von 30—40 Meilen durch Schluchten und Tiefen, ehe es auf die Ebenen Castiliens gelangt.

Die Halbinsel ist anzusehen wie ein hohes Bollwerk, welches auf drei Seiten in die Tiefen des Oceans, auf der vierten eben so steil zu den Tief-

ebenen Süd-Frankreichs abstürzt. Sie wird zur Insel, wenn man sich einen etwa 120 M. höheren Stand des Meeres denkt, und nichts ist irriger, als die Vorstellung, nach welcher das Gezimmer der Halbinsel als abhängig, seine Theile als Fortsetzungen von der scheidenden Grenzwand der Pyrenäenkette, diese selbst nur als ein entferntes, durch die niedrigen Sevennen verknüpftes Glied des Alpen-Systems angesehen wird. (Vergl. Nr. 74.)

Die abgerundete, ungegliederte Gestalt der Halbinsel und die Einförmigkeit ihrer Küsten drückt ihren inneren Landflächen um so mehr ein continentales Gepräge auf, als sie nur von seichten Strömen durchflossen und fast ringsum durch Gebirgsmauern mit spärlichen Pforten von den verhältnißmäßig geringen Gestade-Ländern geschieden und daher von überseeischem Verkehr ausgeschlossen sind. — Nur das Küstenland Portugal, welches auf zwei Seiten dem Ocean zugewendet, auf der andern Seite dagegen durch mancherlei Terrain-Hindernisse im Verkehr gestört ist, hat einen rein maritimen Charakter in allen Beziehungen seines Volks- und Staatslebens. Spanien dagegen, die vorwaltende politische Macht der Halbinsel, hat zugleich mit seinen amerikanischen Colonieen sowohl die Tendenz als die Fähigkeit zu überseeischem Verkehr fast ganz eingebüßt, während es zugleich durch die Natur-Beschaffenheit seiner Landgrenze von einem innigen, belebenden Wechsel-Verhältniß mit dem europäischen Continente ausgeschlossen ist. Zwar zeigt sich an der Nord-Westseite die mannichfaltigste und zerrissenste Küsten-Bildung; die Mündungen der zahlreichen kurzen Flußläufe sind hier, durch das Eindringen und Ausspülen der oceanischen Flut, zu eben so vielen busenartigen Einschnitten, R i a s genannt, erweitert, welche aber nur die Einförmigkeit des Gestades selbst unterbrechen, ohne zur Gliederung der Halbinsel etwas beizutragen. Sie vermehren zwar die Zugänglichkeit dieser Küsten-Häfen, aber andererseits beschränken die zahlreichen Klippen und Riffe vor den Einfahrten die Möglichkeit der Landung größerer Fahrzeuge auf eine für die Sicherheit der Küsten angemessene Weise. An den portugiesischen Gestaden sind die bedeutenderen Häfen gleichfalls in den erweiterten Fluß-Mündungen zu suchen, aber ihre Zahl ist verhältnißmäßig klein. Der einzige Kriegshafen ist L i s s a b o n. Die Küste ist hier, mit Ausnahme der Strecke zwischen der Mondego- und Tajo-Mündung, eben, sandig, flach, voller Untiefen, daher für größere Schiffe, außer den Hafenstellen, ebenfalls unnahbar.

Im Süden ist die Form der Steil-Küsten die vorherrschende, und nur die Strecke zwischen der Guadiana- und Guadalquivir-Mündung flach und untief. Doch sind hier die Hafenstellen nicht, wie an der Nord- und Westküste, an den Fluß-Mündungen, weil der Guadiana und Guadalquivir ihre Mündungen durch Ablagerung von Schlamm und Sand größeren Seeschiffen verschlossen haben. Hier sind nur vier durch tiefere Einbiegungen der Felsenküste hinreichend geschützte Hafenstellen mit tiefem Ankergrunde: L a g o s,

Cadix, Gibraltar und Cartagena; alle übrigen sind offene Rheden. Dabei gewährt der tiefe Ankergrund längs der Steil-Küsten größeren Schiffen die Möglichkeit, sich dem Lande fast überall zu nähern. Dies, so wie die Nachbarschaft der seeräuberischen Morisken und die durch die Nähe Gibraltars gesteigerte Ausbildung des Schleichhandels hat die Anlage einer sehr großen Menge von Warten, Wachtthürmen, Strandbatterieen, kleiner Castelle längs der ganzen Küste des Mittelmeeres seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hervorgerufen.

Die Ost-Küste ist abwechselnd steil und felsig oder flach und niedrig; sie ist am ärmsten an guten Häfen: denn wo das Gestade nicht flach und sandig ist, da ist es doch geradlinig, da fehlen schirmende Felsenvorsprünge und weit ins Meer ragende Vorgebirge, und die wenigen kleinen Buchten sind durch die Ablagerungen der in sie mündenden Gebirgsbäche untief geworden.

74. Die Pyrenäen im Vergleich mit den Alpen.

(Nach J. Fr. Ludw. Hausmann, Umrisse der Natur.)

Wenn nicht selten behauptet worden, die Pyrenäenkette sei die Fortsetzung der Alpen und der verhältnißmäßig niedrige Rücken der Sevennen das verknüpfende Glied zwischen beiden hohen Gebirgen, so ist diese Annahme wohl nur durch die oft sehr irreleitende Kartendarstellung, nicht aber durch eine Vergleichung der gesammten äußeren und inneren Beschaffenheiten veranlaßt. Lage und Richtung dürfen wahrlich nicht allein über Identität oder Verschiedenheit von Gebirgen entscheiden, sondern das ganze Wesen derselben und vor Allem ihr Gezimmer muß dabei verglichen werden. In dieser Hinsicht nun sind die Pyrenäen von den Alpen sehr verschieden, und auf das schärfste von einander getrennt, indem die Sevennen eben so wenig mit den Alpen als mit den Pyrenäen in Verbindung stehen.

Die geringere Höhe der Pyrenäen, die unter den höchsten Gipfeln der Alpen etwa um 1300 M. zurückbleibt, ist für die wesentliche Verschiedenheit beider Gebirge weniger von Gewicht, als der auffallende Unterschied in den äußeren Contouren, wie in dem ganzen Gebirgsbau. In den Alpen gibt es mehr zusammenhangende Kämme; in den Pyrenäen mehr isolirte, auf der hohen Basis des Rückens zu beträchtlichen Höhen sich erhebende Gipfel; dort eine große Breite des Gebirges, im Zusammenhange mit weit erstreckten Längenthälern, welche verschiedene Hauptjoche von einander sondern; hier eine geringere Breite und Mangel an bedeutenden Längenthälern. Die Alpen sind nicht allein in den Erweiterungen ihrer Querthäler, sondern auch in ihrem Vorgebirge reich an Seen, die den Pyrenäen beinahe gänzlich fehlen.

Der geringeren Höhe und der südlicheren Lage ist es zuzuschreiben, daß in den Pyrenäen der Schnee einen ungleich geringeren Flächenraum einnimmt, als in den Alpen. Nie bemerkt man im Sommer auf den Gipfeln der Pyrenäen eine ununterbrochen sich darstellende Schneedecke, wie sie erscheint, wenn man die Alpen aus der Ferne betrachtet. Gletscher finden sich in den Pyrenäen nur an den Abhängen der höchsten Berge; nie ziehen sie sich, wie so häufig in den Alpen, in Thäler hinab; daher sie dort nicht, wie hier, Wiesen oder gar Kornfelder erreichen. Die weit geringere Masse von Schnee und Eis ist eine Hauptursache, daß die in den Pyrenäen entspringenden Gewässer im Allgemeinen weit weniger stark als diejenigen sind, welche in den Alpen ihren Ursprung nehmen. Einen besondern Einfluß hierauf hat auch die geringere Breite des Gebirges, und nicht ganz ohne Einwirkung dürfte daneben die schwächere Waldvegetation sein. Denn obgleich in den Pyrenäen wegen der südlicheren Lage der Baumwuchs höher als in den Alpen hinansteigt, so ist doch die Bewaldung dort auffallend geringer als hier, hauptsächlich wegen der geringeren Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens, die zum Theil von der großen Trockenheit des über Spanien fortstreichenden Südwindes abzuleiten ist; auch wohl aus dem sehr fühlbaren Mangel an Schonung und geregelter sorgsamer Cultur der Waldungen. Daß den Bewohnern der Pyrenäen im Allgemeinen wenig Holz zu Gebote steht, ist vermuthlich auch die Veranlassung des steinernen Baues der Häuser, die weder das nette noch das friedliche und freundliche Ansehen haben, welches den hölzernen Schweizerhäusern mit ihren weit überragenden Dächern in einem so hohen Grade eigen ist.

Ueberhaupt stehen die Pyrenäen hinsichtlich der Schönheit und Erhabenheit der Natur bedeutend hinter den Alpen zurück. Wo ist in den Pyrenäen ein Genfer, Thuner oder Vierwaldstädter See? Das viel gerühmte anmuthige Thal von Campan, wie weit wird es übertroffen durch die Gegenden von Interlaken und Luzern! Der gewaltige Circus von Gaverne mit seiner hohen Cascade, am Fuße des schneebedeckten Mont Perdu, darf sich nicht messen mit der Gletscherwelt der Allée blanche oder dem Falle der Tosa.

Auch hinsichtlich dessen, was den Gegenden mehr als irgend etwas Anderes Leben gibt, hinsichtlich der Thierwelt und des Menschen, behaupten die Alpen den Vorrang vor den Pyrenäen. Zwar haben beide Gebirge den Steinbock, die Gemse und das Murmelthier gemein; aber die unvergleichlichen Heerden der schweizer und tiroler Alpen übertreffen weit den Viehstand in den Pyrenäen. Auch verleiht die durch geschmackvolle Tracht gehobene und mit körperlicher und geistiger Stärke verbundene Schönheit der Bewohner eines großen Theils der Alpen diesen einen unbeschreiblichen Reiz, der den Pyrenäen mangelt. Einfachheit und Reinheit der Sitten sind in den Pyrenäen besonders durch den verderblichen Einfluß des Contrebande-Handels, nicht weniger als in manchen Theilen der Alpen durch die zur Ueppigkeit

und zur Annahme der Gewohnheiten des Auslandes verleitenden Scharen durchziehender Fremdlinge, zurückgedrängt und suchen in den verborgeneren Thälern Schutz.

---

75. Der orographische Bau der Halbinsel und dessen Einfluß auf die historischen Verhältnisse.

(Nach A. von Roon, die iberische Halbinsel, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Hauptmasse der iberischen Halbinsel besteht aus einem ausgedehnten tafelförmigen Hochlande mit zwei Terrassen. Diese bilden zwei Stufen von ungleicher absoluter Höhe, aber fast gleicher horizontaler Ausdehnung: die nördliche, höhere, die Hoch-Terrasse von Alt-Castilien und Leon, umfaßt das Becken des Duero; der südlicheren, niederen, der Hoch-Terrasse von Neu-Castilien und Estremadura, gehören die Becken des Tajo und Guadiana an. Beide werden durch einen Gebirgszug, das castilische Scheidegebirge, welcher von Osten nach Westen quer durch die Mitte der ganzen Halbinsel geht und im äußersten Westen mit dem Cap la Roca endigt, von einander geschieden. Auf dem nur wenig erhöhten Ostrande des Hochlandes ist das Quellgebiet sämmtlicher Hauptströme der Halbinsel, mit alleiniger Ausnahme des Ebro, und somit die Wasserscheidehöhe zwischen dem Mittelmeere und dem Atlantischen Ocean.

Die südliche Terrasse wird im Süden von einem Gebirge umwallt, welches als der Süd-Rand des ganzen castilischen Hochlandes anzusehen ist, indem es dasselbe von den andalusischen Tiefebenen scheidet und deshalb mit dem Namen des andalusischen Scheidegebirges bezeichnet wird; es bildet Anfangs die Wasserscheide zwischen Guadiana und Guadalquivir, wird dann vom erstern durchbrochen und endigt an der Südwest-Spitze Europa's mit dem Cap St. Vincente. — Die nördliche Hoch-Terrasse wird ebenso im Norden von einem Randgebirge eingeschlossen, welches vermöge seiner Richtung als die Fortsetzung des Pyrenäen-Zuges betrachtet werden kann und unter dem Namen des cantabrisch-asturisch-galicischen Gebirges die Nordküste der Halbinsel umsäumt und im Cap Finisterre seinen äußersten, westlichen Grenz-Pfeiler erhalten hat.

Dieser merkwürdige, höchst symmetrische Gebirgsbau der Halbinsel hat in allen Kriegen, deren Schauplatz sie gewesen, seinen Einfluß auf den Gang der Operationen sehr bestimmt geltend gemacht. Die Eroberungen der Karthager, Römer, Araber, Franzosen, die germanischen Völkerzüge, die Wiedereroberung des Landes von Don Pelayo bis auf den katholischen Ferdinand; alle diese Ereignisse tragen in ihrem Fortschreiten wie in ihrem Stillstande den Stempel des Bodens, auf dem sie sich entwickelten. Die Felsengebirge

des Nord-Randes wurden die letzte Zufluchtsstätte der Gothen gegen die siegende Macht der von Süden her unwiderstehlich vorschreitenden arabischen Eroberer, und ebenso war der hohe Süd-Rand das letzte Bollwerk der maurischen Macht gegen die christlichen Wiedereroberer, nachdem sie ihre Macht, dem plastischen Bau der Halbinsel entsprechend, von Norden her zonenartig über dieselbe ausgebreitet hatte. So sehen wir das neue Gothenreich unter Alfons dem Großen (759—770) südwärts bis über den Duero, bis zum Fuß des castilischen Scheidegebirges sich ausdehnen, und die Wiedereroberung an dieser Barriere ein Jahrhundert lang zum Stillstande gebracht. Später, als bereits auch Neu-Castilien dem Christenreiche einverleibt ist, wird das andalusische Scheidegebirge der Schauplatz der Kämpfe und Heldenthaten der spanischen und maurischen Ritterschaft, und jede Schlucht, jeder Paß, jedes Gemäuer gewinnt hier, in dem langwierigen Kampfe, eine Bedeutung, welche in den romantischen Klängen der Volkspoesie bis auf diese Stunde in lebendiger Erinnerung geblieben ist.

Durch diesen auf den plastischen Bau der Halbinsel begründeten Hergang der Ereignisse wurde das innere Hochland zugleich der Sitz der vorherrschenden politischen Macht der Halbinsel. Hier allein war auf weiten Räumen natürliche Einheit, natürlicher Zusammenhang, keine Sonderung, wie in den umliegenden, durch die Abwechselung der Terrainformen charakterisirten Küsten-Landschaften; daher hier Concentrirung der politischen Macht, hier die Wiege der ältesten politischen Institutionen, selbst der herrschenden Schriftsprache Spaniens. Denn wie in Italien die Dialekte der centralen Städte Rom und Florenz sich zu der vorherrschenden Literatursprache erhoben, so verbreitete sich auch von Castilien aus Sitte, Sprache und Literatur nach allen Richtungen hin, und in Neu-Castilien, dem eigentlichen Herzlande der Halbinsel, entwickelte sich die dominirende Sprache für ganz Spanien, das Castilianische, welches am reinsten in den Bezirken von Toledo und Madrid gesprochen wird. Auch die bedeutendsten neueren spanischen Dichter (Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Moreto u. s. w.) sind fast alle im obern Tajolande, mehrere in Madrid selbst geboren. Mit der Sprache verbreitete sich Sitte und Cultur von dem Hochlande über die Küsten-Terrassen, von denen aus später, durch Schifffahrt und Welthandel, Luxus und Reichthum über die ganze Halbinsel gebracht wurde.

So wie die inneren Verhältnisse Spaniens aus dem orographischen Bau der Halbinsel sich erklären, so ist es auch einleuchtend, warum die Existenz der politischen Macht auf dem West-Abfall des Hochlandes immer abhängig bleiben mußte von dem Schicksal der ganzen Halbinsel, und weßhalb die Portugiesen ihre eigenthümliche nationale Größe auf einem andern Elemente, auf dem Ocean, gesucht und erworben haben.

---

76. Historische Bedeutung Spaniens.

(Nach Jul. v. Minutoli, Spanien, und Ernst Kapp, vergleichende allgemeine Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Spanien führt uns in seinen Denkmälern eine Völkergeschichte wie eine Cultur- und Kunstgeschichte vorüber. Die ältesten uns bekannten Einwohner des Landes waren die Celten im nördlichen und westlichen, die Iberer im östlichen und südlichen Spanien. Nachdem sie sich vielfach gemischt hatten, wurden sie unter dem gemeinschaftlichen Namen Celtiberer begriffen. Phönizier waren (schon 1000 v. Chr.) die ersten fremden Ansiedler. Zweimal erhielt Spanien seine herrschende Bevölkerung aus Afrika: Karthager und Mauren, und zweimal aus anderen europäischen Ländern: Römer und Germanen. Die Karthager ließen sich zuerst als Colonisten, dann als Eroberer hier nieder, mußten jedoch bald den Römern weichen, die erst nach zweihundertjährigen hartnäckigen Kämpfen zum vollständigen Besitze des Landes gelangten. Vierhundert Jahre herrschten römische Sprache, Sitten und Gesetze auf der Halbinsel, Künste und Wissenschaften blühten auf derselben nicht minder als in Rom: Pomponius Mela, Seneca, Lucanus, die Kaiser Trajanus und Theodosius waren Spanier. Die große Völkerwanderung berührte auch diesen äußersten Winkel des europäischen Continents: Vandalen und Alanen zogen nach kurzem Aufenthalt weiter, Sueven und Westgothen gründeten eine Herrschaft von längerer Dauer und verschmolzen in ein Reich. Zum zweiten Male ward Spanien von Afrika aus erobert durch die Araber, und nur ein kleiner Theil der Gothen behauptete seine Unabhängigkeit in dem entlegenen Asturien. Unter der arabischen Herrschaft erreichte Spaniens Cultur und Wohlstand die höchste Stufe. In Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel leuchtete es dem übrigen Europa voran; aus weiter Ferne strömten die Jünger der Wissenschaft herbei, um in den Schulen und namentlich auf der Universität zu Cordova die griechische und arabische Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie zu studiren.. Uneinigkeit der Mauren unter einander, Verfolgung gesonderter Interessen bereiteten ihrer Herrschaft den Untergang. Die christliche Macht erweiterte sich stets auf Kosten der maurischen, welche, seit der Schlacht von Tolosa (1212) gebrochen, zuletzt nur noch Granada behielt. In demselben Jahre (1492), in welchem dieser letzte Rest des maurischen Reiches schwand, fand Columbus für Spanien Amerika, und seine Entdeckungen in Verbindung mit gleichzeitigen Eroberungen in Europa (Neapel, Navarra, Mailand) und auf der Nord-Küste Afrika's erhoben Spanien zur ersten politischen Macht. Doch das Reich, „in dem die Sonne nicht unterging", behauptete sich nur kurze Zeit auf diesem Höhepunkte: in einer Reihe langer Kämpfe im Innern (mit Mauren und Juden) und nach Außen (mit

den Niederlanden, England, Portugal, Frankreich) erschöpfte es seine Hülfsmittel, und eine heldenmüthige Nation sank im Streben nach mühelosem Gewinn in schlaffe Unthätigkeit. Gleichzeitig mit seinem politischen Uebergewichte hatte das christliche Spanien seine geistige Höhe erreicht, die es ein Jahrhundert länger zu behaupten wußte, als jenes. Die Dichtkunst schöpfte aus den Abenteuern in dem langen Kampfe zwischen den Spaniern und Arabern reichen Stoff zu einer neuen Gattung, der Romanze, die fruchtbaren Dramatiker Lope de Vega und Calderon sowie Cervantes schrieben damals ihre Meisterwerke, fast jede Wissenschaft hatte ihren würdigen Vertreter, die Baukunst und Malerei wetteiferte glücklich mit der italienischen.

Man hat mit Recht behauptet, daß Spanien nur durch seine unaufhörlichen Kriege ein Ganzes geworden ist. Der Widerstand der Mauren forderte und begünstigte die Vereinigung erst der oceanischen Gebiete zum castilischen und der mediterranen zum aragonischen Reiche, dann die Verbindung beider unter Eine Krone. Diese Jahrhunderte fortgesetzten Kämpfe gegen die Mauren gaben der christlichen Bevölkerung die geistige Einheit der Religion und des Patriotismus, beides machte die Bevölkerung zur Nation und bildete deren zusammenhaltende Kraft. Beides erhielt demnächst reiche Nahrung an den nun folgenden transatlantischen Unternehmungen. Auch hier galt es Kampf und Vernichtung Ungläubiger und die Verherrlichung und Größe des Heimatlandes durch Unterwerfung einer neuen Welt. Die Gründung einer Colonialgroßmacht erweckte den Nationalstolz. Seitdem aber Spanien durch den Verlust fast aller überseeischen Besitzungen die Beziehungen nach außen abgeschnitten sind, seitdem so das Vereinigende, was in gemeinschaftlichen überseeischen Unternehmungen liegt, gelöst ist, taucht überall der Provincialgeist auf. Dieser Provincialgeist, dem hier die Abgeschlossenheit eines die Sprachrechte, die angestammten Sitten und die Fueros der ursprünglichen Bewohner schützenden Gebirgslandes, dort die Meerlage und der Hafenreichthum einer auf Handel und industrielle Entfaltung gerichteten Tiefebene, hier eine wasserreiche, zum Ackerbau einladende Terrasse, dort eine baumlose, nur Schafzucht oder Bergbau gestattende Hochfläche seine Berechtigung gibt, macht eben jetzt seine Ansprüche aufs Neue geltend. Spanien scheint erst dann wieder stark werden zu können, wenn der Provincialgeist nicht, wie bisher geschehen ist, beschränkt wird, sondern wenn er Raum gewinnt. Die Natur läßt sich bis auf einen gewissen Punkt eben so wenig meistern wie der Geist. Die Natur des spanischen Bodens aber widerstrebt jeder Centralisation und scheint den Föderativ-Staat zu begünstigen.

77. Die Spanier.

(Nach Moritz Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal, Desselben, Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens, und Aug. Ludw. v. Rochau, Reiseleben in Spanien.)

Es dürfte wenige Völker geben, welche einen so entschieden ausgesprochenen, so scharf markirten Charakter besitzen, wie die Spanier. Zwei Eigenschaften aber sind die hervorstechendsten Züge des spanischen Charakters, die einander gegenseitig bedingen: nämlich das Nationalgefühl, welches die Bewohner aller Provinzen durchdringt, und der Unabhängigkeitssinn, der die Spanier seit der frühesten Zeit bis jetzt erfüllt hat und im Volke niemals zu Grunde gegangen ist. Trotz der vielen kleinen, unabhängigen Staaten, in welche Spanien Jahrhunderte lang getheilt war und deren Namen noch existiren; trotz der außerordentlichen Verschiedenheit der Elemente, aus welchen die spanische Nation zusammengesetzt ist, zu deren Bildung Phönizier, Griechen, Römer, Gothen und andere Barbaren, ja, zuletzt Orientalen, kurz, die an Charakter heterogensten Völkerschaften beigetragen haben; — trotz der außerordentlichen und schroff umgrenzten Verschiedenheit, welche eben deshalb zwischen den Bewohnern der verschiedenen Provinzen in Körperbildung, Sprache, Sitten und geistigen Fähigkeiten Statt findet; trotz der verschiedenen Interessen, welche die verschiedenen Theile des Landes durchdringen, trotz alle dem dürfte sich nicht leicht ein Bewohner der pyrenäischen Halbinsel finden, welcher nicht stets und mit Stolz bekennte, daß er ein Glied der spanischen Nation sei, welcher sein Volk verläugnete, wie mancher Deutsche, welcher sich nur als Sachse, Hannoveraner oder Baier kennt, aber selten als Deutscher fühlt. Hand in Hand mit dem Nationalgefühl des Spaniers geht sein Unabhängigkeitssinn, wie sich dieser in den hartnäckigen Kämpfen mit den Römern, in dem sieben Jahrhunderte fortgesetzten Unabhängigkeitskriege gegen die Sarazenen, und endlich in neuester Zeit in dem heroischen, so höchst ungleichen Kampfe gegen das mächtige französische Joch bewährt hat. Oft genug hört man über den eiteln Nationalstolz der Spanier spotten, und wohl ist es wahr, daß keiner derselben auf den gegenwärtigen Zustand seines Landes stolz zu sein braucht, und der gebildete Spanier ist es auch nicht, weil er wohl weiß, daß sein Land und Volk in vielen Dingen weit hinter den übrigen Völkern Europa's zurückgeblieben ist. Wohl aber kann ein jeder Spanier mit Recht auf seine große Vergangenheit stolz sein. Trotz der vielen einander unversöhnlich bekämpfenden politischen Parteien, in welche die große Masse der spanischen Nation zersplittert ist, würden alle Spanier sich schnell gegen einen Feind von außen, der die Unabhängigkeit ihres Landes beeinträchtigen wollte, vereinigen und bis auf den letzten Mann für ihre Nationalität kämpfen; noch jetzt wäre, wie zu Napoleon's Zeiten, „Krieg und Dolch" ihre Losung und

sie würden sich eher unter den Trümmern ihrer Häuser begraben lassen, als dem Feinde ergeben. Eine nothwendige Frucht dieses Unabhängigkeitssinnes ist der Haß gegen das Ausland und gegen alles, was vom Auslande kommt, eine Eigenschaft, die kein echter Spanier, selbst der Gebildete, nie ganz verläugnen kann, sogar im Auslande nicht. Doch wendet sich sein Haß nicht gegen alle Ausländer mit gleicher Stärke. Die Deutschen sind im Allgemeinen noch am liebsten gesehen, wohl aus keinem andern Grunde, als weil man in Spanien von Deutschland wenig weiß und die deutsche Politik am Ende wenig directen Einfluß auf Spanien hat, — denn gerade Einmischungen in seine eigenen Staatsverhältnisse sind das, was der Spanier am wenigsten verzeiht; — dagegen bilden die Franzosen, weniger wegen des Napoleonischen Krieges als wegen der letzten reactionären Intervention (1823), und namentlich die Engländer wegen ihrer selbstsüchtigen Politik die Hauptzielscheibe ihres Nationalhasses.

Eben so wie durch seinen Nationalstolz und seinen Unabhängigkeitssinn zeichnet sich der Spanier durch sein starres Festhalten an seinen alten Gerechtsamen, seinen „Fueros“, aus, womit auch sein hartnäckiges Beibehalten alter Sitten und Gebräuche verbunden ist. Noch lange, bis in dieses Jahrhundert, haben die alten demokratischen Verfassungen Aragoniens, Cataloniens, der baskischen Provinzen u. a., wenn auch nur dem Namen nach, bestanden, und unsägliche Mühe hat es gekostet, diese Privilegien den Forderungen der Zeit gemäß zu vernichten, um ein gleichmäßiges Verwaltungssystem in allen Theilen des Königreichs einzuführen. Als Resultat von diesem Festhalten an seinen Rechten, von dieser tief eingewurzelten Achtung vor dem Gesetz kann man die Loyalität des Spaniers betrachten, welche („Lealtad Castellana“) eben so sprüchwörtlich geworden ist, wie die punische Treulosigkeit.

Bei keiner der großen Nationen Europa's sind die Provincialunterschiede in Volkscharakter und Volkssitten so scharf ausgeprägt, wie bei den Spaniern. Diese moralische Zerstückelung innerhalb der politischen Einheit ist das Ergebniß geschichtlicher und örtlicher Ursachen. Wenn der Spanier von seinen Landsleuten einer andern Provinz drei Worte spricht, so sind darunter ganz gewiß immer zwei des Tadels oder des Spottes. Jedes Laster, jedes Verbrechen, jeder schlechte Streich, jede Thorheit wird in der alltäglichen Auffassung gewöhnlich auf die Provincial-Eigenschaften desjenigen zurückgeführt, der sich derselben schuldig macht. Hat sich ein General in der Schlacht schlecht bewährt, so sagt man mit Achselzucken: er ist ein Andalusier. Tritt Jemand in der Gesellschaft ungeschickt auf, so geschieht es, weil er ein Galicier ist. Begeht ein Anderer irgend eine Rohheit oder Gemeinheit, so darf man sich nicht darüber wundern, denn er ist ja ein Aragonese. Alle diese gegenseitigen Beschuldigungen werden überdies mit einer Menge der lustigsten Geschichten unterstützt, die schon seit undenklicher Zeit in Umlauf zu sein

scheinen, die man von einem Ende der Halbinsel zum andern kennt, immer von Neuem erzählt und immer mit neuem Vergnügen anhört.

Die Bewohner des Baskenlandes (s. Nr. 78) sind der Theil der spanischen Nation, welchem am wenigsten Böses nachgesagt wird. Ihnen eine lächerliche Seite abzugewinnen, ist dem Volkswitz nicht gelungen. Man wirft ihnen unbeugsamen Starrsinn vor, aber dieser Vorwurf ist im Munde des Spaniers eigentlich ein Lob. Ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit, ihre Treue, ihre Zuverlässigkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre ehrbare Zucht und Sitte werden von allen übrigen Spaniern ohne Vorbehalt anerkannt. Der Baske, mag er noch so arm sein, ist stolz auf sein Land, das ewig grüne, stolz auf sein Volk, welches seit Menschengedenken frei war, stolz auf seine Abkunft, denn ein vermodertes Pergament, das er in irgend einem Winkel seiner Hütte in einer von seinem Urgroßvater geerbten Truhe sorgfältig aufbewahrt, erzählt ihm vielleicht in kaum leserlichen Schriftzügen, daß er der Nachkomme eines uralten Geschlechtes sei, welches dereinst sein Blut für seine Unabhängigkeit, für seine Religion, für seinen Heerd und für seine Kinder verspritzte. Er weiß, daß die Hufe der arabischen Streitrosse niemals den Boden, den er bebaut, zerstampften, daß das Blut, welches in seinen Adern fließt, nicht gemischt ist mit dem Blute der Ungläubigen; daß seine Vorfahren die Ersten in Spanien waren, welche das Christenthum empfingen, und nennt sich deshalb hochmüthig einen „alten Christen". Fast verächtlich und mit Bedauern blickt er auf seine Nachbarn, die Aragonesen und Castilianer, in deren Lande so manche Warte mit Fenstern und Thüren im Hufeisenstil, deren ähnliche er vergebens in seinem Lande sucht, an die Herrschaft des Halbmondes erinnert; noch bedauerlicher auf die Völkerschaften des Südens, zumal auf die beweglichen, unbeständigen, prahlerischen und eiteln Andalusier. Er haßt die übrigen Spanier nicht, wie es der Catalonier thut; aber er fühlt sich hoch erhaben über dieselben, hält sein Volk, wie es das älteste ist, so auch für das erste und vorzüglichste in Spanien, ja, am liebsten für das erste in der ganzen Welt. Hand in Hand mit diesem Stolze, diesem hohen Nationalgefühle der Basken geht sein Freiheits-, sein Unabhängigkeitssinn. Jahrhunderte hindurch haben die Basken fast isolirt unter den Völkern des Westens dagestanden, und auch nachdem sie sich endlich (um 1200) freiwillig der Krone von Castilien unterworfen hatten, waren sie immer mehr Bundesgenossen als Unterthanen der castilianischen Könige. Kein König von Spanien wurde eher als Herr der baskischen Provinzen anerkannt, als bis er deren „Fueros" feierlichst beschworen hatte; noch Ferdinand VII. hat dies nach seiner Restitution auf den Thron gethan. Seit dem Tode dieses Monarchen haben sich die Verhältnisse freilich bedeutend geändert, denn die Basken sind jetzt eben so gut Unterthanen der Regierung in Madrid, wie die Castilianer und Aragonesen.

Wenn man aus Navarra nach Aragonien kommt, so glaubt man sich in ein fern von den baskischen Provinzen gelegenes Land, unter eine

ganz andere Nation versetzt. Vergeblich sucht man die freundlichen Caserios (Meiereien) und wohlhabend aussehenden Ortschaften, die harmlose Fröhlichkeit und das zutrauliche Wesen der Basken; die kahlen, spärlich bevölkerten, wenig und schlecht angebauten Ebenen und die romantischen Waldgebirge beherbergen einen verschlossenen, abstoßenden Menschenschlag; düster und ernst, wie das Land, ist sein Bewohner, der stolze, finstere Aragonese.

Der Charakter der Aragonesen bildete sich vorzüglich während des Kampfes gegen die Mauren und während des auf diesen folgenden aragonesischen Königthums aus. Es konnte nicht fehlen, daß ein Volk, welches sich seinen Grund und Boden Fuß für Fuß mit dem Schwerte erkämpft hatte und durch eigene Kraft groß und mächtig geworden war, herrschsüchtig, stolz, hartnäckig, dem Waffenhandwerke und dem ungebundenen Leben ergeben, dagegen den friedlichen Beschäftigungen der bürgerlichen Gewerbe, des Handels und des Ackerbaues abhold sein mußte. Noch gegenwärtig liefert Aragonien sowohl die tapfersten und tüchtigsten Soldaten des spanischen Heeres und die kühnsten Jäger, als die verwegensten Schmuggler und Wegelagerer; dagegen stehen fast in keiner andern Landschaft Spaniens Ackerbau und Industrie auf einer so tiefen Stufe, wie in Aragonien; trotzdem, daß dieses Land für beide Culturzweige außerordentlich geeignet ist, da es von wasserreichen Flüssen in allen Richtungen durchkreuzt wird.

Wie bei den Basken, so waren auch in Aragonien die „Fueros", die Verfassung, mit dem Herzen des Volkes verwachsen. Erst die Bourbonen-Dynastie (Philipp V.) entriß demselben seine alte freie Verfassung, seine Fueros und Privilegien, zur Strafe dafür, daß es während des Erbfolgekrieges auf der Seite des Hauses Oesterreich gestanden hatte. Seit jener Zeit bildeten sich im Charakter des Aragonesen einige Züge aus, durch welche er jetzt einen so abstoßenden Eindruck auf den Fremden macht: ein verschlossener Sinn, ein mürrisches, mißtrauisches Wesen und ein glühender Haß alles Fremden, Eigenschaften, die der Aragonese mit dem Catalonier, bei dem sie aus denselben Ursachen entspringen, theilt. Der gemeine Aragonese ist im Allgemeinen ein anmaßender, stolzer, auffahrender Mensch ohne alle Lebensart: den Fremden grüßt er nicht, ja, dankt kaum für den gebotenen Gruß. Er ist ernst, spricht sehr wenig, benimmt sich kalt und gleichgültig, wird aber, sobald er Widerspruch erfährt, heftig und grob. Der Charakter des Aragonesen prägt sich schon in seiner Physiognomie aus. Das hagere, meist sehr gebräunte Gesicht, welches selten ein Lächeln erheitert, die schwarzen, tief liegenden, kleinen, stechenden Augen, das unter dem niedrigen Filzhute ungeordnet hervorquellende, wild um den Kopf in langen schmalen Locken herumhangende, glänzend schwarze Haar machen einen durchaus ungünstigen Effect. Neben diesen vielen unangenehmen Zügen enthält jedoch der aragonesische Charakter auch manche schätzenswerthe Eigenschaft. Der Aragonese ist im Allgemeinen ein ehrenwerther und rechtschaffener

Mensch. Er ist überlegend, und handelt nicht leicht eher, als bis er Alles wohl erwogen hat, dann aber mit großer Energie und eiserner Consequenz. Er besitzt eine glühende Liebe zu seinem Vaterlande, welches zu vertheidigen er für seinen höchsten Ruhm ansieht, eine unbegreifliche Mäßigkeit in seinen Ansprüchen an das Leben und Zufriedenheit mit dem ihm zugefallenen Loose. Rauschende Vergnügungen liebt er nicht, weßhalb er auch weder dem Tanze, noch dem Weintrinken ergeben ist. Sich zu betrinken gilt bei ihm, wie bei den Südspaniern, für eine Schande. Der gebildete Aragonese beobachtet streng die Vorschriften der Etikette. Er hat etwas Förmliches, eine kühle, stolze Höflichkeit in seinem Wesen, welches Jeden zurückstößt, der an die Zutraulichkeit des Basken oder an die übersprudelnde Heiterkeit des Südspaniers gewohnt ist.

Auch der Catalonier ist ernst, stolz, wenig mittheilsam und mißtrauisch, dabei trotzig, heftig, jähzornig, rachsüchtig und im höchsten Grade egoistisch. Die Catalonier können es noch immer nicht vergessen, daß ihre Provinz einst einen unabhängigen Freistaat bildete, daß sie noch später, wo sie bereits den Königen von Aragonien unterworfen waren, ja, sogar nach der Vereinigung der Kronen von Castilien und Aragon, eigene Cortes und eine eigene Verfassung besaßen, die ihnen nach dem Successionskriege, wo sie bekanntlich auf das hartnäckigste für die Sache des Hauses Oesterreich kämpften, durch Philipp V. mit Hülfe der Franzosen entrissen wurden. Aus jener Zeit datirt die heftige Abneigung des Cataloniers gegen die Castilianer und die castilianische Sprache und sein glühender Haß gegen die Franzosen, welcher in diesem Jahrhunderte zuerst durch den Befreiungskrieg, später durch die reactionäre Revolution von 1823 von Neuem angeschürt worden ist. Die Catalonier betrachten sich als ein widerrechtlich unterjochtes Volk, und hieraus entspringt sowohl ihr abstoßendes, verschlossenes und mißtrauisches Wesen als ihr revolutionärer Sinn, der die spanische Regierung schon so oft in Verlegenheit gebracht hat. Sie hangen Jedem mit Enthusiasmus an, welcher verspricht, das alte Regime wieder einzuführen, daher ihre Anhänglichkeit an die Sache des Don Carlos, eine Erscheinung, die Jedermann im höchsten Grade befremden muß, der den liberalen, ja geradezu republikanischen Charakter der Catalonier kennt. Sie unterstützten bloß deßhalb die carlistische Partei, weil sie dieselbe als ein Mittel zur Erreichung ihres Zweckes, nämlich der Wiederherstellung ihrer alten Verfassung und Privilegien, betrachteten.

Auch die Catalonier zeichnen sich durch viele lobenswerthe Eigenschaften aus. Sie sind geborene Krieger und Seeleute, tapfer, keck, entschlossen, unternehmend, speculativ, industriös, unermüdlich thätig und besitzen eine zähe Ausdauer in allem, was sie anfangen. Durch ihren Fleiß, ihre Betriebsamkeit und Ausdauer ist eine sterile und arme Provinz in einen fruchtbaren Garten verwandelt und der reichste und industriöseste Theil der ganzen Halbinsel geworden. Wohin man blickt, gewahrt man Fabriken aller Art, die

Tuch, leinene, baumwollene und seidene Stoffe, Seife, Glas, Eisenwaaren und namentlich Papier liefern. Noch bedeutender ist das Manufacturwesen. Dabei scheut der Bauer keine Arbeit, um selbst den undankbarsten Boden zur Fruchtbarkeit zu zwingen; selbst in den Gebirgen sind noch alle Thäler weit hinauf bebaut und oft nackte, sterile Felskuppen noch mit Wein bepflanzt. In dieser unermüdlichen Thätigkeit des Cataloniers wurzelt der Handel von Barcelona, der ein Welthandel genannt zu werden verdient.

Die Valencianer sprechen den Fremden mehr an, als ihre Nachbarn, die Catalonier, wegen ihrer Freundlichkeit und zuvorkommenden Höflichkeit. Da ist nichts von Steifigkeit im Benehmen, nichts von Mißtrauen und förmlichem Wesen zu bemerken; man findet in dem Valencianer stets einen heitern, jovialen Menschen, welcher sich mit Jedermann gern und lebhaft unterhält und sich das Leben so angenehm als möglich zu machen sucht. Die gebildeten Stände zeichnen sich durch Sinn für Kunst und Wissenschaft aus, zu deren Cultur sie außerordentlich viel Talent besitzen. Die niedrigeren Classen der Bevölkerung von Valencia stehen wegen ihres außerordentlich leidenschaftlichen, jähzornigen und rachsüchtigen Charakters in ganz Spanien in üblem Rufe, und der valencianische Dolch ist berüchtigt und gefürchtet. Wegen ihrer großen körperlichen Gewandtheit, namentlich im Reiten, bilden die Valencianer nebst den Andalusiern fast ausschließlich die ausgezeichnet schöne Cavallerie des spanischen Heeres.

Hauptzüge des andalusischen Volkscharakters sind große Eitelkeit, die sich zum Theil in einer entschiedenen Vorliebe zum Putz zeigt; eine unbegrenzte Prahlsucht, die sich in unerhörten Uebertreibungen (Fanfarronadas) und im Haschen nach pomphaften Phrasen kund gibt; eine hochmüthige Verachtung nicht nur gegen die Ausländer, sondern auch gegen die Bewohner des gesammten übrigen Spaniens; ein unbesiegbarer, auf die ruhmvollen historischen Erinnerungen, die sich an den Boden knüpfen, pochender Stolz; übermüthige Fröhlichkeit, unauslöschliche Redseligkeit, deren Gegenstand hauptsächlich das eigene liebe Ich und seine Vorzüge sind; große Vorliebe für sinnliche Vergnügungen aller Art; dabei große Gutmüthigkeit, durchdringend scharfer Verstand, angeborene Gewandtheit in der Auffassung und eine glühende Phantasie. Wenn auch in den höheren Ständen manche dieser weniger empfehlenswerthen Züge durch die Civilisation gemildert, ja, wohl gänzlich verwischt werden; so gibt es doch Momente, wo selbst die gebildetsten Männer den Andalusier nicht verläugnen können.

Die Bewohner der verschiedenen Landschaften Central-Spaniens haben viel weniger in ihrer Physiognomie und Körperbildung mit einander gemein, als in ihrem Charakter. Es ist der echte castilianische Charakter, welcher sich bei allen Central-Spaniern geltend macht, ganz besonders bei den Alt-Castilianern, Leonesen und Estremannos, ein unbegrenzter, aber nobler Stolz, Ehrenhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit, Genügsamkeit,

starres Festhalten am Alten, Hergebrachten und daraus entspringende Gleichgültigkeit gegen Neuerungen, besonders gegen die Forschritte der Industrie. Der letztere Charakterzug kommt auch daher, daß die Bewohner Central-Spaniens ein ausschließlich Ackerbau treibendes Volk sind. Mit diesen Zügen verbindet sich ein ernstes, gemessenes, förmliches und schweigsames Wesen; dies tritt ganz besonders bei den Estremannos hervor, welche Stunden lang bei einander sitzen können, ohne ein einziges Wort zu sprechen, und nur selten ihre Miene zu einem Lächeln verziehen. Die Estremannos tragen, wie ihre Nachbarn, die Portugiesen, in ihrem ganzen Wesen eine Gravität zur Schau, die oft eine höchst komische Wirkung hervorbringt. Die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit der Bewohner von Estremadura äußern sich im Verkehr mit dem Fremden zunächst in einer großen Artigkeit und uneigennützigen Dienstfertigkeit, zwei Eigenschaften, durch welche sich der Estremanno von dem Aragonesen, dem er durch seine Schweigsamkeit und Unreinlichkeit ähnelt, sehr vortheilhaft unterscheidet.

Die Neu-Castilianer unterscheiden sich von den drei übrigen Volksstämmen Central-Spaniens durch größere Lebhaftigkeit, welche sich theils in Sprechlust, theils in einem heftigen, auffahrenden Wesen kund gibt. Gleich den Aragonesen haben sie etwas Lauerndes, Verschmitztes in ihrer Physiognomie. Sie besitzen viel Mutterwitz, und lieben, wie die Andalusier, den Spott; besonders gern machen sie sich über Fremde lustig, ein Zug, der dem altcastilianischen Charakter ganz fremd ist. Ueberhaupt ist der Neu-Castilianer im Allgemeinen weniger liebenswürdig wie der Alt-Castilianer. Er ist bei Weitem nicht so offenherzig, so theilnehmend, freundlich und gefällig, wie sein Nachbar jenseit des Gebirges; ja, oft wird dem Fremden in Neu-Castilien eben so grob begegnet, wie in Aragonien. Dies ist besonders gegen die aragonesische Grenze hin der Fall, wo die Neu-Castilianer den Aragonesen in Allem sehr ähneln.

Was die geistige Befähigung anlangt, so sind unter den Central-Spaniern die Neu-Castilianer die am meisten, die Estremannos die am wenigsten Begabten. Allen Central-Spaniern scheint ein gewisser Hang zur Trägheit angeboren zu sein; deshalb sind sie auch wenig unternehmend und allem Neuen, allem, was ihnen ungewohnt und daher unbequem ist, abhold. Zum großen Theil wurzelt diese Indolenz in dem Mangel an Unterricht; denn mit dem Unterrichtswesen ist es in Central-Spanien im Allgemeinen sehr schlecht bestellt, besonders in Leon und Estremadura, wo es eben so wenig Volksschulen zu geben pflegt, wie in Aragonien. In Castilien ist in neuester Zeit ziemlich viel für den Volks-Unterricht gethan worden, besonders in Neu-Castilien, wo sich überhaupt der Einfluß der Haupt- und Residenzstadt der Monarchie in guter wie in schlechter Hinsicht allmählich geltend zu machen anfängt. In Madrid selbst ist in den letzten Jahren, vorzüglich als Folge politischer Ereignisse, etwas mehr Leben und Bewegung in das Volk gekommen; aber in den alten

Provincialstädten, wie Toledo, Burgos, Salamanca, Valladolid, hat sich die castilianische Trägheit in aller ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Es ist noch heute wahr, daß ein castilianischer Lazzarone keine Hand zum Arbeiten rührt, wenn ihn nicht das unmittelbarste Bedürfniß treibt.

In diesem Punkte ist der Galicier das Gegenstück des Castilianers; er ist ein unermüdlicher Arbeiter, und so erpicht auf das Zusammenscharren, daß sein Geiz zum Sprüchwort geworden. In der Jugend wandert er aus seiner armen Provinz in die Fremde, nach Madrid, nach Lissabon, um hier als Wasserträger, als Auflader, Hafenarbeiter oder mit anderen schweren Arbeiten ein kleines Capital zu erwerben, mit dem er unfehlbar in die Heimat zurückkehrt. Die Galicier, obgleich tapfere Naturen, taugen nichts als Soldaten, weil sie so stark vom Heimweh leiden, daß sie oft daran sterben. Ungeachtet ihres Geizes sind sie durchaus ehrliche Leute, dabei wenig geschliffen, ungeschickt und beschränkten Verstandes. Der Tölpel des spanischen Lustspiels, der, welcher gehänselt wird und Prügel bekommt, ist gewöhnlich ein Galicier, und dieser war früher in jenen Rollen unter dem Namen el Gallego sogar eine stehende Person der spanischen Komödie.

Der Asturianer hat viel Aehnlichkeit mit dem Galicier, nur daß er sich leichter schulen läßt, als dieser. Deshalb treten denn die Asturianer in der Fremde vorzugsweise als Bediente in wohlhabende Häuser ein, in denen sie sich durch Anhänglichkeit, Treue und Zuverlässigkeit oft ein unbeschränktes Vertrauen erwerben. Die dienenden Personen beider Geschlechter in Madrid sind größtentheils Asturianer.

78. Das Baskenland.

(Nach A. von Roon, die iberische Halbinsel, bearbeitet vom Herausgeber.)

Mit Ausnahme schmaler Küstenebenen und einiger größeren Flächen bildet die Oberfläche der 4 Provinzen des Baskenlandes: Viscaya, Guipuzcoa, Alava und Navarra, die abwechselndste, unebenste, durchschnittenste Landschaft, die man sich denken kann. Denn von dem Kamm des cantabrischen Gebirgszuges zweigen sich zahlreiche Querjoche ab, die durch tief eingeschnittene enge Thäler von einander geschieden werden, und oft mit steilen Felsennasen ins Meer hinaus treten. Diese Provinzen sind daher fast ganz mit Hügeln und Bergen erfüllt, von sehr mannichfaltiger Gestalt: einige sind steil und felsig, nackt und kahl, andere abgerundet, bewaldet oder bis zum Gipfel reich bebaut. Aus den Spalten der Gebirge kommen unzählige Bäche und Flüsse hervor, die den Charakter der Torrenten haben, aber durch die eigenthümliche Erweiterung ihrer Mündungen — Rias — so wie durch das Eintreten der oceanischen Flut periodisch eine militärische oder commercielle

Bedeutung erlangen, die gewöhnlichen Bergströmen nicht eigen zu sein pflegt. Ihre malerischen Thäler sind mit Ortschaften, Weilern, Meiereien dicht besäet, und neben zertrümmerten, unersteiglichen Felsenhöhen ist jede Stelle, der es nur irgend abzugewinnen war, mit blühenden Obsthainen oder wogenden Getreidefeldern überdeckt. Dies Gewirr von Bergen und Thälern, von Flüssen und Gräben, von Hecken und Mauern, von Waldungen und Fruchtfeldern, von geschlossenen Ortschaften und einzelnen Häusern kann daher einem Parteigängerkriege nicht anders als zusagend sein, und erklärt auch zum Theil die wunderlichen Kreuz- und Querzüge der Heere, welche die Tagesgeschichte zu erzählen hat.

Das Klima dieser Berglandschaften bildet den größten Gegensatz zu dem des innern Plateau-Landes der Halbinsel; es ist selbst im höchsten Sommer gemäßigt durch die feuchten Seewinde so wie durch die kühlen Lüfte, welche von den Schneefeldern der Pyrenäen her wehen; im Winter sind die Höhen in manchen Jahren Monate lang mit Schnee bedeckt, aber in den unteren Thälern ist diese Niederschlagsform eine Seltenheit, denn die Nähe des Oceans mildert hier, wie in allen Küstenländern, die Strenge des Winters. Die Berge von Guipuzcoa, Viscaya und der Montana sind größtentheils mit den schönsten nord-europäischen Waldbäumen bedeckt; Buchen, Eichen, Pinus-Arten liefern das beste Nutz- und Schiffbauholz der Halbinsel; aber der starke Holzverbrauch in den Schmelzhütten und Fabriken hat die Waldungen bereits sehr gelichtet und droht sie ganz auszurotten. An den unteren Hängen bilden Kastanien, Nüsse und Obstbäume, wildwachsend, ungepflegt, kleinere Waldungen. Der Boden ist dem Ackerbau in Guipuzcoa und Viscaya nicht günstig; er besteht aus einem harten Thon, der nur durch Menschenhand, mittelst der Laya (einer zweizackigen Gabel), beackert werden kann; darum ist auch, ungeachtet des fleißigsten, sorgfältigsten Anbaues, der Getreide-Gewinn nicht ausreichend für die Bedürfnisse der beiden Provinzen. Deren Reichthum beruht daher nicht auf denjenigen Gaben, welche ihnen die Oberfläche ihres Landes darbietet, er besteht vielmehr in den Schätzen, welche die Eingeweide der Berge ihnen liefern; alle Thäler hallen wieder von den Schlägen der Hämmer, und die mannichfaltigsten Eisenarbeiten, so wie kupferne Kessel und Schiffsbeschläge sind die Früchte dieser Thätigkeit.

Die Bewohner der baskischen Provinzen (vgl. S. 264) gehören ohne Zweifel jenen merkwürdigen Völkertrümmern an, welche wir unter dem Namen der celtischen oder gälischen Völkerschaften zusammen zu fassen pflegen, welche heute die äußersten Westenden unseres Erdtheils bewohnen und wahrscheinlich einst, vor den Umwälzungen, welche durch die Ausbreitung des römischen Weltreiches, durch die germanischen und maurischen Eroberer über Europa gebracht wurden, den ganzen Westen des Erdtheils: Gallien, Britannien, Irland und die iberische Halbinsel, bevölkerten, von denen wir heute nur in

den schottischen Hochlanden, einzelnen Grafschaften Irlands, in Wales, der französischen Bretagne und in den baskischen Provinzen reine, unvermischte Nachkommen treffen. Ihre Sprache, welche seit dem 16. Jahrhundert, wie die castilianische, mit römischen Lettern geschrieben wird, hat weder mit den romanischen noch mit anderen Sprachen historischer Völker irgend eine Aehnlichkeit. Trotz der Stürme und Umwälzungen, welche ihre Heimat seit fast zwei Jahrtausenden heimgesucht, haben die Basken dennoch ihre eigene Volksthümlichkeit, ihre Sprache, Sitten, Gesetze und bis auf die jüngste Zeit auch ihre besonderen politischen Rechte unverletzt erhalten.

79. Barcelona.

(Nach Reinhold Baumstark, Ausflug nach Spanien.)

Die glänzende, von 190,000 Menschen bewohnte Hauptstadt Cataloniens hat in der spanischen Culturgeschichte von jeher eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Im Mittelalter unter selbständigen Grafen ein eigenes kleines Reich beherrschend, war sie schon damals die Vermittlerin französischer Bildung und provenzalischer Dichtkunst für Spanien, also ein Hauptbindeglied zwischen dem eigenthümlichen Lande und dem übrigen Europa.

Um einen Ueberblick der Lage von Barcelona zu gewinnen, ist das Einfachste ein Morgenspaziergang auf dem Monjuich. Dieser, südlich von Barcelona in kühnen Formen ins Meer vorspringende und steil abfallende, mit einer stattlichen Festung gekrönte, mit gewaltigen Aloen und Cactuspflanzen bewachsene und von zahlreichen Gärten gezierte Felsberg zeigt zunächst das im Strahle der Morgensonne zitternde Meer nach Nord und Ost in endlos scheinendem Bogen hingestreckt. In wunderschöner Bogenlinie, mit meist sanften und milden Formen, zieht sich ein Gebirgskranz am westlichen und südlichen Horizonte hin. Zwischen Gebirge und Meer aber liegt eine im Segen reichster Cultur prangende Ebene, welche nach Süden hin zu einem fruchtbaren Thale — Valencia entgegen — sich verengt, während ihr breiter Vordergrund, bis unmittelbar zum Meere, das große Barcelona trägt. Eine ziemlich schmale Landzunge ragt nordöstlich, gerade dem Monjuich gegenüber, weit ins Meer, bedeckt von der erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandenen Vorstadt Barceloneta. Zwischen ihr und dem Monjuich liegt Barcelona's Hafen. Wendet man den Blick rückwärts zur Stadt selbst, so überrascht die gewaltige Häusermasse, und die zahlreichen, großartigen, im Emporwachsen begriffenen Neubauten legen ein erfreuliches Zeugniß ab für den Reichthum und die Strebsamkeit der Bewohner. Eine große Anzahl von Kirchthürmen überragt die Stadt; sie sind aber alle weder durch Höhe noch durch architektonische Verhältnisse ausgezeichnet und meistens

oben platt. Der Eindruck, den das ganze Bild auf den Beschauer macht, ist hinreißend. Wiewohl noch im nördlichen Spanien, fühlt man sich doch schon in einem durchaus südlichen Lande.

In die Augen fallend ist die Theilung der Stadt in zwei ungleiche Hälften durch die berühmte Rambla. Diese großartige Straße zieht von Ost nach West, vom Hafen bis gegen den Bahnhof, durch die ganze Stadt; zu beiden Seiten liegen das Teatro principal, die ersten Gasthöfe, die zum Theil mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestatteten Cafés, die schöne Kirche S. Maria de Belen und eine große Anzahl palastartiger Privatgebäude. Eine andere, zu dem Charakteristischen von Barcelona gehörende Straße ist die Ferdinand's VII., welche rechtwinklig in die Rambla mündet. In ihr so wie in den angrenzenden Quartieren befinden sich die reichen Läden Barcelona's. Was hier in reichster Auswahl und elegantester Ausstattung zu sehen ist an Teppichen, Kleiderstoffen und tausenderlei anderen Waaren, das sind nicht etwa ausschließlich oder größtentheils eingeführte, fremde Producte. Denn nicht nur in Barcelona, sondern in ganz Catalonien besteht eine hoch entwickelte, selbständige Industrie: Spinnerei, Weberei, Druckerei, Strumpfwirkerei und Fabrication von Lederwaaren.

Den ersten Rang unter Barcelona's Kirchen nimmt die gegen Ende des 13. Jahrhunderts begonnene Kathedrale ein. Sie steht auf einem so ungünstigen, winkeligen Platze, und die Standpunkte der Betrachtung sind überall so verbaut, daß es nicht möglich ist, ein Bild des äußerlichen Ganzen in sich aufzunehmen. Dagegen ist das Innere von so vollendeten architektonischen Verhältnissen, und darum von so bedeutender Wirkung, als nur das irgend einer Kirche. Mächtige Säulenbündel tragen ein großartiges Gewölbe; Chor und Hochaltar bilden Meisterwerke von edlen Formen und namentlich von durchbrochenem gothischen Schnitzwerk in schönster Vollendung. Die prächtigen gemalten Glasfenster vollenden den Eindruck einer Kirche ersten Ranges. Hier, wie fast überall, findet sich die allbekannte spanische Eigenthümlichkeit, daß der Chor, dem Hauptaltar gegenüber mitten in der Kirche stehend, wie eine kleinere, von einem reich verzierten Gitter umschlossene, oft auch von einer hohen Mauer umgebene Kirche in der größeren einen bedeutenden Theil des Mittelschiffes einnimmt. Eine wahre Perle der Kathedrale ist der an die Kirche anstoßende Kreuzgang, welcher einen schattigen, mit Orangenbäumen und anderen südlichen Gewächsen bepflanzten, durch seinen balsamischen Duft und seine trauliche Stille wahrhaft beseligenden Garten umgibt. Der Kreuzgang selbst, von herrlich schlanken und feinen Pfeilern getragen, birgt an seinen inneren Wänden eine große Anzahl kleiner Capellen mit alten, zum Theil auf Goldgrund gemalten Bildern.

80. Der Monserrat.

(Nach Moritz Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal.)

Der Monserrat ist nicht sowohl ein Berg als vielmehr ein ganzes Gebirge, denn er besitzt einen Umfang von acht Leguas (Meilen). Dieses Gebirge erhebt sich völlig isolirt aus dem Kamm eines malerischen Hügellandes und stellt einen Wall dar, der rings von unzugänglichen Felsenwänden umgürtet ist, die so glatt sind, als wären sie von Menschenhand mit dem Meißel bearbeitet worden. Auf allen Punkten zeigt sich der Rand des Gebirgs von tief einschneidenden, engen, schauerlichen Schluchten zerrissen. Eine derselben, welche sich nach Osten zu öffnet, spaltet das ganze Gebirge der Länge nach und bietet den einzigen Weg dar, auf dem man zu dem höchsten Gipfel gelangen kann. Keine der übrigen Schluchten gestattet einen Aufweg, denn sie sind sämmtlich in ihrem obern Theile von wilden, senkrechten Felsenmassen eingefaßt.

Der Monserrat ist eins der wunderbarsten, reizendsten, bizarrsten und grandiosesten Märchen der Schöpfung! Alles, was es sonst von seltsam zerklüfteten Felsmassen gibt: die berühmten Adersbacher Steine in Schlesien, die vielgepriesenen und vielbesuchten Sandsteinwände der Bastei und anderer Partieen der sächsischen Schweiz, die fürchterlichen Granitmassen des Elbgrundes oder des düstern Bodethales im Harz: alles dieses ist ein Kinderspiel im Vergleich mit den gigantischen, capriciös geformten Brecciemassen am Nord- und Ostabhange des Monserrat! Runde Riesenthürme von kolossalem Durchmesser mit senkrechten oder wohl gar überhangenden Wänden, oben in phantastische Zackenkronen auslaufend; schlanke Hörner, Nadeln und Kegel von schaudererregender Steilheit, durch tiefe, rißartige Schluchten von einander geschieden; mächtige Mauern und Bastionen, deren aus hausgroßen Felsblöcken bestehende Zinnen drohend in der Luft schweben, als wollten sie jeden Augenblick herniederstürzen; hohe Pyramiden, an ihrer Spitze mit abgerundeten kopfartigen Blöcken gekrönt, bilden die Umgürtung der nördlichen und östlichen Seite. Viele dieser Riesenpfeiler und Wände sind über 600 M. hoch und erheben sich unmittelbar von den Ufern des in der dunkeln, grausigen Tiefe schäumenden Llobregat bis zum oberen Rande des Gebirges. Bei jeder Biegung der größtentheils in das Gestein gesprengten Straße eröffnen sich wilde, steil ansteigende Gründe und Schluchten, welche tiefe Blicke in das geheimnißvolle Labyrinth des Innern gestatten und aus deren dichtem Gebüsch zahllose Felsgebilde hervorragen in Formen, wie sie kaum die Phantasie eines Fieberkranken barocker ersinnen kann. Dabei sind alle Ritzen und Spalten auf das reichste mit Epheu, Buchsbaum und anderem immergrünen Strauchwerk austapeziert, so daß diese Partieen des Monserrat überaus pittoreske Ansichten gewähren.

81. Madrid und Toledo.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte, und M. Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal, bearbeitet vom Herausgeber.)

I. Die Lage.

Madrid liegt auf mehreren flachen Hügeln am östlichen Ufer des Manzanares, eines Nebenflusses des Tajo, etwa 800 M. über dem Spiegel des Mittelmeeres und ist somit die am höchsten gelegene Residenz von Europa. Aus diesem Grunde, so wie wegen seiner großen Entfernung vom Meere und seiner Lage auf einer weiten, fast baumlosen, im Norden von hohen, das halbe Jahr hindurch mit Schnee bedeckten Gebirgen umschlossenen Hochebene ist das Klima von Madrid weniger angenehm, als man bei seiner südlichen Lage (unter gleicher Breite mit Neapel) zu vermuthen berechtigt wäre. Dasselbe ist für den Fremden sogar sehr gefährlich, theils wegen der außerordentlich trockenen und scharfen Luft, theils und vornehmlich wegen der großen Veränderlichkeit der Temperatur, die sehr häufig und plötzlich von einem Extrem zum andern überspringt.

Schon zur Zeit der Römerherrschaft wurde die Bedeutung des obern Tajo-Beckens als des Herz- und Kernlandes der pyrenäischen Halbinsel erkannt und gewürdigt. Die großen Heerstraßen, welche die Römer von beiden Meeren her anlegten, berührten und kreuzten sich am obern Tajo und machten das hier so vortrefflich gelegene und geschützte Toletum zum Mittelpunkte eines lebhaften Handels und zum Hauptwaffenplatze des innern Spaniens. Seit dem J. 400 n. Chr. wurde das blühende Toledo wegen seiner centralen Lage der Sitz einer langen Reihe von Concilien; nach der Mitte des 6. Jhrhdts. verlegten die westgothischen Könige, als sie ganz Spanien erobert hatten, ihre Residenz von Sevilla nach diesem natürlichen geographischen und mathematischen Centrum ihres Länderkreises. Toledo war nun bis zur maurischen Eroberung die kirchliche und politische Metropole der ganzen Halbinsel und der wichtigste Markt für seinen Binnenhandel. Die Mauren, welche nur die südliche Hälfte der Halbinsel besaßen, wählten eine südlicher gelegene Stadt, Cordova am Guadalquivir, zu ihrem Regierungssitze, betrachteten aber Toledo an der langen centralen Tajo-Linie als ein Hauptbollwerk gegen den vordringenden christlichen Norden, bis es ihnen im J. 1075 durch Alfons VI. von Castilien entrissen und nun umgekehrt ein Hauptbollwerk und Waffenplatz der Christen gegen die Mauren wurde. Da noch ein bedeutender südlicher Theil des Landes in den Händen der Mauren blieb, so wählten die castilischen Könige ihre Residenz mehr nördlich, in Valladolid. Erst nachdem die Mauren aus dem ganzen Süden vertrieben waren (1492) und sich die ganze Halbinsel, mit Ausnahme Portugals, wieder

zu einem einigen politischen Gesammtkörper concentrirt hatte (wie zur Zeit der Westgothen-Herrschaft), verlegte man den Regierungssitz wieder in das alte Central-Quartier des Landes, in das obere Tajo-Becken zurück, doch nicht nach Toledo, welches sich in dem spanischen „Städtekriege" (1520) gegen Karl V. an die Spitze der rebellischen Städte gestellt hatte, sondern nach dem benachbarten **Madrid**, dessen (damals 3000) Einwohner sich stets durch eine große Loyalität und Anhänglichkeit an die castilischen Könige ausgezeichnet hatten und dessen Klima vermeintlich gesunder sein sollte. Der „Vertrag von Madrid" (1526) zwischen Karl V. und (dem gefangenen) Franz I. von Frankreich hat wohl zuerst den Namen dieses bis dahin obscuren Städtchens in Europa bekannt gemacht. Erst Karl's V. Sohn und Nachfolger Philipp verlegte die Residenz bleibend nach Madrid und regierte theils von dem alten maurischen Palaste („Alkazar") aus, theils von dem benachbarten großen Schlosse „Escurial" im Guadarramagebirge die ganze spanische Welt, auch Portugal, durch dessen Eroberung (1580) er den ganzen Länderkreis rings um das Centrum Madrid herum vollständig abrundete. König Philipp V., der erste spanische Bourbone, hat durch Abschaffung alter Privilegien während des spanischen Erbfolgekrieges der Centralisirung Spaniens und in Folge dessen dem Aufschwunge Madrids nachgeholfen, auch an der Stelle des alten „Alkazar" das imposante königliche Residenzschloß (s. unten) erbauen lassen. Seine Söhne Ferdinand VI. und Karl III. setzten die neue, aufblühende Residenz durch ein umfangreiches Straßennetz mit allen Theilen des Landes in Verbindung. Dieses ist nun durch das seit 1848 (genau auf den alten Römerstraßen) sich entwickelnde spanische Eisenbahnnetz weit überflügelt und in Schatten gestellt, Madrid aber vollends der Central- und Hauptbahnhof von ganz Spanien geworden, wohin jetzt die Locomotiven von verschiedenen Häfen des Mittelmeeres, vom Ocean und von der Bai von Biscaya heranrollen, um die Hauptstadt des Landes mit ihren Bedürfnissen zu versehen und um die Gesetze, Befehle, Entscheidungen der hier vereinigten Gesetzgeber, Regenten und obersten Behörden den um sie im Kreise herumliegenden Provinzen zurückzutragen.

II. Topographie von Madrid.

Das weniger durch edlen harmonischen Stil als seine ungeheuren Dimensionen am meisten imponirende Gebäude von Madrid ist der **königliche Palast**; kaum dürfte das Schloß von Versailles sich mit dem Madrider messen können —, es würde unbedingt das größte von allen sein, wenn der ursprüngliche Plan zur Ausführung gekommen oder nur der nachmals abgeänderte vollendet worden wäre, denn gegenwärtig ist kaum die Hälfte fertig. Am Weihnachtsabend 1734 ward das weitläufige Residenzschloß Philipp's II., von dem seltsamer Weise kein Bild mehr existirt, ein Raub der Flammen,

und Philipp V. beschloß, an seiner Stelle einen neuen Palast zu erbauen, der alle Schlösser der Welt verdunkeln sollte. Derselbe sollte nämlich ein Viereck mit 34 Thoren bilden, 32 M. hoch werden und jede Façade eine Länge von 500 M. erhalten! Dieses enorme Project kam, wie manches Andere von so gigantischen Dimensionen, nicht zur Ausführung, indem es namentlich an der Unzulänglichkeit des Platzes scheiterte, da Philipp V. sein Schloß an der Stelle des alten Alkazar erbaut haben wollte. Dasselbe ist im Renaissance-Stil erbaut und durch eine Menge an und für sich schöner Statuen, Urnen und anderer Verzierungen etwas stark überladen. Der geräumige innere Schloßhof ist von Säulenhallen umgeben und mit den Marmorstatuen der vier in Spanien geborenen Kaiser Roms, Trajanus, Arcadius, Honorius und Theodosius, geschmückt. Das Innere soll an Großartigkeit der Säle und an Pracht Alles übertreffen, womit andere Gebäude dieser Art in Europa prahlen können. Vor der östlichen Façade des Schlosses befindet sich die Plaza y Glorieta del Oriente, einer der schönsten Plätze von Madrid, den es der Zerstörungssucht der Franzosen verdankt, die an dieser Stelle eine Menge Häuser, Kirchen und Gärten niederreißen ließen, um Batterieen gegen die Stadt zur Vertheidigung der Hofburg zu errichten. Dem Schlosse gerade gegenüber steht das Teatro de Oriente, und an seiner südlichen Seite das Palais der Biblioteca nacional.

Um nach dem Buen Retiro, der sich gerade an dem entgegengesetzten Ende der Stadt befindet, zu gelangen, muß man ganz Madrid durchkreuzen. Durch ein hochgewölbtes Thor tritt man auf die Plaza mayor, einen großen, viereckigen Platz, umringt von einem Porticus, auf welchem fünf balcongezierte Stockwerke ganz gleichmäßig gebauter Häuser mit platten Dächern ruhen, von deren Einförmigkeit nur die Panaderia real eine Ausnahme macht. Dieser großartige Platz dient noch jetzt zu großen Festen, namentlich zu großartigen Stiergefechten. Auch sonst ist dieser Platz sehr belebt, weil unter seinen Säulenhallen die Colporteurs der politischen Journale, die in Madrid erscheinen, die Zeitungen zum Verkauf auszubieten pflegen, jedoch bei Weitem nicht so, wie der unregelmäßige der Puerta del Sol, auf den man durch die Calle mayor, eine der schönsten Straßen der Stadt, gelangt. Von ihm laufen nach allen Richtungen sechs der schönsten Straßen aus, unter denen die von San Geronimo und Alcala, die beide nach dem Prado führen, die prächtigsten sind. Am Ende der Straße von Alcala nimmt uns der berühmte Prado in seine schattigen Baumgänge auf, eine mit einer Menge von Ulmen-Alleen, die durch laufendes Wasser fortwährend erfrischt werden, mit Steinbänken und 8 prächtigen Marmorfontainen gezierte Promenade, welche die ganze östliche Seite von Madrid umschließt, von wo aus sich noch eine Ulmen-Allee eine halbe Stunde weit bis zu dem Obelisk der Fuente Castellana hin erstreckt. Eine Menge Erfrischungsbuden, eleganter Cafés, Eishallen u. dgl. liegen an dem Saume der Stadt, während einen

großen Theil der östlichen Seite des Prado das ungeheure, in griechischem Tempelstil erbaute Gebäude des Museo del Prado (der Gemälde-Galerie) einnimmt. Dieses so wie der Prado sind Schöpfungen Karl's III., denn vorher war hier, wo jetzt täglich viele Tausende promeniren, nichts als ein großer Weideplatz, wo Ziegenheerden weideten (daher der Name el Prado, d. h. die Wiese), und welcher die Burg des Buen Retiro von der Stadt trennte. Der Mündung der Straße von Alcala gerade gegenüber steht der prachtvolle Triumphbogen der Puerta de Alcala, der aus fünf Portalen zusammengesetzt ist. Jede Façade schmücken zehn ionische Säulen aus weißem Marmor. Dicht am Prado erhebt sich auf einem von Bäumen umringten Platze, der den Namen „Campo de la Lealtad" (Feld der Loyalität) führt, das Monument des 2. Mai, welches das Andenken der am 2. Mai 1808 an dieser Stelle für die Unabhängigkeit der Nation gefallenen Opfer von Madrid verewigt.

Von diesem stolzen Denkmal steigt man zu dem Lustschloß des Buen Retiro empor. Dieses verdankt seine Entstehung der glanzvollen Regierung Philipp's IV. und diente bis zur Thronbesteigung Philipp's V. als alleinige Residenz des Hofes. Deshalb verwandelte sich dieser Ort allmählich in eine kleine Stadt mit Kirchen, Theater und unermeßlichen Gartenanlagen. In den Gärten des Buen Retiro, einer der besuchtesten Promenaden der eleganten Welt von Madrid, hat man einen künstlichen Berg errichtet, der die schönste Ansicht von Madrid darbietet, weil gerade hinter seinen vielen Kuppeln und Thürmen die hohen schneebedeckten Kuppen der Sierra de Guadarrama emporsteigen und dem Bilde der Stadt einen Rahmen geben, dessen es von anderen Punkten aus entbehrt. Traurig aber ist der Anblick der dürren hügeligen Fläche, welche die grünen Gärten des Buen Retiro umgibt. Ueberhaupt darf man, soll einem Madrid gefallen, die Stadt nicht verlassen. So lange man inmitten seiner eleganten, belebten Straßen, seiner Gärten und Promenaden bleibt, glaubt man sich in einer reichen, mit allen Reizen des Südens geschmückten Gegend; sobald man aber die Thore durchschreitet, sieht man sich in eine wasserlose Wüste versetzt.

---

82. Die Vega's von Murcia und von Valencia und ihre Seidencultur.

(Nach Reinhold Brehm, in A. Petermann's Mittheilungen, und E. A. Roßmäßler, Erinnerungen aus Spanien.)

Unter Vega oder Huerta versteht man in Spanien eine von einem Flusse durch Canäle bewässerte Ebene. Fast alle Vega's sind noch von den Mauren angelegt und werden heutiges Tages auch noch in derselben Art

und Weise, ja, fast mit denselben Ackergeräthschaften wie früher angebaut. Die Vega von Murcia beginnt 1½ Leguas oberhalb der Stadt und erstreckt sich bis ans Gestade des Meeres. Durch den Fluß Segura bewässert, welcher schon weiter oben prachtvolle Thäler zu den schönsten Orangengärten Spaniens umschafft, gehört sie zu den fruchtbarsten und reichsten Landstrichen Süd-Europa's; jeden Monat werden Früchte verschiedener Art eingeerntet; vom März bis Juni gleicht sie einem großen Blumengarten. Wo die Bewässerung aufhört, beginnt das sogenannte Campo, das sich bis an den Fuß der Gebirge erstreckt und auf welchem bloß ein Mal im Jahre Weizen oder Gerste geerntet wird. Ein Hauptreichthum des Campo sind die Oelbäume, die oft dem Acker einen ansehnlichen Preis verleihen. Wo wegen der Trockenheit keine Oelbäume mehr fortkommen, gedeiht noch die Stachelfeige, aus der man in neuester Zeit Zucker gewonnen hat. Oberhalb des Campo beginnen die kahlen, jetzt bloß mit aromatischen Kräutern bewachsenen Gebirge, deren steile, kegelartige Felszacken und mit prachtvollen Oleandern bekleidete, tief eingerissene Regenstrom-Betten einen höchst malerischen Gegensatz zu der aufs sorgfältigste angebauten Vega bilden. Zu den Zeiten der Mauren waren auch diese Gebirge mit Wald bedeckt und zahlreiche Quellen sprudelten an ihrem Fuße hervor; als aber die Spanier wiederum die Oberherrschaft erhielten, ließen sie die Stämme niederschlagen, ohne darauf bedacht zu sein, wieder nachzupflanzen. Die etwa noch stehen gebliebenen Bäume verdorrten unter der sengenden Sonne Murcia's, die Quellen versiegten, die Regenwolken verschwanden, und so erhielten die Berge ihr jetziges ödes Ansehen. Schwer dürfte es halten, wiederum Holzwuchs zu erzielen, da zuweilen in 26 Monaten kein Tropfen die schmachtende Natur erfrischt.

Die Bewohner der Huerta von Murcia unterscheiden sich durch ihre Sitten wesentlich von den Bewohnern Valencia's. Während letztere als wahre Nachkommen der Mauren wohl alle Laster ihrer Vorfahren, als Zorn, Heimtücke und grenzenlose Rachsucht, nicht aber ihre Tugenden geerbt haben, findet man bei dem Murcianer Treue, außerordentliche Gastfreundschaft und zuvorkommende Gefälligkeit.

Die Häuser der Landleute (Labradores) in der Vega sind wohl die einfachsten, die man sich denken kann, und werden nur von den Höhlen der Zigeuner in Granada (s. S. 285) an Einfachheit überboten. Sie bestehen bloß aus Rohr und Stroh. Im Sommer schlafen die männlichen Bewohner der Huerta gewöhnlich im Freien unter einem Feigenbaume neben ihren Maulthieren, Schweinen und Ochsen auf harter Erde, bloß in ihre wollene Decke gewickelt. Die Häuser stehen vereinzelt inmitten des ihnen anvertrauten Feldes und sind von Feigen- und Orangenbäumen umgeben. Die Felder sind mit Maulbeerbäumen um- und durchpflanzt, so daß das Getreide oder die anderen Früchte unter denselben wachsen. Anfangs März fangen an den

Maulbeerbäumen die jungen Blättchen an, sich zu zeigen, und bald sieht man unter der schon jetzt recht warm scheinenden Sonne Murcia's das Laub sich rasch entfalten. Anfangs April sucht der Labrador die Eier des Seidenspinners, die bisher an einem trockenen Orte aufbewahrt oder angekauft wurden, hervor, feuchtet eine beliebige Quantität mit Wasser etwas an und schüttet sie in ein Leinwandsäckchen, welches die Frauen einen oder zwei Tage unter dem Halstuche am Halse tragen. Natürlich werden bei diesem Act die nöthigen Sprüche nicht vergessen und unter denselben Ceremonien am zweiten oder dritten Tage die Eier wieder hervorgeholt, dann auf frische Maulbeerblätter in die Sonne gelegt; nach wenigen Stunden kriechen die Räupchen aus und beginnen sogleich, die jungen zarten Blätter zu verzehren. Schon nach einigen Tagen wird die Gesellschaft auf Rohrmatten übergesiedelt und bekommt täglich viermal frische Blätter, während die vertrockneten entfernt werden. Viermal streifen diese Thierchen ihre Hülle ab, um die letzte weißgraue, mit drei Augen an jeder Seite des Kopfes geschmückte zu behalten. Haben sie die Dicke eines kleinen Fingers erreicht, so hören sie plötzlich auf zu fressen und beginnen sich einzuspinnen. Bemerkt dies ihr Pfleger, so holt er Dornenzweige, Flachsbüschel u. s. w. herbei und stellt sie auf den Rohrmatten auf. Eifrig werden dieselben von den Raupen aufgesucht, und jetzt beginnt das Einspinnen, was einen höchst interessanten Anblick gewährt. Sorgfältig werden die feinen, weißen oder gelblichen Fädchen von einem Halm zum andern gezogen, das Gewebe wird täglich dichter, nimmt die längliche Puppenform an, bis es zuletzt die Raupe dem Auge des Zuschauers entzieht. In 5—6 Tagen ist gewöhnlich die Zeit des Einspinnens vollendet; sorgfältig werden die Puppen von den Grashalmen oder kleinen Aestchen abgenommen, und nachdem die zur nächsten Zucht erforderliche Anzahl bei Seite gelegt ist, die übrigen in der Mittagszeit der Glut der Mai- oder Junisonne ausgesetzt, wodurch die armen Thierchen in kürzester Zeit zu Grunde gehen. Die Puppen werden entweder abgesponnen und die Rohseide, welche jetzt eine dunkelgelbe Farbe hat, wird zu Markte gebracht oder pfundweise in die in der Huerta errichtete Fabrik verkauft. Das Abspinnen der Seidenfäden geschieht mittelst heißen Wassers, in welches die Cocons geworfen werden; von 6—8 Cocons werden die Fädchen zu einem Faden vereinigt, indem man dieselben mittelst eines feinen Ruthenbesens, woran sie hangen bleiben, aufnimmt, durch ein Oehr gesteckt und, nachdem sie dasselbe passirt, mit einem gleich starken zweiten, durch ein zweites Oehr laufenden Faden zu Einem mittelst eines Rades zusammengesponnen, der also jetzt aus 16 und mehr Fädchen besteht und als Rohseide in den Handel kommt.

Die Vega von Valencia und die von Murcia haben jede vor der andern einen Vorzug voraus, mit dem Unterschiede, daß Murcia den valencianischen sich aneignen kann, was umgekehrt nicht möglich ist. Um

Valencia ist nämlich der Bau der Südfrüchte, namentlich der der Orangen viel beträchtlicher, als in der Vega von Murcia, was dort der Vega einen noch schöneren Anblick verleiht. Es beruht dies ohne Zweifel außer dem Verbrauche des viel größeren Valencia auch auf der bedeutenden Ausfuhr zur See. Dagegen ist das Gesammtbild der murcianischen Vega viel malerischer wegen der fast volkommen geschlossenen Sierren-Umkränzung derselben, welche nahe genug ist, um noch vollkommen mit zur Landschaft gezogen werden zu können, und doch auch nicht so nahe, daß sie die Vega kesselartig beschränkte. In der reizenden Vega von Murcia gibt es keinen Punkt, von dem man nicht vollständig die phantastischen Formen der sie einschließenden Bergketten sähe, während in der Vega von Valencia die Sierren alle viel entfernter stehen, und kaum etwas zum Bilde beitragen. Dagegen ist die Vega von Valencia dicht mit kleinen Ortschaften von sehr freundlichem Ansehen bestreut, denen immer ein hoher Kirchthurm einen deutschen Anstrich verleiht. Der beträchtliche Handel des viel größeren Valencia, die Nähe des Hafens und der bedeutende Zufluß von Fremden tragen alle das Ihrige dazu bei, über die ganze Vega ein regeres Leben auszuströmen, als in der stillen, im Schooße einer üppigen Natur ruhenden Vega von Murcia. Südlich bis zur Sierra de Cullera und nördlich bis Oropesa ist die Küste ganz offen und flach und namentlich am Grao di Valencia auf weite Strecken in das Land hinein kaum einige Schuh höher als der Meeresspiegel. Der Seewind bestreicht also unaufgehalten die ganze Vega, mildert die Hitze des Klimas und mag auch die Ursache sein, daß die Reißfelder durch ihren giftigen Hauch den Gesundheitszustand des Reißgebiets der Vega im Ganzen doch nur wenig verschlechtern. In der rings von Bergen umschlossenen Vega von Murcia, wo der Reiß ohne Zweifel noch besser gedeihen müßte und von dem wasserreicheren Segura reichlich ernährt werden würde, thut man gut, keinen Reiß zu bauen, da er hier gewiß mehr Tod als Leben bringen würde. Im Sommer liegt die heiße Luft oft Wochen lang bleiern und ohne sich zu regen über der Vega von Murcia, während in der von Valencia jeden Abend der kühle Seewind Erquickung über den weiten Garten verbreitet. Es muß daher ein großer Vorzug sein, eine der zahlreichen eleganten Quintas (Landsitze) zu besitzen, welche rings um die Stadt, besonders am linken Ufer des Guadalaviar, zahlreich vertheilt sind.

Valencia, die Stadt des Cid, ist eine regsame, geschäftige Stadt, wo Gewerbfleiß und Handel in hoher Blüte stehen. Daß es auch eine schöne Stadt ist, davon ist der Ruf in Aller Munde. Valencia und Murcia, beide Provinzialhauptstädte, sind wesentlich von einander verschieden. Murcia, räumlich wohl nicht viel kleiner als Valencia, hat dagegen ein entschieden kleinstädtisches Gepräge, trotz seiner schönen Cathedrale und vielen großartigen Häuser und trotz der feinen Eleganz der vornehmen Murcianos. Der wesentlichste, vielleicht der einzige Grund dieses Unterschiedes liegt in der

Abgelegenheit Murcia's von dem Verkehr mit dem Auslande und selbst mit dem Inlande, da keine einzige sehr belebte Straße durch Murcia führt. Von Valencia dagegen gehen nach allen Richtungen Kunststraßen ersten Ranges aus. In der Niederlage einer Seidenwaarenfabrik überzeugt man sich, daß der Valencianer die kostbare Seide nicht blos zu bauen, sondern auch zu sehr guten Stoffen zu verarbeiten versteht; wenn diese auch denen von Lyon noch um ein Bedeutendes nachstehen. Die schöne, ehrwürdige, in gothischem Stile aufgeführte Lonja oder die Seidenbörse umschließt nur einen einzigen hohen Raum, welcher kirchenartig durch zwei Reihen gewundener Säulen in drei Schiffe abgetheilt ist. In diesen stehen die zahlreichen Tische der vereideten Seidenmakler, durch deren Vermittlung jeder Seidenkauf abgeschlossen wird. Zur Zeit der Seidenernte hangen in glänzenden Zöpfen, goldgelb oder gelbweiß oder grünlich, über den Tischen der Makler die herbeigebrachten Proben. Vor den Thoren der Lonja, einen großen Raum einnehmend, sitzen, wie sonst mit Früchten, so jetzt mit Cocons gefüllten großen Körben die Bauerweiber. Es ist ein in hohem Grade überraschender und interessanter Anblick, so unermeßliche Mengen von Gespinnsten dieses nützlichen Insectes zu übersehen. Was Anderes ist es, als Millionen kleiner kunstfertiger Arbeiterinnen, welche als Leichen in ihrer Todtenhülle liegen, die sie sich freilich nicht zu so trauriger Benutzung gewebt haben. Tausend von Märtyrern, auf deren Leben und Gedeihen 32—40 Tage lang die sorgsamste Aufmerksamkeit verwendet worden war, müssen sich opfern, um ein einziges seidenes Kleid zu Stande zu bringen.

---

83. Granada.

(Nach Reinhold Baumstark, Ausflug nach Spanien, mit Zusätzen nach Kaiser Maximilian von Mexico, Aus meinem Leben.)

Die Provinz Granada mit der Hauptstadt gleichen Namens ist an Eigenthümlichkeit, Reichthum und Glanz der Naturschönheit wohl mit keiner andern Spaniens zu vergleichen. Eine Ebene, so reich und fruchtbar, so südlich mild, wie die Vega von Granada, nur durch wenige Thäler und Schluchten getrennt von den mit ewigem Schnee bedeckten und von ewigem Eise starrenden Hörnern und Gletschern der Sierra Nevada; Hügel, wie der des Alhambraschlosses, wo unter dem belebenden Einfluß der reichsten und kühlsten Wasserquellen ein Baumschlag von wunderwürdiger Kraft und Schönheit sich entfaltet und beständige, erquickende Kühle unmittelbar neben dem blendenden Sonnenglanz des Südens wohnt; nahe und ferne Gebirgs-

züge, mit Thal, Hügel und Ebene zu einem Landschaftsbilde von unbeschreiblichem Reize vereinigt; das sind in großen Zügen die Hauptmerkmale der ganzen Provinz, und, aufs höchste gesteigert, ihrer Hauptstadt. Darum sagt auch mit verzeihlichem Stolze das spanische Sprüchwort: Wer Granada nicht sah, hat Nichts gesehen. Und dennoch fehlt diesem Paradiese Etwas, dessen Mangel das Gefühl und den Begriff einer vollendeten Naturschönheit nicht aufkommen läßt, nämlich ein bedeutender, schön eingerahmter Wasserspiegel. Die beiden Flüsse Darro und Xenil sind im Grunde nur wilde Gebirgsbäche, höchst wohlthätig für das Land, namentlich der Darro, aus welchem der Fleiß und die Geschicklichkeit der Mauren die Bewässerung des Alhambrahügels abgeleitet hat, aber sie stellen Nichts vor.

Granada ist seiner Ausdehnung nach eine der größten Städte Spaniens, obwohl die Bevölkerung nur 62,000 Menschen betragen soll. In gewaltiger Masse füllt sie nicht nur das ganze Darrothal aus, sondern steigt auf drei Seiten an den Bergen und Hügeln empor und wird sich im Laufe der Zeit ohne allen Zweifel weit in die Vega hinaus erstrecken. In der Blütezeit der arabischen Herrschaft soll die Bevölkerung 400,000, die Zahl der streitbaren Männer allein 60,000 betragen haben. Diese Angaben sind entweder übertrieben oder die Menschen müssen furchtbar eng beisammen gelebt haben; denn in die Vega reichte die Stadt damals nicht, und Berg und Thal konnte kaum solche Mengen fassen.

Ziemlich viel höher als die Alhambra (s. Nr. 84) liegt weiter rückwärts im Darrothale, an einem steilen Abhang des Sanct-Helenen-Berges, das Sommerlustschloß der maurischen Könige, El Generalife. Eine unbedeutende Thür führt in eine offene Bogenhalle, welche rechts an den Berg, links an eine ähnliche, neben dem Abgrunde her laufende Galerie sich anlehnt, und so mit dem ihr gegenüberliegenden Palästchen selbst einen wundervollen Garten einschließt, durchrauscht und befruchtet von der mittelst künstlicher maurischer Leitungen hieher geführten „Lilienquelle“. Das nur 20 Meter lange und 6 Meter tiefe Schlößchen hat zwei Stockwerke, und in jedem je einen Salon an beiden Seiten und ein Mittelzimmer, vor welchem eine Bogenhalle mit Marmorsäulen liegt. Die Wandverzierungen sind ganz im feinsten Geschmack der Alhambra ausgeführt, aber mit weißem Kalk dick überstrichen, was einen kläglichen Eindruck macht. Der zu oberst auf dem kleinen Palast sich erhebende, mit zierlichen Säulen umgebene Mirador ist die Krone des ganzen Generalife. Von diesem Punkte aus genießt man eine Aussicht, welche ohne Frage der auf dem Alhambrahügel vorzuziehen ist. Die Sierra Nevada scheint uns hier noch weit näher gerückt zu sein; ihre Gletscher und Schneefelder flimmern mit Diamantenpracht in das geblendete Auge. Von diesem Punkte begreift man erst recht die Lage und das Wesen der Alhambra; bedeutend höher als dieselbe stehend, hat man den Blick in die Maurenfeste in der Vogelansicht und kann überschauen, wie

groß deren ummauerte Hügelfläche ist, wie viele Thürme um dieselbe laufen und wie viele verschiedenartige Gebäude die Citadelle enthält.

Als Ferdinand und Isabella die Stadt eroberten, trafen sie in derselben keine ihrer würdige Kirche an. Die Mauren hatten zwar, duldsam, wie sie im Allgemeinen gegen christliche Religionsübung waren, die Fortdauer des katholischen Cultus in der nach der Legende vom heiligen Cäcilius gegründeten Kirche Granada's gestattet; dieselbe scheint aber dürftig und verfallen gewesen zu sein. Es war daher eine der ersten Sorgen der „katholischen Herrscher", eine Cathedrale ersten Ranges in Granada zu gründen; und selbst im Tode in derselben zu ruhen, war ihr frommer, bis zum heutigen Tage erfüllter Wille. Die Kirche ist in 5 Schiffe abgetheilt; die Anordnung und der Stil der Säulen und Pfeiler großartig und geschmackvoll, der Boden mit schwarzem und weißem Marmor gepflastert. Die Kuppel des Chors erhebt sich bis zu einer Höhe von 54 Meter. Der Schlußbogen über dem Hauptaltare strebt in allmählicher Verjüngung seiner Verhältnisse empor, was für das Auge den eigenthümlichen Effect hervorbringt, daß man meint, das Ganze wolle einstürzen. Ganz besondere Achtung verdient die mit der Hauptkirche in unmittelbarer Verbindung stehende königliche Capelle, die Ruhestätte Ferdinand's und Isabella's, der wahnsinnigen Johanna und ihres vielgeliebten Philipp. Säulen und Pfeiler, Fensterbogen und Decken sind im reinsten gothischen Geschmacke ausgeführt. Die liegenden Marmorstatuen der vier königlichen Personen auf den Sarkophagen, mit Portraitähnlichkeit, sind bis ins Kleinste meisterhaft ausgearbeitet, und im Großen von überwältigender Wirkung; man könnte wähnen, jeden Augenblick wollten diese ruhenden Gestalten sich erheben, um nochmals einzugreifen in das Leben, welches sie einst so gewaltig beherrscht und in dem sie theilweise so viel und schwer gelitten haben. Am Denkmale Philipp's und Johanna's verkündet eine Inschrift in fast beleidigender Weise, nämlich mit den Worten: quid plura? als einzige That der frühgetrennten Gatten, daß sie der Welt Karl V. geschenkt hätten, eine Geschmacklosigkeit, welche sich neben den meisterhaften Bildwerken um so widerwärtiger ausnimmt. Diese königliche Capelle bildet eine eigene Kirche für sich, ebenso das Sagrario der Cathedrale, welches gleichfalls eine geräumige und prachtvolle Kirche vorstellt. An ihrem jetzigen Platze befand sich in den Zeiten der arabischen Herrschaft eine Moschee, welche in ein christliches Heiligthum umgewandelt und im Laufe der Zeiten vielfach verändert ward. Erst später ließ man dieses alte und verfallene Bauwerk niederreißen und an seiner Stelle das jetzige Heiligthum errichten. Stellt man sich das gewaltige Ganze dieses Gotteshauses vor, von welchem Kirchen, wie die Capilla real und das Sagrario, untergeordnete Theile bilden, so hat man in der That eines der großartigsten Baudenkmale vor sich, welche die nachgothische Zeit in Spanien geschaffen hat. Will man aber eine Totalansicht der Cathedrale gewinnen, so darf man, wie dies bei fast allen

spanischen Domen der Fall ist, nicht vor ihr stehen bleiben, da sie rings eng umbaut ist; man muß hinaufsteigen zum Alhambrahügel oder auf den Albaicin und von da herunter schauen, wie die Cathedrale die Stadt beherrscht; da erst begreift man ganz, was Ferdinand und Isabella mit Gründung dieses großartigen Tempels in Granada geschaffen haben.

Beim Austritt aus der Cathedrale schenken wir einen flüchtigen Blick dem Gemeindehause, welches früher ein Hauptprachtstück arabischen Baustils gewesen sein soll, aber seit seiner im Jahre 1729 im Geschmacke jener Zeit erfolgten Restauration nicht mehr viel Sehenswerthes darbietet. Ueber die Plaza del triunfo setzen wir unsern Weg fort. Hier erhebt sich die Mariensäule, triunfo genannt, welche dem Platze seinen Namen gegeben hat, im Jahre 1634 aus Marmor von der Sierra Elvira errichtet. Hier in der Nähe ist auch der Stierplatz Granada's, ein altes, graues Gebäude, unheimlich und abstoßend, wie das, was drinnen vorgeht, und ganz gedeckt, was eine große Seltenheit ist; Karl III. hat Granada mit diesem Denkmal beglückt.

In der Nähe des Stierplatzes verlassen wir die Stadt und gelangen außerhalb derselben zur Cartuja, dem früheren Karthäuserkloster. Dessen Kirche, ein Schiff bildend, ist mehr durch die verschwenderische Anhäufung kostbarer Werkstoffe, namentlich Marmor aus der Sierra Nevada, Perlmutter, edles Holz, Gold und Silber, als durch guten Geschmack in Anordnung und Ausführung hervorragend. So strotzen namentlich die Thüren des Chors von den kostbarsten Stoffen in künstlich verschlungener, aber wirklich überladener Arbeit. Die Kuppel der Kirche ist dagegen mit schönen Fresken geziert. Die an die Kirche anstoßende Sacristei ist eine der reichsten und größten; weiß mit Gold, bietet sie einen prachtvollen Anblick dar. Die Thüren sind ähnlich denen im Chor; Boden, Lambris und Altar belegt und überhäuft mit den herrlichsten Marmorplatten. Die Schränke zur Aufbewahrung der Paramente sind von einem Klosterbruder aus den kostbarsten Stoffen gearbeitet; Ebenholz, Perlmutter, Schildpatt wechseln in reicher Mannichfaltigkeit an den Verzierungen ab; die Schränke selbst sind von Cedernholz. Wunderschön ist die Lage der Cartuja, ihre Umgebung voll der reichsten Pflanzenwelt, die Aussicht nach der Vega und der innerhalb der Umfassungsmauer befindliche Garten. Cypressen, Oliven, Lorbern und Orangen, abwechselnd mit Rosenhecken und anderen Blumen, umrauscht von sprudelnden Fontainen, getränkt von köstlichen Quellen, bilden einen Aufenthalt von ungemeiner Lieblichkeit.

Nicht sowohl an bedeutsamen geschichtlichen Erinnerungen, als an kleineren Denkmalen maurischer Vergangenheit reich ist der Albaicin, derjenige Theil der Stadt Granada, welcher auf der rechten Seite des Darro unter San Miguel am Hügel emporsteigt. In kleinen Häuschen wohnten hier die Mauren von ihrer Unterwerfung bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung und wohnen jetzt noch manche unzweideutige Nachkommen derselben. Hinter

dichten, stacheligen Hecken am Abhange des sacro Monte öffnen sich zahllose dunkle Eingänge in die Wohnungen oder vielmehr Höhlen der Gitanos (Zigeuner), dieses in allen spanischen Romanen mitspielenden braunen Mord- und Diebsstammes. Die luft- und lichtlosen, schwarzgerauchten Erdkammern dieser Troglodytenstadt, in denen Mensch und Vieh in patriarchalischer Einfachheit ein urwüchsiges Beisammenleben feiern, werden Abends von den Männern verlassen, welche die Nacht zu Raub und Diebstahl verwenden, während einzelne braune Frauengestalten und lebhafte, wilde Kinder, kreischend und schreiend, auf den schmalen Plätzen vor den Höhlen kauern. Gar manches geraubte Gut mag in diesen dunkeln Räumen den Blicken der Welt für immer entzogen bleiben.

Auch die Kirchen des Albaicin waren alle ursprünglich Moscheen und sind nicht nur höchst einfach, sondern theilweise verfallen; an Bogen, Decken und Gewölben sind die maurischen Ueberreste reichlich vorhanden. Noch in der Darrostraße beginnt die hübsche alte Alameda, und an sie schließt sich drunten beim Xenil diejenige Anlage, welche vorzugsweise el Salon genannt wird und den Mittelpunkt für das öffentliche Auftreten der schönen, eleganten und vornehmen Gesellschaft Granada's bildet. Dieser Spaziergang, ohne Zweifel wohl der schönste in ganz Spanien, diejenigen der Residenz keineswegs ausgeschlossen, ist ziemlich neuen Ursprungs. Bis zum Jahre 1810 war der Platz, welchen jetzt die Anlagen einnehmen, Flußbett des Xenil, und nur ein schmaler Weg neben den äußersten Häusern der Stadt her war gangbar. General Sebastiani ließ das Flußbett verengern und die ersten Anlagen errichten; seit 1814 wurden erst die hohen Ulmen gepflanzt, die Ruhebänke angebracht und die den Salon in weitem Umfange umgebenden Gartenanlagen vollendet. Hier unter diesen riesigen Ulmen, deren dichtes Laubgewölbe kein noch so sengender Strahl der Sonne zu durchdringen vermag, lohnt es sich am frühen Morgen beim Jubelgesang der zahlreichen Nachtigallen, beim Rauschen des kühlen Wassers in den herrlichen Fontainen, mit dem Blick auf die gewaltigen Schneewände der Sierra Nevada, und gleichzeitig unter aller Pracht und Herrlichkeit einer südlichen Vegetation eine Stunde zu verträumen. Abends werden diese Anlagen, wie auch jene im Alhambrapark, mit Gas beleuchtet; allein dann macht sich vor der Stadt, selbst an heißen Tagen, die Nähe des Schneegebirges und der von ihm herabwehende scharfe Wind sehr empfindlich fühlbar; nach 7 Uhr pflegt sich der Salon rasch zu leeren und das eigentliche Straßenleben in der Stadt selbst beginnt. Hier, wie in anderen großen Städten, herrscht eben auch die Unart, in die Nacht hinein zu wachen und den Morgen zu verschlafen. Ein großer Theil des Geschreies auf den Straßen ist höchst einfacher Natur, indem es aus den Rufen der Wasserträger besteht, welche mit orientalischer Beredsamkeit, aber in nicht sehr melodischen Tönen und im Allgemeinen mit wenig geschäftlichem Erfolg, ihren kühlen Trunk anpreisen.

Die Sprache der niederen Volksclassen in Granada ist überhaupt weder schön noch castilianisch; die Sprachfehler und Sonderbarkeiten sind zahllos, ohne daß jedoch der eigentlich andalusische Dialekt herrschend wäre; ganz gewiß hängt auch dieser Umstand mit dem maurischen Wesen zusammen.

---

84. Die Alhambra.

(Nach M. Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal.)

Der südliche der beiden Hügel, zwischen denen Granada als „ein von Thau benetzter Rosenkranz" liegt, trägt die stolze Residenz der maurischen Könige, die weltberühmte Alhambra. Der Palast selbst ist von außen, wie alle Bauwerke der Araber, ganz unscheinbar, da dieses Volk alle Schönheiten der Baukunst bloß auf das Innere der Wohnungen zu verwenden pflegt. Man sieht nichts als ein Conglomerat hoher, fast fensterloser Mauern, überragt von einigen viereckigen zinnengekrönten Thürmen und zwei achteckigen Pavillons. Sobald man aber das bescheidene Pförtchen durchschreitet, welches den einzigen Eingang in das Schloß bildet, glaubt man sich in ein fremdes Land versetzt. Man tritt in einen länglich viereckigen, mit weißen glattpolirten Marmorplatten belegten Hof, der von einem Porticus mit schlanken weißen Marmorsäulen umgeben ist. Diese Säulen, meist paarweise gestellt, stehen auf niedrigen kreisrunden Sockeln, haben arabeskengeschmückte Capitäle, und die Paare sind durch leichtgeschwungene Hufeisenbogen mit einander verbunden, welche die durchbrochenen Wände des Porticus tragen, die mit wunderschön gearbeiteter, aus phantastischen Blumen und den elegantesten Arabesken bestehender Stuckatur bekleidet sind. Um die Simse bemerkt man Inschriften aus dem Koran, zwischen deren arabischen Buchstaben sich zartgebildete Blumenguirlanden hindurchschlingen. In der Mitte dieses Hofes befindet sich ein großes Wasserbassin, das von zwei Fontainen fortwährend gefüllt wird und von Myrten-, Rosen- und Oleanderhecken umringt ist. Die nördliche Seite dieses Hofes bildet die Torre de Comares, ein ungeheurer viereckiger Thurm, dessen Mauern von einer Staunen erregenden Dicke sind. Ein hohes Portal, an dessen Pforten sich noch die alten aus Cedernholz kunstvoll zusammengesetzten Thürflügel befinden, führt in die Sala de los Embajadores (Saal der Gesandten). Ein mysteriöses Halbdunkel erfüllt das Innere und reicht kaum hin, die Vergoldungen der aus einer kunstvollen, buntgemalten Mosaik von Cedernholz zusammengefügten Decke zu erkennen. Noch gewahrt man die Stellen, wo der Thron und die Divans standen, so wie die Haken, von denen die Kronleuchter herabhingen. In diesem Saale wird regelmäßig einmal

des Jahres ein Ball vom Commandanten der Alhambra gegeben, am 2. Januar, dem Jahrestage der Uebergabe von Granada, wo auch sämmtliche Fontainen und Wasserkünste des Palastes springen, was sonst nicht der Fall ist. In dem obern Theile der Torre de Comares, die nach ihrem Baumeister benannt ist, befinden sich die Gemächer, in welche der König Muley-Hassan seine Gemahlin Aixa mit ihrem Sohne Boabdil einsperren ließ, weil das Horoskop dieses Prinzen prophezeite, daß unter seiner Herrschaft das Reich von Granada untergehen werde. Die Sultanin vereitelte indessen die Plane ihres despotischen Gemahls, indem sie den Prinzen an den zusammengebundenen Shawls ihrer Frauen bei Nacht hinabließ, worauf die lange Reihe bürgerlicher Fehden begann, die es den Spaniern möglich machten, sich Granada's zu bemächtigen (1492). Dem Eingange des ersten Hofes gegenüber führt eine elegante Pforte in den berühmten Patio de los Leones, den Haupthof des Palastes. Dieser ist ein regelmäßiges Viereck, umschlossen von einem von 168 Marmorsäulen getragenen Porticus mit zwei vorspringenden Hallen, deren Säulen durch spitze, halbmondförmig ausgezackte Bogen mit einander verbunden sind. In der Mitte steht die berühmte Fuente de los Leones, die dem Hofe seinen Namen gegeben hat. Dies ist eine große, von 12 Marmorlöwen getragene und mit Arabesken gezierte Schale aus Alabaster, aus deren Mittelpunkte sich auf einem runden Piedestal eine zweite kleinere Schale erhebt, die in ihrem Centrum eine runde Pyramide trägt, aus deren Spitze, wenn die Fontaine im Gange ist, ein mächtiger Strahl Wassers emporspritzt, das, von einer Schale in die andere fallend, endlich wieder aus den Rachen der Löwen hervorströmt.

Zu beiden Seiten des Löwenhofes einander gegenüber befinden sich die beiden Säle der zwei Schwestern und der Abencerragen, die schon von außen durch die achteckigen Pavillions angedeutet werden. Die schönste dieser beiden Hallen und überhaupt der schönste Theil des ganzen Palastes ist der Saal der zwei Schwestern, so genannt nach zwei weißen Marmorplatten von ungeheuren Dimensionen, welche zu beiden Seiten der im Mittelpunkt befindlichen Fontaine in das Getäfel des Fußbodens eingefügt sind. Die Wände bestehen zum Theil aus Mosaik, in welcher man die Wappen sämmtlicher Könige von Granada bemerkt. Der obere Theil endigt in eine reizende Kuppel, ganz aus phantastischer Stuckatur zusammengesetzt, die an die Stalactiten der Tropfstein-Höhlen erinnert. Alle hervorspringenden Leisten sind reich vergoldet, die concaven Stellen dagegen weiß, roth und blau gemalt. Die Farben und Vergoldungen sind zum Theil noch so frisch, als wären sie erst aufgetragen. Das Licht fällt durch acht in der Kuppel angebrachte Fenster herein und bringt einen höchst eigenthümlichen Effect in dieser zauberischen Halle hervor. Ein um die Wände des Gemachs laufender Porticus stützt eine in der halben Höhe angebrachte Galerie, die mit dem Harem, welcher den östlichen Theil des Palastes einnahm, in Verbindung stand, und

noch gewahrt man die aus durchbrochenem Blumenwerk bestehenden Jalousieen, hinter denen die Frauen des Harems unbeobachtet den Festen zusehen konnten, die in diesem Saale veranstaltet zu werden pflegten. In der hintersten Wand dieser Halle befindet sich ein kleines, höchst elegantes, nischenartiges Gemach, dessen zierliches gestäbtes Fenster nach dem Garten der Lindaraxa geht, einem viereckigen, mit Blumenbosquets, Fontainen und Orangenlauben geschmückten und von einem Marmor-Porticus umgebenen Hof, der zu dem Harem gehörte. — Der Saal der Abencerragen mit einer ganz ähnlichen Kuppel, wie in dem der zwei Schwestern, soll nach der Volkssage der Schauplatz der sagenhaften Ermordung der Abencerragen gewesen sein, welche Florian in seinem „Gonsalve de Cordue" erzählt. Noch zeigt man die Pforte, durch welche die Abencerragen einer nach dem andern hereingeführt worden seien, und die Flecke, die man auf dem Marmorboden und an dem Bassin der Fontaine gewahrt, in welches die Köpfe der Enthaupteten geworfen worden sein sollen, werden noch für die blutigen Spuren jener Mordnacht ausgegeben, die sich niemals hätten vertilgen lassen.

Der Tocador de la Reyna oder das Boudoir der Königin ist ein offener Pavillon, der den obersten Theil eines Thurmes am äußersten Ende des Serails einnimmt und eine reizende Aussicht nach drei Seiten hin darbietet. Die Fenster dieses Pavillons, den ein niedriger Porticus umgibt, sind so angebracht, daß das Auge, wie man sich auch stellen möge, stets andere Landschaften erblickt. In einem Winkel des Fußbodens gewahrt man eine durchlöcherte Marmorplatte, dazu bestimmt, um die Düfte der unter dem Boden angezündeten Parfüms in das Gemach herein zu lassen.

---

85. Sevilla.

(Nach Kaiser Maximilian von Mexico, Aus meinem Leben, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nähert man sich auf dem Guadalquivir dieser Stadt der Geschichte des spanischen Ruhmes, so erscheint der mächtige gothische Dom mit der herrlich gewundenen Giralda, alle Häuser und Paläste weit überragend, am Ufer die „Delicias", die beliebteste Promenade der feurigen Andalusierinnen, der vom Herzoge von Montpensier prachtvoll hergestellte Palast St. Telmo und der starke Thurm (torre del oro), in welchem das erste Gold, das Columbus aus Amerika brachte, aufbewahrt wurde; über den Fluß spannt sich die schön gebogene Brücke der Königin Isabella; auf der andern Seite die durch Verbrechen und Geheimnisse berühmte Triana, die Stadt der Zigeuner und

Banditen, und daran sich reihend der große Friedhof mit mächtigen Cypressen und Palmen.

Ueber die Plaza de la constitucion, mit dem reichgeschmückten Ajuntamientopalaste (Rathhause), gelangt man zu dem Dome, welcher eine der schönsten Bauten der Vergangenheit ist. Man findet hier den gothischen Ernst in weiten mystischen Hallen, in hundert zu graziösen Spitzen verschlungenen Ornamenten, hohe gemalte Fenster in Spitzbogen, welche das grelle Licht des Tages nur gebrochen in die weiten heiligen Hallen dringen lassen; alles dieses vollendet den Eindruck. Daneben sieht man an dem (maurischen) Thurm (oder der Giralda) die eigenthümlichen Ovalbogen der Mauren mit der verschwenderischen Ornamentenfülle, welche, fast wie schöne Spitzenmuster, die Werke arabischer Meister leicht und durchsichtig verziert. Vor der linken Seiten-Façade, welche den Haupteingang enthält, befindet sich ein weiter Hof, auf drei Seiten von Gebäuden aus maurischer Zeit, auf der vierten von einer mit dem Dome in Verbindung stehenden Kirche neuerer Zeit umgeben, mit Orangenbäumen bepflanzt, in dessen Mitte kühlendes Wasser ein breites Marmorbecken füllt. Dies zeigt, daß die Mauren den Dom zu einer Moschee umgewandelt hatten; denn es ist eine schöne Sitte der Mohamedaner, vor den Pforten des Gotteshauses den Gläubigen durch Schatten und Wasser Labung zu gewähren. In einer besondern, geräumigen Capelle des Domes ruht der heil. Ferdinand mit zwei seiner Kinder, und auf dem Gitter, das die Capelle von der Kirche trennt, steht die Reiterstatue des heil. Königs, der dieses Gotteshaus den Mauren abgerungen hat, und das knieende Standbild des maurischen Herrschers, welcher dem aragonischen Fürsten die Schlüssel der Stadt reicht. Die größtentheils aus der Maurenzeit stammende, von christlichen Königen vollendete Giralda ist das höchste Gebäude in Spanien. Im Innern führen, wie im Campanile zu Venedig (s. S. 151), keine Stufen, sondern schiefe Ziegelflächen zu der obersten Galerie, die einen weiten Rundblick über die Stadt und den Strom gewährt. — Unter den übrigen Gebäuden in Sevilla's engen, überaus schlecht gepflasterten Straßen ragt der von Karl III. erbaute Palast für die Cigarrenfabrik, in welcher 4000 Frauen und Mädchen beschäftigt sind, und der Alkazar, der alten Maurenkönige feenhafte Behausung, hervor. Der Geist der Khalifen lebt noch in den Räumen dieses prachtvollen Königszeltes, und Jahrhunderte konnten das nicht verwischen, was sie mit träumerischer Grazie schufen. Die indischen Tapeten, deren sinnreich verschlungene mathematische Figuren auf die Wissenschaft der Meister deuten, die sie angaben, sind eine reiche Farben-Mosaik von kunstvoll glasirten Ziegeln und fein gemeißelten Steinen, und die Spitzenschleier, die unser Auge entzücken, sind die feinste durchbrochene Arbeit, die je eine menschliche Hand aus Thon und Mörtel gebildet hat. Der Botschafter-Saal in diesem Palaste, den auch Kaiser Karl V. bewohnte, ist jedoch die Krone maurischer Kunst.

Sowohl von der Decke als von den Wänden schimmert dem Beschauer das reichste Gold in Kuppeln und Pyramiden entgegen und noch nach Hunderten von Jahren, die vergangen sind, glühen die schönsten Farben mit orientalischer Pracht. Menschliche Figuren darf der Mohamedaner, dem Spruche des Koran zufolge, nicht darstellen, und erst die späteren, christlichen Herrscher haben im Botschafter-Saale unter der prachtvollen Decke, in gothischer Verzierung, die sitzenden Bildnisse der christlichen Könige mit ihren stolzen Wappen angebracht. Auf einer offenen Galerie übersieht man den zauberhaft reizenden innern Hofraum. Eine Doppelreihe von Arkaden umgibt denselben zu ebener Erde und im ersten Stock; leichte Säulen tragen die unvergleichlich verzierten, schwungreichen Bogen; die mathematischen Arabesken der glasirten Ziegel schmücken die inneren Wände der untern Galerie, und in der Mitte des Hofes erhebt sich ein doppeltes Marmorbecken, in welchem ein Wasserstrahl kühlendes Geplätscher verursacht. In der Arkadengalerie zu ebener Erde wurde in der Mauren-Zeit des Königs strahlender Thron aufgeschlagen, auf welchem sitzend er alljährlich den Tribut des Landes, bestehend in hundert seiner schönsten Töchter, in Empfang nahm. In den Räumen, wo einst das glänzende Leben des Despotismus herrschte, ist nun Todesstille, und nur der Schritt des Fremden tönt noch zeitweise in den Hallen, wo einst Kaschmir's feine Decken des Khalifen Fuß vor der Kälte des Marmors schützten und die zarten Düfte des Ambra die weiten Räume lieblich durchwallten, wo glühende Rosenkränze die feinen Jaspissäulen umschlangen und Lautenschlag und das Murmeln des Springquells die Lüfte in stiller Mondnacht durchrauschten. So ist der Alkazar zwar kein großartiges Werk, welches durch massive Dimensionen ergreifend auf den Beschauer einwirkt oder große Erinnerungen erweckt, wie die Akropolis, welche die Geschichte eines ganzen Volkes ins Andenken ruft, wohl aber eine liebliche, reizende Schöpfung einer poetisch sinnlichen Epoche.

Auf dem historischen Platze, wo noch am Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen Tausenden von eingeschüchterten Zuschauern die unglücklichen Opfer der Inquisition in den Flammen ihren Tod fanden, hat der Herzog von Montpensier einen Zauberpark angelegt, wo die üppigen tropischen Gewächse in freier Erde trefflich gedeihen, und sich gleich vornehmeren, begabteren Wesen aus den europäischen Alltagspflanzen leicht und zart erheben: neben der Palme, deren Krone sich weich im Aether wiegt, der vielbenutzte Bambusstrauch. Und aus den wunderbaren Blüten aller Länder und Welttheile steigt das reich mit Gold und bizarren Farbentönen geschmückte Schloß St. Telmo empor, wie eine orientalische Juwelenkrone aus tropischem Blumenkranz.

86. Der Fels von Gibraltar.

(Nach J. Fr. Ludw. Hausmann, Umrisse nach der Natur, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Unter den außerordentlichsten Erscheinungen, die der Süden von Europa darbietet, behauptet der Fels von Gibraltar, ein 450 M. hoher, isolirter Bergrücken in Form eines Vorgebirges, unstreitig eine der ersten Stellen. Gewaltige Katastrophen haben ihn vermuthlich vom übrigen Spanien getrennt, und menschliche Kühnheit ist dem Beispiele der physischen Kräfte gefolgt, um auf fremdem Boden eine Niederlassung zu gründen und unbezwinglich zu befestigen, welche den Verkehr des mächtigsten Inselreichs (Englands) mit den Küsten des Mittelländischen Meeres eben so sehr erleichtert als dauernd sichert.

Mit seltener Schroffheit erhebt sich der wunderbare Fels plötzlich aus den an ihm sich brechenden Wellen, und schließt die schöne Bucht von Algesiras im Osten ab. Nur eine schmale, niedrige, aus Sand bestehende Landenge bildet das lockere Band, wodurch er mit dem Continente zusammenhängt. Vor dieser Landenge befindet sich die geräumige Rhede, und der Mastenwald der vor ihr ankernden Schiffe gibt Zeugniß von der commerciellen Wichtigkeit des Platzes, der seinen Namen (Djebel al Tarik) „Felsen des Tarik" von dem arabischen Feldherrn trägt, welcher hier an der Nordseite im Anfange des 8. Jhrhds. zur Sicherung des Ueberganges von Afrika nach Spanien ein Castell anlegte. Dieses sog. „maurische Castell" ist nach und nach in den Händen von Arabern, Christen, Mauren gewesen, denen es bei Belagerungen als letzter Zufluchtspunkt vor den andrängenden Besiegern gedient hat.

Die verschiedenen Seiten des im Verhältniß zu seiner Länge schmalen Felsens haben eine abweichende Gestalt. Der südliche, 1¹/₂ Meile weit ins Meer vorgestreckte Fuß besteht aus zwei Absätzen, mit zum Theil lothrechten Felsenwänden. Um den westlichen, nördlichen und östlichen Rand des Felsens zieht sich eine Fläche, die gegen Norden in jene schmale Landzunge ausläuft, welche Gibraltar mit dem festen Lande verbindet. An der Westseite steht auf dieser Fläche die Stadt, deren höherer Theil sich an den Abhang des Felsens lehnt. An der Ostseite des Felsens hat die Natur eine künstliche Befestigung überflüssig gemacht. Die Festungswerke an den drei anderen Seiten umgeben nicht allein den ganzen Rand des Felsens, sondern sie ziehen sich in den mannichfaltigsten Linien bis zum höchsten Gipfel desselben hinan, und nicht bloß an der Außenseite, sondern selbst in verdeckten Gängen oder Galerieen, die an der Nordseite in großer Ausdehnung und in zwei Reihen übereinander durch Sprengarbeit ausgehöhlt worden und mit zahlreichen Seitenöffnungen für die 800 schußfertigen Feuerschlünde versehen sind, welche in wenigen Tagen auf 2000 erhöht werden können. Eine vergebliche

vierjährige Belagerung (1779—1783), bei der die sog. schwimmenden Batterieen zur Anwendung kamen, hat die Unbezwinglichkeit der Festung bewährt.

Nicht minder ungewöhnlich als die ganze Bildung des Felsens ist die organische Natur, welche ihn bekleidet. Sie ist ein seltsames Gemisch von ursprünglich europäischen, afrikanischen und amerikanischen Erzeugnissen und gibt in ihrer Art ein eben so lebendiges Bild von der genauen Verbindung, welche der isolirte Fels zwischen entfernten Gegenden knüpft, als die auf der schmalen Fläche seines Fußes im lebendigsten Verkehr sich bewegenden Menschen, deren abweichende Trachten und Sprachen die verschiedenen Nationen, zu denen sie gehören, erkennen lassen und den Fremden daran erinnern, daß er sich an dem Grenzpunkte zweier Welttheile befindet.

An dem Felsen, der auf engem Raume das merkwürdigste Gemisch von Producten verschiedener Weltgegenden vereinigt, stellt sich zugleich der auffallendste Wechsel meteorologischer Erscheinungen dar. Jetzt ist sein Gipfel klar; in einem Augenblicke nachher ist er von Nebel und Wolken umhüllt. Tage lang können sie an dem Felsen hangen, während vielleicht heller Sonnenschein seinen Fuß und das Meer erleuchtet. Aber eine plötzliche Aenderung des Windes vermag die Wolkendecke in einem Augenblicke zu zerreißen oder zu heben. So haben auch zuweilen die entgegengesetzten Seiten der Felsenwand eine ganz verschiedene Witterung. An der Ostseite kann ein dichter, nasser Nebel ruhen, während die Westseite den freundlichsten Sonnenschein genießt, und umgekehrt. Es kann gegen die östliche Felsenwand stürmen, während an der westlichen Seite Windstille ist. So brechen sich also an dem Felsen von Gibraltar nicht bloß die Wellen, sondern es bricht sich an seiner gewaltigen Mauer auch das Wetter; er ist im eigentlichsten Sinne eine Wind- und Wetterscheide.

Auch die Aussichten in die Ferne gehören zu den außerordentlichsten, die ein Küstenstandpunkt darzubieten vermag, und jede Seite des Felsens spendet in dieser Hinsicht besondere Genüsse. Der schmale Kamm der Höhe eröffnet am Rande des senkrechten Absturzes gegen Morgen die unermeßliche Aussicht auf das Meer, die nur zur Linken durch die spanische Küste begrenzt ist, wo an dem grünen, das höhere Gebirge einfassenden Saume einzelne hell weiße Ortschaften erkannt und von den weniger licht erscheinenden Wachtthürmen unterschieden werden. An der Nordseite erscheinen die spanischen Städte San Roque und Castellar in ihrer vollen Ausdehnung und lehnen sich an die Höhenzüge des Rondagebirges, welches an die mit ewigem Schnee bedeckte Sierra Nevada stößt. Gegen Westen überblickt man den weiten Meerbusen und das schön geformte Gebirge, welches hinter Algesiras sich erhebt und gegen die Berge von San Roque verläuft. Der Meerbusen ist, besonders bei anhaltendem Westwinde, von mehreren hundert Schiffen aller Gattungen und Nationen belebt, und jeder Wechsel des Windes bringt eine Veränderung in dem Aus- und Einlaufen der Schiffe her-

vor. So anziehend und unterhaltend diese Anschauungen sind, so werden sie doch von dem Anblicke noch weit übertroffen, den die Standpunkte auf den südlichen Terrassen gewähren. Die Küste von Afrika liegt von Tanger, der Seefestung Marokkos, die sich terrassenförmig am Ufer der Meeresenge erhebt, bis über Ceuta hinaus ausgebreitet vor uns. Die hohe Durchsichtigkeit der Luft bringt die fernen Gegenstände so nahe, daß man die Umrisse und Einschnitte des schneegekrönten Atlas-Gebirges übersieht und an dessen Fuße einen Theil der spanisch-afrikanischen Festung Ceuta unterscheidet. So steht man sinnend und forschend am Eckpfeiler des Schleusenthores, welches dem Wasser des größten Binnenmeeres den Ausgang in den Ocean eröffnet und die entgegengesetzte Strömung beider im Gleichgewichte erhält, und fragt sich: welche Kräfte waren es, die den mächtigen Felsendamm durchbrachen, in welcher urweltlichen Zeit erfolgte die erstaunliche Katastrophe, welche für späte Geschlechter den Weg des lebhaftesten Verkehrs bahnte?

---

87. Portugal und die Portugiesen.

(Nach Emil v. Schelhorn, Dom Pedro V., König von Portugal.)

Portugal war um das Ende des 15. Jahrhunderts und zu Anfange des 16. Jahrhunderts ein mächtiger und glänzender Staat. Das portugiesische Volk stand damals als das erste Handelsvolk der Welt im Zenith seines Ansehens bei allen Nationen und auf dem Gipfel wohlverdienten Ruhmes. Die bei Zeiten angenommene Gewohnheit, von dem Reichthume der überseeischen Besitzungen zu leben, die drückende spanische Zwischenherrschaft (1581—1640), die durch den Methuen-Vertrag (1703) später herbeigeführte Abhängigkeit von England und der Mangel an Beziehungen zu anderen Völkern untergruben die Grundlagen des materiellen Wohlgedeihens von allen Seiten und versetzten das Land nach und nach in jenen Zustand des Verfalls, aus welchem es sogar der glänzende Genius und die Energie des großen Pombal nur unvollständig zu erheben vermochten. Nach der Periode dieses außerordentlichen Mannes kamen neue Erschütterungen, welche der Wiedergeburt der portugiesischen Nation im höchsten Grade hinderlich waren, nämlich die Napoleonischen Kriege, als deren erste unmittelbare Folge die Flucht der Dynastie nach Rio-Janeiro, und dann die lange Besetzung Portugals durch fremde Truppen. Der furchtbarste Schlag jedoch, den das Land in neuerer Zeit erlitt, war der Verlust Brasiliens, der größten und blühendsten aller Colonieen. Als es im Begriffe stand, von diesem Unglücke sich einigermaßen zu erholen, kam die Miguelistische Usurpation und Zwischenherrschaft. Der langwierige Kampf, welcher der traurigen Episode ein Ende machte, warf die Möglichkeit einer gesunden inneren Entwicklung des Staa-

tes neuerdings um viele Jahre zurück. Das constitutionelle Princip errang den Sieg über den Absolutismus; aber die neue Regierungsform, für deren vernünftigen Gebrauch die Geister nicht genügend vorbereitet waren, kam erst nach abermaligen zwanzigjährigen Wirren zu einer regelmäßigeren Handhabung. Die Mißachtung, welche der fortgesetzte Wechsel der Autorität über die legalen Organe der Staatsgewalt bringen mußte, demoralisirte die höheren Classen, die Armee und die Bevölkerung der großen Städte mehr und mehr, besonders da das monarchisch-gesinnte Landvolk, diese conservative Majorität der Nation, den ihm unverständlichen zwecklosen Revolutionen in indolenter Schweigsamkeit zusah. Das portugiesische Volk fing bald nach dem Eintritte der Ruhe auch wieder zu erstarken an; denn in seinem innern Kerne besitzt es eine treffliche Naturanlage und glückliche Fähigkeiten.

Von Natur mit guten Anlagen ausgestattet, ist der Portugiese verständig und umgänglich, gastfreundlich, wohlthätig und treu. Sein klarer Kopf wird von einem trefflichen Gedächtnisse unterstützt. In hohem Grade besitzt er die Gabe natürlicher Beredsamkeit, und seine Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes ist im Allgemeinen erstaunlich. Die Höflichkeit ist in Portugal eine ganz exemplarische. Jedermann von Stande wird „Excellenz“ oder wenigstens „gnädiger Herr“ genannt; die gebräuchlichste Anrede ist „Euer Gnaden“. Ziemlich ernst, sogar etwas emphatischen Wesens, vergißt der Portugiese höchst selten das Maß des Schicklichen. Er weiß die südliche Lebhaftigkeit seiner Gefühle sehr im Zaum zu halten; sie bricht nur aus, wenn Kopf und Leidenschaft allzu arg erhitzt werden. Gegen Ausländer ist er bei aller Höflichkeit ziemlich zurückhaltend, wie er überhaupt alles Fremde mit ungünstigem Vorurtheile betrachtet und für alles Heimische eine gewissermaßen eifersüchtige Vorliebe zeigt. Sein Nationalgefühl ist aufs engste verwebt mit der lebendig gebliebenen Erinnerung an eine ruhmvolle, glorreiche Vergangenheit. Niedere Handleistungen verrichtet der Portugiese niemals. Nie würde er sich herbeilassen, Eckensteher, Pack- oder Wasserträger zu werden oder gar sich an einen Handwagen zu spannen. Gegen solche Verrichtungen sträubt sich sein Stolz. Alle derlei Arbeiten verrichten die Galegos, die Savoyarden Spaniens, welche jährlich zu Tausenden aus Galicien einwandern (s. S. 297), ebenso muskelkräftig als arbeitslustig und rührig sind und als Wasserträger, Kohlenhändler u. s. w. in den Städten ihr Brod verdienen. Auch werden viele Neger und Farbige zu häuslichen Dienstleistungen gebraucht.

Alle südlichen Völker neigen einigermaßen zur Unreinlichkeit. Das portugiesische macht hierin ganz und gar keine Ausnahme. Die Einrichtung einer guten Sanitätspolizei ist nirgendwo in Europa mit ernstlicheren Schwierigkeiten verbunden, als in der portugiesischen Hauptstadt, wo der Mangel an Sauberkeit die Straßenluft verpestet und die Ausbreitung von Epidemieen begünstigt. Was man unter Comfort des Lebens versteht, ist in Portugal,

etwa Lissabon und Porto ausgenommen, wo fremdländische Gebräuche die einheimischen Gewohnheiten verdrängen, noch ein ziemlich unbekannter Begriff. Die häusliche Einrichtung streift an primitive Einfachheit.

Im äußern Auftreten dagegen liebt der Portugiese einen gewissen Prunk und Alles, was glänzt und in die Augen fällt. Für Schaugepränge hat er einen höchst entwickelten Sinn. Der Pomp religiöser Feierlichkeiten, wie Processionen und dergleichen, ist in Portugal noch größer, als in Spanien und Italien, und die Frauen tragen bei solchen Gelegenheiten allen Schmuck zur Schau, den sie irgend besitzen.

Allgemein verbreitet sind ein ausgeprägter Geschmack und lebhafte Vorliebe für Musik. Auch mimische Darstellungen üben starke Anziehungskraft; das Theater lieben die Portugiesen leidenschaftlich. Der Sinn für bildende Kunst ist dagegen keine ihrer hervorragenden Eigenschaften. Es mangelt ihnen in Bezug auf Kunstgebilde gänzlich das Genie der Erfindung, so wie der Geschmack in Auswahl der Formen und Farben, und man darf behaupten, daß die Nation in höherem Grade nur das Talent der Nachahmung besitzt. Die portugiesische Kunst ist, von einigen Baudenkmalen Johann's V. abgesehen, seit Emanuel dem Glücklichen (1495—1521) verfallen, und hat sich bis jetzt nicht wieder erholt.

---

88. Lissabon.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europas, Moritz Willkomm, Die Halbinsel der Pyrenäen, und Gustav Heeringen, Reise nach Portugal, bearbeitet vom Herausgeber.)

I. Die Lage.

Lissabon (Lisboa) liegt fast in der Mitte des geradlinigen westlichen Küstenstriches der iberischen Halbinsel, der sich zu einem besondern Reiche (Portugal) consolidirt und von der übrigen Halbinsel abgelöst hat, in ähnlicher Weise, wie sich im Alterthum auf der geradlinigen Küste Syriens die Handelsnation der Phönizier entwickelte und, soweit die Meeresküste gerade auslief, von dem continentalen Körper Asiens absonderte. Dieses portugiesische „Litorale" bildet die Hauptabdachung der großen Ströme, welche mit ihrem Eintritte in das (25 M. breite) Küstenland einen ruhigen Charakter annehmen und bei erweitertem Bette erst hier ihre Schiffbarkeit gewinnen. Auch die Gleichartigkeit des oceanischen Klimas an dieser geradlinigen Westfront der Halbinsel und die in Folge dessen gleichartige Vegetation hat auf die politische Consolidirung und Absonderung Portugals eingewirkt, und mit Unrecht hat man dessen Grenzen als willkürliche und zufällige, bloß politische, aber nicht natürliche bezeichnet. An diesem für die Schifffahrt wenig günstig ge-

stalteten Küstensaume finden sich nur zwei zu Häfen geeignete Einschnitte und zwar an der Mündung der beiden größten, mit einander rivalisirenden Flüsse des Landes, der alte Portus Cale (daher der Name „Portugal") oder das jetzige Oporto an dem Ausflusse des zweitgrößten Stromes, des Duero, und der Hafen von Lissabon an dem weit und breit bequemsten, leicht zu vertheidigenden Eingang in das Land, an dessen ansehnlichstem und wichtigstem Strome, dem Tajo, der in seinen oberen Thälern die spanische, bei seiner Mündung die portugiesische Metropole umfängt. Um diese beiden Küstenpunkte und deren Anwohner hat sich daher auch fast die ganze Geschichte Portugals gedreht. Doch fiel dem Hafen von Lissabon dabei die erste Rolle zu wegen seines umfangreichen, tiefen, durch enge Einfahrt und herantretende Vorhöhen von allen Seiten geschützten Wasserbeckens. Zudem tritt nirgendwo an der sonst ziemlich einförmigen und meist niedrigen Küste von Portugal ein so anmuthiges Bergland, wie das von Cintra, so nahe an die See, mit den herrlichsten Situationen für die Anlagen von Kirchen, Klöstern, Palästen und Residenzen. Daher gewährt die Stadt Lissabon, auf 7 Hügeln amphitheatralisch gelegen (wie Constantinopel und das alte Rom), einen so prächtigen und imponirenden Anblick, daß die Portugiesen sprüchwörtlich von ihr sagen: „Wer Lissabon nicht gesehen hat, hat noch nichts Gutes geschaut." So scheint denn die Natur diesen Punkt sowohl zu einem herrlichen Königssitze als zugleich zu einem dominirenden Handelsemporium bestimmt und ausgestattet zu haben. Beides ist Lissabon auch lange Zeit hindurch gewesen. Und wenn auch das furchtbare Erdbeben von 1755 ganz Lissabon in einen Schutthaufen verwandelte, so blieb doch die Lage und Umgebung. Daher wuchs die Stadt auf demselben Fleck aus denselben Quellen wieder hervor, blieb Residenz und wichtiger Handelsplatz, ein Noth- und Hülfshafen für die Weltumsegler ostwärts um das Cap der guten Hoffnung oder westwärts um das Cap Horn, eine Station für die Fahrten der Briten auf dem von ihnen beherrschten Ocean. Für die Zukunft aber scheint diesem äußersten und letzten Hafen des ganzen europäischen Festlandes nach Westen und zum atlantischen Ocean hin, diesem Endpunkte des continentalen Eisenbahn- und Telegraphen-Netzes eine noch höhere Bedeutung in Aussicht zu stehen. Lissabon wird vielleicht einer der vornehmsten Einschiffungshäfen des Continents werden und Mitteleuropa wird über diese am weitesten in den Ocean hinausgerückte Festlands-Stelle mit der West- und Südwelt correspondiren und telegraphiren.

II. Topographie.

Lissabon ist von sehr verschiedener Bauart. Der bei dem großen Erdbeben stehen gebliebene östliche Stadttheil, welcher sich an den Abhängen des von einem alten maurischen Castell gekrönten Monte de Castello,

des höchsten Hügels, hinzieht, besteht aus engen, krummen, schlecht gepflasterten, steil ansteigenden Gassen und finsteren, schmalen, hohen, mit gothischen Zierrathen überladenen Häusern, die neueren Stadttheile dagegen sind regelmäßig und gut gebaut, besonders die in der Ebene dicht am Tajo-Ufer gelegene Neustadt. Das großartigste Bauwerk Lissabons ist der Aquäduct von Alcántara, welcher die öffentlichen und viele Privatbrunnen mit Trinkwasser versorgt, das durch ihn über eine Meile weit hergeleitet wird. Diese gänzlich aus Marmorquadern erbaute Wasserleitung ruht beim Uebergange über das Alcántarathal auf 35 Bogen, von denen der mittelste 75 M. hoch und 35 M. breit ist. Ohne Frage kann diese Wasserleitung den römischen bei Nimes und dem Aquäduct von Bujukdere zu Constantinopel zur Seite gesetzt werden.

Nichts kann einen südlicheren, den Nordländer befremdenderen Anblick gewähren, als die Hafenplätze und Straßen Lissabons. Dieses drängende Gewühl schwarzbrauner Gestalten mit bloßen Armen und Füßen, in der leichtesten Linnenkleidung, mit rothen Mützen im schwarzen Haare, und Gürteln von derselben Farbe um die Hüften, es sind portugiesische Schiffer, die Barqueiros des Tejo, die mit Weibern und Kindern hier am Strande auf und unter der Ballustrade des Hafens, auf den Stufen der Calcada oder in ihren Booten wohnen. Hundert Galegos (s. S. 294) zugleich bieten dem landenden Fremden ihre Dienste an, kräftige Spanier aus den galicischen Gebirgen, welche sich mit ihren markigen Armen allen schweren Arbeiten unterziehen und deren Ehrlichkeit in Lissabon sprüchwörtlich ist.

Jeden Augenblick bietet sich etwas Ungewohntes und Fremdartiges dem Auge dar. Frauen in rothen und braunen Mänteln, den Kopf mit einem weißen Musselintuch in abenteuerlicher Form geschmückt; andalusische Tabuletkrämer in malerischer Tracht, welche mit lautem Gesange durch die Straßen wandern; dann Scharen von Negern, an denen Lissabon noch von den Zeiten der großen überseeischen Besitzungen her reich ist. Schwerfällige altmodische Carriolen, mit Maulthieren bespannt, rollen in seltsamem Hundetrab nach allen Richtungen; Ochsenkarren aus Homer's Zeiten durchziehen die Straßen; Scharen von Eseln und Maulthieren, mit Orangen, Limonen, Feigen, Rosen und anderen Blumen beladen, werden von Mohrenknaben fürbaß getrieben Verschleierte Damen, von einem Neger gefolgt, schreiten vorüber. Matrosen von allen Nationen und Hautfarben, vom weißen Dänen bis zum schwarzen Afrikaner, Bettler von den eigenthümlichsten und malerischsten Gestalten, dazwischen aber auch zahlreiche modisch gekleidete Herren, Kaufleute, Makler, Soldaten, kurz, Menschen aus allen Ständen und Classen der Bevölkerung einer großen Stadt treiben sich in buntem Gewühle durcheinander.

Lissabon besitzt keine eigentlichen Vorstädte, indem die äußeren Stadttheile, die vor dem Erdbeben die Vorstädte bildeten (Alcántara, Belêm, Junqueira, Bemposta u. a.), jetzt unmittelbar mit dem Centrum der Stadt

zusammenhangen und in entgegengesetzter Richtung ganz allmählich in den breiten Gürtel von Landsitzen übergehen, welcher die Hauptstadt Portugals schon in einer Entfernung von mehreren Meilen ankündigt und das „Gebiet von Lissabon" (termo de Lisboa) bildet. Lissabon hat daher auch keine Thore. Innerhalb des Stadtgebietes und nahe bei dessen Grenzen liegen mehrere blühende, ebenfalls mit stattlichen Landsitzen, Schlössern, Klöstern u. s. w. geschmückte Dörfer, Flecken und Villas, namentlich auch die beiden königlichen Schlösser Ajuda und Necessidades.

Der in den Jahren 1717 bis 1731 erbaute Klosterpalast von Mafra, das prachtvollste Bauwerk Portugals und eines der schönsten und großartigsten Europa's, welches den Escorial an Umfang und Pracht noch übertrifft, bildet ein Viereck von 247 M. Länge und 217 M. Breite und enthält 866 Gemächer und 5200 Fenster. Die das Centrum einnehmende, ganz und gar aus Marmor in Form eines Kreuzes erbaute Kirche ist inwendig mit 58 Statuen aus carrarischem Marmor und vielen Kunstschätzen und Kostbarkeiten geschmückt, besitzt eine imposante Kuppel und an der prächtigen Façade zwei Glockenthürme. Das weitläufige Kloster enthält 300 gewölbte Zellen.

b. Mittel-Europa.

89. Die Alpen.

(Nach J. Kutzen, Das deutsche Land, und A. Schaubach, Die deutschen Alpen.)

Gleich Riesenmauern einer gigantischen Feste, seltsam gezackt und starr, überbaut mit silberglänzenden Kuppeln, Felshörnern und Eispyramiden in phantastischem Gewirr, treten die Alpen, ein sprechendes Sinnbild kalter Erhabenheit, wie Lord Byron sie treffend nennt, vor den gefesselten Blick, unübersehbar und unzählbar in den einzelnen Gebirgszügen, Gebirgsgruppen, Bergrücken, Hochebenen, Hochthälern, Durchbrüchen und Einsattelungen von den verschiedensten Formen, Größen, Bekleidungen und Farben. So ausgestattet mit Erhabenheiten und Tiefen, mit waldigen und grasreichen Vor- und Mittelgebirgen, mit großen und kleinen, länglichen und runden Thälern, so durchfurcht von Bächen und Flüssen, so eingeschnitten und umspült von Berg- und Landseen, so in Klüfte, Schluchten und Abgründe zerrissen, so durchtost von brausenden Wasserstürzen, so durchdonnert von Gletscherbrüchen, Steinschutt und Schneeströmen, — wo anderwärts in Europa, wo sonst auf dem Erdenrund fände sich Aehnliches auf gleich engem Raume zusammengedrängt?

Zwar auch anderen Ländern unseres Erdtheils fehlen nicht eigenthümliche Reize, nicht Seen, nicht Wasserfälle, nicht malerische Gebirge und üppige

Thalgelände, wohl aber in gleicher Vereinigung eine so imposante Mächtigkeit des Gebirgssystems und so vielfache Durchbrechung, ein solches Maximum der Erhebungen und Passagen, so daß kein isolirter Naturtypus für den Erdtheil entstanden ist; wohl auch dieser kolossale Maßstab und zugleich überraschend schnelle Wechsel und diese Fülle von Contrasten und Abstufungen, diese Verbindung des Todten mit dem Lebenvollen, des Oeden mit dem Fruchtbaren, des Ernsten und Dunkeln mit dem Freundlichen und hell Heitern, des erhaben Furchtbaren mit dem anmuthig Schönen? ferner solch einladende Ruhe der Matten und Wiesen mit dem tiefen, erquickenden Grün und solch herrliche Gelände mit duftenden Alpenblumen und kräftigen Bäumen in nächster Nähe jener dunkeln und schroffen Gesteinswände und inmitten von starrenden Wüsten nackter Felstrümmer und unübersehbarer oder unvergänglicher, blendender Schnee- und Eisfelder? Und wo anders finden sich jene ewig frischen, von Kraft übersprudelnden Sprößlinge der letzteren, die gletschergeborenen herrlichen Alpenströme, die noch in weiter Ferne von ihrer Heimat mit ihren smaragdgrünen Wellen das Auge erfreuen, nachdem sie den läuternden Gang durch die Alpen-Seen vollendet? wo die weiten Spiegel dieser selbst, zurückstrahlend in voller Klarheit das Bild himmelhoher Berge und ringsum an ihren Ufern im bunten Kranze geschmückt mit Städten, Flecken, Dörfern, prächtigen Villen oder traulich einsamen Alpenhäusern, belebt durch fleißige Menschen, die ihr Brod bald in der Tiefe des Wassers, bald an den grünen Galerieen der nahen Gebirge suchen? wo endlich in unseren Gebirgen sonst der gleich unbeschreibliche Eindruck auf Sinne und Einbildungskraft, mit dem uns die Alpen erfüllen, sei es, daß sie bei Morgen- und Abendbeleuchtung in einem feurigen Purpur strahlen und durch die zartesten Farbenhauche bezaubern, sei es, daß sie nach Untergang der Sonne wie eine Welt von hehren, blassen Geistern stumm und still vom Himmel herabschauen?

Gebirge überhaupt sind das Größte der sinnlichen Anschauung, die Alpen aber die höchsten Gebirge Europa's, daher denn auch die magische Anziehungskraft, welche die Völker fast aller Länder zu diesen Gottesaltären treibt, um bewußt und unbewußt die Macht des Höchsten zu verehren. Nicht nur der staunende Bewunderer der Naturschönheiten findet hier, was er sucht, sondern allen Hülfswissenschaften der Erdkunde sprudeln hier unversiegbare Quellen. Während hier der Geolog und Geognost hinanklettert zu den der Pflanzendecke entstiegenen Wänden, um die ihren Zinnen aufgeprägten Hieroglyphen zu entziffern, oder vom hohen Schneegipfel herab auf gefährlichen Pfaden der Geschichte der Eisgebilde folgt von ihrer Entstehung bis hinab zu ihrem Ende am Ausgusse der Gletscher, findet er hier auf dem Trümmerhaufen von Geschieben seinen Freund, den Mineralogen, hämmernd, wie einen Steinklopfer an der Straße, um zu sehen, welche Schätze ihm der Gletscher von seiner Geburtsstätte herabgeführt habe. Dort

eilt der Botaniker der schönen Heerde des Alpenviehes voran, welche, die jauchzende Sennerin an der Spitze, froh der Alpe zufährt, um vor ihr die schönsten Blüten der Hochalpen zu pflücken; hier hat sich der Maler niedergelassen, um jene schöne Häusergruppe mit ihrer eben so bunten Volksscenerie, oder den blauen Spiegel eines Sees, oder die Staubsäulen eines Wasserfalles, oder die grünen Stufen der Eiswelt, oder die schönen Umrisse einer ganzen Bergkette mit allen ihren bunten Farben, Tönen und Schattirungen in seine Mappe einzutragen, um einst sich und Andere auch in fernen Ländern hieher zaubern zu können. Sein Reisegefährte sammelt unterdessen die Sagen des Volkes, die Geschichten der Trümmer alter Burgen und noch älterer Volksstämme, deren Nachkommen hier hausen, kurz, die Bruchstücke der Geschichte. Denn so bunt das Gletschergeschiebe, seine Schutthalde ist, in welchem der Mineralog ein ganzes Cabinet aller umliegenden Höhen findet, ebenso gleicht auch die Gebirgswelt der Alpen in ethnographischer Hinsicht einem bunten Mosaikboden, der aus Völkern aller Zeiten und Länder zusammengesetzt ist, und es gibt wohl für den Geschichtforscher nichts Interessanteres, als nachzuforschen, wozu dieses oder jenes Bruchstück gehöre und durch welche Strömung es hieher gebracht ist. Merkwürdiger Weise erscheint da, wo die geognostische Karte am buntesten ist, auch die Völkerkarte am vielfarbigsten.

90. Die Verzweigung und Gliederung des Alpensystems.

(Nach F. H. Müller, Die deutschen Stämme, mit einem Zusatze nach B. G. Mendelssohn, Das germanische Europa.)

Da die Hauptmasse der Hochgebirgsketten zu beiden Seiten von einer Reihe von Nebenketten und Vor-Alpenketten begleitet wird, so ergibt sich ein dreifaches, mannichfach verzweigtes Gebirgssystem, dessen Breite von Westen nach Osten immer mehr zunimmt, dessen Höhe aber im umgekehrten Verhältniß immer mehr abnimmt.

Den mittlern Kern des Alpenlandes pflegt man mit dem Namen der Uralpen zu bezeichnen, indem man darunter das Urgestein der Erde, wie Granit, Gneus, Thonschiefer, Urkalk oder überhaupt diejenigen Massen versteht, welche in der größten Tiefe unter allen anderen Gebirgsmassen zu liegen pflegen, sich aber auch in den höchsten Gipfeln über jene Massen erheben. Diese Uralpen bilden die Längenachse des ganzen Alpensystems. Auf beiden Seiten dieses mittlern Zuges, welcher die primitive Gebirgsbildung der Alpen zeigt, lagern sich zwei andere Gebirgszonen, welche man wegen des Vorherrschens des Kalkes in ihnen die nördlichen und die südlichen Kalkalpen nennt. Sie begleiten die Uralpen auf der Nord- und Südseite in ihrem ganzen Zuge. Die nördliche dieser beiden Kalkstein-Gebirgs-

reihen nimmt schon im äußersten Westen des Alpenlandes mit den Thälern der Rhone und Isère ihren Anfang und endet im Osten erst in der Ebene von Ober-Ungarn. Die südlichen Kalkalpen dagegen beginnen mehr ostwärts in der Nähe des Simplon-Passes. Bei den lombardischen Seen wird ihre Breite schon ziemlich ansehnlich, sie füllen die Landschaften an der Sau und Drau und ziehen sich durch die illyrischen Gebirgsketten bis nach Griechenland hinein. Zu beiden Seiten dieser Kalkalpen lehnt sich im Norden und Süden eine dritte Masse an, welche man mit dem Namen der Flötzgebirge bezeichnet. Während die Uralpen sich durch ihre scharfen Rücken, die sich nur selten zu breiteren Massen erweitern, und durch ihre erhabenen, spitzen Gipfel auszeichnen, die Kalkalpen aber sich mehr durch ihre langgestreckten und breiten Massen, gleich hohen Mauerwänden, charakterisiren, sind die Flötzgebirgs-Massen in den mannichfaltigsten und pittoreskesten Formen aufgethürmt und tragen die Spuren gewaltiger Zerrüttungen der Erd-Oberfläche an sich. Aber nur am Nordsaume der Kalkalpen sind diese aus den jüngsten Gebirgsarten der Erde bestehenden Bergmassen zu hohen Bergen aufgehäuft, und diese Trümmerberge haben dort zur Bildung der zahlreichen Seen viel beigetragen. Denn alle diese Seen, durch ihre große Tiefe ausgezeichnet, sind trichterförmige Einstürze zwischen den umgebenden Gebirgsmassen. Zu jenen helvetischen Trümmerbergen gehört vornehmlich der ganz isolirte Rigi zwischen dem Vierwaldtstädter- und Zuger-See, welcher als ein äußerstes Vorgebirge der Alpen einen so prachtvollen Ueberblick über das Alpengebirge gewährt.

Die absolute Erhebung der Alpenmassen über den Meeresspiegel ist außerordentlich verschieden. Schon die nördlichen Vorebenen der Alpen wie das schwäbisch-baierische Tafelland erheben sich zu der ansehnlichen Höhe von durchschnittlich 500 M., ja, in einzelnen Theilen selbst bis gegen 650 M. empor. Dann aber betritt man bei dem ersten Emporsteigen in dem alpinischen Berglande das Gebiet der sogenannten Voralpen, welche sich von 650 bis zu 1650 M. erheben. Diese Voralpen übersteigen in ihrer Höhe schon alle mitteldeutschen Gebirgsmassen; sie reichen von dem Punkte, wo die Alpennatur ihren Anfang nimmt, bis zu derjenigen Vegetations-Grenze, wo der Baumwuchs aufhört. Es ist diese Region demnach ein Raum von 1000 M. senkrechter Erhebung, und sie wird charakterisirt durch den Waldreichthum und die alpinischen Frühlings-Weiden. Hier finden sich noch eine Menge von Ortschaften und überhaupt reich bevölkerte Thäler. — Auf die Voralpen folgt sodann die zweite Region, die der Mittel-Alpen, welche von 1650 bis 2600 M. emporsteigen und von der Grenzlinie des Baumwuchses bis zu der des ewigen Schnees unter dieser geographischen Breite reichen. Diese Region bildet gleichfalls eine Zone von 1000 M. senkrechter Erhebung. Sie umläuft wie ein Kranz das gesammte Alpengebirge und ist die eigentliche Heimat der alpinischen Flora und Fauna.

Hier liegen die berühmten Alpentriften mit Kräutern und Blumen, welche sich nur noch in Lappland und Grönland, in der Polarzone, wiederfinden. Hier hausen die Gemse, der Steinbock, das Murmelthier, das Schneehuhn und viele andere dem Alpenlande eigenthümlichen Thiere. In diese Region des Gebirgslandes fällt das Leben der zahlreichen Hirtenvölker der Alpen, hier ist die Sennen-Wirthschaft in der Frühlings- und Sommerzeit einheimisch. — Auf die Mittel-Alpen folgt zuletzt die dritte Region, die der Hoch-Alpen, welche im Allgemeinen von 2600—3250 M. emporsteigen und sich theilweise noch höher erheben. Hier zeigen sich weite Schneefelder und Eismassen, als Krusten oder als Gletscher, oder auch nackte Felswände, die wegen ihrer Steilheit nicht fähig sind, dauernden Schnee zu tragen. Wo hin und wieder auf diesen Höhen noch Schutz ist, da überziehen sich die Felswände mit zwergartigen Gewächsen, mit Moosen und Lichenen; doch reichen diese nicht höher als bis zu 3400 M. hinauf, und bis zu 3600 M. scheint sich hier im Alpenlande kein Leben zu versteigen. Ueber diese Vegetations-Grenze hinaus erheben sich nur noch einzelne Riesengipfel, deren Gesichtskreis, wie von dem Montblanc und dem Groß-Glockner, an 40—60 Stunden weit über die Erde reicht.

Den Erhebungen der alpinischen Gebirgsmassen entsprechen die Einsenkungen oder Thäler. Die längsten und bedeutendsten Thäler gehen in der Richtung des Hauptzuges von Südwest nach Nordost, so die großen Längenthäler der obern Rhone, des Rheins, des Inns, der Salza, Ens u. a., und von ihnen hängt die Bildung aller übrigen Thäler ab. Diese Thäler bilden die Canäle zur Abführung der Wasserschätze des Innern des Alpenlandes nach vier großen Strömen: Rhein, Rhone, Po und Donau. Nur Theile derselben liegen innerhalb des Alpenlandes, entweder ihr oberer Lauf oder doch ihre Hauptzuströme. Durch etwa vierzig große Alpenthäler wird das ganze Gebirgssystem in seine bestimmten Gaue geschieden, wovon jeder nach seinem Bau, nach seinen Producten und Bewohnern von dem andern verschieden ist. Dazu muß man aber auch noch die zahlreichen Seitenthäler rechnen, wodurch die Anzahl der Hauptthäler bis um das Zehnfache vermehrt wird. Zahlreiche Zweige der drei vornehmsten europäischen Völkerstämme, des romanischen, germanischen und slavischen, bewohnen diese Alpenthäler, und eben diese ethnographische Mannichfaltigkeit verleiht den Alpen auch einen außerordentlich reichen historischen Charakter.

Vergleicht man die Alpen ihrer Gestaltung nach mit anderen Hochgebirgen, so zeigen sich weder in den Pyrenäen, noch im Kaukasus, noch im Himalaya, noch auch in den Andes solche Längenthäler, die auf breiter Sohle ebenen Fußes bis tief ins Innere des Gebirges führen. Den Pyrenäen wie dem Kaukasus fehlen überhaupt die größeren, zumal die longitudinalen Thäler. Das skandinavische Gebirge ist so tief eingesenkt, daß die See in seine großen Thäler fast bis zu ihrem Hintergrunde eindringt. Die

Hochthäler der Andes sind Längenthäler, aber von ganz anderer Art als die alpinischen, nicht der Ebene gleich, sondern hoch über sie in eine ganz andere Luftregion erhoben, so hoch fast wie die höchsten Alpengipfel. Wilde, steile Felsenschluchten führen den Wanderer wie die Gewässer hinab. Eben so hoch liegen die Tafelflächen auf der Nordseite des Himalaya. Keines dieser Gebirge hat Seen in den Thalmündungen, den alpinischen ähnlich. Der Titicaca, die Seen von Tibet sind Plateau-Seen.

Mit jenen Alpenthälern stehen auch die Alpenstraßen und Alpenpässe in genauer Verbindung. Sie dienen zur Verbindung der Völker mitten durch die Hochgebirge hindurch, und sind die für die Völkergeschichte wichtigsten Localitäten daselbst. Nach diesen Passagen pflegten schon die Alten das Gebirge einzutheilen und die einzelnen Züge desselben zu benennen. Durch die Römer wurden die meisten Pfade durch das Alpenland eröffnet, und diese sind auch durch das Mittelalter im Gebrauch geblieben, da sie im Allgemeinen mit den von der Natur durch dieses Gebirge gebahnten Wegen zusammenfielen, und auch bei den in den jüngsten Zeiten eröffneten Pfaden, welche zum Theil zu den großartigsten und wunderbarsten Werken in der Wegebaukunst gehören, hat man stets den durch die Thalsenkungen der alpinischen Flüsse von der Natur vorgezeichneten Straßen folgen müssen.

Durch seine Erhebung und Ausbreitung wie durch seinen Bau in geognostischer Beziehung sondert sich das Alpengebirge in drei Haupttheile, deren Unterschiede sich eben so bestimmt in ihren ethnographischen und historischen Verhältnissen zu erkennen geben. 1) Die Central-Alpen erstrecken sich vom Montblanc im Westen bis zum Groß-Glockner im Osten und bilden demnach auf einer Ausdehnung von 60 Meilen den Hauptstamm des Alpenlandes. Sie enthalten den eigentlichen Kern des Hochgebirgslandes in den Landschaften Schweiz und Tirol. In ihnen zeigt sich die charakteristische Alpennatur überall in dem größten Maßstabe. Diese Central-Alpen haben überwiegend germanische Bevölkerung. 2) Die West-Alpen dehnen sich, bei einer weit geringeren Breite als die Central-Alpen, in der Richtung von Norden nach Süden vom Montblanc bis zum ligurischen Meere zwischen den Golfen von Lion und Genua nur an 40 Meilen weit aus und haben durchaus romanische Bevölkerung sowohl auf ihrer lombardischen als ihrer burgundisch-provenzalischen Seite. 3) Die Ost-Alpen erstrecken sich in der Richtung von Westen nach Osten vom Groß-Glockner bis zu den Ebenen von Ober-Ungarn. Von den beiden vorigen Gruppen unterscheiden sie sich dadurch, daß der großartige Alpencharakter in ihnen bald verschwindet, indem sie, an Breite zwar immer mehr zunehmen, indem sie den ganzen Länderraum von der Donau bis zum Adria-Meere erfüllen, aber an Höhe ihrer Massen schnell verlieren. Eigenthümlich ist dabei dieser Gruppe, daß

sie sich in zwei große Flügel zerspaltet, von welchen der eine in einer Länge von 40 Meilen sich nordostwärts bis zur Donau erstreckt und dort mit dem Kahlenberge endet, der andere sich in gleicher Ausdehnung südostwärts bis nach Istrien an den Gestaden des Adriatischen Meeres hinzieht. Diese Gruppe hat schon seit den ersten Zeiten des Mittelalters slavische Bevölkerung.

91. Die Gletscher.

(Nach Karl Sonklar von Innstädten, Allgemeine Orographie.)

In Folge der allmählichen Abnahme der Wärme, bei wachsender absoluter Höhe, wird es überall, wo Berge von entsprechender Erhebung vorkommen, eine Höhe geben müssen, wo der im Winter gefallene Schnee von der Wärme des darauf folgenden Sommers so wie von der Verdunstung nicht mehr völlig aufgezehrt werden kann. Die Linie, von welcher an aufwärts dieser Fall eintritt, und oberhalb welcher demnach der Boden jahraus, jahrein ganz oder theilweise mit Schnee bedeckt sein wird, nennt man die untere Grenze des ewigen Schnees oder schlechtweg die Schneegrenze; Berge aber, die über diese Linie emporragen, heißen, wenn sie mit Schnee überkleidet sind, Schneeberge. Es ist begreiflich, daß unter Umständen, deren Verschiedenheit theils in der Beschaffenheit des Bodens mit Rücksicht auf seine Exposition gegen Sonne und herrschende Winde, auf seine Gestaltung und Wärmeleitungsfähigkeit, theils in der veränderlichen meteorologischen Natur verschiedener geographischer Breiten, einzelner Jahre und Jahresreihen die Höhe der Schneegrenze nicht nur in verschiedenen Gegenden der Erde überhaupt, sondern auch an demselben Orte in verschiedenen Jahren und längeren Perioden veränderlich sein werde. Aus der allmählichen Vereisung des oberhalb der Schneegrenze angesammelten Schnees und durch Ausdehnung des dadurch gebildeten Eises entstehen jene unter die Schneegrenze herabwachsenden, die Hochmulden und Hochthäler in eigenthümlichen Gestalten erfüllenden Decken und Ströme von Eis, die im Sommer von Schnee unbedeckt sind und den Namen Gletscher führen.

Diese sind das Mittel, dessen sich die Natur bedient, um die in den höheren Regionen des Gebirges angesammelten Schneemassen allmählich in die Tiefe und der Zerstörung durch die Wärme zuzuführen. Auch bilden Schnee und Gletscher besondere Formen der Gebirgs-Oberfläche. Jene ausgebreitete Schneedecke, die gleich einem Mantel in weichen Falten auf dem Gebirge liegt, hier und da wohl auch von kahlen Felswänden durchbrochen ist und dem Eisstrome unterhalb die Entstehung gibt, wird das Firnfeld, der Eisstrom selbst aber der eigentliche Gletscher oder die Eiszunge genannt.

Der eigentliche Gletscher stellt sich in der Regel als eine in der Mitte etwas gewölbte, je nach der Querdimension des Thales verschieden breite und gewöhnlich mit steilem Abfall endigende Eismasse dar. Von dem Firnfelde weg sich verschmälernd und in das Hochthal langsam abfallend, geht der Eiskörper allmählich in den eigentlichen Gletscher über, rückt immer tiefer in das Thal herab, folgt allen Windungen desselben, reicht von einer Thalwand zur andern und hat hier, bei einer Mächtigkeit von mehreren Hundert Fuß, oft kaum die Breite von 100—200 Klafter. Kleinere Gletscher, die nur auf dem Kammgehänge liegen, ohne das Hauptthal unterhalb zu erreichen, werden Gletscher zweiten Ranges, große Eisströme hingegen, welche auf obige Art die Sohle des Hauptthales bedecken und, ihres geringen Gefälles wegen, erstarrten Flüssen gleichen — Gletscher ersten Ranges genannt. Daraus geht hervor, daß die Länge der Gletscher eine sehr verschiedene ist. Diese Länge hängt von der Größe des Firnfeldes ab, aus welchem der Eisstrom hervorwächst und von dem er unterhalten wird; bei kleinen Firnmulden ist sie gering; bei großen Firnfeldern hingegen, deren Areal oft eine oder mehrere Quadratmeilen mißt, wird der Gletscher nicht selten mehrere Meilen lang. Der längste Gletscher Europa's ist der 3¹/₄ Meilen lange Groß-Aletsch-Gletscher in der Schweiz.

Wo das Gefälle des Firnfeldes und des eigentlichen Gletschers größer wird, da ist der Eiskörper regelmäßig von tiefen, querlaufenden Spalten durchrissen, die ihn unbeschreitbar machen. Bei noch steileren Stürzen des Eiskörpers ist derselbe oft in ein Labyrinth von Wänden, Zacken und Thürmen aufgelöst, die man Eisnadeln nennt und die wegen ihrer Pracht und Großartigkeit einen mit Recht vielbewunderten Bestandtheil des Gletscherphänomens bilden. — Eine besondere Eigenthümlichkeit der Gletscher sind die Moränen, worunter man theils lineare, theils wallartige Anhäufungen von Felsstücken und kleinerem Schutt versteht, welche von den Berghängen auf den Gletscher herabfallen, durch die continuirliche Bewegung des Eises zu Thal verschieden angeordnet und hiernach auch benannt werden. So nennt man Randmoränen jene Schuttlinien, die auf den Rändern des Gletschers liegen, Mittelmoränen ähnliche Schuttlinien, welche parallel mit den Ufern des Gletschers auf der Oberfläche des letztern hinziehen und End- oder Frontalmoränen mehr oder minder breite Schuttwälle, die dadurch entstehen, daß die Bestandtheile der Rand- und Mittelmoränen das Ende des Gletschers erreichen, über dasselbe herabfallen und sich hier bogenförmig aufhäufen. In Hochgebirgsthälern finden sich, nicht selten stundenweit unterhalb der heutigen Gletscher, bogenförmige, oft 20—30 M. hohe Schuttwälle dieser Art, mit den convexen Seiten abwärts gekehrt und aus einer Zeit herstammend, in der die Gletscher eine um Vieles größere Ausdehnung hatten, als in der Gegenwart.

Die Schneehöhe, bis zu welcher die Enden der Eiszungen herabsteigen, ist vom Klima, von der Menge des alljährlich fallenden atmosphärischen Niederschlages und von der Größe der Gletscher abhängig. Bei sonst gleichem Klima werden die Gletscher dort tiefer in die Thäler vordringen, wo mehr Schnee fällt, und sind alle anderen Umstände dieselben, so werden große Gletscher größere Tiefen erreichen als kleine. In den Polargegenden schieben sich die Gletscher in der Nähe der Küsten gewöhnlich bis zum Meere herab, in das, auf seichtem Strande, ihre lasurblauen, oft Hunderte von Fuß hohen Wände nicht selten meilenweit vordringen. Große Tiefen erreichen die Gletscher in Neuseeland, wo der Tasman-Gletscher (in der geographischen Breite von Rom) bis auf 800 M. niedergeht. In den Alpen beträgt die Ausgangshöhe für die Gletscher 1. Ranges 1300—2000 M., für die 2. Ranges 2000—2300 M., im Mustagh für jene 3200—3900 M., für diese 4200—4800 M.

Das Gletscherphänomen ist auf der Oberfläche der Erde in nicht geringem Maße verbreitet. Grönland mit einem Areal von vielleicht 20,000 □-M. ist eine einzige, ununterbrochene Schnee- und Eiswüste; Aehnliches ist bei Spitzbergen, bei den arktischen Inseln Nord-Amerika's und im antarktischen Polarlande der Fall. Große Eisdecken zeigen auch Island, das skandinavische Gebirge, Feuerland und die südamerikanischen Inseln jenseit des 50. Parallels. In großem Umfange sind ferner der Mustagh, Küenlün, Himalaya, Tianschan, die Gebirge in Kamtschatka, die Alpen und die Gebirge der Süd-Insel Neu-Seelands — in geringerem Umfange die Pyrenäen, der Kaukasus u. a. m. vergletschert.

---

92. Die Alpenseen.*)

(Nach J. Kutzen, Das deutsche Land, und H. A. Berlepsch, Schweizerkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es gibt auf hohen Alpenrücken, in einer Höhe von 1300—2600 Meter über dem Meere, eine Menge kleiner Seen, Hochgebirgsseen genannt, von dunkelgrüner, blauer oder weißlich grauer Farbe, die das Schnee- und Gletscherwasser aus erster Hand erhalten, manchmal im October schon mit Eis bedeckt sind, nicht selten bis auf den Grund zufrieren und erst im Juli wieder gänzlich aufgethaut sind, weßhalb sie auch Eisseen genannt werden. Kein Fisch belebt, keine grünenden Ufer schmücken sie. Schon ihre Namen, wie der „Todtensee" auf der Grimsel (2168 Meter über dem Meere), der

---

*) Vgl. Nr. 36 S. 129.

„Hexensee" am Faulhorn (2365 M.), bezeichnen ihren öden Charakter, an den sich im Volksglauben abenteuerliche Sagen von bösen Geistern und grausenhaften Ereignissen (so vom Selbstmorde des Pilatus in dem kleinen See auf dem gleichnamigen Berge) knüpften. Nicht selten finden sich solche Seen auf den Rücken der Gebirgspässe (wie auf dem St. Gotthard und im obern Engadin) und geben auf den Wasserscheiden den Bächen oder Flüssen (der Reuß, dem Ticino, dem Inn) den Ursprung; an ihrem Rande liegen dann die Schutz- und Berghäuser, die Hospize für die Reisenden und Fuhrleute.

Von weit höherer Bedeutung als diese, hauptsächlich in den Central-Alpen vorfindlichen, kleinen Hochgebirgsseen sind die großen Seen, welche an dem Fuße der eigentlichen Alpen, zum Theil schon dem Vorlande angehörend, liegen und die größte landschaftliche Zierde dieser unvergleichlichen Gebirgskette bilden. Kein Land des europäischen Continentes, ausgenommen Schweden und Norwegen, hat verhältnißmäßig so viele Gebirgsseen aufzuweisen als die Central-Alpen, sowohl auf der Südseite der lepontischen Alpen (s. S. 129), als besonders auf der Nordseite der Berner oder Schweizer Alpen, während sie den West-Alpen gänzlich fehlen und die Ost-Alpen kaum mehr begünstigt sind. Die Seen der Querspalten (cluses) sind (nach Desor) durch Zersprengung einer Bergkette bei der Gebirgserhebung entstanden, ihre Ufer tragen daher den Charakter der Zerrissenheit und bestehen aus steilen Felswänden, zeigen übrigens die schönsten und abwechselndsten Formen, so die italienischen Seen, der Vierwaldstädter See in seinem obern Theile (Urner-See), der Thuner, der Lowerzer-See u. A. Die Seen der Gesenke (combes) oder Längespalten sind durch Zerreißung des Bodens in der Richtung der Längenthäler entstanden, und zwar gewöhnlich so, daß zugleich eine Verschiebung der Schichten oder auch eine ungleichmäßige Erhebung der beiden Seiten erfolgt ist. Daher ist in der Regel das eine Ufer des Sees sehr steil, während das andere eine sanftere Abdachung hat, so beim Brienzer See, dem Hauptläuterungsbecken der Aare, beim Wallenstader See, nächst dem Urner See dem wildesten und imposantesten der ganzen Gebirgsschweiz, beim mittlern Theile des Vierwaldstädter Sees und beim obern Theile des Genfer Sees. Eine dritte Classe bilden die Erosions-Seen, welche durch Einwirkung des Wassers, namentlich alter Fluten entstanden und Fortsetzungen der Flußläufe sind. Zu diesen gehören die meisten Seen des Mittellandes. Es kommt vor, daß ein und derselbe See je nach seiner Lage zum Gebirge mehreren dieser drei Classen angehört. So ist der Genfer-See an seinem obern (östlichen) Ende ein Querspaltensee, an seinem Ausflusse bei Genf ein Erosionssee; der Vierwaldstädter See ist in seinem wahrhaft großartigen obern Theile (Urner See) eine Cluse, im mittlern (Beckenrieder See) eine Gesenke, in seinem untern geht er in eine Erosionsschlucht über, indem der Luzerner und der Küßnachter Arm Auswaschungsseen bilden.

Da die Alpenseen ihre Nahrung durch Flüsse empfangen und mittelst solcher auch wieder dem Meere zusenden, so sind sie Flußseen, im Gegensatz zu solchen, die keinen sichtbaren Abfluß haben. Ihre Gestalt ist demzufolge meist auch die eines erweiterten Flußbeckens, schmal und tief, und fast alle folgen den Thalwindungen. Am auffälligsten tritt dies beim Vierwaldstädter und Luganer See hervor. Die Tiefe der Seen variirt außerordentlich und für dieselbe scheint durchaus kein Gesetz in Beziehung zum Flächeninhalt, zur geognostischen Formation, in der sie liegen, oder zum Wasserreichthum der sie speisenden Flüsse zu bestehen. Der tiefste ist der Lago Maggiore mit 854 Meter (größter Tiefe); er ist fast ganz vom krystallinischen Gestein eingeschlossen und wird durch einen Fluß zweiten Ranges, den Ticino, ernährt. Der mehr als noch einmal so große Bodensee, in den der wasserreiche Rhein und andere Flüsse vom deutschen Ufer münden, liegt in der Molassebildung, erreicht aber an seiner tiefsten Stelle mit 276 Meter kaum den dritten Theil jener Tiefe des Lago Maggiore.

Während die Seen in den Hochalpen kaum 2—3 Monate lang eisfrei sind, frieren die größeren Seen des Mittellandes (zwischen Alpen und Jura) und der Voralpen fast nie zu. Dazu mag einerseits die bedeutende Tiefe beitragen, in welcher sich immer eine höhere Temperatur als die des Gefrierpunktes erhält, besonders wenn Quellen in der Tiefe hinzukommen, andererseits aber auch die größere Beweglichkeit der Wassermassen. Es scheint sogar, daß die größeren Seen noch Wärme ausstrahlen, denn an den meisten gedeiht nicht nur der Weinbau, sondern in geschützten Lagen kann sogar der Feigenbaum im Freien überwintern (in Weesen, Wäggis u. s. w). Daher sind die Seen Sammel- und Ausgangspunkte der Vegetation. An ihren Ufern sproßt und grünt zuerst der Frühling, und von ihnen aus beginnt er alljährlich seinen Triumphzug weiter hinauf und hinein in das Alpenland.

An diesen großen Alpenseen siedelte sich auch in urvordenklichen Tagen die Bevölkerung jener Gebirgsgegenden an, und hier nahm die Cultur ihren Anfang. Dies haben die in den letzten Decennien aufgedeckten und untersuchten Pfahlbauten bewiesen. Als nämlich 1854 in Folge großer Trockenheit des Winters und späterer Dürre die Seen der nordöstlichen Schweiz einen ganz ungewöhnlich niedrigen Standpunkt des Wassers erreicht hatten, veranlaßten Grabungen in trocken gelegten Stellen des Züricher Sees (zuerst bei Meilen) den unerwarteten Fund von allerlei Geräthschaften aus Stein, Horn, Knochen, Thon, Bronze, Eisen in außerordentlich großer Menge zwischen in den Seegrund eingetriebenen Pfählen, welche letztere als Träger der ehemaligen dürftigen Wohnungen erkannt wurden. Man schloß daraus auf Ansiedlungen in vorhistorischer Zeit, bei denen es sich nicht um vorübergehende Zufluchtsstätten, sondern um wirkliche Wohnstätten einer nicht zu kleinen Bevölkerung handelte, deren fortschreitende Cultur sich nach dem

Material, aus welchem ihre Hausgeräthe verfertigt sind, in die drei Perioden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit theilen lasse.

Wie also die Alpenseen die ältesten nachweisbaren Stätten einer untergegangenen Cultur jener Gegenden waren, so wurden sie später allmählich die vornehmsten Sammelplätze der Bevölkerung, die beweglichen Straßen eines lebhaften Personen- und Waarenverkehrs in Barken, Nachen („Nauen") und zuletzt vermittelst Dampfboote, außerdem die Erinnerungsstätten erfolgreicher Zusammenkünfte (das Rütli!) und entscheidender Schlachten (Sempach, Murten u. s. w.). An den Endpunkten entstanden wichtige Handels- und Industriestädte (Zürich, Luzern, Genf, Como), an ihren Ufern zahlreiche Villen, Flecken und Dörfer, in denen jährlich Tausende von Fremden in der bessern Jahreszeit einen erfrischenden und erhebenden Naturgenuß suchen.

Ferner sind die großen Seebecken für die Alpengewässer höchst nothwendige Läuterungsanstalten. Wild tobend und bis dahin oft nur zerstörend, stürzt sich der Alpenfluß (Rhein, Limmat, Reuß, Aare, Rhone, Ticino, Adda, Mincio) mit seinen geschiebreichen, schmutziggrauen Gewässern in den See, setzt die Menge von Steinen und Schutt, die er aus den Schluchten der Berge mit sich fortgerissen, in die Tiefe ab, ohne die außerordentliche Durchsichtigkeit und Reinheit des vorherrschend grünen und blauen Seewassers wesentlich zu trüben, und tritt in voller Jugendfrische, aber geklärt und geläutert, aus dem See wieder hervor, um in gemäßigterem und geordneterem Laufe, als ein nun schiffbarer Strom, seinen Weg fortzusetzen, den umliegenden Gebieten Segen spendend.

Neben diesem sehr wohlthätigen Zwecke gewähren die großen Alpenseen noch einen besondern Nutzen, indem sie zugleich Regulatoren des Wasserstandes der an Größe ihnen entsprechenden Flüsse sind. In Zeiten des Hochwassers, besonders also bei ihrem jährlichen Anschwellen zur Zeit der Schneeschmelze, würden die aus dem Gebirge niederstürzenden Ströme das fruchtbare Mittelland weithin überschwemmen und verwüsten, wenn nicht die am Fuße der Alpen liegenden Seen die großen Wassermassen aufnähmen, ohne zu einer gefährlichen, wie wohl bisweilen (wie noch 1868) immerhin beträchtlichen Höhe zu steigen. Freilich schreitet durch die fortwährende Ablagerung von Schutt und Steinen der Verkleinerungs- und Vernichtungsproceß solcher Seen ununterbrochen vorwärts, und an vielen lassen sich aus früheren Perioden ausgedehntere Grenzen nachweisen. Auch die geognostische Beschaffenheit mancher Strecken Thalsohle am Kopfe jetzt existirender Seen gibt unwiderlegbar Zeugniß von der ablagernden Thätigkeit der Flüsse und von der dadurch herbeigeführten allmählichen Verkleinerung der Seebecken. So reichte der Lago Maggiore einst bis in die Gegend von Bellinzona hinauf und der Genfer See bis an die Felsenpforte der Dent du Midi bei St. Maurice. Züricher und Wallen-See hingen in früheren Zeiten sicherlich eben so zusammen, wie der Thuner mit dem Brienzer See, welche jetzt das Bödeli

(mit Interlaken, von inter lacus) trennt. Und wie die Rhone am Genfer See, so zeigen der Rhein bei seiner Mündung in den Bodensee, die Reuß beim Einfluß in den Vierwaldstädter See und die Adda beim Eintreten in den Comersee mächtige Kieslager und Schichten von herabgeschwemmtem Geschiebe. Auf diese Weise werden, wenn auch außerordentlich große Zeiträume dazu erforderlich sind, die herrlichen Alpenseen dereinst verschwinden.

93. Der Mensch in den Alpen.*)

(Nach J. Kutzen, Das deutsche Land.)

Ein Gebirgsland von solcher Eigenthümlichkeit, wie das der Alpen, äußert einen entscheidenden Einfluß auf die körperliche Beschaffenheit, auf die Lebensweise und den Charakter der dasselbe bewohnenden Völkerschaften; diese tragen in jedem einzelnen Mitgliede stark ihr Gepräge, indem dieses fortwährend in einem ganz andern Verhältnisse zu ihnen steht, als die Bevölkerung der Ebenen und der Mittelgebirge. In der Wahl seiner Wohnstätte, seines Ackers, seiner Weide, seiner Beschäftigung, seines Verkehrs — immer wird der Bewohner der Alpen an ihre gewaltige Herrschaft gewiesen, die ihn von allen Seiten mit den mannichfaltigsten Eindrücken, Mahnungen und Nöthigungen umgibt. Aber wie fest auch dieselbe ihn umschließt, wie hart bisweilen ihr Zorn von ihm empfunden wird, sie hält ihn nicht muth- und hoffnungslos zu Boden gedrückt; sie zieht ihn hülfreich wieder empor, und auf wunderbare Weise bleibt seine Liebe ihr zugethan, und mit erhöhter und gestählter Kraft wirkt er selbst veredelnd und beherrschend auf sie zurück.

In der That, der Alpenbewohner gewährt das Bild eines durch Naturfrische und Naturkräftigkeit ausgezeichneten Menschenschlages. Nicht bloß der Waldarbeiter, der Kohlenbrenner, Holzflößer, Jäger und Hirt pflegt Tage, Wochen, ja Monate lang Umgang und vertraute Bekanntschaft mit den Bergen, auf deren Abhänge, Gipfel und in deren innerste Winkelschluchten unmittelbar sein Geschäft ihn führt; auch der Ackersmann muß ihr Vertrauter werden; denn nicht hat er, wie der Bauer der großen Ebene, seine Felder in einem ununterbrochenen, ihm nahe und bequem gelegenen Ganzen beisammen, das er mit verhältnißmäßig leichter Mühe bebauen könnte; vielmehr ist im Alpenlande, einzelne gesegnete Striche abgerechnet, des fruchtbaren Erdreichs weniger, und dies wenige auf verschiedenen Stufen der Bodenerhebung weit zerstreut. Hier thuts Noth, jeden kleinen Fleck aufzusuchen und zu benutzen; fortwährend drängt diese Rücksicht und das ganze Verhältniß

*) Vgl. S. 6—11 des vorliegenden Bandes.

seiner Wirthschaft in alle Regionen und Zonen des Gebirges seine Thätigkeit: in die obersten, in denen sein Vieh weidet; in die mittleren, in denen er sein Holz findet; in die unteren, wo mancher kleine Streifen Feldes oder der kleine Weinberg zu bestellen ist, bis in die Thalsohle hinab, wo oft sein vornehmster Acker liegt. Und kann der Bewohner der Flecken und Städte, der Gebildete, der Handelsmann das Gebirge missen? Der Arzt muß seine Hülfe, der Priester den Trost der Religion hinaustragen in entlegene Hütten, hinter Wasserstürzen und Gletschern; und der Verkehrsmann, sei es der Spitzen- und Schnittwaarenhändler aus Vorarlberg, der Handschuh- und Teppichverkäufer aus dem Ziller- und Teferegger-Thale, der Grödener mit Schnittwaaren, der Viehhändler aus Passeir oder der Wein- und Fruchthändler aus den gesegneten Etschgauen — sie alle ziehen über die Alpenpässe, aus einem Thal in's andere, vorüber an den gehörnten und gletscherbepanzerten Bergriesen, die in vielfachem Wechsel von Kleid und Miene sich ihrem Blicke darstellen, bald in der blendenden Hülle des Winters, bald im lachenden, bunten Frühlingskleide, bald von stürmenden Wolken umsaust, bald wieder von Regenstrichen gepeitscht oder von Blitzen umzuckt, gestern von dicken Nebeln umzogen, heute vom Glanze der scheidenden Sonne verklärt. In der That erlebt man bei dem Uebergange über solche Höhen an einem Tage mehr, als in der Ebene oft in einem ganzen Jahre.

Mit dieser Natur von Jugend auf verwachsen, durch sie täglich in Anspruch genommen, auf ihren Umgang fast allein hingewiesen, sollte nicht der Bewohner der Alpen vorzugsweise von lebendiger Liebe zur Heimat erfüllt werden? So ist es. Er bleibt damit erfüllt, auch wenn seine Gewandtheit in der Ferne Behaglichkeit und Glück des Lebens ihm erwirbt. Zurückgekehrt mit Reichthümern, wird er unmerklich von der Alpennatur dermaßen gefesselt, daß er sich der einfachen, alpinischen Lebensweise und den alten Gewohnheiten der Väter wieder zuwendet, fremde Bedürfnisse und fremde Weise alsbald ablegend. So begegnet man in fast allen Theilen Graubündens, selbst in unwirthlichen Gegenden, Leuten, die daselbst sich aufs Neue niedergelassen haben, nachdem sie, in jungen Jahren ausgewandert, in den verschiedensten Weltgegenden ein Vermögen erworben haben. Sie bringen nicht einmal das Gefühl und Verständniß von Dingen, die nur einigermaßen nach Bequemlichkeit des Lebens aussehen, aus der großen Welt zurück. So sehr ist ihr sonst heiterer Sinn von der Härte des Lebens in ihrem strengen Thale gefesselt.

Viele gewöhnliche Geschäfte, bei deren Verrichtung der Bewohner des Flachlandes wenig oder gar nichts von Mühe verspürt, sind für den Aelpler nicht nur höchst anstrengend, sondern bisweilen ebenso gefährlich, als in dem Erfolge unsicher. Jahre hat er auf die Urbarmachung seiner Wiesen und seines Ackers an des Berges Abhange verwendet; ein einziger Gewitterguß vernichtet schonungslos diese Mühe, die Felder fußhoch mit Steingetrümmer

überschüttend. Des Lebens Nothdurft spornt ihn an, aufs Neue ans Werk zu gehen, die Steine weg oder in die Tiefe und die Fruchterde obenauf zu bringen, bis sein Feld wieder hergestellt ist; und doch befindet er sich in der bangen Ungewißheit, ob nicht schon in den nächsten Tagen das Werk unsäglicher Anstrengungen aufs Neue vernichtet sein werde. Da ist also seine Besitzesstätte eine fortwährende Kampfes- und Uebungsstätte zu Ausdauer, Unverdrossenheit, Genügsamkeit und Gottvertrauen.

Aber religiöser Sinn wird noch durch Anderes geweckt. Er sammelt hoch oben am steilen Abhange eine Kütze Gras für den Wintervorrath; er kann hierbei den Tod sich holen. Er macht einen Weg nur von einem Dorfe zum andern, aber über ein Bergjoch, und auf diesem kann er von Verderben bringenden Wettern überrascht oder, bei Schneegestöber, Sturm und Nebelregen den unkenntlich gewordenen Pfad verfehlend, einem furchtbaren Grabe in der Tiefe der jähen Wand zugeschleudert werden. Solche Gefahren mahnen doppelt an Den dort oben, der über Sonnenschein und Sturmesbrausen gebietet, und so findet sich der Alpenbewohner vor Beginn des Geschäfts oder der Reise mit seinem Schöpfer ab. Gar oft kann man unten am Fuße des Joches, über welches die Wanderung geht, oder oben auf dem Bergrücken in der Oede zwischen grauen Felsen und glänzenden Schneefeldern und jenseits in der Tiefe Zeichen und Stätten flehender und dankender Andacht gewahren.

Die vielen Gefahren, auf welche die Bewohner der Alpen stets gefaßt sein müssen, machen sie auch unerschrocken, zuversichtlich, gewandt und stark, spannen alle Kräfte ihres Körpers, Geistes und Gemüths, bilden dieselben aus und erhalten sie frisch. Sieht man die Aelpler, wie sie schwer beladen auf gefährlichen Pfaden wandeln, wo jeder falsche Tritt ein Schritt zum Grabe ist, so begreift man, wie aus diesen Kindern des Hochgebirges jenes gelenke, unverzagte, tollkühne Geschlecht der Gemsjäger hervorgehen kann, die nicht allein sich, sondern auch die schwer wiegende Last der von ihrem Blei tödtlich getroffenen Gemse oft über Gletscher, an Abgründen vorüber, von den steilsten, glattesten, bröcklichsten oder schlüpfrigsten Pfaden herunter ins Thal schleppen. Und der immer nöthige Kampf mit der Natur, um ihr den Unterhalt nach Möglichkeit abzutrotzen, übt in hohem Grade der Alpenbewohner Erfindungskraft und Kunstsinn. Weltberühmt sind von ihren plastischen Arbeiten die Holzschnitzeleien z. B. aus Gröden in Tirol, aus Berchtesgaden in den baierischen Alpen, aus dem Berner Oberlande u. s. w.

Nicht minder anziehend ist ihre Kunst des Gesanges. In vielen Gegenden ertönt uns aus der niedrigsten Bauernhütte Gesang und Zitherspiel entgegen. Und welchen fremden Wanderer belebt nicht jene jauchzende Freude der Alpen aus dem Munde des Senners und der Sennerin, die ihm von den saftgrünen Matten und sonnigen Grashängen entgegen schallt?

Dieses Jodeln (oder Jauchzen), der Alpen eigenthümlichster Gesang, der sich fast bei allen alpinischen Hochgebirgsvölkern findet, ist aus der Natur der Alpen hervorgegangen, indem er auf die Erweckung des in den hohen Felswänden schlummernden Echo's berechnet ist; denn um dasselbe zu wecken, ist ein laut schallender Gesang nöthig, aber besser von einem Einzelnen, als von einem ganzen laut jauchzenden Chore, und so begegnet uns hier in der Menschenwelt der Alpen, was bei den Thieren, von denen man in den Gebirgen immer nur einzelne Sänger hört.

---

aa. Die Schweiz.

94. Völker, Sprachen und Culturzustände in der Schweiz.

(Nach G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa.)

In der Schweiz, dieser merkwürdigen Bergveste an den dreifachen Marken von Deutschland, Frankreich und Italien, gehört die Bevölkerung den umgebenden Ländern an. Die alte celtische, romanisirte Einwohnerschaft hat sich im Jura und im Südwesten des ebenen Landes erhalten, um den Genfer und Neuchateler See bis an die Saone; auch in ein paar äußern Alpenthälern, und, an der Rhone, auch im Innern des Hochgebirges. Deutsche — Sueven und Alemannen —, von Norden her eingedrungen, bewohnen den bei Weitem größeren Theil des ebenen Landes und fast die ganze Nordseite des Gebirges, Italiener die südlichen Thäler; rhätische Bevölkerung und romanische Sprache, einst über fast ganz Graubünden ausgebreitet, herrscht noch in den oberen Thalgauen. Vier Sprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Romanisch, werden in der kleinen Schweiz gesprochen. Am West-Ende wie am Ost-Ende der Alpen finden wir dieses merkwürdige Zusammenfassen sehr verschiedener Völker und Sprachen in eine Staats- oder Bundes-Einheit, — mit sehr verschiedenen Dimensionen und unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Es ist daher eben so seltsam von einer schweizer Nation zu reden, wie von einer österreichischen. Doch sind die Deutschen in der Schweiz bei Weitem vorherrschend, durch Zahl und Macht. Die natürliche Stellung, die nach Norden und Osten zu offeneren Grenzen weisen das Land auf Deutschland hin. — Die französische Cultur hat hier einen günstigen Boden gefunden und sich unter eigenthümlichen Bedingungen, getrennt vom Mutterlande und dessen Zuständen, auf literarischem und religiösem Gebiete productiv erwiesen, — in der innigsten, durch politischen Verband vermittelten Berührung mit deutscher Art und Bildung,

deren reiche Blüten und Früchte hier entschieden die besondere Farbe des Bodens tragen. Genf ist für die französische Literatur ein wichtigerer Punkt als irgend eine französische Stadt, außer Paris, und wenig deutsche Städte thun es Zürich zuvor. — Minder thätig zeigt sich das geistige Leben in den zweisprachigen Cantons.

Stammesart, Sprache, Cultur dreier großer Völker begegnen sich auf helvetischem Boden, ohne sich zu vermischen, und finden dort eine friedliche, gesicherte Heimat. Denn die Schweiz liegt nicht in der Bahn der zerstörenden Völker-Bewegungen noch der belebtesten Handels-Verbindungen. Die großen Heereszüge ließen sie fast immer zur Seite liegen; nur in der neuesten Zeit ist sie einmal zum Kriegsschauplatz geworden; zum Unglück für dies schöne Land herrschte bei den kriegführenden Parteien ein militärisches System, welches ihm große strategische Wichtigkeit beilegte. Der Handel bahnt sich allerdings Straßen, auch über die helvetischen Alpen hin, und macht Zürich, Basel, Genf, Luzern zu belebten, wohlhabenden Städten. Der große Waarenzug von Italien nach Deutschland und Frankreich geht aber doch zur See oder einstweilen noch über den Brenner und die östlichen Alpen.

Gebirge und Ebene sind in der Schweiz, der Lebensweise nach, scharf geschieden. Städte und städtisches Gewerbe gehören fast allein der Ebene an; im Gebirge, auch in den großen Haupt-Thälern, sehen wir nur ein paar kleine Städte, keine Fabriken u. dgl.; auch keinen Bergbau; fast nur ein Hirtenleben, mit etwas nothdürftigem Feldbau. Der Gegensatz zwischen dem Alpenhirten und dem Bürger, Fabrikanten, Ackersmann des flachen Landes tritt mehr als je in unsern Tagen einflußreich hervor.

95. Die Alpenlandschaften der Schweiz.

(Nach Theod. Mügge, Die Schweiz und ihre Zustände, und Alfred Müller, Schweizerische Touristenblätter, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

a. Die Ur-Cantone am Vierwaldstädter See.

Wenn einer der schweizer Seen Aehnlichkeit mit den Fjorden Norwegens hat, so ist es dieser Felsensee, mit seinen tiefen Buchten, seinen wildromantischen Ufern, seinen Föhren, welche die steilen Wände krönen, und seiner malerischen Einsamkeit. Er liegt, eingeklemmt und gewunden zwischen 2000 bis 2600 M. hohen Felsen, so recht im Mittelpunkte der Schweiz und in ihrem historischen Urleben, denn rund um seine Becken ziehen sich die vier kleinen Ur-Cantone, welche die erste Eidgenossenschaft bildeten und von denen er seinen Namen erhalten hat. Seine Gestalt ist höchst unregelmäßig, eine

Gliederung von sieben nach allen Weltgegenden ausbuchtenden besonderen Seebecken, von denen die vier nördlichen ein gebrochenes Kreuz bilden. Jedes dieser Seebecken hat einen eigenen Namen und seine eigene Physiognomie.

Kein schweizer See hat so großartige Umgebungen, keiner eine solche Mannichfaltigkeit von Natur-Scenerie. So wild und einsam er aber auch da liegt, so trägt er doch überall die Spuren des Culturverkehrs. Stattliche Dampfer durchschaufeln seine dunkelgrünen Wogen; die Telegraphen-Drähte klettern kühn seinen steilsten Ufern entlang, unscheinbare Dörfer sind Sammelplätze der Touristenwelt und der Aufenthalt von Tausenden Erholung suchenden Fremden geworden, die hier Monate lang verweilen. Auch ist kein schweizer See so überreich an Sagen und an kleinen historischen Denkmälern, wie der der Waldstädte.

Uri, obwohl ersten Ranges unter den Cantonen der Urschweiz, ist doch an Einwohnern (16,000 auf fast 20 □-M. oder 824 auf 1 □-M.), Vermögen, Bodenergiebigkeit und Bildung der letzte unter ihnen, denn die Urner repräsentiren noch heute, wie vor 500 Jahren, die erste Culturstufe eines Volkes; sie sind nichts als Hirten zu Berg und Thal. Das untere Reußthal, welches an den See grenzt und wahrscheinlich selbst ein alter Seeboden ist, mit dem Hauptorte Altdorf und dem belebten Hafen von Flüelen, ist ein üppiges Thalgelände, in welches die Gletscherzinnen des Uri-Rothstoks, der Kegel des Bristenstocks und die gigantischen Terrassen der Windgelle hinableuchten, während sich da unten die Rebe um die Fenster der wohnlichen Holzhüttchen schlingt und Alleen prächtiger Wallnußbäume die große Völkerstraße nach Welschland beschatten.

Durch Uri zieht nämlich die Gotthardstraße nach dem Canton Tessin und Italien, welche in den Jahren 1820 bis 1830 mit bedeutenden Kosten von Uri und Tessin erbaut wurde. Die Straße windet sich, bald rechts, bald links, über den Gebirgsstrom, aufwärts durch die öde Felsenschlucht der Schöllenen, die zur Winterzeit wegen der stürzenden Schneemassen oft gefährlich genug zu passiren ist, über die kühne Teufelsbrücke und durch die Felsen-Galerie des Urner-Lochs in das Urserenthal oder das obere Plateau von Uri, welches mit seinen grünen Matten wie eine Oase in der Wüste erscheint. Hier zweigt sich von der Hauptstraße westlich eine Seitenstraße über die Furca nach dem Rhonegletscher ab, wie östlich eine zweite über die Oberalp nach dem Rheinthale, so daß durch diese beiden Seitenstraßen eine unmittelbare Verbindung (auch mittelst der Post) zwischen der östlichsten und der westlichsten Schweiz (Chur—Genf) hergestellt ist. Die Hauptstraße aber steigt weiter aufwärts bis zur Paßhöhe (2100 M.), die zugleich die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere und der Nordsee bildet, indem die kleinen Gotthard-Seen auf der Höhe sowohl der Reuß als dem Ticino den Ursprung geben. Die alte Teufelsbrücke ward im J. 1799 bei den erbitter-

ten und blutigen Kämpfen zwischen den Oesterreichern und Franzosen theilweise gesprengt, und bald nachher verrammelten die Franzosen den Tunnel des Urner Lochs mit Felsblöcken gegen die von Suworow herangeführten Russen.

Unterwalden ist ein liebliches, wahrhaft idyllisches Alpenländchen, eingeschlossen zwischen See und Gebirge; freundliche Dörfer bilden den lachenden Vordergrund der Alpenkette, welche es von Uri und Bern trennt. Obgleich kaum 14 □-M. umfassend, ist das so winzige Staatsleben nochmals getheilt in zwei Halb-Cantone: Ob dem Wald und Nid dem Wald (dem Kernwald). — Das Obwaldnerländchen gliedert sich in drei übereinander liegende Thalstufen: die Niederung des Alpnacher Sees, die wenig höhere Stufe des Sarner Sees und die oberste des Lungernsees am Fuße des Brünig, welcher nach dem Berner Oberlande führt. Auf der mittlern Stufe liegt der Hauptort Sarnen und das Dorf Saxeln mit der berühmten Grabkirche des als heilig verehrten Eremiten Niklaus von Flüh, der als „Bruder Klaus" dem Tell an Popularität in der Urschweiz kaum nachsteht. — Niedwalden, von Obwalden durch einen Gebirgsrücken geschieden, bildet das nördliche Dreieck des Cantons. Ihm gehört der größte Theil des herrlichen See-Ufers an, welches sich des mildesten Klimas erfreut und, mit einem Walde von Obstbäumen bedeckt, einen großen, stillen Park bildet. Der Hauptort, Stans, erinnert an den heldenmüthigen Kampf Nidwaldens für Altar und Freiheit gegen den französischen General Schauenburg (unter Napoleon I.), der hier mehr als 3000 Leichen seiner wüsten Krieger zurückließ (1798). Hoch oben (in Obwalden), in einem von wilden Felsen umringten Thale liegt das alte, reiche (dreimal abgebrannte) Benedictiner-Kloster Engelberg. Von hier aus wird der 3200 M. hohe Titlis wegen seiner umfassenden Fernsicht häufig bestiegen.

Luzern liegt so recht im Herzen der Schweiz, an ihrem prächtigsten See, eine zwar nicht große, aber verkehrreiche Stadt, weil sie der Ausgangspunkt der genußvollsten Alpenwanderungen ist und zugleich für einen großen Theil der Schweiz die äußere Pforte nach Italien und der Levante bildet, deren Bedeutung nach Vollendung der Gotthardbahn einem neuen Aufschwunge entgegen sieht.

Wie die meisten Seen der Schweiz ihre wichtigste Stadt am Ausfluß haben, z. B. der Genfer See, der Bodensee (Constanz), der Zürichersee, der Thuner See, der Comer See, so auch der Vierwaldstädter; dieser Mündungspunkt ist gewöhnlich der niedrigste und mildeste des Seebeckens und der gelegenste für Handel und Verkehr. Der Canton Luzern zerfällt in zwei natürliche Hälften: die nördliche oder der „Gau" bildet ein fruchtbares Flachland mit vielen Dörfern und ansehnlichen Marktflecken, mit dem See von Sempach, in dessen Nähe eine einfache Capelle und vier bescheidene Kreuzsteine das Schlachtfeld bezeichnen, wo durch Arnold's von Winkelried Selbstaufopferung Herzog Leopold von Oesterreich, der Neffe des bei Mor-

garten (s. S. 318) besiegten Herzogs gleichen Namens, mit der Blüte seines Adels umkam. Die südliche Cantonshälfte trägt einen andern Charakter: das offene Flachland schrumpft zu schmalen Thalbreiten (wie das Entlibuch) zusammen; die Hügel werden zu Bergen, unter denen der Pilatus (2123 M.) hervorragt und nicht allein für einen Berg des Zaubers und Schreckens gilt (Pontius Pilatus soll sich verzweifelnd in den düstern Pilatussee gestürzt haben und sein ruheloser Geist noch immer Sturm und Ungewitter erregen), sondern auch mit dem Rigi an herrlicher Aussicht auf die Centralalpen wetteifert.

Der Canton Schwyz, welcher seinen Namen und seinen Wappenschild (das weiße Kreuz im rothen Felde) auf das ganze Land übertragen hat, übertrifft die andern Ur-Cantone sowohl an Naturschönheiten als an historischen Erinnerungen. Hier steht, wie auf einer Halbinsel zwischen zwei Armen des Vierwaldstädter Sees und den Seen von Zug und Lowerz, der Rigi, der besuchteste Berg der Welt, auf dessen Gipfel (Culm) jetzt eine Eisenbahn führt. Vermöge der außerordentlichen Gunst der geographischen Lage umfaßt der Blick etwa ein Dutzend Seen und viele der berühmtesten Spitzen der Centralalpen in einer Linie von 70 Stunden (südwestlich bis zu der 52 Stunden entfernten Dole im Jura, nordöstlich bis zu dem 19 Stunden entfernten Sentis), zu Füßen (im N.) die lachendste, herrlichste Hügellandschaft. Colorit und Begrenzung der Bergcontouren wechseln jede Stunde. Will der Morgen nahen, so erbleichen zuerst im Osten die sonst am dunkelblauen Himmel hellfunkelnden Sterne vor einem unbestimmten Lichtschimmer, der allmählich zum goldenen, enger begrenzten Streifen wird; die höchsten Alpengipfel erglühen in leichtem Rosa, dann in dunkelm und endlich in lichtem Gelb; die Schneefelder und Gletscher funkeln in blendenden Reflexen. Groß und dunkelroth tritt die Sonne herein. Nun bilden die tausendfachen Uebergänge, Schattirungen und Fortschritte der Erleuchtung ein entzückendes Gemälde. Auch die Nebelbilder des Rigi sind wunderbare Lichterscheinungen. Natur und Geschichte haben den Fuß des Rigiberges in besonderer Weise ausgeschmückt. Unter dem Nordabfall liegt Küßnacht und in dessen Nähe die Trümmer der 1308 zerstörten Burg Geßler's, dann die durch den Straßenbau jetzt fast verschwundene „hohle Gasse", wo Tell's Pfeil den Vogt erreichte, und an deren Ausgange die Tellscapelle mit plumpen Frescomalereien. Weiter nach Osten, zwischen Arth und dem Lowerzer See, führt der Weg durch eine öde Wüste von Trümmern, welche 1806 von der Höhe des Roß- oder Ruffi-Berges nach mehrtägigem Regen herabstürzten, das Dorf Goldau nebst drei anderen verschütteten und einen Theil des Lowerzer Sees ausfüllten, dessen Gewässer verheerend über die Ufer traten. Mehr als 400 Einwohner und 24 Fremde wurden durch den Bergsturz getödtet; die verheerte Fläche beträgt eine Quadratstunde. Am südlichen Fuße des Rigi liegt Wäggis, in einem gegen alle rauhen

Winde geschützten Seewinkel, gleichsam versteckt im Schatten seiner Nuß- und Kastanienbäume; Vitznau, wo das Dampfboot die Reisenden für die Rigibahn aussetzt; Gersau, die Miniaturrepublik, welche nach 400jähriger Selbständigkeit durch die Franzosen (1798) aufgehoben und dem Canton Schwyz einverleibt wurde; Brunnen, der Hafen des Hauptfleckens Schwyz, welcher sehr anmuthig im Hintergrunde am Fuße der beiden pyramidenförmigen Mythenberge sich erhebt. Von hier führt ein steiler Bergpfad über den Hackensattel durch das einsame „Alpthal" an vielen Kreuzen und Capellen vorüber zu dem berühmten Wallfahrtsorte Maria-Einsiedeln, jährlich das Reiseziel von 150,000 Pilgern, bei der tausendjährigen Stiftungsfeier des Benedictiner-Klosters (1861) von 200,000 Wallfahrern besucht. Am nordöstlichen Fuße des Rigi liegt der kleinste von allen schweizer Cantonen, Zug, mit dem gleichnamigen See, dessen Uferlandschaften eine reiche Obstcultur enthalten. Hier, am Morgarten, unweit des kleinen Aegeri-Sees, erfochten die Eidgenossen (1315) ihren ersten Sieg über ihre Unterdrücker; Herzog Leopold von Oesterreich, der Sohn des von Johann Parricida erschlagenen Kaisers Albrecht, verlor 3000 Ritter und Knechte und entkam selbst mit Noth den verfolgenden Siegern.

b. Glarus.

Wenn man von Schwyz aus durch das enge, aber romantische Muottathal wandert und über den Pragelpaß steigt, gelangt man in das schmale, einsame Klönthal mit seinem schwarzgrünen See, in dessen Fluten sich die hohen Gletscherfelder des Glärnisch abspiegeln, und befindet sich in dem kleinen Canton Glarus. Aber welch ein gewerbfleißiges Völkchen wohnt in diesen engen Thälern zwischen schneegekrönten Bergen! Wie anders ist es hier, als in Uri oder Schwyz! Wie ist die schaffende Hand des Gewerbfleißes bis tief in den Schooß dieser Gebirgswelt gedrungen und hat mildere Sitten ins Leben gerufen!

Am Ausgange des Klönthals, schon im Linththale, liegt Näfels, der Schlachtort von 1388, wo noch jetzt das jährliche Dankfest für den Sieg gefeiert wird, welcher Glarus von der österreichischen Herrschaft frei machte. Je mehr man dem Laufe der Linth aufwärts folgt, um so enger wird das Thal. Die Gebirge treten immer dichter und höher heran; über der Stadt Glarus streckt der Glärnisch seine drohenden Riesenglieder aus und hat schon mehrmals den kleinen Ort zu verschütten versucht. Der Haupterwerbszweig der Bewohner des Linththales ist die Baumwollspinnerei, die Kattundruckerei und Färberei, und wunderbar ist es zu sehen, wie bis zum äußersten Ende des Thales, wo die mächtigen Gebirgsstöcke des Tödi, der Biferten- und Kistenstock, in gigantischen Massen und kühner Pracht wetteifernd, dasselbe schließen,

große Fabrikhäuser stehen und die weißen, bunten und rothen Zeuge auf den Trocken- und Bleichplätzen liegen.

Im Norden von Glarus ruht tief im Felsenbette gewaltiger Bergreihen (der Churfirsten) einer der gefährlichsten und schauerlichsten Seen der Schweiz, der 2 Meilen lange Wallensee, der kaum hier und da eine kleine Uferbreite für einen Weiler oder ein Dörflein bietet. Er hat schon manches Schifflein in seinen heimtückischen Fluten begraben, namentlich wenn der Föhn aus dem Süden plötzlich zwischen den Bergen auf die Flut herabstürzt und sie wirbelnd in die Höhe peitscht. Ein solcher verrätherischer Sturm überfiel auch vor einigen Jahren den Dampfer „Delphin", als er noch eine Viertelstunde von Weesen, seinem Ziele, entfernt war, und begrub ihn mit 13 Menschen in den empörten Wellen. Früher mündete die aus dem Canton Glarus hervorströmende Linth nicht in den See, sondern in den Ausfluß desselben, hatte aber durch die aus dem Hochgebirge mit sich geführten Massen von Geschiebe ihr Bett so erhöht, daß sie die Ebene zwischen dem Wallen- und Züricher-See in eine große, unfruchtbare, im Frühling Fieber erzeugende Sumpffläche verwandelte. Da wurde ein Züricher, Hans Konrad Escher, der rettende Engel für das Land, indem er einen Tagsatzungsbeschluß zu erzielen wußte, demzufolge (1807) der untere Lauf der Linth regulirt, ihr Bett tiefer gelegt, die Glarner Linth in den Wallensee geleitet und so eine Fläche von 29,000 Jucharten entsumpft und den Culturzwecken zurückgegeben wurde. Die dankbare Eidgenossenschaft adelte ihn durch Beilegung des Namens „Escher von der Linth" und setzte ihm ein bescheidenes Denkmal; sein größeres Denkmal ist das gerettete fruchtprangende Thal.

c. Graubünden.

Ostwärts von der Plateaumasse des St. Gotthard breitet sich das wild romantische Gebirgsland von Graubünden aus, das Grenzland der Schweiz gegen Tirol. Dieses Alpenland wird von mehr als 150 Thälern durchschnitten, welche von unzähligen Bergwassern durchströmt werden und alle durch zahlreiche Pässe mit einander in Verbindung stehen. Schauerliche, zum Theil unnahbare Felsschluchten sind das Wiegenland des Rheines, zu dessen Bett sich die von anderthalbhundert Gletschern herabfließenden Gewässer ergießen, während die von 60 andern durch den Inn der Donau zuströmen. Es gibt kein anderes Land in den Alpen, welches in einer Höhe von 650—1650 M. mit so vielen Ortschaften prangt, und keines, welches ein so bevölkertes Thal, wie das 18 Stunden lange Engadin in einer Meereshöhe von 1000—1200 M., in sich einschlösse. Fast alle bewohnten Thäler dieses Landes liegen über 650 M. hoch; in den höchsten herrscht ein 9monatlicher Winter, wie in Lappland. Dafür ist das Land auch überreich an den seltensten Alpenpflanzen und an eigenthümlichen Alpenthieren.

Landbau und Viehzucht sind überall die Hauptbeschäftigungen der Bewohner, denn keine Ebene, kein bedeutender Sammelplatz des Menschenlebens ist in diesem hohen Berglande, wo Industrie sich mit Vortheil entwickeln und eine speculative Handels- und Fabrikthätigkeit den Blick über die Cantonal-Grenzen hinaus zu richten vermöchte. Doch gibt es einen eigenthümlichen Industriebetrieb unter den Leuten im Engadin, denn dieses liefert die Pasteten- und Zuckerbäcker für die ganze civilisirte Erde; alle jene sog. Schweizer-Conditoren, die in Paris, London, Neapel, Petersburg, ja in New-York dieselbe Waare liefern, dasselbe graue Costüm tragen und in der gleichen, fremdlautenden Sprache ihre Bestellungen ausrufen, sind aus dem Engadin oder aus einem der nächsten Thäler und kehren nach einer Reihe von Jahren mit dem ersparten Lohn in die blockhausartigen Gebäude ihrer Heimat zurück, die trotz ihrer hohen Lage ein ziemlich bebautes und bevölkertes Gelände ist. Eine Hauptursache des Wohlstandes des Innthales liegt in diesem Wanderleben. Der übrige Theil der Graubündner denkt weniger daran, weit hinaus zu wandern, sondern treibt seine Heerden auf die Alpenmatten, jagt im Rheinwalde und in den wilden Felsketten den Bär, den Luchs und die Gemse, bestellt in milden friedlichen Thälern sein Feld, leistet mit seinen Pferden und Ochsen auf der Splügen-, der Julier- oder Bernhardinstraße den Fuhrleuten Dienste, hilft Reisende befördern und führt ein stilles Naturleben.

Die romanische Sprache theilt sich wieder in zwei Haupt- und mehrere Nebendialekte, das eigentliche Romanische und das Ladin, welche sehr verschieden unter sich sind. Das überaus weiche und melodische Ladin der Engadiner soll eine große Aehnlichkeit mit der Sprache der Basken in den Pyrenäen haben.

Doch nicht genug, daß drei Sprachen und drei Volksstämme in Graubünden sitzen und eine lose Vereinigung zum gemeinsamen Staat geschlossen haben, auch die Religion trennt die Bewohner. Es gibt 52,000 Reformirte und gegen 40,000 Katholiken hier; was aber das Gewirr vollendet, ist, daß katholische und protestantische, romanische und deutsche Gemeinden oft ganz zerstreut durch einander und neben einander liegen, was kaum in der Art möglich sein würde, wäre nicht in Graubünden die Selbständigkeit jeder Gemeinde dermaßen groß, daß jede eigentlich eine kleine Republik für sich bildet, wie denn dieser größte, aber zugleich am dünnsten bevölkerte Canton der Schweiz eigentlich nichts Anderes ist als ein Conglomerat von vielen einzelnen Feudalherrschaften und Republiken im buntesten Gemisch.

Durch das Thal des Hinterrheins zieht sich die treffliche Bergstraße nach dem Splügen über drei große Thalstufen, die des Domleschger-, des Schamser- und des Rheinwald-Thales. Jede dieser Thalstufen ist ein abgeschlossenes Ganzes für sich, nach der Ansicht der Geologen ein entleertes Seebecken, am unverkennbarsten das mittlere

oder das obere Schamserthal. Eines liegt immer 300 M. über dem andern und unterscheidet sich durch seine Vegetation deutlich. Das Domleschg, obgleich schon 650 M. über dem Meere, ist ein blühender, 2 Stunden langer und 1 Stunde breiter Thalzug mit herrlichen Wiesen, Kornfeldern, Obstbäumen, rings an allen Hügeln Kirchen und Capellen, wohl 20 freundliche Dörfer und nicht weniger epheuumrankte Burgen und Ruinen. Die Thalbewohner sind (größtentheils protestantische) Romanen und Manches weist darauf hin, daß das Domleschg (d. h. das heimatliche Thal) der Ursitz des rhätischen Stammes ist. Den Uebergang zu dem obern Thalbecken bildet die weltberühmte Via mala. Mühsam bald auf hohe Mauersätze gestellt, bald durch Felsen gebrochen, hier durch Geländer, dort durch starkes Gemäuer geschützt, zieht sich die Kunststraße die 1 Stunde lange Schlucht hinan, in der ein feuchter, kalter Luftzug streicht. Nur selten erblickt man den Rhein; sein Wüthen und Toben aber hallt schauerlich aus der ungeheuern Tiefe hinauf und bricht sich hundertfach an den kahlen, schwärzlichen Felswänden. Die Straße überschreitet den in der Tiefe donnernden Bergstrom in einer Höhe von 100 M., und dennoch wogte dieser in der Wolkenbruchkatastrophe 1834 und wieder bei der Ueberschwemmung der Ostschweiz 1868 durch sein enges Bett hinauf, füllte dasselbe und brandete bis zur Spannung der kühnen „Zweiten Brücke“ empor. Endlich treten wir bei der „dritten Brücke“ aus dieser infernalen Prachtscene heraus in das offene Schamserthal (vallis sexamniensis, von 6 Bächen benannt) mit seinen grünen Matten und freundlichen Dörfern. Froh athmen wir auf, nachdem uns eine Stunde lang Nacht und Graus, Zischen und Toben und schaurig kaltes Felsendunkel beengt hat; wir begrüßen wieder die lachende Sonne, die Nähe der Menschen und die wallenden Getreidefelder. — Aus dem Becken des Schamserthales in das von Rheinwald führt abermals eine wilde und schauerliche Schlucht, die Rofna-Schlucht, in welcher der Rhein über Trümmer zerstörter Wälder von Stufe zu Stufe springt und hübsche Fälle bildet. — Die dritte Thalstufe erreicht man durch ein mächtiges Felsenthor (Sasa plana), hinter welchem das Rheinwaldthal sich bis in die Gletscherarme der gewaltigen Adulagruppe erstreckt. Wie das obere Rhonethal oder das Wallis von dem Knoten des Gotthardgebirges, dem Centralpunkte der Schweizer-Alpen, aus sich weit gegen Westen erstreckt, so das Innthal oder Engadin weit gegen Osten; beide werden an ihrem untern Ende durch einen Engpaß, eine Klause, begrenzt, von denen aber die des Inn bei Finstermünz um Vieles unwegsamer und wilder ist, als die der Rhone bei St. Maurice. Während beide Thäler sich auch darin gleichen, daß bei jedem von ihnen der südliche Gebirgszug (beim Wallis der Monte Rosa, beim Engadin die Berninakette) der höhere und weiter verzweigte ist, unterscheiden sich die beiden dadurch von einander, daß im Wallis das Gebirge gleich zum obern Ende des Thales steil und tief abfällt, während das oberste Engadin fast eine Hochebene mit gerin-

ger Senkung (daher die Hochgebirgsseen) darstellt. Gleich dem Wallis zerfällt nämlich auch das Engadin in ein oberes (jene Hochebene 1800 M. über dem Meere) und ein ausgedehnteres (11 Stunden langes) und volkreicheres Unter-Engadin, ohne daß jedoch ein sprachlicher Gegensatz vorhanden ist, wie zwischen Ober- und Unterwallis. — Rings um das obere Engadin zieht sich ein Gürtel von Eis und Schnee, der in keinem der größeren Alpenthäler den menschlichen Wohnungen so nahe gerückt ist, als eben hier. Die mächtige Berninakette mit ihrem 16stündigen Gletschergebiet breitet sich, alle Nachbarn überragend, zwischen dem Veltlin und dem obern Engadin aus. Mit Ausnahme des Panorama vom Gornergrat am Monte Rosa übertrifft kaum eine Rundsicht an Großartigkeit der Formen, an Reinheit des Schneegürtels, an Menge der Schneegipfel diejenige vom Piz Languard (d. h. Fernsicht, lungo guardo), dessen Gipfel von Pontresina (an der Berninastraße) aus in vier Stunden erreicht werden kann und daher einer der beliebtesten Zielpunkte europäischer Wanderlust geworden ist.*)

d. Tessin.

Tessin ist der einzige Canton der Schweiz, welcher jenseit der Hauptkette der Alpen liegt, naturgemäß also zu Italien gehört und dessen Bewohner demnach auch sämmtlich italienisch reden. Dieser Canton, wie alle Landstriche im Süden der Alpen, ist auch nur durch Eroberung an die Schweiz gekommen, als in der Heldenzeit der kleinen Hirten-Cantone, in den Kriegen mit Mailand, Uri und Unterwalden sich hier Unterthanen verschafften.

Wie ein Fächer öffnen sich sämmtliche Thalgebiete des Landes nach Süden hin gegen das üppige obere Seegestade des Lago maggiore; die höher gelegenen Gegenden sind so rauh und steril, wie jenseit der Alpen, bewohnt von Hirten und Sennen, wogegen die Niederungen zu den gesegnetsten Strichen der gemäßigten Zone gehören, wo schon der Oelbaum und die Seidenzucht gedeiht. Daher finden sich hier auch die drei Hauptstädte des Cantons: Bellinzona, Locarno und Lugano, die letztere wegen der schönen Ufer des gleichnamigen Sees, in dessen klaren Fluten sich der aussichtreiche Monte Salvadore spiegelt, eine beliebte Villeggiatur für Hunderte von Fremden.

Ein großer Theil des Volkes ist sehr arm und unwissend; jedenfalls ist es ein schlimmes Zeichen, daß jährlich wohl mehr als ein Zehntheil der ganzen Bevölkerung auswandert, um in den großen Städten Italiens Arbeit

*) Diese Charakteristik des Engadin nach Karl Witte, Alpinisches und Transalpinisches.

und Brod zu finden. Die Kaminfeger, Lastträger, Kastanienbrater, Kellner, Käsehändler und wandernde Glaser, welche man in Italien antrifft, sind zum guten Theil Bürger der Republik Tessin, die eben nichts Besseres anzufangen wissen, um sich am Leben zu erhalten.

e. Wallis.

Der dritte Canton, welcher die Grenze gegen Italien bildet, ist Wallis, doch ist er kein Nachbar Tessins, denn zwischen beide drängt sich das piemontesische Gebiet und die Hochkette der Alpen, auf deren Kämmen die Scheidelinie hinläuft. Wallis überschreitet nirgends den südlichen Rand der Alpen, es bleibt im Norden derselben und bildet das große, von der Rhone durchströmte Thal zwischen den beiden höchsten Alpenketten, den Berner und den Walliser Alpen, die das Thal vor rauhen Winden schützen und die Sonnenhitze ganz außerordentlich concentriren und steigern. Die Gewässer richten in den Seitenthälern wie im Hauptthale oft große Verheerungen an, reißen, wo das Gefälle stark ist, Wehren und Dämme ein und, wo es an Gefälle fehlt, versumpfen sie den Thalgrund, erzeugen Fieber und Cretinen.

Auf dem rechten Ufer der Rhone, von Martigny aufwärts über Brieg, führt die älteste der großen Kunststraßen über die Alpen, die Simplonstraße, welche nicht, wie die Gotthards- und Splügenstraße, dem Verkehrsbedürfnisse, sondern fremdartigen politischen Interessen ihre Herstellung verdankt. Napoleon I. ließ dieselbe nach seiner zweiten Eroberung Oberitaliens in 6 Jahren (1801—1806) durch 30,000 Arbeiter, mit einem Kostenaufwande von 17 Millionen Franken, erbauen, als kürzeste Linie zwischen Paris und Mailand. Sie wetteifert mit der Gotthards- und Splügenstraße, welche sie an Kühnheit und Schönheit der Kunstbauten (613 kleinere und größere Brücken, 8 Tunnels, 20 Schutzhäuser) vielleicht noch übertrifft. Auf der Südseite der Paßhöhe (2020 M.) erhebt sich ein palastartiges Hospiz, das bedeutendste in der Schweiz, welches erst nach Napoleon's Sturz durch die Mönche des St. Bernhard vollendet wurde und jährlich 12,000 Fremde beherbergt; es kann an 300 Gästen Nachtquartier bieten. Auch nach Eröffnung der Simplonstraße geht immer noch ein ansehnlicher Fremdenzug (jährlich 16,000—20,000) über den Großen St. Bernhard, auf dessen Paßhöhe (2427 M.) das Mutterhaus der Bernhardiner-Mönche als Hospiz zur Aufnahme der Reisenden dient.

Unter den Nebenthälern des Rhonethales hat in jüngster Zeit das Vispthal eine ganz besondere Anziehungskraft für die Touristen bewährt; denn dasselbe führt in die erhabenste Alpenlandschaft Europa's, rings umgeben von den höchsten Gebirgsstöcken und unermeßlichen Gletscherästen. Die Rundschau vom Gornergrat auf die weit verzweigten Schneefelder des Monte Rosa mit seinen 7 Gipfeln, auf den großartigen Obelisk des

Matterhorn, auf die imposante Mischabelhörner-Gruppe, auf die Cima di Jazi u. s. w. mit einer endlosen Mannichfaltigkeit der kühnsten Formen ist von wahrhaft überwältigender Wirkung.

f. Das Berner Oberland.*)

Die Centralmasse des Finsteraarhorns und der Berner Alpen, gemeiniglich das **Berner Oberland** genannt, ist die größte (90 □-M.), relativ am dichtesten bewohnte, am meisten bekannte und besuchte der gesammten Alpen. Kein anderer Theil der Hochgebirgs-Schweiz hat eine solche imposante Längenausdehnung (19 geogr. Meilen), keiner so flächenhaft zusammenhängende Gletscher und Firnfelder (15 □-M.), und bei keinem ist die Gipfelbildung so reichhaltig und darum für das Auge so überraschend entwickelt. Die Berner Alpen entfalten, vom nördlichen Flachlande oder vom Jura aus gesehen, den ganzen Reichthum ihrer Felsen- und Firnhäupter so vollständig, daß sie den Haupteindruck ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Die höchsten Punkte sind das Finsteraarhorn (4275 M.), das Aletschhorn (4198 M.), die Jungfrau (4165 M.), der Mönch (4104 M.), das Schreckhorn (4080 M.) und die Vischerhörner (4048 M.). In ihren südlichen und westlichen Abhängen gehören sie zum Stromgebiete der Rhone, in den nördlichen und östlichen zum Rheingebiete.

Das unansehnliche, aber lebhafte Städtchen **Thun** (das celtische Dunum?) bildet die Eingangspforte des Berner Oberlandes. Am Ausflusse der Aare aus dem Thuner See und an der Mündung des Simmen- und Kanderthales gelegen, hat es schon als Marktort einen sehr beträchtlichen Verkehr, der in der Reisesaison natürlich bedeutend gesteigert wird und zur Zeit der Truppenmanöver culminirt (Thun hat die einzige schweizerische Militärschule). Majestätisch herrscht überall im prachtvollen Gemälde dieser eben so fruchtbaren als lieblichen Landschaft die Pyramide des hohen **Niesen** am Eingange dreier Alpenthäler. Zwischen malerischen Ufern fährt das Dampfschiff innerhalb einer guten Stunde über den **Thuner See** nach dem Anfange der sog. Brünigbahn, und der Zug braust in 10 Minuten nach der mitten in einem reizenden Park gelegenen Fremdencolonie **Interlaken**. Ein stattlich breiter Weg zwischen Doppelalleen der herrlichsten Nuß-, Ahorn- und Lindenbäume wird an beiden Seiten eingefaßt von palastartigen Gasthöfen, Buden mit allen denkbaren Reise-, Bequemlichkeits- und Toiletterequisiten, insbesondere mit den feinsten und geschmackvollsten Holzschnitzarbeiten; überall ein reges Getriebe in den Alleen, auf den Bal-

*) Zum Theil nach Berlepsch' Schweizerkunde.

conen und Belvederen, und besonders im Garten und den Hallen des Cursaals die elegantesten Toiletten; feine Gesellschaft zu Fuß, zu Wagen, zu Roß und Esel, babylonisches Sprachengewirr und dazwischen die lungernden Autochthonen des „Bödeli" (des angeschwemmten Landes zwischen Thuner und Brienzer See), in Gestalt von Trägern, Führern, Kutschern, Eseltreibern; im Hintergrunde aber die wundervolle Pyramide der Jungfrau, deren Lawinen ihren dumpfen Donner bis hierhin ertönen lassen. Als Ausgangspunkt für die mannichfaltigsten Alpenwanderungen gibt es kaum einen besser gelegenen Ort. Am Ende der hochgewölbten Nußbaumallee ist der Landungsplatz für die stattlichen Dampfboote auf dem kleinern, aber außerordentlich tiefen und von reizenden Ufern umgebenen Brienzer See, welche in der hohen Saison zahlreiche Fremde am Ausflusse des Gießbaches absetzen, dessen Reihenfolge von (im Ganzen 14) brausenden Cascaden nicht bloß bei Tage, sondern namentlich Abends bei mehrfarbiger bengalischer Beleuchtung einen gar wunderbaren Anblick gewähren. Nicht minder berühmt, weil noch öfter besungen, ist der Staubbach im engen, an Wasserfällen reichen Lauterbrunnerthale, der zwar 300 M. hoch von einer Felswand herabstürzt, aber wegen seiner in der trockenen Jahreszeit geringen Wassermasse Manchen enttäuscht haben mag; das Interessanteste der Erscheinung ist, daß der Charakter des Falles mit jeder Tageszeit wechselt: anders ist er in der frischen Morgenstunde, anders in der Mittagssonne, wenn der durchsichtige Schleier mit Regenbogenperlen durchwirkt scheint, anders in der Glut des Abendroths oder wenn er geisterhaft hohl vom Felsen in die Nacht herabsäuselt. Aus dem Lauterbrunnerthale führt nach Grindelwald ein Anfangs steiler Saumpfad über die Wengern-Alp, unmittelbar der Jungfraugruppe gegenüber und von ihr nur durch ein wildes Trümmerthal getrennt, in welches alle die Felsblöcke, Lawinen und Gletscherbrüche mit dumpfem Gekrach stürzen, die sich in der Höhe lösen. „Unter den Donnern der Jungfrau" schrieb hier Byron seinen Manfred in dem Hôtel de la Jungfrau (!), welches der tägliche Sammelpunkt der von beiden Seiten eintreffenden Karawanen zu Fuß und zu Pferde ist. Grindelwald liegt gegenüber dem untern Grindelwaldgletscher, dessen Ende die schwarze Lütschine entströmt; derselbe ist gegen Ende des 17. Jhrhdts. so tief in das Thal vorgedrungen, daß sein Fuß nur 1011 M. über dem Meere liegt, so tief wie kein anderer Gletscher der Alpen. Der obere Grindelwaldgletscher (am Fuß 1174 M. über dem Meere) zeigt durch ein künstlich gehauenes Eisgewölbe am leichtesten das Innere eines solchen Eispalastes. Von Grindelwald führt ein bequemer Pfad in 5 Stunden auf den Gipfel des berühmten Faulhorns, welches seinen Namen von dem leicht verwitternden („faulenden") Kalkschiefer erhalten hat. Dasselbe zeigt den ganzen gewaltigen Kranz der schönsten Berge der Welt in nächster Nähe, eine Aussicht, weniger romantisch als vom Rigi, aber weit großartiger und majestä-

tischer. Das Berghaus dicht unter dem Gipfel (2683 M.) ist nächst dem Stationshause auf dem Stilfserjoch die höchste menschliche Wohnung in Europa. Ueber die große Scheidegg führt ein sehr belebter Saumweg, fortwährend im Angesichte der Bergriesen und Gletscherfelder, nach dem schönsten Gletscher der Alpenwelt, dem von Rosenlaui, der seinen Ruf theils seiner Reinheit, theils seiner wundervollen Spaltenfärbung verdankt. Da er beinahe keine Bergwände streift, so führt er auch keinen Moränenschutt mit sich, wodurch der untere Grindelwaldgletscher ein so schmutziges Ansehen erhält, und zeigt daher überall klares, blankes Eis, wie kaum ein anderer Gletscher. Ueber die Stufen der gewaltigen sieben Reichenbachfälle hinunter gelangen wir aus den höhern Alpenthälern in das tiefe Hauptthal der Aare, welche aus dem obern Haslithal hervorströmt, nachdem sie in Verbindung mit dem Aerlenbach den imposanten Handeckfall gebildet hat. Beide Bergströme brausen hier von verschiedenen Seiten her einer tief ausgewaschenen Schlucht zu und mischen in dieser aufstäubend ihre donnernden Fluten. Weiter aufwärts bildet das Hospiz auf dem Grimselpaß einen beliebten Ausgangspunkt für wissenschaftliche Gletscherstudien, wie solche Agassiz, L. von Buch, Desor und andere Geognosten von hier unternommen haben. Auch gehen von der Grimsel aus die Wege der kühnen Alpenfreunde, welche das Siedelhorn, die Jungfrau, die Schreckhörner, das Wetterhorn und selbst das gewaltige Finsteraarhorn bestiegen haben. Die meisten Reisenden aber wählen den Ausflug an den Rhonegletscher, der nicht nur zu den mächtigsten, sondern auch zu den interessantesten Gletschern der Schweiz gehört sowohl wegen des Reichthums seiner blauen Spalten, als wegen des Ursprungs der Rhone.

So ist in dem Berner Oberland eine seltene und außerordentliche Mannichfaltigkeit der großartigsten und reizendsten Naturscenen auf kleinem Raume zusammengehäuft, und um diese alle kennen zu lernen, reicht eine Woche hin, die dann zu den genußreichsten des Lebens zu zählen ist.

g. Die beiden Appenzell.

Wie das kleine Unterwalden noch in zwei Staaten getheilt ist (s. S. 316), so zerfällt das nur halb so große Appenzellerländchen (abbatis cella) ebenfalls in zwei Halbcantone, und zwar nach der Confession. Der kleinere (noch nicht 3 □-M. umfassende), katholische, dicht um den Säntisstock liegende, heißt Inner-Rhoden (Rhoden = Bezirk) und betreibt, neben der Viehzucht auf den saftgrünen Matten, eine Industrie, die sich auf feine Handstickerei beschränkt, aber zu einer seltenen Schönheit und Vollkommenheit gediehen ist. In dem größern (4—5 □-M.), reformirten und weit wohlhabendern Außer-Rhoden blüht Handel und Fabrication im Großen und dieser

Halb=Canton hat nächst Genf die dichteste Bevölkerung (10,280 auf 1 □=M.) unter allen Cantonen. Wie die Inner=Rhoder einfache, liebenswürdige Naturkinder mit aller Naivetät solcher geblieben sind und der Vorfahren Sitten und deren Trachten in beiden Geschlechtern mit großer Treue beibehalten haben, so hängen sie auch an den alten Volksspielen, Volksfesten, Kirchweihen u. s. w.; bei den Außer=Rhodern dagegen, die die Nationaltracht längst abgelegt haben, trifft man ein eigenthümliches Gemisch von natürlicher Urzuständlichkeit und angenommener, aber theilweise nur äußerlich angehängter Cultur.

h. Der Canton St. Gallen.

St. Gallen, der Grundfläche nach der sechste, der Volkszahl nach der vierte der schweizer Cantone, ist in seinem nördlichen und nordöstlichen Theile, der die beiden Appenzell umschließt, mehr hügelförmig als Alpenlandschaft, wogegen der südliche Landestheil, das sog. „Oberland", eben so gebirgig ist, wie die benachbarten Cantone Graubünden und Glarus. Daher ist im Oberlande Viehzucht und Alpenwirthschaft vorherrschend, während der nördliche und nordöstliche Theil, besonders das Toggenburg, eine großartige Baumwollindustrie betreibt. Die Hauptstadt St. Gallen, in einem gegen Süden und Norden von milden, aussichtreichen Hügelzügen eingerahmten Hochthal, bekundet, namentlich in dem neuen Stadttheile, den Wohlstand, welchen hier die Industrie und der (transatlantische) Handel einer intelligenten Bevölkerung verschafft hat. Das berühmte Kloster des h. Gallus war in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters eine Pflanzschule der Wissenschaft und der Gesittung, deren Einfluß über das ganze südliche Germanien reichte. Noch heute liefern die reichen Schätze der Klosterbibliothek in ihren zahlreichen Pergamenten einen sprechenden Beweis von der geistigen Regsamkeit und der Kunstfertigkeit der damaligen Mönche, zu denen aus allen Ländern lernbegierige Schüler pilgerten. — Im südlichen Theile des Cantons erfreut sich der Badeort Ragatz eines weit reichenden Rufes wegen des heilkräftigen Wassers, das vom Bade Pfäfers durch das schluchtartige Taminathal mittelst einer (1 Stunde) langen Leitung nach der Rheinebene geführt ist, ohne auf diesem Wege mehr als einen Grad von seiner ursprünglichen Wärme (31°) zu verlieren. Früher, bevor die schmale Fahrstraße längs der Tamina gebrochen war, mußten die Badegäste auf schwindelnden Wegen in die Felsenkluft von Pfäfers klettern, und noch früher wurden sie sogar an Leitern und Stricken herabgelassen. Jetzt führt ein starker Bretterweg durch die schauerliche Bergspalte, in welcher die wilde Tamina sich zischend und heulend an dunkeln Felsen bricht, und am Ausgange dieser Schlucht dienen die Gebäude des aufgehobenen Klosters Pfäfers als Curanstalt.

Der Canton St. Gallen theilt sich mit dem von Thurgau in das schweizerische Ufer des Bodensees oder des „schwäbischen Meeres", welches an Abwechslung und Naturreizen das deutsche Ufer übertrifft. Am Bodensee fühlt man sich vom See selbst, als einem großartigen Naturphänomen, angezogen, während uns bei den übrigen schweizer Seen, selbst bei dem noch massenhaftern Genfer See, mehr die Uferlandschaften in die Augen fallen. Hier haben wir eine Wasserfläche von beinahe 10 □-Meilen mit einem Uferrande von mehr als 26 Meilen vor uns. An trüben Tagen verschwindet das jenseitige Ufer in der scheinbar grenzenlosen Wasserwelt. Mit gewaltigen Segeln fliegen die mit Getreide und anderen Waaren belasteten Schiffe im Winde dahin; die Dampfer, zum Theil mit Segelschiffen am Schlepptau, schaufeln von allen Seiten einem Hafen der fünf anstoßenden Ländergebiete zu und tauschen ihre Schätze mit nicht weniger als acht am See ausmündenden Eisenbahnen aus. Auch in der Geschichte hat der Bodensee eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und an seinen Gestaden ruht ein Spiegelbild deutscher Volks- und Culturgeschichte im Kleinen. Hier entstanden in vorhistorischer Zeit die räthselhaften Pfahlbauten (s. S. 308); hier gründeten die Römer Colonieen; hier stiftete das frühe Mittelalter berühmte Klöster und Abteien (Reichenau, Kreuzlingen), von denen aus das Christenthum sich in die Thäler der Schweiz verbreitete; hier (auf dem schon von König Dagobert gegründeten Schlosse Meersburg und auf der Insel Mainau, dieser deutschen isola bella) blühte Ritterthum und Minnesang in aller Fülle; hier entwickelte sich ein reges Städteleben (in Lindau, Constanz); hier (in Constanz) tagte die größte abendländische Kirchenversammlung im Anfange des 15. Jhrhdts., hier loderten die Scheiterhaufen von Huß und Hieronymus von Prag, den Vorläufern der Reformation; bis hieher drangen die Schweden in der Verheerung des Deutschen Reiches zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vor; hier (in Gottleben und Arenaberg) war in neuester Zeit das Asyl der Napoleoniden.

96. Das helvetische Tafelland.

(Nach F. H. Müller, Die deutschen Stämme, und H. A. Berlepsch, Schweizerkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Das Mittelland zwischen den Alpen und dem Jura bildet, bei einer mittlern Höhe von 420 M. über dem Meere, ein Hügelplateau, oder wenn man die riesigen Wände der einschließenden Alpen und des Jura dabei ins Auge faßt, das größte Längenthal von Europa. Dasselbe dehnt sich bei einer geringen Breite von 5—8 Meilen doch über 30 Meilen weit in der Richtung von Südwest nach Nordost oder vom Genfer See bis zum Bodensee

aus und wird nur von mäßigen Berg- und Hügelketten durchzogen, welche die dieses Gebiet vielfach durchschneidenden Gewässer von einander scheiden.

Zwei Hauptgewässer durchziehen das helvetische Tafelland: die Thur und die Aare. Die Thur entspringt an der Südseite des hohen Säntis, an dessen Abhängen sich die nördlichsten Gletscherarme des heutigen Schweizerlandes vorfinden, durchströmt in einem großen, gegen Nordwest und Norden gewandten Bogen das alte Toggenburger-Land und in ihrem untern Laufe das fruchtbare und milde Hügelland und die Thalebene des Cantons Thurgau, bei dessen Hauptstadt, Frauenfeld, sie vorübergeht. Sie begleitet sodann den Rheinstrom auf der Strecke von Stein bis Schaffhausen in der Richtung von Osten nach Westen und ergießt sich unterhalb der Katarakte von Schaffhausen in den Rhein.

Die Aare bildet mit ihrem weitverzweigten System von Wasseradern und Bassins, zu welchen auch die gesammte Neuenburger Seegruppe gehört, den Hauptstrom des helvetischen Tafellandes, dessen Gewässer sie fast sämmtlich durch einen engen und schmalen Canal bei Waldshut zum Rheinstrome führt. In dem Aaregebiete, welches beinahe die Hälfte der Schweiz (320 □-M.) umfaßt, zeigt sich ganz besonders jene weise Oekonomie der Alpennatur consequent entwickelt, nach welcher die trüben, mit Auflösungen aller Art beschwerten Gebirgsströme sich in tiefen Seebecken zu reinigen haben, um geläutert aus denselben hervorzutreten. Fast jeder ihrer bedeutenden Zuflüsse hat zwei solche Reinigungsbecken zu passiren: die Linth-Limmat den Wallen- und den Züricher See, die Lorze den Aegeri- und den Zuger See, die Aare selbst den Brienzer- und den Thuner See, die Zihl den Neuenburger- und den Bieler See. Je zwischen zwei solchen Seebecken liegt in der Regel angeschwemmtes Land (wie das Bödeli, s. S. 309), welches der Fluß nach und nach absetzte und sich bloß den Verbindungscanal offen behielt.

Die Quellen der Aare liegen im innersten östlichen Winkel des Berner Oberlandes, an der Westseite des Gotthard. Sie entspringt unweit des Grimselpasses aus dem Ober- und Unteraaregletscher, bildet den prachtvollen Handeck-Fall (s. S. 326), fließt durch den Brienzer See, welcher den Gießbach (s. S. 325) und die beiden vereinigten Lütschinen aufnimmt, dann durch einen schmalen, etwa eine Stunde langen Canal in den 6 M. tiefer liegenden Thuner See, welcher wiederum die Gewässer der Westhälfte der Berner Alpen aufnimmt, die Kander und die Simmen, die sich am Fuße des hohen Niesen vereinigen und durch einen gemeinsamen Canal in den See ergießen.

Bei der Stadt Thun tritt die Aare in nordwestlicher Richtung in das Berner Niederland ein und geht bei Bern, der Bundes-Hauptstadt, vorüber, worauf sie bald von Süden her ihren ersten für Nachen schiffbaren Zufluß in der Saane erhält, durch die ihr Lauf nach Norden abgelenkt wird. Die Saane bewässert in ihrem untern, gerade gegen Norden gerichteten Laufe die

fruchtbare Thalebene des Landes Freiburg, bei dessen gleichnamiger Hauptstadt (mit dem Beinamen im Uechtlande) sie unter einer kunstreichen Hängebrücke und einer noch großartigern Eisenbahnbrücke vorübergeht und sich unterhalb Laupen in die Aare ergießt.

Nur auf eine kurze Strecke behält die Aare ihre Richtung gegen Norden, indem sie bald durch den Einfluß der Zihl, die ihr von Westen her den gesammten Reichthum der Gewässer der Neuenburger Seegruppe zuführt, gegen Nordosten hin abgelenkt wird. Der See von Neuchatel ist der größte aller ganz innerhalb des Schweizerlandes gelegenen Seen, da der Bodensee und Genfer See nur an dessen äußersten Grenzen liegen. Steil steigen die Felswände des Jura an seiner Westseite empor, während sich an seiner Ostseite eine Moorniederung erstreckt, die sich rings um jene Gruppe von drei Seen ausbreitet und beweist, daß sie ehemals ein gemeinsames Seebecken gebildet haben. Nur ein Isthmus von 4 Meilen Breite zwischen den Städten Yverdun und Lausanne trennt den Neuenburger See von dem Genfer See in dem ganz ebenen und flachen Lande der Waadt, wo die nach entgegengesetzten Seiten sich hinziehenden Gewässer, wie besonders die zum Neuenburger See gehende Orbe, schon seit älterer Zeit den Gedanken zu einer Wasserverbindung zwischen jenen beiden Seen und somit zwischen den Stromsystemen des Rheins und der Rhone am Fuße des Alpengebirges erregt haben. Noch ehe der Neuenburger See sich gegen Nordosten zum Bieler See entladet, nimmt er von Osten her an seinem untern Ende durch die Broye das Gewässer des kleinen Murten-Sees in sich auf.

Durch die schon schiffbare Obere Zihl oder Thiele ergießt sich die vereinigte Wasserfülle der beiden benachbarten Seebecken in den nach der anliegenden Stadt Biel benannten See, welcher, gleich dem Neuenburger See, auf seinem westlichen Ufer von den steilen Felsketten des Jura, an seinem östlichen Ufer aber von einer Moorniederung umsäumt wird. Die Untere Zihl bildet den gemeinschaftlichen Abzugscanal aller dieser Gewässer, die sie zur Aare führt und dadurch diesem Strom seine neue Richtung nach Nordosten anweiset, welche er, bei den Städten Solothurn und Aarau vorüberfließend, bis zur Aufnahme seiner beiden bedeutendsten Zuflüsse, der Reuß und Limmat, behält. Auf der linken Seite von den fast undurchbrochenen Felswänden der Ketten des Jura ummauert, empfängt die Aare auf der rechten Seite noch die Große Emme (so genannt zum Unterschiede von der Luzerner oder Kleinen Emme, welche bei Luzern in die Reuß fließt, s. unten). Diese gehört zu den bösartigsten Bergwassern der ganzen Schweiz und versetzt fast jährlich durch plötzliche Ueberschwemmungen ihre Anwohner in Angst und Schrecken. Das Uebertreten der Kalksteinwände des Jura auf das östliche Ufer der Aare zeigt sich besonders bei dem Orte Bruck, wo der Fluß dieselben gleichsam zu durchbrechen sucht, um sich

nordwärts einen Ausgang zum Rheine zu verschaffen, den er erst nach der Aufnahme jener beiden größeren Zuströme Reuß und Limmat gewinnen kann.

Die Reuß tritt bei Luzern aus dem Vierwaldstädter See in das Mittelland heraus und durchströmt noch auf einer Strecke von ungefähr 8 Meilen das helvetische Tafelland. In diesem untern Theile ihres Laufes nimmt sie auf der linken Seite die aus dem sogenannten Entlibuch kommende Kleine Emme auf und weiter abwärts auf der rechten Seite die Lorze, den Abzugscanal des kleinen, im Norden des Vierwaldstädter Sees gelegenen Zuger Sees. Bei dem Dorfe Windisch, das sich auf den Trümmern der alten Römerstadt Vindonissa erhoben hat, und unweit des Stammschlosses Habsburg ergießt sich die Reuß in die Aare.

Der ziemlich schmale, aber an 9 Stunden weit sich etwas sichelförmig erstreckende Züricher See, das untere Bassin des Limmatthales (s. S. 319), ist durch seine trefflich angebauten Uferlandschaften ein großer, lieblicher Ufergarten voll Rebenberge, Getreidefelder und Fruchtbäume aller Art. Beide See-Ufer sind eine fortgesetzte Kette von Landhäusern, Fabriken, Dörfern, Meierhöfen, Bauernhäusern und Wohnungen fleißiger Weber. Es ist, als ob die Stadt zwei lange glänzende Arme um die blühenden See-Ufer schlänge, Polypenarme und Finger ihrer Industrie und ihres Wohlstandes, die sich in den Schooß der Berge verlieren. Nur der obere Seetheil, jenseit der langen Holzbrücke, welche Rapperschwyl mit dem jenseitigen Ufer verbindet, also der Theil, dessen Ufer den Cantonen St. Gallen und Schwyz angehören, trägt ein ganz anderes Gepräge. Die Dörfer werden spärlich, sehen ärmlich aus, die Gestade uncultivirt, trostlos. Dafür erscheint im Hintergrunde die stolz aufgethürmte Alpenwelt um so majestätischer.

Die Stadt Zürich, „das schweizerische Athen", ist der geistige Mittelpunkt der deutschen Schweiz (wie Genf derjenige der französischen Schweiz), durch eine große Zahl gebildeter und gelehrter Männer, wie Zwingli, Lavater, Geßner, Bodmer, Breitinger, Sulzer, Usteri, Pestalozzi, Orelli, Hirzel, Oken, Schönlein, Bluntschli u. s. w. und durch den weit verbreiteten Ruf der Universität und des Polytechnicums. Zürich ist aber zugleich eine höchst gewerbreiche und blühende Handelsstadt mit zahlreichen Verbindungen über die ganze mercantilische Welt.

Der schiffbare Ausfluß des Züricher Sees, die Limmat, nimmt hier ihren bedeutendsten Nebenfluß, die Sihl, in sich auf, die den See an seiner Südwestseite begleitet hat, und in deren Quellgebiete die berühmte Benedictiner-Abtei Einsiedeln (s. S. 318) liegt. Von Zürich an durchströmt die Limmat noch auf einige Meilen das helvetische Tafelland, hat aber, ehe sie sich mit der Aare vereinigen kann, einen Gebirgsriegel in einer der vorspringenden Vorketten des Jura zu durchbrechen. Dies ist der Läger-Berg bei dem schon den Römern bekannten Badeorte Baden (aquæ Helveticæ), über welchem auf einer Anhöhe sich das alte Schloß „der Stein zu Baden",

die einstmalige Residenz der österreichischen Herzoge in ihren schwäbischen Besitzungen, erhebt. Die durch die Aufnahme der Gewässer der Reuß und Limmat ansehnlich bereicherte Aare erreicht, der Stadt Waldshut gegenüber, den Rhein, in welchen sie, nach einem Laufe von 40 Meilen, ihre wilden Fluten ergießt.

Nur im Alterthum bildete dies von festen Naturgrenzen umschlossene helvetische Tafelland durch den in ihm wohnenden gallischen Stamm der Helvetier eine ethnographische Einheit, welche dasselbe seit dem Falle der römischen Herrschaft und seit der Einwanderung germanischer Stämme nie wieder erhalten hat. Wird dasselbe doch noch jetzt durch eine der wichtigsten Grenzlinien Europa's, durch die deutsch-romanische Sprachengrenze, mitten durchschnitten und dadurch die von je her so vielfach zerstückelte Schweiz noch überdies in eine deutsche und welsche geschieden.

97. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

(Nach Karl Simrock, Das malerische und romantische Rheinland.)

Der Rheinfall bei Schaffhausen hat nicht nur den Namen dieser Stadt in aller Welt berühmt gemacht, sondern er ist es auch, dem sie Entstehung und Blüte verdankt. Dies geschah nicht etwa durch den Besuch der Fremden, welche ein so einziges Naturschauspiel zu betrachten zahlreich herbeieilen, obwohl auch diese dazu beitragen mögen, sondern durch das natürliche Stapelrecht, welches der Rheinfall zu Gunsten der Stadt, besser als es ein kaiserliches Privilegium vermöchte, begründet hat. Da kein Schiff, ohne in tausend Stücke zu zertrümmern, den Rheinfall hinab kann, so müssen alle Güter, die aus dem Bodensee u. s. w. hieher gelangen, oberhalb Schaffhausen ausgeladen, auf der Achse durch die Stadt geführt und unterhalb des Wasserfalles wieder an Bord genommen werden. Die großen Schiffe fahren daher nur bis nach Schaffhausen; kleinere, aus leichten Tannendielen gezimmerte, sogenannte Lauertannen, werden, wie ihre Ladung durch die Stadt, am Wasserfall vorbeigetragen und unterhalb desselben wieder auf den Strom gesetzt. Vermuthlich lag hierin der Grund der ersten Ansiedelung, aus welcher Schaffhausen, dessen Name auch von Schiff oder dem lateinischen scapha abgeleitet wird, hervorging. Dabei könnte aber befremden, daß Schaffhausen eine gute Stunde oberhalb des Wasserfalls liegt; allein schon vor der Stadt wird die Schifffahrt durch einen Felsendamm gehemmt, der bei niederm Wasserstand sichtbar hervorragt. Er besteht, gleich den Felszacken des Wasserfalls, aus Kalksteinen, was den Zusammenhang beider Steinmassen mit dem hier auslaufenden Juragebirge bestätigt.

Bei Schaffhausen hört man den Rheinfall schon toben und brausen. Er ereignet sich aber erst bei dem Züricher Schlößchen Lauffen,*) das auf der linken Rheinseite auf einem hohen Felsen liegt. Dieser bildete wohl einst mit dem Steindamme, welchen hier der Rhein zu durchbrechen hatte, eine fortlaufende Bergwand, von der die Felsblöcke, die sich jetzt mitten im Strom dem Sturz entgegenstemmen, nur Ueberbleibsel sind. Die Tiefe der Felswand, welche der Rhein herabstürzt, beträgt auf dem linken Ufer 19 M., auf dem rechten Ufer 15 M. Aber eben da er den Anlauf zum Hinabspringen nimmt, stemmen sich ihm fünf (jetzt nur noch drei) Felsblöcke entgegen, welche aus der Wand emporragen. Einer derselben wird ganz überströmt, die übrigen nur bei dem höchsten Wasserstande. Der überströmte Felsen ist dem Schloß Lauffen am nächsten, an dessen Fuß das Gerüste Fischenz, ein hölzerner, balconartiger Vorbau über dem Abgrunde, die vortheilhafteste Stellung gewährt, um den ganzen vollen Eindruck des erhabenen Schauspiels mit einem Male zu gewinnen.

Schon oberhalb des Sturzes mußte sich der Strom in ein enges Felsenbette zwängen lassen, aus dem zahllose Klippen empor starren. Darüber schäumend vor Unmuth, gelangt er mit starkem Gefälle in die Nähe der Felszacken, wo der Fall, obwohl erst allmählich, beginnt. Beim Anprallen gegen die Felsen zerstäubt ein Theil des Wassers und steigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein anderer bildet siedende, schäumende Gischt, ein dritter wälzt sich in großen Massen über den Felsen und gelangt hinab in den Kessel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von Neuem anhebt. Denkt man sich dies in der größten Geschwindigkeit hinter einander und zugleich neben einander, da ein Theil des Wassers schon im Kessel zischt und brandet, wenn der andere erst wider die Felsen prallt und über sie hinaus spritzt; denkt man sich dies Schauspiel bei jedem der Felsblöcke mit der Abänderung wiederholt, daß nur der erste Felsen überströmt wird, und läßt man dann die Sonne sich entschleiern, um den mannichfaltigsten, herrlichsten Farbenwechsel hervorzubringen, indem sie die vom Wind gekräuselten Säume des Schaums vergoldet, den Wasserspiegel mit Glanz überstrahlt und im aufsteigenden, schnell bewegten Dunst den flüchtigen Regenbogen hervorzaubert, dessen Oberes von der Luft hin und her getrieben, vom neu aufwallenden Nebel verwischt und doch gleich wieder neu erzeugt wird, während der

---

*) Der Rheinfall wird im Munde des Volks jener Gegend nicht anders als der Lauffen, und zwar der große Lauffen genannt, wenn man ihn von dem kleinen Lauffen, einem zweiten nicht so bedeutenden Falle des Rheins, der weiter unten, bei Lauffenburg, Statt hat, unterscheiden will. Ob der Name Lauffen deutsch oder celtisch sei, ist schwer zu sagen; mit dem deutschen Zeitwort laufen hat er aber wohl nichts zu schaffen. Eher möchte man einen Zusammenhang mit Lawine vermuthen, da das althochdeutsche louuin, von welchem dieses Wort abgeleitet wird, einen Gießbach bedeutet.

Fuß ruhig und unbeweglich in Gischt und Schaum des Kessels steht — faßt man dies alles in eine Vorstellung zusammen, so hat man ein schwaches Bild dessen, was an dem Phänomen Sichtbares ist. Auf das Ohr wirkt gleichzeitig das ungeheure Donnergetöse des Sturzes so gewaltsam, daß man es in stiller Nacht auf zwei Meilen weit hört, in der Nähe aber Niemand sein eigenes Wort vernimmt. Auch dem Gefühle macht es sich durch die Lufterschütterung und den Staubregen bemerklich, der den Zuschauer in kurzer Zeit durchnäßt, wenn er sich dem Anblick zu unbedachtsam hingibt.

---

98. Der Jura.

(Nach F. H. Müller, Die deutschen Stämme, und H. A. Berlepsch, Schweizerkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon im Alterthum bildete das Jura-Gebirge die Grenze zwischen den beiden gallischen Völkerschaften, der Helvetier im Osten und der Sequaner im Westen, wie es in neueren Zeiten die Grenzmark des Schweizerlandes gegen das französische Burgund (Bourgogne) geworden ist. In hydrographischer Beziehung scheidet es eben so bestimmt das weit verzweigte Flußgebiet der Aare in dem helvetischen Tafellande von dem Flußgebiete des Doubs in dem hochburgundischen Lande, das zum Stromsystem der Rhone und Saone gehört.

Dem ursprünglichen Sprachgebrauche gemäß ist es auch jetzt noch gewöhnlich, den Namen des Jura auf das Gebirgssystem einzuschränken, welches sich von der Rhone einige Stunden unterhalb Genf in der Richtung von Südwesten nach Nordosten bis zum Rhein in dem Canton Schaffhausen an 40 Meilen weit im Parallelismus mit dem Alpengebirge erstreckt. Berücksichtigt man aber die eigenthümliche geognostische Natur dieses Gebirges, so reicht es viel weiter, indem es auf der einen Seite gegen Südwesten über die Rhone in das Delphinat hineingeht, während es auf der andern Seite, gegen Nordosten, den Rhein überschreitend, sich durch das heutige Schwaben und Franken bis in die Mitte von Deutschland hineinerstreckt, wo es sich an den Gebirgsknoten des Fichtel-Gebirges anschließt.

Der Jura im engern Sinne oder der schweizerische Jura bildet ein nach seiner Entstehung und seinen äußeren Formen von den Alpen völlig unabhängiges Gebirgssystem, das Anfangs die Alpenrichtung von S. W. gegen N. O. einhält, dann aber in eine entschieden nordwestliche Richtung übergeht und das schweizerische Mittelland gegen N. W. begrenzt. In seiner ersten Hälfte (bis Basel) besteht er aus mehreren hinter einander liegenden Gebirgswällen, die ein System von Parallelketten (etwa 6 M. breit) bilden;

an deren Stelle tritt schon in Baselland und Aargau, besonders aber in dem Canton Schaffhausen, der Plateau- oder Tafel-Jura. Während in den Alpen krystallinische Gebilde die Haupt- und Centralmassen bilden, besteht der Jura nur aus Sediment-Gebilden. Unter den Parallelketten ist die vordere, dem Mittellande und den Alpen zunächst liegende Kette die steilste und höchste, gewährt daher die umfassendsten Aussichten. Im Gegensatze zu den Alpen beleben im Jura keine Sturzbäche und Wasserfälle die Thalflächen, weil seinen Höhen die ewig spendenden Gletscher und Firn-Magazine fehlen.

Aus der Gliederung des Gebirgsbaues ergibt sich auch die Thalbildung. Es ist natürlich, daß im Ketten-Jura die Lage der Thäler in der Regel dem Streichen des Gebirges entspricht. Daher kommen im Ketten-Jura auch nur Längenthäler vor, welche entweder zu einem gemeinsamen Gebirgsknoten aufsteigen, von dem mehrere Thäler oder Höhenzüge ausgehen, oder sie erreichen den Punkt, wo eine Kette sich gabelt. Anders ist es bei der tafelförmigen Erhebung des nordöstlichen Jura, wo Spalten- und Querthäler oft mehrere Ketten im rechten Winkel der Längenthäler durchbrechen, meist kalkfelsige Schluchten mit fast senkrechten Wänden, die den in den Längenthälern strömenden Bächen und Flüßchen als Ausgang dienen.

Die höchsten Kuppen des Jura liegen in seinem südwestlichen Theile. Denn dort erheben sich auf der Westseite des Genfer Sees der Crêt de la Neige 1723 M., le Reculet 1720 M., die Dôle 1681 M., und der Tendre 1680 M. über dem Meere. Von der Höhe der Dôle erblickt man nicht nur den ganzen Genfer See, die Alpen der Dauphiné bis zu den Centralmassen des Gotthard und die ganze Hügelebene des welschen Mittellandes, sondern man kann auch westlich im Jura 7 hintereinander parallel laufende Ketten deutlich unterscheiden. Weiter gegen Nordosten nimmt die Höhe des Jura allmählich ab. Denn die erhabene Gruppe des Chasseral im Westen des Bieler Sees steigt nur 1611 M. empor, und noch mehr verliert sich seine Erhebung weiter abwärts an der untern Aare. Hier erhebt sich das höchste, unmittelbar aus dem Mittellande aufsteigende Jura-Gewölbe, der Weißenstein, der in der Hasenmatt an 1449 M. aufsteigt. Weil er die vorderste, den Alpen unmittelbar gegenüber liegende und zugleich die höchste aller Ketten in der nördlichen Hälfte des Jura ist, so gewährt er die umfassendste Ansicht der Alpen (vom hohen Säntis bis zum Montblanc). Aus dem Südwesten ziehen in sanften Bogen die Parallelketten des Jura daher, während zwischen diesen und den Schweizer Alpen, deren interessanteste Punkte alle deutlich zu erkennen sind, ein Prachtstück des Schweizerlandes, das Emmen- und Aarethal mit der Neuenburger Seegruppe, mit Wald und Feld, mit Schloß und Dorf, mit Hütte und Kloster in den reizendsten Wechselbildern das Auge entzückt.

99. Die französische Schweiz.

(Nach Alfred Müller, Schweizerische Touristenblätter, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der kleine Canton Genf füllt den äußersten südwestlichen Winkel der Schweiz aus. Er wird seit der Annexion Savoyens an Frankreich von diesem fast ringsum eingeschlossen, so daß er nur mit einer schmalen Spitze an die Waadt grenzt.

Der Canton Waadt dehnt sich zwar gegen Morgen tief in die Alpen hinein und gegen Mitternacht bis zum Neuenburger und Murten-See, aber sein belebtester Theil ist das nördliche Uferland des Genfer Sees. Der östliche Theil dieses Uferlandes ist von allen Seiten so vortrefflich geschützt, daß er trotz der Alpennähe ein italienisches Klima genießt. Er ist mit den lieblichsten landschaftlichen Reizen und mit der üppigsten Vegetation der Schweiz geschmückt. An seinem Ostende ist der lemanische See, der größte von allen Schweizerseen (mit einem gesammten Umkreis von 34 Stunden), durch die Schlamm- und Kies-Ablagerungen der einfließenden Rhone um ein gutes Stück verkürzt worden. Hier liegt, unweit Villeneuve, die alte Inselburg Chillon, durch eine Zugbrücke mit dem Festlande verbunden, wo der kühne Reformator Bonnivard in dumpfem Felsenkerker mitten in der Brandung der Seewogen, an Ketten geschmiedet, lag, bis ihn die Berner nach sechsjährigem Leiden, bei einem Einfalle in die Waadt, befreiten. Byron's Prisoner of Chillon ist freilich nicht der historische Bonnivard, aber sein unsterbliches Gedicht hat für die gebildete Welt die gleiche Bedeutung erlangt, wie der Martyrer des 16. Jahrhunderts für sein Land. — Montreux, der Mittelpunkt einer weithin am Berggelände sich ausdehnenden Gemeinde, gilt für den bevorzugtesten Punkt des paradiesischen Ufers, wo im Angesichte schneebedeckter Alpengipfel (der Dent du Midi) Feigen, Lorbeer, Oelbäume schutzlos im Freien wachsen. Hier gewinnt das schweizerische Seeufer das Aussehen einer einzigen großen, langgestreckten Stadt von Villen, während sein südliches (französisches) Ufer ärmer, reizloser sich ausdehnt, schwach bebaut und bevölkert, die Winterseite des herrlichen Gemäldes darstellend. — Die Perle des herrlichen Sees bleibt aber das liebliche Vevay (Vivis), das schmuckste Städtchen des schmucken Landes, dessen gesellige Einrichtungen in Verbindung mit den Naturreizen hier ein Rendezvous aller Nationen hervorgezaubert haben. Eines der eigenthümlichsten Volksfeste ist das Winzerfest, welches die Winzerzunft in guten Weinjahren in origineller Weise mit mythologischen Umzügen und Volksliedern im Patois feiert. — Fast in der Mitte des nördlichen Uferhalbbogens thront auf drei malerischen Hügeln das alte Lausanne, wie eine Beherrscherin des Sees, welche, an der Schwelle der deutschen Schweiz gelegen, in weit höherm Grade, als sonst irgend eine Schweizerstadt, die Aufgabe der Vermittelung zwischen dem deut-

schen und französischen Elemente übernommen hat. Da die Schweiz so arm ist an schönen älteren Kirchen, so ist man um so mehr erfreut, hier nicht nur einen großartigen, sondern entschieden ihren herrlichsten Dom zu finden. In seinem Aeußern trägt er zwar jene Zeichen des Unvollendeten, denen nur wenige ähnliche Münster entgangen sind. Die Hauptthürme sind nicht fertig geworden, die Portale einfach, aber das Innere macht einen gewaltigen Eindruck durch seine Größe und die majestätische Schönheit des reinsten gothischen Kunststils. — Auch das herrliche Amphitheater des Strandes von Lausanne bis Genf ist ein fortwährender Wein- und Obstgarten, nur daß die Ufer beider Seiten freier und offener da liegen. Gegenüber durch die Lücken und Zwischenräume der Savoyer Berge erscheint, trotz der Entfernung von 12 Meilen, gewaltig zum Himmel emporsteigend, der Montblanc, ewig in Schnee und Eis gehüllt, noch eine halbe Stunde, nachdem die Sonne für die Ebene untergegangen, von ihrem Purpurscheine geröthet. Auf dieser Strecke des Ufers finden sich mehrere Residenzen berühmter Persönlichkeiten, wie Nyon (deutsch: Neuß), wo Karl Victor von Bonstetten wohnte und von Johannes von Müller, Salis, Matthisson oft besucht wurde; Coppet, wo der berühmte Finanzminister Necker starb und dessen geistreiche Tochter, Frau von Staël, einen Kreis von gelehrten Männern (A. W. von Schlegel, Benj. Constant, Sismondi, Chamisso u. A.) um sich versammelte. Reizende Landsitze (wie Villa Rothschild, Villa Byron, wo dieser Dichter den „Manfred" schrieb) bilden die Vorposten der jetzt am stärksten bevölkerten Stadt der Schweiz, des eben so schönen als großstädtischen Genf, der alten Aurelia Allobrogum, in dem freundlichen Winkel, wo der Seetrichter sich plötzlich zum Flusse verengt. Die imposanten Quais zu beiden Seiten der Rhone, mit den viele Stockwerke hohen Façaden der Paläste, mit den prächtigen Läden und eleganten Kaffeehäusern, könnten sehr würdig den Eingang zu den ersten Hauptstädten Europa's bilden. Seine günstige Lage, im Knotenpunkte vieler Verkehrsstraßen, und die Betriebsamkeit seiner intelligenten Bewohner machte Genf schon früh zu einer industriellen und Handelsstadt. Zugleich aber ist die schöne Rhonestadt zu allen Zeiten ein Asyl berühmter Männer aller Nationen gewesen, wie Calvin, Milton, Bayle, Voltaire, Byron u. A., und hat selbst in mehreren Wissenschaften Großes geleistet. Freilich hat es seinen berühmten Mitbürger J. J. Rousseau geächtet und dessen „Contrat social" wie seinen „Emil" durch Henkershand verbrannt; jedoch rief es später den verstoßenen Sohn in die Heimat zurück und weihte ihm, der die Vaterstadt nicht wieder betrat, ein sühnendes Gedächtniß auf der Rhone-Insel, die seitdem den Namen und die Erzstatue des Verbannten trägt.

Der Canton Neuenburg (Neuchâtel) ist das jüngste Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft, denn er gehört dieser als völlig unabhängiger Freistaat erst seit dem Pariser Tractate von 1857 an, nachdem er

in den letzten anderthalb Jahrhunderten seltsame Schicksale erlebt hatte. Von den Herzögen von Longueville erbte Wilhelm III. von England das Fürstenthum und trat seine Ansprüche an Friedrich I. von Preußen ab, den auch die Stände unter mehreren Erbberechtigten wählten. Nach dem Frieden von Tilsit schenkte Napoleon I. das Land seinem Marschall Berthier, dessen milde Regierung beim Volke noch in gutem Andenken steht. Der Wiener Congreß gab das Fürstenthum an Preußen zurück und machte es zugleich zu einem Gliede des republikanischen Schweizerbundes, eine Verbindung, die den Keim späterer Umwälzung in sich trug. Es bildeten sich Parteien, eine preußische, aus der geringeren Aristokratie der Stadt und den reichen Weinbergsbesitzern bestehend, und eine schweizerische oder demokratische, aus Industriellen und Hirten bestehend. Die letztere bemächtigte sich nach dem Sonderbundskriege (1847) der Regierung und 10 Jahre später gab Preußen seine Ansprüche auf.

Der Neuenburger See mit seinen fast flachen Ufern, seiner einfachen Form und Umgebung hat keine besonderen landschaftlichen Reize. Genau dem Zuge des Juragebirges von S. W. nach N. O. folgend, ist er nur das in größerm Maßstabe ausgeführte Modell aller Juraseen, namentlich auch derjenigen von Biel und Murten. Die Hauptstadt Neuenburg überrascht durch ihre elegante, aristokratische Physiognomie. Dem Patriotismus ihrer reichen Bürger, die in wahrhaft königlicher Municifenz für städtische Zwecke wetteiferten, verdankt sie eine Reihe der herrlichsten Stiftungen (Kirchen, Schulen, Armen- und Krankenanstalten, Promenaden, Sammlungen u. s. w.). Die mittelalterlichen Städtchen Granson und Murten (im Canton Freiburg) erinnern an die siegreichen Kämpfe der Eidgenossen gegen die Burgunder Karl's des Kühnen (1476). Nachdem die Franzosen 1798 das Beinhaus von Murten als ein Denkmal ihrer Schmach zerstört haben, bezeichnet jetzt ein großer Marmor-Obelisk die Stelle des Heldenkampfes.

Nur der schmale Küstenrand des Neuenburger Sees liegt in der glücklichen Zone der Weinrebe; der bei Weitem größte Theil des Cantons ist, in einer Meereshöhe von 600—1200 M. über die jurassischen Kalkberge ausgebreitet, ein armer, den rauhen Ostwinden preisgegebener Boden, der meist nur magere Viehweiden bietet. Dennoch ist das Volk dieser Thäler und Höhen wohlhabend und zwar hauptsächlich durch die am Ende des 17. Jahrhunderts eingeführte Uhrenfabrication, welche sich allmählich längs des ganzen Jurazuges von Genf durch die Waadt, Neuenburg bis Bern festsetzte, ähnlich wie der gröbere Theil des Gewerbes im Schwarzwald. Sie liefert Uhren jeder Art und jedes Preises, von den erbsengroßen in Fingerringen getragenen bis zu den äußerst exacten Chronometern und den elegantesten Pendulen. Vielleicht nirgends in der Welt geht die Theilung der Arbeit so weit, als hier. Man findet Arbeiter, die ihr Leben nichts Anderes thun, als Rädchen zähnen, Andere fertigen bloß Kettchen oder Zifferblätter, Zeiger,

Uhrschlüssel, Spiralfedern, Etuis u. s. w. Ganze Ateliers setzen bloß Uhren zusammen, doch geht ein großer Theil derselben auch in einzelnen Stücken in alle Welt hinaus und liefert allen Uhrmachern die Bestandtheile. Die Hauptsitze dieser merkwürdigen Arbeiten sind die beiden hoch im Gebirge und dicht an der französischen Grenze gelegenen Dörfer Locle und Lachaux-defonds, welche die Hauptstadt Neuchâtel an Einwohnerzahl überflügelt haben, indem ein steter Zufluß von Arbeitern aus aller Welt dahin Statt findet; denn man schätzt das durchschnittliche Jahresverdienst der (20,000) Uhrenarbeiter auf 12-—1500 Franken, und es gibt Graveure, Guillocheure und Ciselirer, die täglich 20—30 Franken verdienen. — Die Neuenburger sind überhaupt auf ihrem meist wenig fruchtbaren Boden fleißige, betriebsame, ausdauernde Naturen; ihre vortrefflichen Schulen haben Bildung und Wohlstand verbreitet. Sie liefern Hauslehrer, Bonnen und Gouvernanten in die halbe Welt, ihre Pensionate sind von so gutem Rufe, wie ihre Weine und Uhren.

Den Uebergang von der französischen zur deutschen Schweiz bilden die Cantone Freiburg, Solothurn, Basel und ein Theil des Cantons Bern. Die Stadt Freiburg liegt an und auf einem von dem Saaneflusse halbumschlungenen Felsenkopfe, unten in der Tiefe der ältere, ärmere, mehr deutsche Theil, oben der reichere, französisch redende. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden zwei kühne Drahtbrücken über den Fluß und über die Galternschlucht gespannt: die erstere 51 M. hoch, die andere sogar 93 M. hoch. Jene hängt an vier 400 Meter langen Drahtseilen, die mit nicht weniger als 128 Ankern tief in den Felsen geheftet sind und zwei Reihen beladener Wagen zu tragen vermögen. Die gothische Kathedrale oder St. Nikolauskirche besitzt eine der größten Orgeln Europas, die mit ihren 67 Registern und nahe an 8000 Pfeifen wunderbare Eindrücke hervorbringt. — Eine ähnliche Lage, wie Freiburg, hat die Bundeshauptstadt Bern. Stolz erhebt sich die alte Zähringerstadt hoch auf einem Sandsteinfelsen, den die Aare im Halbkreise umrauscht. Die offenen Arkaden („die Lauben"), die sich in der alten Stadt zu beiden Seiten der Straßen hinziehen und diesen den Menschenverkehr entziehen wegen des Schutzes vor Regen und Sonnenschein, geben der Stadt ein italienisches Ansehen. Auf der Plattform der Münsterterrasse, hoch über der Aare, im Angesicht des majestätischen Oberländer Alpenkranzes, liegt das nicht ganz vollendete Münster im reichsten gothischen Stile, mit prachtvollem Portale, vor demselben die Reiterstatue Rudolf's von Erlach, ein würdiges Denkmal des Siegers von Laupen (1339); in der Nähe das Standbild des Herzogs Berthold von Zähringen, des Gründers der Stadt. Das erst 1857 im florentiner Palaststil vollendete „Bundes-Rathhaus" dient für die Sitzungen der beiden gesetzgebenden Räthe (Nationalrath und Ständerath), dessen Debatten theils in deutscher, theils in französischer Sprache geführt, dessen Beschlüsse aber stets in beiden Sprachen ab-

gefaßt werden. — An der Aare liegt auch das uralte Solothurn, die Hauptstadt des gleichnamigen Cantons und die Residenz des Bischofs von Basel, dessen Cathedrale, das Ursusmünster, auf hohen Freitreppen stehend, zu sehr den Stempel des altfranzösischen Rococostils trägt. — Basel, die einzige Stadt zu beiden Seiten des (hier schon ansehnlichen) Rheinstromes, ist nächst Genf die größte Stadt der Schweiz und vielleicht von allen die reichste (die Millionäre sind hier nicht vereinzelt). Sie hat mehr das Ansehen einer süddeutschen Reichsstadt (wie Ulm, Augsburg), als das einer rechten Schweizerstadt; denn ihr fehlen lachende See-Ufer, der Gürtel schimmernder Schneeberge am fernen Horizont, mit Villen gekrönte Höhen; daher betrachten die Fremden sie bloß als Durchgangspunkt ihrer Schweizerreise; sie hoffen bald Schöneres, Anziehenderes zu sehen oder haben solches bereits gesehen. Die Universität hat zwar manche gelehrte Notabilitäten in der Vergangenheit und in der Gegenwart aufzuweisen, aber nur eine geringe Zahl (130) Studirender, meist evangelische Theologen.

---

bb. Deutschland.

100. Deutschlands Weltstellung und deren Folgen.

(Nach F. H. Müller, Die deutschen Stämme, und J. Kutzen, Das deutsche Land.)

Während die drei Halbinseln des europäischen Südens mehr oder minder eine Beziehung zu den beiden anderen Erdtheilen der alten Welt, zum asiatischen Orient und zum afrikanischen Süden, haben, gehört Deutschland nur dem europäischen Abendlande oder dem Heimatlande der gebildetsten Völker der Erde an. Aber Deutschland ist nicht bloß ein echt europäisches Land, es ist das eigentliche Central-Land von Europa, wodurch die vielfach gespaltenen Glieder dieses Erdtheiles zu einer wahrhaften Einheit zusammengeschlossen werden. Denn es verknüpft nicht nur den Süden Europa's (die italische Halbinsel) mit dem skandinavischen Norden (durch die jütische Halbinsel), sondern, indem es die Natur des gebirgigen West-Europa mit der des flachen Ost-Europa in sich vereinigt, verknüpft es auch die gebirgigen atlantischen Länder im Westen mit den weiten sarmatischen Ebenen im Osten. Kein anderes Land in Europa hat eine so vermittelnde und ausgleichende Stellung als Deutschland.

Diese Weltstellung in der Mitte aller Ländertheile Europa's hat dem deutschen Boden vornehmlich zu einer so reichen historischen Entwickelung verholfen und ihm während des Mittelalters in einer mehr als tausendjährigen Zeit seinen Einfluß auf die übrigen Theile Europa's gesichert. Dazu

kommt noch, daß Deutschland auch auf das bestimmteste von allen übrigen Ländern wieder geschieden ist und sich als ein selbständiges Glied in dem Gesammt-Organismus dieses Erdtheiles darstellt. Die zwiefachen Meere, welche Deutschland auf der Nordseite unmittelbar bespülen und auf der Südseite ihm benachbart liegen, sind als eben so viele Naturgrenzen wie auch als verbindende Glieder mit den übrigen Theilen zu betrachten.

Deutschland ist vorzugsweise ein Continentalland, denn es ist an drei Seiten durch Länder des eigentlichen Continents von Europa umgeben, und seine Meeresgrenzen an der vierten Seite sind ungleich kürzer als seine gesammten Landgrenzen (etwa 120 : 500 Meilen). Auch gehört die Wassergrenze, wo sie am ausgedehntesten ist, im Nordosten, einem fast gänzlich abgeschlossenen Binnenmeere an, der Ostsee, dessen einspringende Buchten noch dazu erst spät im Frühjahre von den Eisdecken befreit werden, dessen wenige Häfen an der deutschen Küste, besonders in seinem südwestlichen Theile, weder tief noch besonders sicher sind, dessen Verbindung mit dem zum Theil ziemlich unfruchtbaren und daher schwach bevölkertem Binnenlande theils durch Sandriffe unfern des Strandes, theils durch Versandung der Mündungen größerer Flüsse (wie der Oder) und große Seichtigkeit der kleineren, theils durch einen seltsam gebildeten Dünenkranz (von Danzig bis Curland) erschwert wird. Auch die Nordsee, welche bereits im Alterthum den Namen des „Deutschen Meeres" führte, hat, obgleich ein Theil des Oceans, noch viel von dem Charakter eines Binnenmeeres. Kein anderer Theil des Oceans an Europa's Küsten liegt so von anderen Ländern eingeschlossen, und der kürzeste Weg aus diesem Binnenmeere ist eine enge Straße, die durch fremde Seemächte leicht abgesperrt werden, wie durch gefahrvolle Strömungen abschrecken konnte. An windstillen, bergenden Golfen, an geschirmten Häfen und Rheden leiden die deutschen Küsten dieses aufgeregtesten aller Meere („die Nordsee eine Mordsee!") empfindlichen Mangel und sind bis in die letzten Jahrhunderte herab steten Veränderungen unterworfen gewesen.

Gleichwohl haben die Deutschen zur Zeit der deutschen Hansa eine weltgeschichtliche Geltung auf den nordischen Gewässern erlangt, als diesen noch die Weltverbindung durch die Oceane fehlte und der Verkehr der die nordischen Mittelmeere umringenden Völker sich noch auf die Küsten dieser Gewässer selbst beschränkte. Dies waren die Zeiten, in welchen die Ostsee sogar in höherer Bedeutung, als die Nordsee, sich zeigte, in welchen Lübeck weit über Hamburg stand, in welchen die kleine Trave, deren Lauf nur wenige Meilen zählt, mit Rhein und Donau sich messen konnte und Flotten auf ihrem Rücken schaukelte, die Schweden und Dänemark zittern machten. Als jedoch nach der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien die atlantischen und transatlantischen Marine-Interessen immer mehr um sich griffen, da trat die Ostsee an Bedeutung zurück; ihre Häfen waren durch die

jütische Halbinsel, den dänischen Inselarchipel mit seinen belästigenden, erst im Jahre 1857 abgelösten Zöllen und durch die Stürme des Kattegat von den großen oceanischen Wasserwegen ausgeschlossen. Dagegen mußte, in Folge der nun veränderten Weltstellung der deutschen Meeresgewässer, allmählich die Nordsee zu immer höherer Geltung kommen. Von ihr aus öffnet sich, wiewohl sie zu den abgeschlossensten Theilen des Oceans gehört, doch am freiesten für uns die weite Wasserstraße über denselben; in sie auch ergießt sich die Mehrzahl unserer befahrensten Ströme, und an ihr liegen unsere bedeutendsten Handelsstädte. Auch die während der letzten Decennien fast von Jahr zu Jahr sich mehrenden Auswanderungen haben unstreitig die Aufmerksamkeit für jene Pforte in die oceanische Welt steigern helfen. Die Macht des Oceans ist aber eine auch die innersten, der Cultur bereits zugewandten Binnenlande erfassende und bezwingende. Auch wir sind, wie sich in gewissem Sinne von der ganzen cultivirten Welt sagen läßt, im Laufe eines Menschenalters oceanischer geworden und denken endlich daran, die Naturhülfe unserer Wassergrenze nachdrucksvoller zu schützen und früher Versäumtes nachzuholen. Bereits vermitteln die deutschen Nordseehäfen mit den künftigen Häfen ersten Ranges im Welthandel (und diese sind jenseit des Oceans zu suchen) die Verbindung von ganz Deutschland und einem großen Theile des übrigen europäischen Nordens. Dazu kommt die Nachbarschaft des seemächtigen England, dessen Verkehr mit dem gesammten Deutschland schon seit einer Reihe von Jahren zur bei Weitem größern Hälfte durch die Nordseehäfen allein besorgt wird. Die deutsche Handelsmarine ist in Zahl und Tragfähigkeit der Schiffe die dritte in der Welt; sie kommt, der französischen vorangehend, nach der englischen und nordamerikanischen, und die preußischen (mit Einschluß der hannoverschen), mecklenburgischen und oldenburgischen Küsten könnten für eine deutsche Marine eine Bevölkerung liefern, in der sie es kühn mit der ganzen Welt, selbst das stolze England nicht ausgenommen, aufzunehmen im Stande wären.

Während alle übrigen Theile von Europa mehr oder weniger eine in ihnen vorherrschende Form der Oberflächen-Bildung haben, zeichnet sich Deutschland durch die größte Mannichfaltigkeit derselben aus. So wie schon Europa überhaupt alle Formen der Oberflächen-Bildung in sich vereinigt und zu einem harmonischen Ganzen verknüpft, so trägt diesen Charakter in Europa vorzugsweise wiederum der deutsche Boden. Man findet hier die größte Abwechselung von Hochgebirgs-Ländern, Tafel-Ländern, Stufen-Ländern mit den verschiedenartigsten Strom-Systemen, Gebirgs-Systeme der mannichfaltigsten Art und große Flachebenen. Wenn daher Europa den vollendetsten Typus der Erdoberflächen-Bildung gibt, so zeigt wiederum Deutschland, als das Herz von Europa, die Vollendung dessen, was die Natur in dem plastischen Bau der Oberfläche hat hervorbringen können.

Nicht minder merkwürdig ist der Boden Deutschlands durch seine ethnographischen Verhältnisse. Denn so wie Europa überhaupt die Heimat und der Entwickelungs-Schauplatz der indogermanischen Völker genannt werden muß, welche sich vor allen übrigen Völkern durch einen höhern Adel auszeichnen, so ist Deutschland wiederum der Entwickelungs-Schauplatz des edelsten Zweiges dieses großen Volksstammes, oder des germanischen Stammes, von welchem alle übrigen modernen Culturvölker Europa's mehr oder weniger ausgegangen sind. Die glanzvolle römische Welt hat die eigenthümliche Schmach erlitten, von Barbaren vernichtet zu werden, aber gerade diese Barbaren wurden die Träger des neuen geistigen Lebens, welches in der christlichen Religion der Welt aufgegangen war. In den Wäldern Germaniens zeigen sich die ersten Anfänge von dem Gefolgewesen und dem Lehnssystem, welche über ein Jahrtausend den Charakter der abendländischen Welt in politischer Beziehung bilden sollten. Deutschland bildete den Mittelpunkt der gesammten Entwickelung der christlich-germanischen Welt. Von dem Boden Deutschlands ging die Erneuerung des römischen Weltreiches aus in dem heiligen römischen Reiche. Dieses war auf ein Jahrtausend lang das herrschende in Europa, gegen welches alle übrigen Reiche germanischen Ursprunges im Abendlande in eine untergeordnete Stellung traten. Die Zeit der glorreichen Herrschaft der drei Kaiserhäuser der Ottone, Salier und Hohenstaufen, aus den drei edelsten deutschen Stämmen der Sachsen, Franken und Schwaben, welche nach einander die Weltherrschaft geführt haben, ist das Heldenzeitalter der deutschen Nation. Deutschlands Geschichte ist die gesammte abendländische Geschichte oder die allgemeine Geschichte, deren Bedeutung damit für immer gesichert ist.

So erscheint Deutschland als ein Hauptland auch der historischen und geistigen Mitte, als das von allen Seiten an sich ziehende und ansammelnde Ideen-Centrum Europa's, als das in dieser Hinsicht der ganzen Welt bedürftige Herz, gerade so, wie das leibliche Herz des ganzen Körpers bedarf. Umsonst suchen wir nach einem Lande, in welchem die allgemeinen Wissenschaften so gepflegt und ausgebildet, die Kenntnisse so ausgebreitet, die Bestrebungen in Sachen der Kunst so wenig einseitig sind, als in Deutschland; umsonst nach einem Lande und Volke von einer gleich großen Allseitigkeit, vermöge der es, der Kern des Continents, am meisten befähigt ist, eben sowohl von jeder Seite her, was die Fremde entwickelt, aufzunehmen, als auch das ihm Eigenthümliche und das zum Eigenthum umgeschaffene Fremde dem Auslande wieder mitzutheilen.

101. Nord- und Süddeutschland.

(Nach E. Schatzmayr, Deutschlands Norden und Süden, bearbeitet vom Herausgeber.)

I.

Physikalische Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland.

1. Orographische und hydrographische Verschiedenheit.

Ungefähr gerade in der Mitte zwischen den Seeküsten Deutschlands im Norden und zwischen der Alpenmauer im Süden läuft eine wenig unterbrochene Reihe von Höhenzügen von Osten nach Westen quer durch unser Vaterland. Diese Höhenzüge beginnen an den Quellen der Oder, beim Westende der Karpathen, mit den Sudeten und dem Riesengebirge, denen sich das Erzgebirge im Westen anschließt. Sie bilden mit dem Frankenwalde, dem Thüringerwalde, der Rhön, dem Vogelsberge, dem Taunus, dem Westerwalde, dem Hunsrück und der Eifel eine etwa 130 Meilen lange Kette von Bergen, die ganz Deutschland von Osten nach Westen in zwei ziemlich gleiche Massen theilt. Es ist auffallend, daß wir Deutschen zwar wohl verschiedene Namen für die einzelnen Theile dieser Kette von Bergen, für das Ganze aber keinen zusammenfassenden und allgemein adoptirten Namen ausgeprägt haben. Dasselbe bildet ungefähr die Centralaxe dessen, was die Römer den „hercynischen Wald" nannten.

Von der Haupthebungsmasse dieser deutschen Mittelgebirge an nach Norden und nach Süden sind die Bodengestaltung, die Abdachungsweise, und in Folge dessen der Lauf der Flüsse durchweg verschieden, so wie eben jener Damm auch die Hauptmarkscheide des Klimas und der davon abhangenden Vegetation im Süden und Norden ist.

Von dem höchsten Rücken der westlichen Karpathen, der Sudeten, des Riesen- und des Erzgebirges gehen nach Norden hin nur kurze Nebenäste aus, die sich sehr bald in den Ebenen verlieren. Von ihrem Fuße erstreckt sich dann die norddeutsche Tiefebene 50—60 Meilen weit bis zur Seeküste hin. Im Süden jener Mittelgebirge ist die Bodengestaltung ungleich mannichfaltiger.

Nur ein geringer Theil Süddeutschlands steckt in den Thälern und Schluchten der Alpen; der bei Weitem größere ist fast durchweg Hochebene: die schwäbisch-baierische Hochebene südlich von der Donau, die schwäbisch-fränkische Hochebene nebst dem Plateau der Oberpfalz, nördlich von der Donau. Wohl in einzelnen Flußthälern, selten aber in größeren Massen wird die Oberfläche des süddeutschen Bodens unter eine Höhe von 250 M. über dem Meere hinabgedrückt. Man kann daher auch Süddeutschland gewissermaßen als ein zusammenhängendes Hochland

betrachten, und hat es daher auch im Gegensatze von Norddeutschland, das sich nur hier und da massenhaft bis zu der von ganz Süddeutschland eingehaltenen mittlern Meereshöhe erhebt, oft „Hoch- oder Oberdeutschland" genannt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ganze Oberfläche der norddeutschen Ebene noch vom Ocean bedeckt war, als die süddeutschen Gebirgsränder längst über dem Wasser hervorragten und große Binnenseen einschlossen. Man könnte daher auch zwischen einem ältern Süd- und einem jüngern Norddeutschland unterscheiden. Süddeutschland mochte längst von Pflanzen und Thieren belebt und bewohnt sein, als Norddeutschland nur noch der Boden des Oceans war, auf dessen Oberfläche Eisschollen die erratischen Blöcke herbeitrugen. Bei ihrem Rückzuge blieben die Meeresgewässer in einer mittleren Entfernung von ungefähr 50 Meilen vor dem deutschen Centralkamm stehen und begrenzen nun in einem Küstensaume von über 150 Meilen Länge die norddeutsche Ebene. Das südliche Deutschland ist dagegen durch die gewaltigen Mauern der Alpen von den Einflüssen des Meeres ausgeschlossen. Wir könnten daher Norddeutschland auch das oceanische Deutschland nennen, Süddeutschland dagegen als das continentale bezeichnen.

In Norddeutschland sind auch die hydrographischen Verhältnisse in Folge der einförmigen Abdachungsweise des Bodens sehr einfach. Die ganze norddeutsche Ebene hat nur eine Hauptabdachung, nämlich die aus Süd-Osten nach Nord-Westen von den mitteldeutschen Gebirgen zur Küste der Ost- und Nordsee. Alle ihre Gewässer sammeln sich daher in mehreren großen Adern, die der Hauptsache nach parallel neben einander hinfließen. Der Niederrhein, die Ems, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel, sie strömen alle in ihren Hauptsammlern aus Südosten nach Nordwesten. Rechnet man alle in ihrem Gebiete liegenden schiffbaren Strecken zusammen, so erhält man für Norddeutschland eine Flußschifffahrtslinie von mehr als 600 Meilen Länge.

Im Süden des deutschen Centralrückens gewähren bloß der Oberrhein, die obere Donau und der Main ähnliche Schifffahrtslinien, deren Länge zusammen aber kaum den dritten Theil der Mächtigkeit der norddeutschen Flußschifffahrts-Entwickelung ausmacht.

2. Klimatische Gegensätze und Producte.

Der einförmigen Gestaltung seines Bodens gemäß müßte Norddeutschland als eine große, von Osten nach Westen langgestreckte, von Norden nach Süden aber schmale und durch wenige Breitengrade gehende Niederung, die fast überall gleich wenig erhaben über dem Meere ist, auch ein sehr einförmiges Klima haben. Diese Gleichförmigkeit würde noch größer sein, wenn die Verhältnisse der Nachbarschaft im Osten und Westen ganz dieselben wären; allein im Westen strömen mildernde oceanische Einflüsse herein, während

im Osten Alles den continentalen Einwirkungen des kalten europäischen Nordostens geöffnet ist.

Das südliche Deutschland muß in Folge seiner weiter nach Süden hinabreichenden Lage so wie seiner Abschließung durch Gebirge gegen Norden und Osten im Ganzen ein wärmeres Klima haben, als das nördliche. In Folge seiner viel mannichfaltigern Bodengestaltung, seiner hohen Plateaux und seiner noch höheren Gebirgsthäler und Bergspitzen hat es im Einzelnen ein viel mannichfaltiger modificirtes Klima, als Norddeutschland, obgleich sich weder im Westen die oceanischen Einflüsse, noch im Osten die continentalen Einflüsse des Nordostens in demselben Grade fühlbar machen, wie bei Norddeutschland.

In Bezug auf mineralische Producte geht der Norden dem Süden voran. Fast alle unsere bedeutendsten Bergwerksdistricte liegen im Norden der hercynischen Bodenschwelle. Namentlich sind dem Süden die für die Industrie und die Handelsbewegung (mittelst Dampfschiffen und Eisenbahnen) so äußerst wichtigen Steinkohlen nur spärlich zugemessen, während die Hauptkohlenreviere sich in Oberschlesien, im Königreich Sachsen (Zwickau-Chemnitzer Becken und Plauenscher Grund), am Thüringer Walde, in der Saargegend, der Rheinpfalz, an der Ruhr in Westfalen, in der Gegend von Aachen vorfinden und durch ihre Ausbeutung Grundlagen einer bedeutenden Industrie geworden sind.

Da der Boden und das Klima Süddeutschlands mannichfaltiger gestaltet und abgestuft sind, als die Norddeutschlands, so sind daher im Ganzen auch die süddeutsche Flora und Fauna mannichfaltiger und reicher an Gattungen.

Auf den höchsten Alpen Süddeutschlands gibt es eine Menge von Pflanzen, die in Norddeutschland gar nicht vorkommen. Wenn auch die Scala der Vegetationsstufen in den anderen Gebirgen Süddeutschlands nicht so groß ist, wie in den Alpen, so ist sie doch fast überall umfassender, als durchweg in Norddeutschland. Man kann eine Menge sowohl wilder als auch, was uns hier wichtiger ist, Culturpflanzen nennen, welche in ganz Süddeutschland verbreitet sind, und welche gar nicht oder doch nur sehr sporadisch über die deutschen Mittelgebirge nach Norden hinausgehen. Dahin gehört vor allen Dingen der Weinstock. Er gedeiht sogleich in vorzüglichster Fülle und Güte im Mainthale, hart am südlichen Fuße der deutschen Centralschwelle. Die Rebe schlingt sich durch das ganze mittlere und obere Rheinthal und ist hier durch alle Thäler der Zuflüsse des Rheines verbreitet. Nur auf dem baierischen Central-Plateau fehlt sie. Im Norden unserer Grenzlinie zeigt sie sich nur sporadisch am Rhein bis Köln, an der Elbe und der Saale. Die Kastanie kommt in bedeutender Menge nur im Oberrheinthale, am Main und in einigen anderen Strichen Süddeutschlands vor. Aehnliches läßt sich vom Wallnußbaum und vom Tabak behaupten. Roggen

ist in Norddeutschland das Hauptgetreide, in Süddeutschland hat der Weizen mehr das Uebergewicht.

Wenn man sowohl die wilde Naturflora als die Culturflora Süddeutschlands im Vergleich zu der des Nordens als mannichfaltig bezeichnen muß, so herrscht dagegen in der Flora Norddeutschlands, eben so wie in seinem Klima, eine große Einförmigkeit, und in den Verbreitungskreisen der Pflanzen ein großartiges Umsichgreifen. Weit wuchernde, gesellige Haidekräuter und Moorpflanzen, große, massenhaft zusammenhangende Wälder und Gehölze von Buchen, Tannen, Eichen, ebenso weit um sich greifende Wiesen (in den Marschen, in Pommern ꝛc.) und ganze, bloß mit Kornwuchs gefüllte Landschaften von vielen Meilen im Umfange sind die charakteristischen Züge des Anblicks, den die Vegetation Norddeutschlands gewährt. Während in Süddeutschland Alles abgestuft, bunt, parcellirt ist, erscheint hier Alles mehr massenhaft, vergesellschaftet. Man kann Eiche und Buche als charakteristische Bäume von Norddeutschland, nicht so von Süddeutschland bezeichnen.

Auch in der Thierwelt gibt es Erscheinungen genug, welche dem Norden oder Süden Deutschlands entweder nur allein oder nur vorzugsweise angehören, und zwar gilt dies sowohl von den wilden als von den gezähmten. Während die Alpen einzelne Thiergattungen beherbergen, welche man im Norden gar nicht kennt, so das Murmelthier, den Steinbock, die Gemse, kommen im Norden noch einige große Vierfüßer vor, die im Süden unbekannt sind, z. B. das Elenthier in Ostpreußen. Die Vierfüßer, die der Mensch fast überall zähmte und in seinen Haushalt aufnahm, sind im Norden und Süden ebenfalls auf verschiedene Weise verbreitet. Die Ziegen, die Esel und Maulesel sind im Süden häufiger als im Norden. Die Schafe, insbesondere auch die Zucht der feinen Merinoschafe, sind häufiger im Norden (Pommern, Sachsen und Schlesien) als im Süden. Die Hauptländer für deutsche Pferdezucht liegen im Norden (Ostpreußen, Holstein, Mecklenburg, Hannover). Die Schweinezucht wird am meisten im Norden, im Buchen- und Eichenlande (z. B. Sachsen und Westfalen) betrieben. — Unter den wilden Vögeln gibt es viele, die bloß im Norden vorkommen. Die wilden Gänse und Schwäne erscheinen fast nur auf den nördlichen Seen; die wilden Enten wandern in großen Massen fast nur längs der Meeresküsten und längs der großen Ströme und der wässerigen Niederungen des Nordens. Ueberhaupt sind alle Gattungen Wasservögel im Norden häufiger und für ihn charakteristisch. Die Reptilien dagegen und manche Arten von Insecten und Würmern, Schlangen, Eidechsen, Frösche und Schnecken sind im Süden häufiger als im Norden. Die Wanderheuschrecken erscheinen in Süddeutschland zuweilen, in Norddeutschland fast nie; die Bienenzucht wird großartig fast nur in den Haidegegenden Norddeutschlands betrieben, die Zucht des Seidenwurmes umgekehrt einigermaßen bedeutend nur in Süddeutschland. Der Reichthum an Fischen bildet einen der Hauptunterschiede von

Nord- und Süddeutschland. Die langgestreckten Meeresküsten im Norden bringen den Bewohnern Norddeutschlands Seethiere aller Art ganz nahe. Ein ansehnlicher Theil der Nahrung der Norddeutschen besteht in Fischen. Auch die Anzahl der Gattungen und Individuen der Flußfische ist in Norddeutschland weit größer. Manche Wanderfische kommen aus der Nordsee und Ostsee nur in die norddeutschen Flüsse hinein und überschreiten die mitteldeutschen Gebirge nicht, entweder weil hier, wie bei der Weser und Oder, die Wassercanäle vollständig endigen, oder weil ihnen die süddeutschen Gewässer nicht mehr zusagen. Süddeutschland hat nur einen Fluß, in welchem auch große Süßwasserfische, Lachse, Störe, Welse 2c., heimisch sind, die Donau, freilich aber auch nicht in so großen Quantitäten, wie im Norden. Auch die zahlreichen kleinen Seen des Nordens (in Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Preußen) bergen eine Fülle von Fischen, wie sie der an Seen ärmere Süden nicht kennt.

Gelangen wir endlich zum Menschen, so kommen jetzt im Durchschnitt in Norddeutschland beinahe eben so viele Einwohner auf die Quadratmeile als in Süddeutschland. In Norddeutschland ist die Mehrzahl der Städte größer und besser bevölkert als in Süddeutschland. Der Norden zählt 9 Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern, der Süden nur eine; der Norden außerdem noch 18 Städte (einschließlich Mainz und Metz) mit mehr als 50,000 Einwohnern, der Süden (einschließlich Straßburg) nur vier.

II.

Moralische und ethnische Contraste zwischen Nord- und Süddeutschen.

Dieselben Unterschiede, die man in der ganzen Welt zwischen nördlichen und südlichen Völkern, zwischen Ebenen- und Gebirgsbewohnern, zwischen See- und Binnen-Nationen entdeckt hat, lassen sich auch wieder in Deutschland bei den Nord- und Süddeutschen nachweisen, natürlich aber in weniger schroffen Schattirungen, da hier von einem nicht sehr großen Erdoberflächenstück und nur von den Hauptkreisen derselben Nation die Rede ist.

1. Dualismus der Sprache.

Wie in Bezug auf physikalische Verhältnisse, so zerfällt Deutschland zunächst auch in Bezug auf die Sprache in zwei Hauptabtheilungen, in eine süd- oder oberdeutsche und in eine nord- oder niederdeutsche. Im Ganzen tragen die norddeutschen Dialekte das Gepräge des Flachlandes und der Meeresküste, so wie die süddeutschen das Gepräge des Gebirgslandes. Jene haben überall die weicheren Formen, diese fast durchweg die härteren und schärferen Laute. Die oberdeutschen Mundarten werden gleichsam „ge-

sungen", d. h. es findet in ihnen ein mannichfaltiger Wechsel in Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne statt, ein Anschwellen und Sinken der Stimme, wodurch die Sprache eine weit bedeutendere Modulation für das Ohr darbietet, als die des Niederdeutschen. Dieser spricht mehr glatt weg und eintöniger, ohne die Stimme zu heben und zu senken. Seine Sprachweise scheint ein Spiegelbild der Einförmigkeit seines Landes zu sein, sie ist weicher, flüssiger, gleichsam wässeriger, wie sein Land, die des Oberdeutschen farbiger, saftiger, volltöniger, aber auch rauher.

Es gab im Mittelalter eine Zeit, wo in Deutschland sowohl die Masse des Volks als auch die Gebildeten in jenen beiden Hauptdialekten redeten und wo daher auch zwei Schrift- und Literatursprachen existirten, eine nord- oder niederdeutsche und eine süd- oder hochdeutsche. Doch wurde das Niederdeutsche aus den Kreisen der Gebildeten und der Literatur allmählich verdrängt und hielt sich als Literatursprache nur noch in Holland.

2. Menschenschlag, Körperbau.

Im Ganzen kann man wohl sagen, daß der kräftigere und größere Menschenschlag in Norddeutschland zu Hause ist. Das gesetzmäßige Militärmaß ist in Preußen und Mecklenburg etwas größer als in Würtemberg und Baiern. Freilich gibt es im Norden auch mehrere kleine Stämme, z. B. die Sachsen am Erzgebirge, und hier und da in Thüringen, so wie es umgekehrt im Süden sehr kräftige und große Gestalten gibt, z. B. in den Voralpen und im Schwarzwalde. Nordische Kraft ist aber noch jetzt kein leeres Wort. Der mecklenburger Bauer, der friesische Marschbewohner, der pommersche Viehzüchter, der norddeutsche Matrose und die Packträger und Waarenverlader in den norddeutschen Hafenstädten leisten Kraftäußerungen, die im Süden unerhört wären.

Der Körperbau der Süddeutschen ist fast durchweg gedrungener. Die süddeutschen Weinculturstriche, Obst- und Gemüsebaugegenden haben namentlich überall ein nicht so starkes Geschlecht, wie die norddeutschen Marschen, Haide- und Ackerbaudistricte. Die Gesichtszüge sind in Süddeutschland im Ganzen mehr abgerundet, in Norddeutschland länglicher und ovaler, auch sind sie im Süden markirter, im Norden verwischter, so wie auch der Ton der Stimme im Süden durchweg voller und metallreicher, im Norden matter und feiner ist, als im Süden.

3. Temperament, Charakter, geistige Anlagen, Religion.

Am meisten aber gehen die Nord- und Süddeutschen in Bezug auf Anlagen des Geistes und Gemüths auseinander. Kaltes Blut, Phlegma, melancholisches Temperament, größere Ruhe, Vorherrschen der Verstandes-

thätigkeit, das sind Eigenschaften, welche man vorzugsweise dem Norden im Gegensatz zum Süden vindicirt; diesem schreibt man dagegen ein sanguinischeres Temperament, eine regere Phantasie, größere Fröhlichkeit, eine poetischere Natur zu.

Der Nordländer überhaupt, und so im gewissen Grade auch der Norddeutsche, hat das ganze Jahr hindurch mit den rauhen Einflüssen der Natur zu kämpfen. Er lebt mit ihr fast in einem feindlichen Verhältnisse. Seine ganze Existenz ist eine viel künstlichere und berechnete. Der Südländer überhaupt, und so mehr oder weniger auch der Süddeutsche, lebt in und mit der Natur als ihr Freund. Er wird gleichsam ein Naturkind und nimmt den leichteren und unbefangeneren Sinn eines solchen an. Dazu kommt nun noch die Einförmigkeit des flachen, sandigen, sumpfigen, nebligen Bodens von Norddeutschland und der damit scharf contrastirende mannichfaltige Schmuck der süddeutschen Landesnatur. In den Bergen und Thälern von Süddeutschland, welche die Phantasie so mannichfaltig anregen, sind die meisten der schönen deutschen Volkssagen entstanden. Dort sind die Hauptsitze und Quellen der deutschen Volkspoesie. Das Nibelungenlied und überhaupt alle unsere ältesten nationalen Dichtungen haben sowohl ihren Hauptschauplatz als auch ihre Geburtsstätte in Süddeutschland. So lange die deutsche Poesie noch wahre Volkspoesie, ein Gemeingut Vieler war, blühte sie (der Minnegesang, die Meistersänger) vorzugsweise in Süddeutschland. Erst als nach Erfindung der Buchdruckerkunst, mit der Ausbildung unserer verfeinerten Schrift- und Literatursprache, Apollo vorzugsweise unter den Gebildeten und Gelehrten sich seine Jünger erwählte, gingen aus Norddeutschland große Dichter hervor.

Der Witz des Norddeutschen ist mehr kritischer, beißender Natur, der des aufgeweckten und drolligen Schwaben ist gemüthlicher, mehr poetischer Natur. Die Producte des Berliner Witzes und die des Münchener Volkswitzes können hier als Repräsentanten des Nordens und Südens gelten. Ein größerer Frohsinn und eine größere Herzlichkeit geht so weit, als die Rebe in Deutschland rankt. Gesang ist vorzugsweise im Süden zu Hause.

In Bezug auf Verstand ist aber der Norddeutsche dem Süddeutschen weit voraus. Er ist wie des kindlicheren Süddeutschen älterer Bruder, daher auch in dieser Zeit der Herrschaft des Verstandes ihm in vielfacher Hinsicht überlegen geworden, und so ist auch dorthin jetzt das Uebergewicht der deutschen Macht gefallen. Ueberhaupt scheint der Norden der Intelligenz günstiger zu sein, als der Süden. Das nördliche Frankreich, das nördliche Deutschland und Oberitalien haben im Gegensatze zum Süden dieser Länder eine größere Belesenheit, Wissenschaftlichkeit und eine bessere Schulbildung. Dazu tragen die klimatischen Verhältnisse nicht wenig bei. Die langen nördlichen Winterabende, das zusammengehaltene häusliche und Familienleben, die geringere Zerstreutheit der Menschen in Straßen, Feld und Natur be-

wirken es, daß sie mehr Lust zum Lesen und Schreiben haben und sich gegenseitig mehr Bildung und Kenntnisse mittheilen. Dem widerspricht keineswegs die geschichtliche Thatsache, daß das Licht der Wissenschaften zuerst unter einem südlicheren Himmel auftauchte. So lange die Bildung, wie bei den Griechen und Römern, nur von Munde zu Munde fortgepflanzt wurde, mußte sie im Süden bleiben. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst aber mußte sie in die nördlichen Länder wandern, wo man mehr Zeit und Gelegenheit zum Lesen findet.

Eine der folgenreichsten und bleibendsten politischen Spaltungen von Nord- und Süddeutschland bereitete sich im 16. Jahrhundert vor und trat mit der Kirchenreformation ins Leben. Luther erhob sein Banner in Norddeutschland. Er riß bald den ganzen Norden mit sich fort, wo die Fürsten schon oft dem im fernen Süden residirenden Kaiser widerstrebt hatten und in der Kirchenreformation eine vortreffliche Gelegenheit erblickten, sich vom Kaiser, der die Partei der Kirche ergriff, noch unabhängiger zu machen.

Der Norden und Süden rangen und wütheten dreißig Jahre lang gegen einander, der Süden mit Hülfe italienischer, spanischer und anderer südeuropäischer Truppen, der Norden mit Hülfe der Schweden, Dänen und anderer nordeuropäischer Völker. Noch nie hatte sich Deutschland so scharf in zwei feindselige Lager gespalten: die katholische Liga im Süden, die Union der protestantischen Fürsten im Norden. Der Friede welcher zuletzt diesen dreißigjährigen Bruderkrieg endigte und der die Verhältnisse der deutschen Protestanten und Katholiken, so wie die Verhältnisse der Fürsten zum Kaiser festsetzte, zeigte endlich ein dem Wesen nach protestantisches Norddeutschland und ein in der Hauptsache katholisches Süddeutschland, und so ist es im Allgemeinen seitdem geblieben.

Da Protestantismus und Katholicismus auch die Sitten und Gebräuche, die wesentlichen Lebensansichten und den Charakter ihrer Anhänger vielfach bedingen, so kann man sagen, daß Deutschland durch kein Ereigniß entschiedener gespalten wurde, als durch diese religiöse Spaltung, die der Hauptsache nach mit der natürlichen Spaltung in Nord- und Süddeutschland zusammentraf. Die Volksbildung, die Entwickelung der Sprache und Literatur, die ganze Denkweise und der Charakter der beiden Hälften der Nation wurden andere.

Wie mannichfaltig indeß und verschieden die Abschattungen des deutschen National-Charakters erscheinen mögen, so behaupten sie doch alle, dem Auslande gegenüber, einen ganz eigenthümlichen Grundton. In der engen Atmosphäre seiner Häuslichkeit gedeihen alle jene stillen Tugenden, welche den Deutschen zu einem fleißigen, ordentlichen Haushalter, trefflichen Vater und treuen Ehegatten machen. In dem innigen Verkehr des traulichen Familienkreises entfaltet sich vorzugsweise jene echt vaterländische Blume, die er selbst „Gemüth“ nennt, die andere Nationen aber zum Theil weder

würdigen, noch begreifen, ja, kaum zu bezeichnen wissen. An seinem friedlichen Heerde erwächst jene unergründliche deutsche Gutmüthigkeit und kindliche Herzensfreundlichkeit, die den Fremden häufig für kindische Einfalt gilt. In dem stillen Zimmer gewinnt er Vorliebe für eine beschauliche Betrachtung des Lebens; erlangt er jene Stille der Seele, welche die deutsche Nation zu einem „Volke von Denkern“ gemacht und sie mit einer Mannichfaltigkeit, mit einer Allseitigkeit der Erkenntniß, mit einem Reichthum philosophischer Weltanschauung ausgestattet hat, wie keine andere; jene edle Pietät, die Mutter der Freundes- und Liebestreue, der Familien- und Unterthanenliebe, der Biederkeit in Wort und That, und zugleich jene duft- und klangreiche Lyrik des Daseins, welche sich in der deutschen Poesie und Kunst, in der ganzen Literatur, ja, in der Geschichte des Volkes selbst wiederspiegelt. In seine Geistesarbeit versenkt, über Philosophemen und Theoremen brütend, im innerlichen Ringen um die Lösung der heiligsten und höchsten Fragen der menschlichen Existenz, hat er oft, dem Handeln scheinbar entfremdet, den Druck des Auslandes vergessen, und nur von Zeit zu Zeit, ein aus tiefem Traume erwachender Riese, die um ihn gelegten Fesseln heftig abgeschüttelt, aber durch sein allseitiges geistiges Streben und inneres Kämpfen fast unbewußt die höchsten und reinsten Interessen der Menschheit in Wahrheit mehr gefördert, als irgend eine andere Nation.*)

I. Nord- und Mittel-Deutschland.

102. Die norddeutsche Tiefebene.

(Nach Bernhard v. Cotta, Deutschlands Boden, und Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Die norddeutsche Tiefebene umfaßt alles deutsche Land nördlich vom Fuße der Sudeten, des Riesengebirges, des Erzgebirges, des Harzes, der Weserketten, des Teutoburger Waldes und des rheinischen Schiefergebirges und dringt auch noch mehrfach in Buchten zwischen diese Gebirge ein. Auf einem Flächenraum von mehr als 7000 □-Meilen erhebt sie sich nur wenig über den Spiegel des Meeres. Dennoch ist sie keine ununterbrochene Ebene, sondern wird von mehreren flachen Höhen oder Landrücken durchzogen, welche sich 100—250 M. über den Meeresspiegel erheben.

Einer dieser Höhenzüge umgibt in weitem Bogen die Küsten der Ostsee. Sein westlicher Theil ist der holsteinsche Landrücken, daran schließt sich der mecklenburgische, dann der pommersche Landrücken und die preußische Höhe

*) Der Schluß nach A. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.

an. Merkwürdiger Weise sind gerade diese flachen Höhen von ungemein vielen kleinen Landseen bedeckt, weshalb man sie auch die norddeutsche Seeplatte genannt hat. Viele dieser Seen sind sehr tief, eine große Anzahl gilt im Volke für unergründlich; einige sind historisch beglaubigte Erdfälle, andere verrathen solche Entstehung durch ihren Habitus, einige enthalten erweislich versunkene Wälder und Torfmoore, von vielen erzählt die Volkssage, daß Städte und Dörfer darin versunken seien.

Diese flachen Höhenzüge oder Landrücken bestehen an der Oberfläche größtentheils aus diluvialem Sand, und der verbreitetste Ausdruck für diesen etwas erhöhten Sandboden ist „Geest“ oder „Geestland“, während der ebene, oft alluviale oder sumpfige Boden dazwischen je nach Umständen „Klei“, „Marsch“, „Moor“ oder „Schlick“ genannt wird. Die großen erratischen Felsblöcke, die nach einer Hypothese der Geologen auf schwimmenden Eisschollen aus Skandinavien und Finnland nach Deutschland eingewandert sind, dienen vielfach zu den gemeinsten wie zu den erhabensten Zwecken. Begierig greift in der felsenlosen Niederung der Straßenbauer wie der Pflasterer nach diesen festen Wanderblöcken; aus Kalkstein bestehend, sind sie höchst willkommene Vertreter weit und breit mangelnder Kalkflötze. Die schönsten granitnen Findlinge aber wählt sich der Künstler aus, um sie entweder selbst in Kunstwerke zu verwandeln oder wenigstens seine Statuen darauf ruhen zu lassen. Sie sind im fremden Lande ein reicher Segen geworden und die Denksteine einer merkwürdigen geologischen Periode, in welcher nordische Eisschollen bis an die deutsche Grenze herantrieben und den heimischen Grabstein eines Schwedenkönigs auf dem Schlachtfelde von Lützen bereit hielten.

Sehr merkwürdig ist südlich von der Seenplatte der Lauf der Flüsse. Sie suchen nicht auf dem nächsten Wege von den Gebirgen aus das Meer zu erreichen, sondern sie folgen vorherrschend der Richtung aus S. O. nach N. W., und wo sie diese Hauptrichtung verlassen, um sich nördlich zu wenden, da geschieht es gewöhnlich plötzlich, aber nur auf eine kurze Strecke, um dann wieder in die alte Richtung zurückzukehren. Sind sie aber einmal in die norddeutsche Seenplatte eingedrungen, dann kehren sie nicht wieder in die alte Richtung zurück.

Mag der Rhein immerhin als der Typus eines im schönsten Ebenmaß entwickelten Stromlaufes gelten, mag er sich rühmen, daß von seinen Ufern aus das erste Licht in die dichten und rauhen Wälder Germaniens gedrungen ist, daß er der Ausgangspunkt war und die Wiege jenes ersten germanischen Reiches, welches zwei große Nachbarländer umfaßte, daß er Zeuge war der Thaten jenes in das Dunkel der Sage gehüllten Geschlechtes der Nibelungen, daß ihn die ältesten Städte, Metropolen der Kirche und des Handels, Kaisersitze, Ritterburgen und Münster zieren, daß ihn die Erinnerungen an glanzvolle Reichstage, Kaiserwahlen und Kaisergräber verherrlichen,

mag er sich rühmen, daß er die Wahlstatt abgegeben hat für die Entscheidung der wichtigsten europäischen Fragen — die Gebiete der Weser und der Elbe, der Oder und der Weichsel waren ebenfalls zu einem die Völkergeschichte bestimmenden Boden ausersehen. In den Wesergauen schlug Armin seine Siegesschlachten, stritt Karl der Große gegen Wittekind und seine Sachsen in länger als dreißigjährigen Kämpfen, erstand die Stadt, deren Schiffe die Ehre der deutschen Handelsmarine mit Erfolg vertreten. Am Elbestrom war es, wo der römische Kaisersohn (Drusus) die Warnung zur Umkehr erhielt; sein Gebiet war die Wiege eines glorreichen Kaiserhauses, der Schauplatz der Kriegesflamme, welche das Concil in Costnitz angeschürt hatte, der Entscheidungsschlachten in den gewaltigsten Völkerkämpfen der Neuzeit. Für die ältere Zeit, für das beginnende Mittelalter waren Donau und Rhein geschichtlich gegen die Elbe bevorrechtet. Die neue Zeit stellt die Elbe, wenn nicht in den Vordergrund, doch mindestens neben den Rhein. Der Oberlauf der Elbe gehört Böhmen an. In ihrem nordwestlichen Laufe durch die große norddeutsche Tiefebene und zwischen der Lüneburger Haide und der Mecklenburgischen Seenplatte erreicht sie die Nordsee, deren innersten Winkel sie bildet. Ihre größeren Zuflüsse erhält sie sämmtlich, gleich der Oder und Weichsel, aus der Tiefebene, welche ihre nördliche Begrenzung an dem mit Seen erfüllten, der baltischen Küste parallel laufenden Landrücken hat. Unter den linken Nebenflüssen der Elbe ist die Saale mit der Ilm, der Unstrut und der weißen Elster nebst der Pleiße am wichtigsten, unter den rechten die Havel nebst der Spree; die Mulde und die schwarze Elster sind weniger von Bedeutung. Die Elbe trägt schon bei ihrem Austritt aus Böhmen bedeutende Schiffslasten. Nächst dem Rhein ist sie ihrer Mittellage wegen vorzüglich zu einem Verbindungsgliede der deutschen Ströme unter einander und mit den begrenzenden Meeren geeignet. Durch die Moldau, welche der südlichsten Ecke Böhmens entquillt, ist sie dem Donaugebiete genähert, durch die Spree und Havel, aus denen der Mühlroser und der Finow-Canal in die Oder führen, steht sie mittelst der Oder mit der Ostsee in Verbindung. Ihre Mündung selbst, welche von Hamburg an hinreichende Tiefe für die größten Seeschiffe hat, führt in die Nordsee. Das Fichtelgebirge, trotz seiner geringen Dimensionen der Mittelpunkt Deutschlands, von welchem der Main nach Westen dem Rhein, die Naab nach Süden der Donau zuströmen, sendet auch der Elbe nach Osten die Eger und nach Norden die Saale. So sehen wir mittelst dieser vier Nebenflüsse, welche von ein und demselben Gebirgsstocke nach den vier Weltgegenden fließen, die größten deutschen Flüsse, deren Hauptrinnen selbst sich gegenseitig auszuweichen scheinen, in eine centrale Beziehung gesetzt.

Die Einförmigkeit des Parallellaufes der norddeutschen Flüsse wird einigermaßen dadurch gemildert, daß sie sich in zwei verschiedene Meere ergießen und daß ihre Oberläufe bei sehr verschiedener Länge gleichfalls eigen-

thümlich unterschiedenen Bodenformen angehören. Die Weser tritt aus dem offenen hessischen Berglande, da wo es am weitesten nach Norden vorliegt, die Elbe aus dem geschlossenen böhmischen Stufenlande in die Ebene; die Oder gehört bloß mit der linken Seite ihres Oberlaufes einem Berglande an, mit der rechten macht sie den Uebergang zu den großen östlichen Niederungen.

Mitten zwischen dem Rhein und der Elbe hat die Weser ihren Lauf. Sie hat ihre Quellarme, die Werra und die Fulda, welcher letzteren die Eder westlich vom Rothlagergebirge zufließt, auf dem Thüringer Walde und am Rhöngebirge. Die Weser nimmt von der linken Seite kurz vor ihrem Austritt aus der Porta Westphalica die Werre und unweit ihrer Mündung die Hunte auf. Wie die Elbe an der Havel nebst der Spree, die Oder an der Warthe nebst der Netze, die Weichsel an dem Bug nebst dem Narew ihre größten östlichen Nebenflüsse haben, so bekommt die Weser von derselben Seite die Aller nebst der Leine. Die Aller entspringt nahe der westlichen Hauptbiegung der Elbe, welche durch Magdeburg markirt ist, ist jedoch nicht bedeutend genug, um durch einen Canal geradeso mit der Elbe verbunden zu werden, wie die Havel nördlich von Küstrin und die Spree südlich von Frankfurt mit der Oder, die Netze bei Bromberg mit der Weichsel und der Bug durch den Przypiec mit dem Dnjepr in Verbindung gesetzt worden sind. Die Leine fließt aus dem Eichsfelde im Parallellauf mit der Weser, von welcher sie der Solling scheidet, der Aller zu, die überdies noch vom Harz aus durch die Oker verstärkt wird. Zwischen der Weser und dem Rhein nimmt der Dollart auch die aus dem Teutoburger Walde stammende Ems auf, der rechts die Haase zufließt. Die Gegenden zwischen dem Niederrhein und der Niederelbe waren die Wohnsitze des Kernes der altgermanischen Stämme. Ihr Mittelpunkt war das Wesergebiet. Die ganze Küste der Nordsee hatten die Ingävonen, d. i. Küstenbewohner, inne, welche aus den Batavern, Friesen und Amsivariern an der untern Ems und den an den Marschländern von der Ems bis zur Elbe seßhaften Chauken bestanden. Südlich von den Ingävonen bis an die südlichen Plateaux und östlich von den Istävonen (am Rhein von der Main-Mündung bis zur Yssel) bis über den Harz lagen die Wohnsitze der Hermionen, zu denen die Völkervereine der Cherusker um die Mittelweser und der Chatten im hessischen Berglande gehörten.

---

103. Königsberg.

(Nach W. Cornelius, Wanderungen an der Ostsee, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Königsberg gewährt, von allen Seiten gesehen, nur eine gewöhnliche thurmreiche Stadt-Ansicht. Die Umgebungen sind flach aber fruchtbar. Diese

zweite Hauptstadt Preußens besteht aus drei Haupttheilen: der Altstadt auf der rechten Seite des Pregel, der Insel des Kneiphof am Zusammenflusse des alten und neuen Pregel mit den Vorstädten auf der linken Seite des Pregel, und dem Löbenicht, drei ehemals unabhängigen Städten, in gemeinsamer (jetzt befestigter) Ringmauer, aber durch Scheidemauern getrennt, deren Bewohner sich oft gegenseitig bekriegten. Sie wurde im J. 1255 vom Deutschen Orden zum Schutz gegen die heidnischen Samländer auf den Rath des Königs Ottokar II. von Böhmen, der einen Kreuzzug gegen die Preußen unternommen hatte, erbaut und ihm zu Ehren benannt. Aus dieser Zeit stammt auch das königliche Schloß, welches Anfangs Sitz eines Comthurs des Deutschen Ordens, seit 1525 Residenz der Herzoge von Preußen, später der Kurfürsten von Brandenburg und zuletzt der Könige von Preußen war, deren erster, Friedrich I., sich in der im Westflügel befindlichen Schloßkirche selbst die Königskrone aufs Haupt setzte, welchen Act der Selbstkrönung König Wilhelm I. am 18. October 1861 wiederholte.

Außer dem Schlosse, mit dem Moskowiter-Saale (in welchem 1516 die moskowitischen Gesandten mit dem Markgrafen Albrecht ein Bündniß gegen Polen unterhandelten), erheben sich noch sieben Thürme aus der großen Häusermasse, die aber weder durch besonders edle noch durch großartige Formen (vielleicht am wenigsten die beiden Thürme des Doms auf der Insel des Kneiphofs) das Auge zu fesseln vermögen. Dagegen fühlt sich bei der Anschauung Königsbergs der Geist mächtig angeregt! Was hat diese Stadt zu allen Zeiten geleistet und gelitten! Welche große Beispiele zur Nachahmung hat sie der Welt gegeben, und welche edle und tüchtige Männer hat sie geboren und herangebildet! Männer wie Simon Dach, Kant, Hippel, Herder, Hamann, der Pädagog Dinter, J. Werner, Herbart, Joh. Voigt, Lachmann, Lobeck u. A. haben hier gelebt und gelehrt. In diesen engen, unköniglichen Straßen Königsbergs war es, wo Friedrich Wilhelm III. zur Zeit des unglücklichen Krieges, im schlichten Ueberrocke, vom Schicksal schwergebeugt, einherging und durch leutseliges Wesen sich Aller Herzen gewann. Hier war es, wo Fichte reden durfte, freier wie in Berlin. Hier war es, wo Patrioten, wie Stein, W. v. Humboldt, Niebuhr, Schön, Nicolovius, Stägemann u. A., im Stillen das Werk der Vaterlands-Befreiung vorbereiteten; hier war es endlich auch, wo zu allen Zeiten die Rechte des Volkes überwacht und muthig vertreten wurden. Königsberg ist die Stadt, die ihre Schwestern fragen darf: wer unter Euch hat in der Zeit der Gefahr und Schmach Schmerzen wie ich erlitten und Opfer wie ich gebracht? Königsberg ist die patriotischste der Städte und die ehrwürdigste der Mütter im Norden, denn sie hat den „Tugendbund" und durch diesen die Unabhängigkeit des Vaterlandes geboren.

Weniger tröstlich aber ist ein Blick auf den jetzigen materiellen Zustand Königsbergs. Durch seine isolirte, vom Mittelpunkte Preußens und Deutsch-

lands fast abgesperrt zu nennende Lage ohnehin schon sehr im Nachtheil, ist nun auch sein einst so blühender Handel mit Polen, Curland und den übrigen russischen Provinzen durch die Grenzsperre Rußlands gelähmt. Wenn sonst die (1554 als eine „echt lutherische" gegründete) Universität, „Collegium Albertinum", eine der blühendsten war und von den reichen Söhnen Curlands und Polens besucht ward, die Leben und Geld hieher brachten, so studiren hier jetzt fast durchgängig nur die Söhne der nach und nach mittellos gewordenen Provinz, kaum oft 400 an der Zahl, während zu Kant's Zeiten die „Albertina" über 1000 Studirende zählte.

Da der Pregel in der Stadt nur 4 Meter Tiefe hat, überdies zwei Sandbänke das Haff schwieriger zu befahren machen, so bildet Pillau am Eingange des frischen Haffs den Hafen für Königsberg und wird dadurch mit in das Wachsthum und Gedeihen des Hinterlandes hineingezogen.

---

104. Marienburg.

(Nach Louis Passarge, Aus dem Weichseldelta, und Hans Prutz, Danzig das nordische Venedig, in Fr. Raumer's historischem Taschenbuch, bearbeitet vom Herausgeber.)

Bei der Eroberung Preußens verfuhr der Deutsche Orden, wie allgemein anerkannt wird, sehr planmäßig, indem er durch Gründung von Burgen den zunächst unterworfenen Landstrich sicherte. So entstanden zuvörderst, der verbindenden Flußader des Weichselstromes entsprechend, die Burgen Thorn, Culm, Marienwerder, Elbing, später folgten die Burgen am frischen Haff, wie Braunsberg u. a. Die Ordensritter beluden gewöhnlich ein Schiff mit den nothwendigsten Materialien zur Anlegung eines festen Platzes und sandten dasselbe mit einer Kriegerschar die Weichsel hinunter bis zu der Stelle, welche zur Anlage eines Castells bestimmt war. Die heidnischen Preußen sahen in den meisten Fällen diesem Verfahren ruhig zu, bis sie zu ihrem Verderben die Folgen dieser Festsetzung des Feindes erkannten.

Als die Ordensritter im J. 1276 zum Schutze der Schifffahrt auf der Nogat — auf welchem Wege sie Elbing und andere Burgen in Kriegszeiten zu verproviantiren pflegten — eine Burg erbauten und sie zu Ehren der h. Jungfrau, ihrer Schutzpatronin, die Marienburg nannten, mochte es kaum von vornherein beabsichtigt gewesen sein, dieselbe als den Mittelpunkt der damals bereits gesicherten Herrschaft über das Bernsteinland zu errichten; aber die Vorzüge der bewundernswerthen „Position" mußten bald ins Auge fallen. Während Danzig der Nähe des Meeres, der Ader eines gewaltigen Stromes, dem Zusammentreffen von Höhe und Niederung seine bedeutende handelspolitische Position verdankt, mußte bei der Marienburg der mercan-

tile Gesichtspunct dem administrativen und militärischen Interesse untergeordnet bleiben. Dieser Sitz der Ordensherrschaft war von Thorn und Königsberg etwa gleich weit entfernt, stand mit beiden durch das Haff, die Nogat und die Weichsel in Verbindung, gestattete über Elbing und Marienwerder einen leichten und ungestörten Verkehr mit den inneren Landschaften und den daselbst zahlreich angelegten Burgen, denen rasch Truppen zugeführt werden konnten, eröffnete aber zugleich westwärts eine großartige Perspective von künftigen Erwerbungen und Erweiterungen; Danzig, die Hauptstadt Pommerellens, mit ihrer Weltstellung dämmerte am fernen Horizonte, und das Meer mit seiner Unendlichkeit stand wenigstens vor dem geistigen Auge da. Ueberhaupt hat es von je her in der Politik einer erobernden Macht gelegen, den Sitz ihrer Herrschaft nicht in den Mittelpunkt des bereits bezwungenen Landes (dieser wäre hier etwa Elbing gewesen), sondern da anzulegen, wo der Blick auf die noch zu überwältigenden Landschaften gerichtet ist (Danzig und das linke Ufer der untern Weichsel ward schon 1310 vom Orden erobert). In diesem Sinne einer großartigen Eroberungspolitik ist auch Petersburg gegründet worden.

Schon den flüchtig (auf der Eisenbahn) Vorbeieilenden erfreuen die Giebel und Simse des im zierlichsten Backsteinbau ausgeführten Hochmeisterschlosses, dessen leicht aufsteigender Thurm in der flachen Gegend weithin als Merk- und Wahrzeichen sichtbar ist, während am andern Ende das an der Außenseite der Schloßkirche angebrachte kolossale Marienbild, bis in die Ferne glänzend, den Umwohnern die Erinnerung an die „deutschen Herren zu St. Marien" wach ruft. Weilt man aber, zum Zwecke der eingehenden Betrachtung des mächtigen Bauwerkes im Einzelnen, in diesen luftigen, hochgewölbten Sälen, die von den schlankesten, nach oben sich palmartig entfaltenden Pfeilern getragen werden, und durchschreitet man hallenden Schrittes die sie verbindenden Gänge und verborgenen Treppen, da fühlt man sich wie umweht von dem Geiste der wunderbaren Zeit ritterlichen Glaubenskampfes und halb klösterlichen Lebens, welche dabei doch gepaart waren mit einer so aufgeklärten, beinahe modernen und auch so glänzend bewährten Staatskunst. Denn wenn auch die Stürme, welche im Laufe der Jahrhunderte über das preußische Land und über das Marienburger Schloß einhergebraust sind, von der einstigen Herrlichkeit desselben nicht mehr viel übrig gelassen haben und man auch bei der in neuerer Zeit geschehenen Restauration den nur theilweise wiederhergestellten Charakter des ursprünglichen Baues durch mancherlei Zierathen gestört und verunstaltet hat, so ist doch Plan und Anlage desselben noch so deutlich zu erkennen und wirkt in seiner merkwürdigen Eigenartigkeit so frisch und lebendig auf den sinnigen Beschauer, daß sich demselben ganz unwillkürlich die Säle und Hallen wieder mit Rittern und Knappen beleben, daß er die Würdenträger des Ordens ihren staatsmännischen Geschäften obliegen, den Hochmeister fremde Gesandten

empfangen und wie einen mächtig waltenden Fürsten vor sich sieht, — kurz, die ganze Geschichte des von dem Deutschen Orden beherrschten Preußenlandes sich ihm vor sein geistiges Auge stellt.

---

105. Danzig.

(Nach Hans Prutz, Danzig, das nordische Venedig, in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch, und Anton v. Etzel, die Ostsee und ihre Küstenländer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn das Marienburger Schloß die historische Bedeutung des geistlichen Ritterthums im Mittelalter und insbesondere der Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen versinnlicht, so kann man die Stadt Danzig mit ihren alten Monumentalbauten bezeichnen als eine Verkörperung der Geschichte des Städtewesens in Preußen, als ein Denkmal zugleich der machtvollen Entwicklung und der wirklich glänzenden Herrlichkeit, welche die Städte Preußens erlebt haben.

Schon eine flüchtige Wanderung durch die unregelmäßig und winkelig gebaute Stadt zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden — dem stattlichen, in neuester Zeit geschmackvoll und würdig hergestellten Rathhause mit seinem leicht und graziös aufsteigenden Thurme, dem viergiebligen, thurm- und ornamentenreichen Zeughause, dem gold- und figurenreich geschmückten Artushofe (jetzt Börse), dem einstigen Versammlungsorte der Gilden, deren in Reime gebrachte Gesetze noch jetzt zwischen zierlichem Schnitzwerke, alten Gemälden, Tropäen und Waffen von dem Gebälk herabhangen, dem sog. grünen Thor (Residenz der polnischen Könige), der wundervollen hochgewölbten Marienkirche im gothischen Stil bringt uns eine solche Menge historischer Beziehungen in Erinnerung, daß wir wenigstens einen allgemeinen Ueberblick über die ereignißvolle Geschichte Danzigs gewinnen. Und dieser tief historische Zug ist nicht bloß den öffentlichen Bauwerken eigen, sondern er charakterisirt auch die Privathäuser. Nur Nürnberg vermag mit Danzig zu wetteifern in der Reinheit jener unnachahmlich schönen deutschen Bauart mit den vielkantigen und ausgezackten Thürmen, den mit Spitzbogen verzierten Fenstern, den hoch emporragenden Zinnen, die nur dieser soliden Kunstgattung eigen sind. Giebel und ganze Vorderseiten der Privathäuser sind oft sehr reich mit Sculpturen geschmückt, von denen manche eher den Anspruch auf selbständige Kunstwerke als auf architektonische Ornamente erheben können. Fast alle alten Häuser sind vorn mit Terrassen („Beischläge" genannt) versehen, welche Blumen, selbst Orangen in großen Kübeln schmücken und zum Lieblingsaufenthalt der Bewohner machen, wodurch die nordische Stadt einen südlichen Charakter erhält und die Straßen oft sehr malerische

Ansichten darbieten, die in vielen von Canälen durchschnittenen Gegenden an Venedig und da, wo in Nebengassen das Backsteinmaterial vorherrschend ist, an holländische Städte erinnern. Die Mottlau durchfließt die Stadt in einer großen Biegung und indem sie sich in mehrere Arme spaltet, macht sie einzelne Theile derselben zu Inseln. In der Mitte der beiden Hauptarme der Mottlau liegt die langgestreckte Speicherinsel, dicht besetzt mit gewaltigen Kornspeichern, die mit ihren hochragenden Giebeln und mit dem scharfen Contrast zwischen ihren oft grell leuchtenden Farben und den dunkeln Luken und Läden, in die aus Vorsorge weder Feuer noch Licht gebracht werden darf, einen fast gespenstischen Anblick darbieten. Die Speicherinsel war und ist noch heute der Sitz des in Danzig besonders schwungvoll betriebenen Getreidehandels, während die von reger Geschäftigkeit erfüllten Schiffswerfte und die mächtigen Holzflöße auf der Mottlau von dem nicht minder wichtigen Holzhandel Zeugniß geben.

Unterhalb Danzig geht die Mottlau in die breitere Weichsel, an der kurz vor ihrer Mündung die kleine Festung Weichselmünde liegt, wogegen links sich die niedrigen Häuser von Neu-Fahrwasser, dem eigentlichen Seehafen Danzigs, hinziehen. Breite, wassergefüllte Gräben, aus denen mächtige Wälle steil emporsteigen, umgeben rings die Stadt; dunkle, von einst befestigten Thürmen überragte Thore führen durch die Wälle hinaus ins Freie, wo die starken Festungswerke des Bischofs- und des Hagelsberges die Stadt überragen und die eigentlichen Schlüssel der Festung bilden. Diese beiden Berge bilden auch die geeignetsten Standpunkte zur Aufnahme eines Panoramas von Danzig und seiner Umgebung. Aber wegen der Schwierigkeit des Zutritts zu diesen Theilen der Befestigungen zieht man es vor, von der Höhe des Marienthurms oder von dem hochragenden Karlsberge bei Oliva sich eine Uebersicht zu verschaffen über die höhen- und waldreiche Gegend, aus der, von einem weiten Kranze grünumrankter Vorstädte und Dörfer umgeben, die thürmereiche Stadt aufragt, indem man nach der einen Seite den Blick schweifen läßt über das stille, liebliche Thal mit dem malerischen Kloster Oliva und den eintönig pochenden Eisenhämmern, nach der andern Seite über die weite blaue Fläche des ewig bewegten Meeres, das der aus dem Binnenlande Herkommende häufig hier zum ersten Male erblickt und auf welchem die weißen Segel zahlreicher Fischerboote wie die riesigen Segelpyramiden großer Seeschiffe in blendendem Sonnenschein erglänzen, während in weiter Ferne die schwarze Rauchsäule eines Dampfers aufsteigt und das herrliche Bild am äußersten Horizont begrenzt wird durch die weißen Dünen und die dunkeln Waldstreifen der sandigen Halbinsel Hela. So herrlich ist dieses Panorama mit seinem in solcher Art einzigen Wechsel von Stadt, Land, Wald, Feld, Wiesenflur, Sanddünen und Meeresfläche, daß Alexander v. Humboldt nicht anstand, Danzig den Ehrennamen des nordischen Neapels beizulegen. Andere haben die Stadt als das nordische

Venedig bezeichnet, sowohl wegen der vielfach verschlungenen Flußarme, die sie durchziehen und einzelne Theile geradezu in eine kleine Inselflur auflösen, als auch wegen ihrer einst außerordentlich hohen Bedeutung für den nordischen Handel, wie denn auch die stolze, einst meerbeherrschende Lagunenstadt an der Adria einen guten Theil ihres Ruhmes ihrer ehemaligen Herrlichkeit verdankt. Gerade dieses Abfallen der Blüte bietet einen passenden Punkt des Vergleichs mehr zwischen den beiden Städten.

---

106. Die Insel Rügen.

(Nach H. W. Riehl, Land und Leute, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Ein merkwürdiges Beispiel der von einer höheren Einheit zusammengehaltenen Besonderung des norddeutschen Volksthums, im Gegensatze zur mitteldeutschen Zersplitterung, bildet die Insel Rügen. Betrachtet man die Gestalt der Insel auf der Landkarte, diese spinnenartig ausgespreizte Zusammensetzung von Vorgebirgen, Halbinseln und Landzungen, deren Kern selber wieder von Binnenseen durchlöchert wird, dann sollte man glauben, hier könne nur ein bis zur Zerrissenheit individualisirtes Volksthum seinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entschiedene Anlage zu dieser Zersplitterung überall hervor. Und doch ist der Volks-Charakter dieser Insulaner zugleich wieder in den Hauptzügen auf's strafste zusammengehalten und in sich abgeschlossen. Diese doppelseitige Natur macht das Eiland zu einem ethnologischen Beobachtungspunkte, der wohl ohne Gleichen in Deutschland ist.

Die Bewohner Rügens sind geographisch so streng gegliedert, daß sie in der gemeinen Redeweise ihre Insel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganze gelten lassen. Von den Halbinseln Wittow, Jasmund, Mönchguth, Zudar spricht man hier, als ob das lauter selbständige Länder seien. Rügen ist eigentlich nur die Bezeichnung für einen kleinen Theil der Insel. Der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln ist erstaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Isthmen, der „Schabe“ und der „smalen Haide“, hört fast alle Cultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne einer sterblichen Seele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletscher zwei nachbarliche Thäler als zwei ferne Welten von einander abscheidet, so halten hier die Landengen die selbständigen Gestaltungen des Volkslebens auseinander. Jede Halbinsel hat ihre besondere Schattirung des Dialekts, Mönchguth namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine besondere Volkstracht, während sich sonst überall an der Ostsee bei dem außerdem so zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reste der alten Trachten erhalten haben. Charakteristisch für den farb- und

klanglosen Norden ist bei der Fischertracht auf Mönchguth, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein abscheuliches Gemisch von Schmutzbraun und Theerbraun sich darstellt. Nur die Frauen tragen noch derbe reine Farben an Rock und Mieder. Der Mönchguther ist noch heutigen Tages ein Mann der vergangenen Zeit, seine Sitten, seine Sprache, sein Kleid sind sich gleich geblieben seit Jahrhunderten, weil er auf seiner Halbinsel sich von der übrigen Welt völlig abgeschlossen hielt. Alle Männer sind hier Lootsen und Fischer, die See ist ihre Heimat. Sie treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, kennen und lernen kein Gewerbe, kümmern sich durchaus um Nichts, als um die Kunst, ein Segelboot durch brausenden Wogenschwall zu steuern. Darum stirbt vielleicht die Hälfte der mönchguther Männer auf der See. Keiner von ihnen versteht zu schreiben, und wäre auch dies der Fall, so verschweigt er es sorgfältig. Seinen Namen unterzeichnet er, wenn nöthig, mit einer chifferartigen Figur, die bei jedem eine besondere ist. Oft findet man dieselbe über seinem Hauseingange in Holz geschnitten. Keiner verläugnet sie als die seine, und wollte er es thun, alle Mönchguther würden gegen ihn auftreten. Findet der Mann von Mönnichgaud, wie er selbst sein Ländchen nennt, auf der See nichts zu thun, so ergibt er sich, gerade wie der Helgoländer, dem Nichtsthun. Frau und Töchter mögen sehen, wie sie mit der Wirthschaft im Hause, mit der Bestellung des Ackerlandes, mit der Fütterung und Pflege des Viehes zurecht kommen, den Mönchguther kümmert das wenig. Rauchend und Tabak kauend schlendert er umher am Strande, lugt aus, ob nicht ein Segel in Sicht ist, oder legt sich auf den Bauch und sieht stunden-, ja halbe Tage lang in die See. Ganz besonders verhaßt ist ihm das Kriegshandwerk. Damit er ja nicht Soldat werden darf, greift er zu einem verzweifelten Mittel — der Selbstverstümmelung. Lieber einen Finger missen, als den zweifarbigen Rock, Pickelhaube und Muskete tragen, ist Grundsatz jedes eingefleischten Mönchguthers.

Der Ausfall des Häringsfanges ist eine „brennende Frage“ für die ganze Insel. Kommen im Frühjahr die Häringe in zahllosen Schwärmen angeschwommen, dann sind die Leute auf Rügen für's ganze Jahr lustig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbst. Beide beten um volle Fässer, und das volle Häringsfaß läßt sich so wenig mit Sicherheit prophezeien, wie das volle Weinfaß. Die Rügen'sche Chronologie zählt nach guten Häringsjahrgängen wie die Rheingau'sche nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Häringsjahre sind glücklicher Weise nicht so lang wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbst der Bauer auf Rügen, der keinen Fischfang treibt, ist wenigstens stolz darauf, eine Tonne „selbst eingemachter“ Häringe, die er „grün“ aufgekauft, im Hause zu haben, und setzt sie dem Fremden mit den nämlichen selbstgefälligen Randbemerkungen vor, wie der Weinbauer seinen Haustrunk als eigenes Wachsthum.

Auch die Poesie des volksthümlichen Sagenschatzes hat hier ihre lautersten Heiligthümer in die Tiefe des Meeres versenkt. Der Nibelungenhort dieser Ostsee-Insulaner ist Vineta, die versunkene Stadt an der Küste von Usedom. Wisby auf Gothland, die märchenhafte Trümmerstadt, das skandinavische Pompeji, ist gleichsam ein über den Wellen stehen gebliebenes Vineta. Auf Arcona, der am weitesten in die offene See vorgeschobenen Rügen'schen Inselspitze, stand der Tempel Swantowit's, des großen Slavengottes. Dessen Gesichtszüge waren ernst und tiefsinnig, der Bart herabhangend, die Haare nach Art der Wenden gescheitelt. Das gestrählt herabhangende Haar zeichnet heute noch die Fischer auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu streichen, lassen sie dieselben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirn niederhangend malt. Die Sitte ist wiederum, wie fast Alles auf dieser Insel, vom Meer dictirt; Wasser und Wind sind die einzigen Haarkräusler dieser Leute. Nicht bloß Muscheln und verwesenden Seetang, den die Bauern zu wirthschaftlichen Zwecken heimfahren, wirft den Küstenbewohnern die See aus, die Granitblöcke, mit denen die Fundamente der Kirchen, die Landstraßen unterbaut sind, wurden in einem großen Weltschiffbruch auf dieses Land geschleudert. Die räthselhaften erratischen Blöcke aus den skandinavischen Gebirgen (vgl. S. 353) liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch schon Jahrhunderte an diesem gefundenen Capital gezehrt haben. Sie sind vielfach so groß, daß man sie mit Pulver sprengen muß, um die Bruchstücke zur weitern Benutzung fortzuschaffen. Höchst charakteristisch nehmen sich diese Granitsteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gothischen Kirchen der Ostseeländer aus. In bunter Farbenmischung, grün, grau, roth durcheinander, sind die verschiedenartigen formlosen Steintrümmer zu einem cyklopischen Bau zusammengesetzt. In scharfem Gegensatz dazu erhebt sich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backsteinen. So sind auch auf Rügen die mannichfaltigsten Steinbrocken, wie man sie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zusammentragen könnte, zu buntscheckigen trockenen Gartenmauern aufgeschichtet, während überhangende Dornbüsche diese Granitmusterkarte malerisch bekrönen.

---

107. Berlin.

(Nach Ernst Bruch in: „Unsere Zeit", J. G. Kohl, die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, und einer Vorlesung von Karl Rosenkranz, bearbeitet vom Herausgeber.)

Berlin, die Hauptstadt des Königreichs Preußen und des Deutschen Reiches, ist gewissermaßen die jüngste unter den Großstädten Europa's. Denn

zu einer Zeit, wo die meisten der letzteren schon für bedeutungsvolle Schwerpunkte großer Länder gelten konnten, war Berlin noch ein Landstädtchen mit wenig tausend Einwohnern. Der Grund des schnellen Wachsthums liegt theils in der geographischen Lage der Stadt, theils in der sich treu gebliebenen Gunst seines Fürstengeschlechtes, welches, trotz der folgenden Erwerbung großer und berühmter Städte (Königsberg, Magdeburg, Stettin), niemals den Versuch machte, die Residenz zu verlegen. Vielmehr kann man sagen, so viele Regenten es in Preußen seit dem großen Kurfürsten gegeben hat, so viele Baumeister hat die Stadt Berlin gehabt. Auch durch die fast planmäßige Erweiterung des Staates nach Westen und Osten hin ist dafür gesorgt worden, daß das anfänglich am äußersten Rande Deutschlands gebaute Berlin immer mehr in ein ringsum wohl arrondirtes Staatsgebiet kam. Insbesondere im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts hat Berlin rascher und stetiger als irgend eine andere deutsche Stadt an Größe und Einwohnermenge gewonnen. Sie war nicht nur das Centrum eines sich immer weiter ausdehnenden Staates, sondern auch Handel, Gewerbe und Fabriken blühten innerhalb ihrer Mauern äußerst gedeihlich empor. Den Königen und dem Handel folgten Künste und Wissenschaften, für die in Berlin so zahlreiche und so großartige Institute geschaffen wurden, daß man diese Stadt als den vornehmsten Musensitz Deutschlands zu bezeichnen begann. Ihre Bevölkerung hat sich im Verlaufe von 200 Jahren mehr als verdreißigfacht und selbst noch während der letzten 50 Jahre vervierfacht, was in Europa kaum erhört und selbst bei den rasch aufschießenden amerikanischen Städten etwas Seltenes ist. Die jüngsten großartigen Ereignisse haben der Stadt Berlin die Aussicht auf eine noch viel glänzendere Zukunft eröffnet. Nachdem der König von Preußen sich die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt gesetzt und der deutsche Reichstag hier seinen Sitz genommen hat, ist der nationale Schwerpunkt Deutschlands, des wahren Mittelreiches von Europa, gänzlich nach Berlin gefallen. Dies Alles hat bereits eine fernere Zuströmung von Bevölkerung (bis auf etwa 1 Million), Arbeitskraft und Capital zur Folge gehabt, und ohne Zweifel wird die welthistorische Bedeutung der größten und nationalsten Stadt des europäischen Mittelreiches in dem Weltverkehr der Zukunft eine sehr hervorragende Rolle mitspielen.

Eine kleine Insel in der Spree, die von den slavischen (oder celtischen?) Ureinwohnern mit dem Gattungsnamen für solche erhöhte Inseln (Kollen, Collin) Cöln bezeichnet wurde, ist der älteste oder doch zuerst erwähnte Stadttheil des jetzigen Berlin, wie die Seine-Insel der älteste Theil von Paris. Diese Insel mit dem am rechten Ufer ebenfalls erhöht gelegenen und vorzugsweise zur Bebauung geeigneten Terrain, von den Ureinwohnern ebenfalls mit einem Gattungsnamen, „der Berlin", d. h. Fähr- und Brückenpunkt, genannt, wurde ein Verkehrs- und Vermittelungspunkt für die an den beiden Spree-Ufern gegenüber liegenden, früh cultivirten Landschaften Teltow

und Barnim. Als nun die kleinen, zwischen der mittlern Oder und der Elbe gelegenen slavischen Landschaften zu einer Markgrafschaft (Brandenburg) vereinigt wurden, gewann Berlin, als der genaue Mittelpunkt dieses isthmusartigen Territoriums, größere Bedeutung. Von Süden führt ihr die Spree, von Norden die obere Havel zahlreiche schiffbare Ausflüsse von kleinen Seen zu, und beide vereinigen sich in der Nähe Berlins (bei Spandau) zur „untern Havel", die in ostwestlicher Richtung zur Elbe führt. Nachdem nun der Müllroser Canal die Spree mit der Oder in directe Verbindung gesetzt hatte, war Berlin der natürliche Knotenpunkt für die Schifffahrt auf den beiden, durch Größe und weit hinaufreichende Schiffbarkeit bedeutendsten deutschen Flußsystemen, der Oder und der Elbe. Dieses Wassersystem wurde in der Folge noch erweitert durch den Bromberger Canal, der die Warthe-Netze mit der Oder verbindet, in Folge dessen Berlins Einfluß weit nach Osten, nach Polen und Rußland, reicht. Und wie zwischen den beiden wichtigsten Flußsystemen Deutschlands (Oder und Elbe), in gleich weiter Entfernung von dem kürzesten Abstand der Hauptadern dieser Flüsse bei Frankfurt an der Oder einerseits, bei Magdeburg andererseits, so ist die Stellung Berlins auch in Bezug auf die beiden deutschen Meeresbecken, die Nord- und die Ostsee, eine mittlere, so daß Berlin, obgleich weit ab von allen oceanischen Schiffspfaden, alle Ost- und Nordsee-Häfen gleich bequem erreichen und sie mehr oder weniger als seine Seehäfen betrachten kann. Daher stand Berlin schon zur Zeit der Hansa in directem Verkehr mit allen nördlichen Hafenplätzen. Die letzte und bei Weitem bedeutendste Epoche in der Entwicklungs-Geschichte Berlins beginnt aber mit der Ausbildung des Eisenbahnwesens, durch welche die natürlichen Vorzüge seiner centralen Lage in der allerwirksamsten Weise zur Geltung kommen mußten. Schon jetzt münden acht bedeutende Schienenwege direct in Berlin, und noch andere sind theils im Bau begriffen, theils in Aussicht genommen. Aber auch schon in seiner jetzigen Ausdehnung kann sich kein anderer deutscher Eisenbahnknotenpunkt mit dem von Berlin messen, wie es denn auch keine zweite Stadt in Deutschland gibt, von der ein so dichtes und so wohl organisirtes Netz von Wasserwegen ausstrahlt, als begünstigende Naturverhältnisse hier zu Stande kommen ließen. Zwischen dem mitteldeutschen Gebirge im Süden und dem Meere im Norden hält Berlin gerade die Mitte und ist auch von den äußersten deutschen Gauen im Westen und denen im Osten fast gleich weit entfernt, daher auch der hauptsächlichste Sitz des Austausches der Kunst- und Industrie-Erzeugnisse des europäischen Westens mit den Naturproducten des europäischen Ostens.

Berlin besteht, wie Paris, aus drei Hauptgruppen, aus einer Insel in der Mitte und aus den Anbauten zu beiden Seiten derselben.

Der nordöstlich von der Spree gelegene Stadttheil ist im Wesentlichen der des bürgerlichen und gewerblichen Verkehrs, welcher sich hauptsäch-

lich in der alten Königsstraße und den zahlreichen sie durchschneidenden Querstraßen concentrirt. Ein Kaufgewölbe reiht sich hier an das andere, nicht nur unten in den Erdgeschossen, sondern auch durch alle Stockwerke der hochstrebenden Häuser hin. Ein ununterbrochener doppelter Wagenzug bedeckt den Damm der Straße. Ein rastlos sich verändernder Menschenstrom im grellsten Gemisch aller Alter, Trachten und Physiognomieen wogt an beiden Seiten den bereits zu schmal werdenden Bürgersteig hin. Seinen Centralpunkt hat dieser Theil Berlins im Alexanderplatz, auf welchen hin die alte und neue Königsstraße sich ergießt und wohin alle Straßenverbindungen der Thore vom Schönhausener bis zum Frankfurter münden. Dieser Platz nimmt periodisch große industrielle Märkte, besonders aber den berühmten Wollmarkt in sich auf, der so viele begüterte Landleute zur Stadt führt.

Das specifisch Bürgerliche dieses ganzen Stadttheils oberhalb und östlich der Spree charakterisirt sich auch dadurch, daß Heilanstalten, Waisenhäuser, Armenhäuser in seinem Bereich liegen, wie auch die Dörfer, die nach Norden und Süden seine Ausläufer bilden, Moabit und Stralau, vorzugsweise den Belustigungen des Volks gewidmet sind.

Die weite Entfernung des Bewohners der Königsstadt vom Thiergarten als der berliner Kunstnatur hat den Gedanken hervorgerufen, auch auf der Ostseite eine große Parkanlage für das Volk zu begründen, ähnlich wie in Paris der östliche Park von Vincennes den Pendant zu den nordwestlichen elysäischen Feldern und dem Gehölz von Boulogne als dem pariser Thiergarten bildet. Dies ist der Friedrichshain, dessen hügeliges Terrain einen schönen Anblick auf die tiefer liegende Stadt gewährt. Eine Büste des alten Friedrich mit seinem dreieckigen Hut schaut zufrieden von einer Anhöhe auf dieselbe hin.

Ein ganz anderes Bild als dieser wesentlich productive, gewerbsame nordöstliche Stadttheil bietet der südwestlich von der Spree gelegene dar, welcher wieder in die Neustadt oder Dorotheenstadt, die Friedrichsstadt, die Friedrichsvorstadt, das Köpeniker-Feld und den Thiergarten zerfällt. Alles hat hier einen modernen Anstrich: schnurgrade, sich in rechten Winkeln kreuzende Straßen, die Häuser mit gleichmäßig hohen Fronten und in demselben gefälligen, aber bedeutungslosen und ermüdenden Baustil. Unter diesen zum Verwechseln ähnlichen Straßen, die den Fremden leicht in Verwirrung bringen können, zeichnen sich, nächst der durch ihren lebhaften Verkehr an die alte Königsstraße in der nordöstlichen Stadt erinnernden Leipzigerstraße, die Linden aus. Die Berliner Linden sind oft mit den Pariser Boulevards verglichen worden, allein bei diesen wird in der Mitte gefahren und geritten und die Fußgänger sind auf die Schrittsteine des Bürgersteiges zu beiden Seiten beschränkt. Hiervon ist die Folge, daß das Menschengewimmel an den Häusern ganz außerordentlich, und daß die Menschen den Sehenswürdigkeiten der Läden viel näher gedrängt werden. Die Berliner Linden da-

gegen haben eine fünffache Theilung. In der Mitte ist eine breite, nur den Spaziergängern gewidmete Allee. Neben dieser läuft zu beiden Seiten ein Weg für Wagen und Reiter, den abermals Baumreihen garniren, und dann erst folgt der sehr breite Bürgersteig. Ein anderer Unterschied der Linden von den Boulevards ist der, daß diese sich auf der Nordseite durch viele, sehr mannichfach wechselnde Stadtviertel bald gerade, bald in Winkeln im dem ungeheuren Umfang vom Bastilleplatz bis zur Madeleinekirche hinziehen und den Spaziergänger mit dem Gefühl der Unendlichkeit erfüllen, indem nicht nur die Perspective bei jedem Schritt sich ändert, sondern auch von allen Seiten volkreiche Straßen dem Menschenstrom immer frische Wellen zubringen. Die Berliner Linden dagegen sind kurz, leicht übersehlich, gleichförmig und werden von nur drei Straßen gekreuzt. Endlich besteht die Passage der Linden nur aus Fußgängern, Reitern und Wagen. Es fehlt die muntere Gastwirthschaft vor den Thüren, die in Paris so großartig ist und deren auch Wien nicht ganz entbehrt.

Südlich von der Friedrichsstadt liegt die Friedrichsvorstadt und das große Köpeniker Feld. Durch das imposante Normal-Krankenhaus Bethanien hat auch diese Gegend schon einen festen architektonischen Krystallisationspunkt gewonnen. Südlich vom Canal hügelt sich die Hasenhaide mit ihrem Fichtenwäldchen, mit dem Turnplatz und den Scheibenschießständen. Parallel mit ihr läuft eine Reihe von Gasthäusern, die mit geringer Unterbrechung bis zum Halle'schen Thor führt, von wo eine andere nach dem Kreuzberg sich hinaufschlingt. Vom Gipfel des Kreuzberges hat man die dem Friedrichshain gegenüberstehende Ansicht. Vergleichen wir Berlin mit Paris, so läßt sich der Punkt des Friedrichshaines dem vom Kirchhofe Père la Chaise und der des Kreuzberges mit dem der großen Ceder im botanischen Garten in Analogie stellen.

Zur Südweststadt gehört auch wesentlich der Thiergarten, der jetzt diesen Namen mit der That führt, weil er die reizenden Anlagen des zoologischen Gartens in sich birgt. Er wird einst in die Mitte eines großen Enclaves zu liegen kommen, dessen Endpunkte das Dorf Schöneberg, Charlottenburg und das Schloß Bellevue sein werden.

Der älteste, mittlere, insularische Theil, Alt-Cöln, charakterisirt sich einfach dadurch, daß er eben sowohl das demokratische als das aristokratische Element in sich enthält, das erstere südlich, das andere nördlich. Aber zu beiden Elementen tritt hier noch das monarchische hinzu und überragt beide in dem gewaltigen Schloßbau. Diese mittlere Lage des Schlosses in Berlin, unmittelbar an der Spree, offen, zugänglich, nicht an eine Seite geschoben, wie die kaiserliche Burg in der Altstadt Wien zwischen das Burg- und Schottenthor, ist für Preußens Geschichte symbolisch. Der König mitten unter seinen Bürgern! Um das Schloß herum sind alle großen Organe des höheren politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens zu einer Ein-

heit versammelt, wie sie sonst nirgends vorkommt. Der Lustgarten, der Dom, die Münze, die Bank, die Kammern, die Commandantur, das Finanz-Ministerium, das Zeughaus, die alte Börse; — und wiederum die Bibliothek, die katholische Hedwigskirche, die Hauptwache, die Akademie, die Universität, die Kriegsschule; — endlich die Bau-Akademie, das Opernhaus, die Sing-Akademie, das alte und das neue Museum; sie liegen in der nächsten Nähe des Schlosses. Welch' ein Reichthum in welch' engem Raume! Man wird nicht läugnen können, daß in dieser Concentration das Wesen des preußischen Staates als des Staates der Intelligenz hier zur Erscheinung kommt. Gewerbe, Handel, Krieg, Wissenschaft, Kunst vereinigen sich hier, wie die Sinnesorgane im Kopfe.

---

108. Hamburg.

(Nach A. Lewald, Neue Aquarelle, und Hermann Guthe, Die Lande Braunschweig und Hannover.)

Wer die Geschichte der Hansa, eine der glänzendsten Epochen deutscher Geschichte, kennt, dem müssen die Ueberreste davon, unsere drei freien Hansestädte, doppeltes Interesse gewähren; hier darf der Deutsche stolz auf seine Nation sein, wie sie einst war; und wenn ihm auch die geschwundene Größe des einst so herrlichen Lübeck ein Gefühl der Trauer erweckt, so muß die frische Kraft Bremens und Hamburgs als zweier zugleich deutscher und europäischer Handelsstädte um so mehr ihn erfreuen. Hamburg und Bremen sind in noch höherem Maßstabe zur See, was Frankfurt und Leipzig auf dem Lande sind und Augsburg und Nürnberg waren. Ihre Lagen an schiffbaren Flüssen in der Nähe ihrer Ausmündung zur großen Handelsstraße, dem Meere, eignet sich ganz vorzüglich zum bedeutsamen Zwischenhandel zwischen Nord und Süd einerseits und zum überseeischen Weltverkehr andererseits. Hamburg ist mit seinem größern Strom, der schon ganz oceanisch erscheint, noch bevorzugt; obwohl noch 18 Meilen von der Elbmündung entfernt, wirken doch Ebbe und Flut der See nicht bloß bis Hamburg, sondern noch 2 Meilen südlicher.

Groß und erhaben ist der Anblick Hamburgs, wenn man von Harburg hinüber kommt; das höher gelagerte Altona, das stolz sich zum Nebenbuhler der Königin der Hansestädte aufgeworfen hat („all to nah"), scheint mit Hamburg in Ein großes Ganzes zusammenzufließen; die Elbe ist ein Meer, übersäet mit grünen Inseln, — Thürme und Schiffsmasten starren empor, überall flatternde Segel und Wimpel, überall Lustgärten, überall Leben und Wirken zu Wasser und zu Lande. Die Elbe, durch einige Dutzend Inseln

getheilt (darunter der Billwerder, dessen 100 Windmühlen ihre Riesenarme in die Luft bewegen), mag hier immer zwei Stunden Breite haben.

Die Neustadt hat seit dem großen Brande (5.—8. Mai 1842) schöne regelmäßige Straßen bekommen; aber wie viel lebendiger, interessanter ist doch die unregelmäßige, aber handeltreibende Altstadt mit ihrem Niederhafen und Oberhafen! Dort kann man die Seeschiffe anstaunen und bewundern, hier aber landen wohl an hundert Elbkähne (mit einem Segel versehen und „Ewern" genannt), die meist aus den Vierlanden (einer ursprünglich von Holländern gegründeten Colonie) und den vielen Elbinseln und Marschen Milch, Früchte, Blumen und Proviant aller Art den Hamburgern zuführen. Alle diese Insel- und Elbufer-Bewohner durchziehen in ihren eigenthümlichen Trachten die Straßen Hamburgs mit ihren Waaren, die sie in einem unverständlichen Plattdeutsch feil bieten. Dieser lebendige Handelsverkehr wiederholt sich Tag für Tag, ohne Aufhören kommen und gehen Seeschiffe und Flußschiffe, wenn auch nach der Flutzeit die Stunde des Abgangs und der Ankunft wechselt. Regelmäßig gehen und kommen aber die Dampfschiffe von Amsterdam, Hull, London, New-York, Gotenburg, Bergen, Drontheim u. s. w. Man staunt über die Betriebsamkeit eines Volkes an den Ufern eines Flusses, dem Hamburg Alles verdankt, der freilich auch, trotz der Eindeichungen, es seinen Anwohnern zuweilen fühlen läßt, welch' ein strenger Herr er ist; denn bei großem Wasser, namentlich Springfluten, werden die niedrig gelegenen Wohnungen und die Kellerstuben unter Wasser gesetzt. Das Flüßchen Alster, im Holsteinschen entspringend, ergießt sich in Hamburg durch mehrere Canäle, „Fleete" genannt, in die Elbe und bildet, von den Jungfernstiegen, dem Wall und Alsterdamm umgeben, zwei schöne Becken, die Binnen- und Außenalster. Von der Alsterhöhe am Ferdinandsthore genießt man eines schönen Blickes über die Alsterbecken, von der Elbhöhe, dem schönsten Punkte des ganzen Walles, hat man das überraschendste Panorama. Nordöstlich erblickt man den größten Theil der Stadt mit ihren Thürmen und den Hafen mit seinem Walde von Masten. Schiffe von allen Größen und Flaggen schwimmen auf dem schönen Elbstrome an die Stadt heran oder lichten die Anker, um das weite Meer zu suchen. Hunderte kleiner Fahrzeuge tummeln sich unter ihnen herum und beleben das Bild auf die mannichfaltigste Weise.

Nachdem durch die veränderte Lage des Welthandels, in Folge der Entdeckung Amerika's, die Blüte der Hansa vernichtet war, suchte Hamburg zuerst von allen Hansestädten die neuen Bahnen des Welthandels auf, indem es 1611 die englischen „wagenden Kaufleute" in seine Mauern aufnahm und so die Vermittlerin des englischen Handels bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Auf gleiche Weise hat Hamburg, nachdem die politische Bedeutung der Hansa längst gefallen, sich die mercantilische Oberherrschaft über den skandinavischen Norden von Europa zu erhalten gewußt, dessen gesammte Credit- und Geldverhältnisse von Hamburgs Geschicken abhangen. Während

Hamburg die Einfuhr aller der Güter, die aus Holland und England und nicht direct aus den Colonieen kommen, weit über das Gebiet der Elbe hinaus bis an den Fuß der Alpen und in die Karpathen vermittelt, so daß Triest, trotz der den Transport so erleichternden Eisenbahn nach Wien, nicht concurriren kann und die über Hamburg und Holland in Wien eingeführten Quantitäten von Kaffee, Thee, Indigo, Baumwolle noch immer anderthalbmal größer sind, als die über Triest hereingebrachten — ist die Stadt zugleich der Hauptausfuhrhafen für Deutschlands Industrieproducte. Auf diese Weise ist Hamburg, trotzdem daß seine Handelsfahrzeuge seit dem Sinken der Hansa sich niemals in den fremden Häfen des Schutzes einer bewaffneten Macht zu erfreuen hatten, zur drittgrößten Handelsstadt Europa's emporgewachsen, deren Handelsbewegung größer ist, als die ganzer Königreiche, wie Holland, Belgien, Spanien.

Man kann den Charakter der drei Hansen mit den drei Nationen vergleichen, mit welchen sie am meisten verkehren. Der Hamburger ist stolz, trocken, verschwenderisch, wie der Brite, er darf aber auch auf seine Stadt stolz sein; der Bremer ist verschlossener, phlegmatischer, sparsamer, gleich dem Holländer, aber auch sehr energisch und weitausgreifend, nach einer größeren Zukunft ringend; der Lübecker frugal, arbeitsam, frohsinnig und gefühlvoll, wie der baltische Nordländer; seine vergangene Größe wirft noch einen poetischen Schimmer auf seine Gegenwart.

109. Die Weser und Bremen.

(Nach Hermann Guthe, Die Lande Braunschweig und Hannover, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Weser ist unter unseren größeren Strömen allein derjenige, der von seiner Quelle bis zur Mündung ganz deutsch ist (während Elbe und Oder ihren Ursprung in Oesterreich haben), durch lauter deutsche Gaue strömt, mit seinen Zweigen und Nebenarmen mitten und tief in das Herz unseres Vaterlandes hineingreift, und dessen Bedeutung als Schifffahrts-Canal, als die natürliche Wasserstraße für Thüringen, Baiern und andere deutsche Binnenländer zum Meere einer immer größeren Entwickelung entgegengeht. Ein großes Hinderniß der Weserschifffahrt war bisher der schlechte Zustand des Flußbettes, sowohl der Oberweser bis Bremen und Vegesack, als auch besonders der Unterweser von da bis zum Meere. Eine Besserung dieses Verhältnisses war um so schwieriger herzustellen, als die Interessen der 7 Uferstaaten des Flusses, dessen Ufer (bis zum J. 1866) auf einer Strecke von 59 Meilen Länge 35 Mal die Landeshoheit wechselten, einander oft hindernd entgegentraten, so daß die Arbeiten zur Verbesserung des Fahrwassers fast

immer vereinzelt und nicht ineinandergreifend gewesen sind. Dennoch hat sich in den letzten Jahren der Zustand der Oberweser wesentlich gebessert und dieser Umstand eine ansehnliche Steigerung des Verkehrs, weniger in der vermehrten Zahl, als in der stärkeren Belastung der Schiffe, zur Folge gehabt. Die Weser, nachdem sie die Aller aufgenommen, wird auf ihrem rechten Ufer von Dünen begleitet, welche nach Nordwesten hin fortwährend schmaler werden. Auf einem solchen schmalen, aber hohen und trockenen Dünengürtel („Brim“ d. h. ein scharfer Rand, noch in „verbrämen“ erhalten), in der Mitte unwegsamer Sümpfe und Moräste, entstand eine für Deutschlands Cultur- und Handelsgeschichte so wichtige Stadt wie **Bremen**. Zunächst wählten sich zu Karl's des Großen Zeit Glaubensboten diese inselartig zwischen den verschiedenen Armen des Weserstroms liegende Düne zu ihrer Hauptstation. Der Missionar Willehald ward (787) zum Bischof erhoben und seinem Stuhl der ganze Küstenstrich von der Mündung der Elbe bis zur Ems unterstellt. Die Wahl des Ortes bewährte sich bald als eine glückliche, da er, weiter von der Küste entfernt, als z. B. Hamburg, den Angriffen der Normannen weniger ausgesetzt war. Während Hamburg, durch mehrmalige Verwüstungen niedergehalten, erst seit dem 13. Jahrhundert sich zu entwickeln anfing, entfaltete sich das kleine Bremen, namentlich unter dem hochstrebenden Bischof Adalbert, zu hoher Blüte. Den Wegen der Missionare folgten die Schiffe der Kaufleute und Entdecker. Von der Mündung der Weser ging (1035—1045) die erste Nordpol-Expedition aus, und Bremer Schiffer entdeckten dem deutschen Handel (1158) die fruchtbaren Küsten von Liefland und legten am Ufer der Düna die „Riege“ (Getreidespeicher) an, aus der die Stadt Riga sich entwickelte. Gleicher Weise wurde das Mittelmeer befahren und um 1188 sind Bremer mit den Lübeckern vor Allen bei der Stiftung des Deutschen Ordens thätig. Die so durch den Verkehr erstarkte Stadt machte sich (1289 und 1291) von dem Erzbischof frei. Aus dieser Zeit des Aufschwunges im 13. Jahrhundert stammen auch die meisten der zahlreichen Kirchenbauten Bremens. Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts beginnt die Eroberung der wichtigsten Uferstellen an der Weser und die Erbauung fester Plätze daselbst zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Strome. Ein Denkmal dieser Zeit ist das (1405—1410 erbaute) Rathhaus, vor dem sich schon damals der riesige Roland, das Zeichen eigener Gerichtsbarkeit, erhob, trotzig das Antlitz gegen den Dom gewandt. Der berühmte Weinkeller, in welchem der Magistrat das Monopol mit Rheinwein betrieb, stammt aus späterer Zeit; das 15. Jahrhundert war die Zeit des höchsten Glanzes für die Stadt. Der Untergang der deutschen Herrschaft an der Ostsee, so wie die durch die großen Entdeckungen des 16. Jahrhunderts veränderte Richtung des Welthandels, in Verbindung mit der in den Marschgebieten der Unterweser sich mehr und mehr ausbreitenden Herrschaft der Oldenburger Grafen, hatten

zunächst ein Sinken des Bremer Eigenhandels und dann den Verlust der meisten jener Eroberungen zur Folge.

Indeß, gleichwie Hamburg, wußte sich Bremen, im Gegensatze zu dem zäh am Alten hangenden Lübeck, in die veränderte Lage des Welthandels zu schicken und übernahm besonders die Einfuhr der über Holland kommenden Colonialwaaren, während Hamburg sich fester an England knüpfte. Erst seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts erhob sich Bremens Handel zu selbständigeren Unternehmungen. Als eigentlicher Wendepunkt in der Handels-Geschichte Bremens ist aber die nach der Anerkennung der Freistaaten von Nordamerika (1783) dorthin angeknüpfte Handelsverbindung bezeichnet. Diese Verbindung, die Aufhebung des Elsflether Zolls, die Gründung von Bremerhafen (s. unten) und die Eröffnung einer Eisenbahnverbindung mit dem Hinterlande (1847) sind die Momente, durch welche Bremens Größe bedingt ist. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Bremer Handels (für Taback ist Bremen der erste Handelsplatz Europa's) ist, daß die größten Exporteure zugleich Rheder sind. Von Bremen aus wurde ferner zuerst das deutsche Auswanderungsgeschäft organisirt und (1847) die erste Postdampfschifffahrt nach Nordamerika ins Leben gerufen.

Daß indeß Bremen die zweite unserer deutschen Welthandelsstädte geblieben, hat einerseits darin seinen Grund, daß der geringere Flächeninhalt seines Stromgebietes ihm nicht das gleiche Handelsgebiet, wie der Schwesterstadt Hamburg, zuweist, wesentlich aber auch darin, daß, während Hamburgs unvergleichliche Flußrhede den größten Schiffen Zugang gewährt, der Seeverkehr Bremens, welches für die Größe der heutigen Seeschiffe viel zu weit binnenwärts liegt, sich in einer Reihe kleiner Flußhäfen längs der Weser zersplittern mußte, bis erst in der neuern Zeit durch die Anlage der beiden großen Häfen an der Wesermündung, dicht neben einander, diesem Uebelstande abgeholfen wurde.

Der Bremer Bürgermeister Smidt faßte nämlich den Plan, der Stadt einen eigenen Seehafen zu verschaffen, um sie von der Abhängigkeit von Oldenburg, in dessen Häfen die Bremer Schiffe ihre Ladung löschen und einnehmen mußten, zu befreien. Er wählte die Stelle an der Mündung der Geeste, weil durch die im Winter herrschenden Ostwinde das rechte Ufer der Weser weit mehr von Eisschollen frei ist, als das linke und zugleich die in zwei Arme getheilte Weser in ihrem östlichen Arme, dem sog. Wurster Fahrwasser, eine größere Tiefe (6 Meter) hat, als der westliche Arm sie bietet. Auch gewährt die Geeste den Vortheil einer bequemen Verbindung mit dem Innern und (durch einen Canal) mit der Elbe. So erwarb Smidt 1827 für Bremen von der Hannoverschen Regierung das zur Anlage eines Hafens nöthige Terrain, zum Theil mit voller Staatshoheit und konnte nur mit Mühe von seinen Mitbürgern die Ratification des mit Hannover geschlossenen Kaufcontracts erlangen! Schon 1830 konnte das Hafenbassin von

Bremerhafen dem Verkehr übergeben werden. Nach 40 Jahren (1872) zählte man schon über 3600 in den neuen Hafen einlaufende Fahrzeuge; die Einwohnerzahl des jungen Ortes war auf über 10,000 gestiegen und gibt so das Bild der rasch aufblühenden Städte Amerika's im Kleinen.

Aber trotz der (seit 1861) erhaltenen Vergrößerungen genügte Bremerhafen nicht mehr den Bedürfnissen der von Jahr zu Jahr sich steigenden Weserschifffahrt. Daher gründete die Hannoversche Regierung auf der anderen Seite der Geeste, dem Bremer Hafen gegenüber, bei Geestendorf den neuen Hafen Geestemünde (vollendet 1863), mit einer noch größeren Tiefe (7 M.), dessen Lage sich auch zur Station einer deutschen Kriegsflotte eignen möchte.

---

110. Helgoland.*)

(Nach L. Meyn in der Deutschen Vierteljahresschrift.)

Die kleine Insel Helgoland, ein heiterer Wallfahrtsort Aller, die sich Gesundheit und Lebensfrische aus den Meereswogen holen wollen, der äußerste Vorposten in Nordwest, auf welchem wir den Wohllaut deutscher Zunge vernehmen, ist einer der merkwürdigsten Punkte im weiten Umfang dieses heimischen Sprachgebietes. Durch die senkrechte Erhebung seiner Ufer fernhin sichtbar, müßte Helgoland in allen Meeren als ein wichtiges und bedeutsames Wahrzeichen der Schifffahrt dienen; wie viel mehr aber in dem deutschen Meere mit seinen flachen Küsten, in einer Bucht, die zu allen Zeiten des Jahres von heftigen Winden heimgesucht, von unwiderstehlichen Strömungen durchfurcht wird, vor der Mündung zweier großer, viel befahrener Ströme, der Elbe und Weser, an der Einfahrt zu Norddeutschlands wichtigsten Handelsplätzen, Hamburg und Bremen, als Wohnplatz unerschrockener und sehr erfahrener Lootsen, als Piedestal eines großartigen, weithin scheinenden Leuchtthurms. In dieser wahrhaft unvergleichlichen Lage muß Helgoland, wie ehemals ein Sitz und Schlupfwinkel der Seeräuber, fortan die wichtigste Basis aller kriegerischen Unternehmungen für oder gegen Deutschlands transatlantischen Handel sein; und so steht die Insel da, ein unvergängliches Denkmal unserer Sorglosigkeit, welche diesen Punkt in die Hände erst des einen, dann des andern eifersüchtigen Nachbarn hat fallen lassen. Das stolze England entfaltet dort jetzt sein Banner. Die Bewohner, unter dem Schutze Britanniens stehend, weder zu Abgaben noch zum Kriegsdienste gezwungen, völlig gesichert in ihren altgewohnten communalen Ver-

---

*) Obgleich unter Englands Hoheit, gehört die Insel doch in physischer und ethnographischer Beziehung zu Deutschland, wie Corsica und Malta zu Italien.

hältnissen, fühlen sich glücklich und frei. Als sichere Station für die Seelootsen, welche den fremden Segler bis an die Mündungen der Flüsse, und bei heftigem Sturm auch in den Fluß selbst bringen sollen, hat die Insel einen unschätzbaren Werth. Fast ganz gleich gemessen ist die Entfernung von dem Einlauf in die Mündungen der Elbe, Weser und Eider. Was Elbe und Weser in unserer vaterländischen Schifffahrt bedeuten, ist Jedermann bekannt, aber auch die Eider spielt in dieser Bucht eine große Rolle. Alle kleineren Schiffe, welche zwischen der Nord- und Ostsee verkehren, und theils die lange Reise um Jütlands Nordspitze, theils das gefährliche Fahrwasser im Skager Rack und Kattegat fürchten, suchen die Mündung der Eider, weil durch den Schleswig-Holsteinschen Canal hier die Nord- und Ostsee auf dem kürzesten Wege verbunden sind, den jährlich etwa dreitausend Schiffe aller Nationen befahren.

Tagelang sieht man auf dem Valm (einer Brüstung) die Schiffer, besonders die geprüften Elb- und Weserlootsen, hinausschauen über das ewige Meer, mit gleicher Seelenruhe dem süßen Nichtsthun ergeben, wie ihre Brüder am Golf von Neapel. Aber diese Faulheit entspringt aus dem bei allen seefahrenden Völkern vorherrschenden Gefühl, daß sich der Schiffer, besonders der Lootse, nicht zu unwürdiger Arbeit herablassen dürfe. Sein Geschäft fordert von ihm eine ausgezeichnete Tüchtigkeit; jeder Augenblick kann seine ganze Kraft in Anspruch nehmen und muß ihn ungeschwächt und unermüdet finden; Ruhe in Gefahr, Besonnenheit in entscheidenden Augenblicken sind sein Beruf; zerstreuende Beschäftigung würde beide zerstören. Jetzt noch scheinbar träge über den Valm gelehnt, sitzt er vielleicht im nächsten Augenblick als Ruderer im Lootsenboot, das die höchsten Wogen und den stärksten Sturm überwältigen soll, um ein gefährdetes Schiff zu erreichen, und in weniger als einer halben Stunde ist er unumschränkter Befehlshaber eines stolzen Dreimasters. Viele Menschenleben, eine Ladung, höher vielleicht an Werth, als alles Besitzthum seiner heimischen Insel, sind in seine Hand gegeben, eine Schar unbekannter Männer, deren Sprache er nicht versteht und die der seinigen unkundig ist, soll er befehligen, vielleicht gar vertreibt ihn der Sturm von der Elbe, die er sucht, bis in die flachen Watten zwischen den Inseln Nordfrieslands, bis an die sandige hafenlose Küste von Jütland und in die felsigen Schären von Norwegen; Unsicherheit würde ihn und Alle verderben, Sicherheit und frische Kraft bringt Rettung und Gewinn. Heimkehrend aus Mühseligkeit und Gefahr, froh der erfüllten Pflicht und des Gewinnes, von dem nur ein kleiner Theil in seinen Händen bleibt, von dessen Ueberschusse seine Genossen und die altersschwachen Lootsen, Witwen und Waisen, die Kirche seiner Heimat und die öffentliche Kasse des Landes ihr gewiesenes Theil erhalten, erhebt nun sein Selbstgefühl den gerechten Anspruch auf Erholung und völlige Ruhe.

Darum muß (wie auf Rügen s. S. 362) das Weib die Arbeit thun, die

unter anderen Verhältnissen dem Manne zugewiesen ist, sie muß Haus und Hof, Feld und Garten bestellen, und selbst der Fischer, der hinausfährt, in Hunger und Durst, in Kälte und Gefahr sein Brod zu erwerben, macht nur den Fang und bringt ihn an die Insel, alle Arbeit an den verschlungenen Fäden der Tausende von Angeln, die Zubereitung und Befestigung der Köder, die Verarbeitung der Fische, die nicht unmittelbar auf den Markt geführt werden, überläßt er den Frauen.

So wirds auch bei anderen Fischervölkern gehalten, doch kommt für die Frauen von Helgoland noch eine neue Beschwerde hinzu. Sie sind es, die den zur See ankommenden Bedarf des Hauswesens, Holz, Torf und Steinkohlen, Nahrungsmittel jeder Art und Futter für die Schafe fast zweihundert Stufen der Treppe aufwärts tragen müssen. Wie eine Grausamkeit erscheint es dem Fremden, wenn arme gebrechliche Weiber unter ihrer Last auf der Treppe keuchend erliegen, und droben lehnen rüstige Männer träge über den Balm, kauen Tabak und sehen ihnen stillschweigend zu, wie die Herren der Erde; und doch folgt dies alles nur aus einer Gewohnheit, die auch die Weiber als richtig erkennen.

Die Trägheit der Schiffer, die über den Balm lehnen, erstreckt sich sogar auf ihre Zunge. Gesprochen wird wenig bei ihnen, besonders wenn das Meer ringsum öde ist. Zeigt sich aber dann in weiter Ferne ein Segel, so kommt Bewegung in das müßige Volk, die Fernröhre werden hervorgeholt, und bald ist durch Hin- und Widerrede bestimmt, woher und wohin. Selbst ohne Flagge, bloß aus der Takelage erkennen oftmals ihre Falkenaugen die Nation des fernen Seglers, in einigen Fällen sogar die Ladung desselben, wenn das Schiff äußere Zeichen seines Berufes an sich trägt oder wenn es durch periodische Wiederkehr auf demselben Cours eine Allen bekannte Erscheinung ist. Fesselnd und wahrhaft majestätisch ist die Aussicht vom Balm, wenn eine Zeit lang widrige Winde aus Westen die Mündung der Elbe den auslaufenden Schiffen versperrten. Kaum hat der Wind sich gedreht, so sieht man eine gewaltige Flotte, oft mehr als hundert große Segel, langsam, wie feierlich, heraufziehen, wenn sie das weitere Fahrwasser erreichen, vor Helgoland, als ginge es zur Schlacht, sich fächerförmig theilen, und eben noch durch Zufall vereinigt, nach allen Richtungen der Windrose sich zerstreuen, das großartigste Schauspiel, das vom Balm aus zu genießen verstattet ist.

---

111. Schleswig-Holstein.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die verschiedenen Gestaltungen der norddeutschen Ebene ziehen sich in ihren Haupttypen in Schleswig-Holstein hinauf und liegen hier auf kleinem

Raume wie eine Probekarte beisammen. Die Marschen, das Alluvium der Nordsee, die in den Niederlanden eine so große Ausdehnung gewonnen haben, erstrecken sich, wenn auch mit kleinen Unterbrechungen, durch Hannover und Oldenburg in das westliche Holstein hinein und bilden an der Elbe und der Nordsee den westlichen, jedenfalls fruchtbarsten Theil des Landes. Die großen Sandebenen Brandenburgs und Hannovers überschreiten ebenfalls die Elbe und nehmen den mittlern, unfruchtbarsten Theil des Landes ein; ihre ununterbrochene Fortsetzung geht durch ganz Jütland hinauf und macht hier nicht bloß den mittlern, sondern auch den westlichen Theil der Halbinsel aus. Der uralisch-baltische Höhenzug mit seinen Hügeln und Thälern, seinem fruchtbaren, häufig lehmigen Boden und seinen zahllosen Landseen erstreckt sich südlich um die Ostsee herum und zieht sich dann an der Ostseite der cimbrischen Halbinsel bis über den Liimfjord hinauf, von Schleswig-Holstein reichlich den dritten, jedenfalls den schönsten Theil einnehmend. Auf diese Weise ist Schleswig-Holstein von Norden nach Süden in drei Streifen ganz verschiedener Bodenarten getheilt; doch kommt das östliche Hügelland nicht selten in insularischen Partieen in dem mittlern Theile, der Sandebene, vor. Dieses erstreckt sich unmittelbar an der Ostseeküste entlang gegen Norden, und zwar westwärts etwa 3—5 Meilen ins Land hinein. Alle 3—5 Meilen wird dieser Höhenzug von Schluchten quer durchschnitten, die bis in die Ostsee reichen und zu schiffbaren Meeresarmen geworden sind. Vom Kieler Meerbusen bis zum Liimfjord hinauf bilden sie eine Reihe zum Theil ausgezeichneter Häfen, während die Westseite der Halbinsel keinen einzigen recht guten Hafen hat. In Jütland nennt man diese Meerbusen „Fjorde“, in Schleswig-Holstein werden sie oft „Föhrden“ genannt. Sechs solcher Meerbusen finden sich in Schleswig-Holstein, ebenfalls sechs in Jütland und einer auf der Grenze von beiden. Unter den Schleswig-Holsteinschen ist die Schlei bei Schleswig der längste, alle aber übertrifft an Ausdehnung und Verzweigung der Liimfjord, der nördlichste, welcher westlich so nahe an die Nordsee hinanreichte, daß vor einer Reihe von Jahren der zwischen ihm und der Nordsee befindliche schmale Streifen in Folge eines Sturmes durchbrochen wurde, wodurch dann der Fjord in einen „Sund“ (Meerenge) und der nördliche Theil von Jütland in eine Insel verwandelt worden ist.

Diese von der Ostsee in ziemlich gleichen Distanzen ins Land hinein reichenden Meerbusen zerschneiden die zwischen ihnen liegenden Theile des Landes in eine Reihe kleiner Landschaften, die zum Theil ihre eigenen Namen haben, wie die fruchtbare Propstei östlich vom Kieler Meerbusen, der Dänische Wohld vom Kieler bis zum Eckernförder Meerbusen, die Landschaft Schwansen von da bis zur Schlei, die Landschaft Angeln von der Schlei bis zum Flensburger Busen; von hier bis zur Apenrader Föhrde liegt Sundewitt mit den Höhen von Düppel und der dicht davor liegen-

den Insel Alsen. Alle diese Halbinseln sind äußerst fruchtbare, stark bevölkerte, mit Buchenhainen geschmückte Landschaften. Die von Süden nach Norden laufende „Schleswig-Holsteinsche Eisenbahn“ und selbst der größte Theil der ihr gleichlaufenden Landstraße geht diesen Landschaften westlich vorbei und berührt nur die westlichen Spitzen der Föhrden, wo die größeren Orte sich gebildet haben, die also fast sämmtlich an der westlichen Grenze des Hügellandes liegen: Kiel, Eckernförde, Schleswig, Flensburg, Apenrade, Hadersleben, die man berührt, ohne die Meeresarme zu überschreiten. Wer aber diese anmuthige Reihe von Landschaften näher kennen lernen will, der muß Eisenbahn und Heerstraße verlassen, mitten durch die Halbinseln reisen und sich etwa über die Föhrden hinübersetzen lassen. Hundertfältig sind die Configurationen und Abgrenzungen des Meeres und der Meeresarme mit dem Festlande: bald zeigt sich das Meer dem, der auf ein hochliegendes Ufer hinaustritt, in seiner ganzen unermeßlichen Breite und Majestät, bald erblickt man ein Stück seines Spiegels zwischen zwei Buchenwaldungen hindurch, ein vorüberziehendes Segel scheint durch den Wald zu schwimmen; bald zieht sich dieser Riese in einen engen, ruhigen Busen zurück oder begegnet dem Wanderer mitten in einer Wiesenniederung als die salzige Welle eines der kleinen Nebenzweige der Föhrden, die man „Noore“ nennt. Die größte Ausdehnung aber erreicht dieser fruchtbare Hügelboden im östlichen Holstein. Hier liegt Plön, dessen hochliegendes, altherzogliches Schloß die wunderbar reiche und anmuthige Seegruppe mit den dazwischen liegenden Landstrichen überschaut, und Eutin, wo Voß sein liebliches Idyll, die „Luise“, dichtete, worin die Gegend um Eutin sich abspiegelt, während er die Lebensweise der dortigen Landbewohner in seinem „Siebzigsten Geburtstag“ aufs treueste schildert. Eine Eisenbahn führt jetzt von Neumünster über Plön und Eutin quer durch diesen schönsten Theil des Landes bis Neustadt, welches fast unmittelbar an der Ostsee liegt.

Die im Westen an dieses Hügelland sich anschließende Sandebene liegt im Ganzen etwas tiefer, mit einer sehr geringen Abdachung gegen die Marsch oder die Nordsee hin, so daß die kleinen Flüsse, welche auf dem östlichen Hügellande entspringen, ihren Abfluß nach Westen nehmen durch die fruchtbare Marsch, die noch Meerboden war, als die Sandebene sich schon aus dem Meere erhoben hatte. Diese Marsch erhebt sich nicht viel über die gewöhnliche Flut der Nordsee, liegt zum Theil sogar tiefer und muß gegen das Meer und die Flüsse durch Deiche geschützt werden, die an einigen Stellen 10—12 Meter hoch und sehr kostspielig zu unterhalten sind. Während die Sandebene hin und wieder noch Eichen-, Birken- und Nadelholzwälder aufzuweisen hat, ist die Marsch durchaus ohne Wald. Desto üppiger gedeihen hier Feld- und Gartenfrüchte und die Weiden sind mit dem dichtesten Grase bedeckt.

In einiger Entfernung (3—4 Meilen) vom Festlande ist die Nordsee in

der ganzen Ausdehnung der beiden Herzogthümer nicht bloß mit einer Menge kleinerer und größerer Inseln besäet, sondern der Meeresboden selbst liegt so hoch, daß er nur zur Flutzeit mit Wasser bedeckt ist, bei der Ebbe aber bloß liegt. Zwischen diesen Inseln erstreckt sich das sog. Wattenmeer (wo man durchwaten kann), in welchem äußerst flache Schiffe in den durch Stangen oder Sträucher bezeichneten Canälen nur während der Flutzeit vorwärts kommen, bei eintretender Ebbe aber aber bald hier, bald da liegen bleiben müssen, bis die wiederkehrende Flut sie abermals flott macht. Viele dieser Inseln, selbst die nicht durch Deiche geschützten sog. „Halligen", werden trotz der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Ueberflutungen, bewohnt, indem man die Wohnungen auf aufgeworfenen Erdhügeln („Warfen") errichtet.

112. Ostfriesland.

(Nach Louis Thomas, Bilder aus der Länder- und Völkerkunde, und K. G. Böse, Das Großherzogthum Oldenburg.)

Der große Meerbusen des Dollart ist jene schreckliche Eroberung, welche das Meer im J. 1287 machte, als nach einer furchtbaren, mit Stürmen und Regengüssen verbundenen Flut die hochgepeitschten Wogen der Nordsee über die kein festes Bollwerk mehr bietenden Deiche hereinbrachen und nicht allein 50,000 Menschen ein plötzliches Grab bereiteten, sondern noch außerdem, gleichsam um jede Spur zu verwischen, ihre Wohnungen zerstörten und ihre Fluren in Meeresgrund verwandelten. So entstand jener Meerbusen, in welchen die Ems mündet und der durch Canäle mit dem nördlichen Holland mehrfach verbunden ist. Um Emden so wie in ganz Ostfriesland ist der Marschboden in außerordentlicher Fruchtbarkeit vorhanden. Sein Untergrund ist der alte sandige Meerboden, auf welchem das Meer allmählich jenen Schlamm oder Schlick ablagerte, welcher in den zur Nordsee strömenden Flüssen von den Gebirgen des innern Deutschlands durch Regen in sie geführt und hieher geschwemmt ward. Das Meer will den schmutzigen Fremdling nicht aufnehmen, darum führt es ihn bei seinem ewigen Hin- und Herwogen wieder dem Strande zu und setzt ihn an demselben ab. So bildete sich im Laufe der Jahrzehente und Jahrhunderte ein neues Land, der fruchtbare Boden der Marsch. Ihn sucht der Küstenbewohner mit Aufbietung seiner ganzen Kraft und seines ganzen Vermögens sich zu erhalten. Er nennt solch eingedeichten Boden Neuland, Groten oder Polder, und das sich bereits schon außerhalb des Deiches bildende und mit einer Pflanzendecke versehene Schwemmland den Anwachs oder Heller. Ist es nun dem unermüdlich thätigen Marschbewohner gelungen, das neugewonnene Land durch Eindeichung auf Jahre zu schützen, dann hat er

die stolze Genugthuung, dem Meere ein kostspieliges Erbtheil entrissen, den Seinen es aber gewonnen zu haben. Doch in einer einzigen Nacht kann die furchtbare Springflut, von Westwinden gepeitscht, seine Deiche durchbrechen und das Meer seinen Verlust sich zurückerobern. Darum ist der Marschbewohner immer bemüht, seine Deiche in gutem Stande zu erhalten, sie mit Anderen gemeinschaftlich zu schützen, ja in der Stunde der Gefahr jene Verderben drohenden Stellen mit eigenem Leibe zu decken. Spricht man mit dem Friesen über all' die drohenden Sturmfluten, welche er schon erlebt, dann kann er nicht genug erzählen, so wortkarg er auch immer sein mag. So war eine der furchtbarsten Fluten neuerer Zeit die von Weihnacht 1717. Schon seit 24 Stunden hatte der Wind aus Südwest geweht und das Wasser aus dem Atlantischen Ocean durch den Canal in die Nordsee gepeitscht. Plötzlich war der Südwest in Nordwest umgeschlagen und hatte das aufgestaute Wasser, welches nicht schnell genug den Canal zu passiren vermochte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küste geschleudert. Mit der Geschwindigkeit des siedenden Wassers im Topfe stieg die Flut an den Deichen 3—5 M. auf. Das Vieh ertrank in den Häusern, viele Menschen fanden in den Betten oder auf Tischen und Schränken, wohin sie geflüchtet waren, den Tod, während wieder andere durch den Zusammensturz der Gebäude oder vor Hunger und Frost umkamen. Nur allein in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst verloren 2471 Menschen das Leben, während die Zahl derer, welche in der Butjadinger Marsch umkamen, noch weit beträchtlicher war. Darum wendet der Friese Alles an die Erhaltung seiner Deiche, und so beträchtlich die Ausgaben schon in gewöhnlichen Zeiten sein mögen, wie bedeutend sind sie nicht erst in Unglücksjahren! Mit Recht sagt der Marschbewohner, daß er ohne die Deichlast mit einem silbernen Pfluge pflügen könne, während er den Deich selber bezeichnend genug seinen goldenen Ring nennt. Daß aber die Marschbildung für die Schifffahrt durch Verschlemmung der Häfen und Flußmündungen höchst nachtheilig ist, das zeigt der Hafen von Emden mit seinen vielen ungebrauchten Speichern auf das traurigste.

Doch nicht bloß Marschboden ist es, welchem in Ostfriesland das Auge begegnet, sondern auch der Geest, jenem Sandlande, welches das Moorland der Haide umgibt. Dieser Boden ist gewissermaßen als der älteste des Landes anzusehen. Auf ihm liegen die ältesten Dörfer (die Hoogen Loogen), sowie die Städte Leer, Aurich und Norden. Die Fruchtbarkeit dieses Bodens ist jedoch bei guter Düngung nicht gering zu schätzen, indem man oft drei bis vier Jahre hinter einander Hafer auf ihm erbaut. Hinter dem Sandlande liegt endlich das sumpfige Moorland. Zwar besitzt auch die Haide, wie die Moore, ihre Sümpfe, wenn bedeutendere Wassermassen keinen Abfluß haben, allein sie ziehen sich doch als Seen, in Ostfriesland Meere genannt, auf einzelne Punkte zurück; dagegen bilden kleinere und ihrer niedrigen

Lage wegen schwieriger abfließende Gewässer auf dem Moorlande stehende Sümpfe. Ueberschwemmt das Wasser nun im Frühling, Herbst und Winter gewisse Stellen, wird es aber im Sommer durch Gräben nach den Flüssen abgeleitet, so bilden sich natürliche Wiesen oder Meeden. Der Graswuchs dieser Wiesen ist äußerst üppig, doch befindet sich unter ihm eine Art Morast, der Darch, welcher aus den verwesenden Theilen der Wiesenpflanzen entsteht. Im Gegensatze zu diesem Darche nennt man die eigentlichen Moore die Torfmoraste oder Hochmoore, d. h. solche, welche in nie ablaufenden Sümpfen die Pflanzen mittelst Verwesung in Torfmassen verwandeln. Fast ein Viertel von Ostfriesland, 12—13 □-M., wird von solchen Mooren eingenommen. Kein Strauch unterbricht die unübersehbaren Einöden, höchstens bedecken zur Abwechselung kleine, mit Haide bewachsene, den Maulwurfshaufen vergleichbare Hügel den Boden. Wehe dem Unkundigen, welcher es unternimmt, über solchen Boden hinwegzuschreiten; ohne die langen, an den Füßen befestigten Brettersandalen der Einwohner würde er unfehlbar in dem tiefen Moraste allmählich versinken und wie in den Fluten des Meeres unrettbar verloren sein, wenn nicht rettende Hülfe baldigst mit Tauen und Brettern zur Seite stände. Manche dieser Moorflächen, sobald sie nur etwas höher liegen, werden von den Oldenburgern so wie von anderen Bewohnern des nordwestlichen Deutschlands für die Cultur des Buchweizens dadurch gewonnen, daß man sie abbrennt. Nachdem nämlich zuvor das Land durch Abzugsgräben trocken gelegt und der Rasen abgeschält ist, zündet man den Torfboden an. Er brennt ungefähr einen Zoll tief hinab und liefert eine Asche, welche dem eingestreuten Buchweizen als trefflicher Dünger dient. Der durch den Brand erzeugte dicke, schwere Rauch verpestet dem Oldenburger nicht bloß seinen Frühling, sondern wird vom Winde selbst bis in das mittlere Deutschland geführt, wo er mit dem Namen Höhen- oder Heerrauch benannt wird.

Die Oldenburgsche Insel Wangeroge ist ein Glied jener sandigen, gleichförmig gebildeten Inselreihe, welche sich am Strande der Nordsee bis Holland hinzieht, und zwar von allen die nördlichste. Denn im südwestlichen Laufe folgen Spikeroge, Langeroge, Baldrum und Nordeney mit seiner großen Seebadeanstalt, so wie noch weiter westlich die durch Sturmfluten in vier Theile zerrissene Insel Borkum. Einst 5 □-M. groß und von 20,000 Menschen bewohnt, ist sie jetzt nur noch eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, und selbst das übrig gebliebene Stück von Borkum ist vor wenig Jahren wiederum in zwei Theile gespalten, so daß die Zerstückelung und mit ihr der Untergang der ganzen Insel in eine vielleicht nicht ferne Zeit fällt. Gar manche der Nordsee-Inseln hat bereits dieses Schicksal gehabt, denn während Plinius von Texel bis zur Eider 25 Inseln zählt, sind heutzutage nur noch 16 vorhanden, so daß mindestens 25—30 □-M. Landes vom Meere verschlungen worden sind. Noch vor 20 Jahren, in der Neujahrs-

nacht 1855, war Wangeroge in höchster Gefahr, vom Meere verschlungen zu werden. Ganze Theile der Insel wurden weggeschwemmt, so der Gottesacker, dessen Leichen die Sturmflut herauswusch und auf das Land warf. Die Insel, welche noch im 16. Jahrhundert ¼ Meile breit und 1½ Meile lang war, ist jetzt nur noch 15 Minuten breit und 1 Stunde lang.

Die Marschen sind nicht allein später bewohnbar geworden als die Geest, sondern ihre Natur und ihre Lage beriefen einen von den sächsischen Geestbewohnern in mancher Beziehung verschiedenen Volksstamm zu ihrer Cultivirung und Erhaltung. Das war der friesische Volksstamm, der, des Kampfes mit dem Meere gewohnt, bis zum 10. Jahrhundert von Westen her sich ausdehnend, nach und nach sämmtliche Uferlandschaften der deutschen Nordsee, von Nordholland bis nach Schleswig, einnahm.

Der Charakter des friesischen Stammes scheint entsprungen und entwickelt einestheils aus dem ernsten, die ganze Kraft und das ganze Wissen und Wollen des Mannes herausfordernden Kampfe mit der See, sei es zur Bewahrung des Besitzthums auf dem Lande, — sei es als sturm- und wettererprobter Seemann; anderntheils aus der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, den er bewirthschaftet, und der reichlich auch geringe Mühe schon lohnt. Der Friese ist ernsten Gemüthes, bis zur Finsterkeit; er wird nicht leicht fröhlich (Frisia non cantat), aber wenn er lustig wird, hat seine Lustigkeit leicht etwas Gewaltsames: — eine Hochzeit, ein Ball 2c., die nicht mit einer Prügelei endeten, galten bis in die jüngste Zeit als langweilig; er macht nicht schnell den Fremden zum Freunde, sondern „ißt gern einen Scheffel Salz“ mit ihm; dagegen liebt er Pracht und Aufwand, wenn auch weniger in seiner Kleidung und in seinem Hause als solchem, wo übrigens holländische Sauberkeit herrscht, als in seinem Auftreten nach Außen, in Speise und Trank bei sich zu Hause, wenn er Gäste hat, oder bei festlichen Anlässen. Der Friese ist stolz auf seinen von seinen Vätern dem Meere abgekämpften Besitz; er tritt selbstbewußt als „edler, freier Friese“ auf, und schaut von seinem Hause (my house my castle), das ihm seine Väter als freies, nur dem Staat verpflichtetes Gut geschaffen und bewahrt haben, fast mit Genugthuung auf den Geestbewohner herab, der, lange leibeigen, seinen freien Besitz als Geschenk staatsklugen Fürsten zu verdanken hat; er wacht eifersüchtig über seinen Rechten und besteht hartnäckig auf Achtung derselben; er überlegt lange, ehe er beschließt, Beschlossenes aber führt er mit zäher Nachhaltigkeit durch. Rechnet man Sprache, locale Sitten, locale Eigenheiten des Rechtsbewußtseins 2c. hinzu, so stellt sich der friesische Stamm unserer Marschen entschieden als Individualität hin, trotz aller Vermischung und Ausgleichung mit den Geestbewohnern.

113. Hannover.

(Nach Julius Rodenberg, In deutschen Landen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Kaum ein Decennium ist es, als Hannover noch der Sitz einer opulenten und nicht unpopulären Hofhaltung war. Der reiche und prunkliebende Adel des Landes residirte hier, die Diplomatie war vollzählig vertreten, das Theater auf einer hohen Stufe der Vollendung, die Musik blühte. Quartiere, die damals zu den vornehmsten gehörten, sind heute von Handwerkern und Arbeitern bevölkert; die Häuser der Grafen und Barone haben sich in Werkstätten verwandelt. Dafür ist ein ganz neuer Stadttheil entstanden, dessen prächtige und umfangreiche, zum größten Theil auch architektonisch bedeutende Bauten da stehen, wo ehemals Wiese und Wald war, und dessen äußerste Villen bis in einen Wald, die Eilenriede, vorgeschoben sind, welcher auf Stundenweite die Stadt mit Schatten und Grün umgibt. Hannover, wie es jetzt da steht, ist eine wirklich reizende Stadt mit breiten Straßen, guter Luft, vielen Alleen und Spaziergängen. Wenn auch die Vorliebe für die Gothik ein wenig übertrieben erscheinen mag, so fehlt es doch weder an gothischen Neubauten, die nach den edelsten Mustern aufgeführt sind, noch an Nachbildungen der Renaissance, an denen das Auge sich wahrhaft erfreuen kann. Ein künstlerischer Zug verbindet die beiden ganz verschiedenen Stadttheile, die so weit auseinander liegenden Jahrhunderte. Das Haus, in welchem Leibnitz gestorben ist und Iffland geboren wurde, mit seinen Steinfiguren und Giebeln, das Rathhaus mit seiner wundervollen Backsteinfaçade, die mittelalterlichen Perspectiven der Knochenhauer-, Markt- und Schmiedestraße — sie schwebten der Phantasie der Künstler vor, als sie es unternahmen, die Stadt um mehr als die Hälfte zu vergrößern. Diese Umgestaltung Hannovers in topographischem und künstlerischem Sinne begann schon unter König Ernst August, ward mächtig gefördert unter Georg V. und dauert noch fort. Die Annexion und mit ihr die Freizügigkeit haben dieses Wachsthum in zuvor unbekannten Progressionen gesteigert; die Einwohnerzahl hat sich in einem Vierteljahrhundert fast verdreifacht (1871: 104,000). Auch die Entwicklung nach der industriellen Seite hin ist unverkennbar. Wie sich im Osten nach dem Walde zu das Terrain mit den saubersten Häuserreihen und Gärtchen bedeckt, so wächst gegen Westen ins freie Feld hinaus Schornstein neben Schornstein empor; eine ganze Region von Fabriken mit einer Vorstadt von Arbeiterwohnungen ist dort entstanden; überall saust die Maschine, steigt Qualm aus himmelhohen Schloten und die alten Wege führen, statt an Gräben und Hecken vorüber, durch Kohlenstaub und Schlacken.

Auch in den herrschaftlichen Gärten von Herrenhausen, in denen König Georg I. von England und Kurfürst von Hannover „seine so vielen vergnügten und ruhigen Stunden" verlebte und sich unendlich behaglicher fühlte,

als in Kensingtongardens, St. James-Park, Hamptoncourt und allen anderen Schlössern und Gärten Englands, hat sich Vieles im Laufe der Jahre verändert, Vieles ist gebaut worden, wieder verfallen und hat Neuem Platz gemacht. Eine Ruine, bevor es vollendet, ragt das zu Anfang der sechsziger Jahre begonnene Welfenschloß unheimlich aus den Bäumen empor. Ueber die Mauern und kostbaren Quadersteine dieses kolossalen, halbfertigen Baues zieht sich schon jener grüne, feuchte Schein verfallener Gebäude, die Gitter fangen an zu rosten, die Fenster sind nothdürftig mit Brettern verschlagen. Wie vor einem verwunschenen Schlosse steht man vor diesem zerbröckelnden Welfenbau, der kaum 10 Jahre zählt. Aber unverändert in ihrer ganzen Frische, mit ihren Blumenbeeten und regelmäßig geschnittenen Heckenwänden, wie sie aus den Händen Le Notre's, des Schöpfers von Versailles, hervorgegangen, mit ihrem Schlosse, Treibhäusern, Terrassen und springenden Fontainen, prangen noch die Gärten von Herrenhausen.

Die Mehrzahl der Hannoveraner erkennt mit einem gesunden Gefühle für die Realität des Geschehenen, daß die Rückkehr der alten Zustände weder möglich noch auch wünschenswerth sei, und daß deutsch sein noch mehr ist, als hannoverisch sein. Was an Opfern von ihnen verlangt wurde, das haben sie, wenn auch vielleicht nur wenige leichten Herzens, gebracht; und sie dürfen daher mit fester Zuversicht auf den Ersatz rechnen, welchen die Einheit, Freiheit und Größe des Vaterlandes jeder einzelnen Stadt, ja, jedem einzelnen seiner Bürger verheißt. Die letzten Ereignisse haben gezeigt, daß die Sicherheit des Individuums auf der Sicherheit des Ganzen beruhe, und daß es, außer dem nationalen, keinen andern Boden wahrhaften Gedeihens gibt.

---

114. Der Harz.

(Nach Wilh. Blumenhagen, Wanderung durch den Harz, und Hermann Guthe, Die Lande Braunschweig und Hannover.)

Dort, wo die germanischen Stämme der Cherusker und Chatten sich berührten, erhebt sich als ein Gebirge von höchst eigenthümlichem Charakter und historischer Berühmtheit der Harz mit seinem noch von Niemandem genügend erklärten Namen (Hart = Hochwald?). Dieses nördlichste deutsche Gebirge ist zugleich nach dem Riesengebirge das höchste deutsche Mittelgebirge zwischen den Alpen und der Nordsee. Es streckt sich von West nach Ost, doch nicht nach Art anderer deutschen Gebirge in langgezogenen, an einander gereihten, sich ähnelnden und verwandten Höhen, sondern als ein frei sich erhebender, scharfumrissener Koloß, fern ausschauend auf das niedere Land und fern her gesehen und rings umkreiset von einem Heere geringerer

Hügel. Man theilt dasselbe in den Oberharz und den Unterharz. Der Oberharz ist der Kern des Berges, wo das granitartige Urgestein, die Knochen der Erde, zu Tage tritt, und das metallreiche Ganggebirge sich an dasselbe anlegt; er bildet den nordwestlichen Theil des Gebirges und umfaßt alle diejenigen höher gelegenen Partieen des Harzes, in welchen der Ackerbau nicht mehr möglich oder wenigstens nicht lohnend ist. Er ist die Heimat der eigentlichen Berg- und Waldleute. Schon die hochgewachsenen Tannen und phantastisch sich formenden Fichten deuten den nordischen Charakter an, obgleich das Gehölz vielfach von Bruch und Morast unterbrochen sich vorfindet. Nur hier und da trifft man die wohlgepflegte Wiese in beschützten Niederungen, das Magazin für die treffliche Rinderheerde, welche statt der Streu sich mit Tannennadeln begnügen muß.

Die geschlossenste Masse des Harzes ist der Brocken mit seiner nächsten Umgebung. Er besteht nur aus Granit, der an seiner Oberfläche mit zahlreichen Trümmerblöcken (daher der Namen Brocken?) bedeckt ist, die auch hier an vielen Stellen jene für den Granit überall so charakteristischen mauerförmigen Gruppen bilden, deren einzelne besondere Namen führen, so auf der Spitze des Brockens der „Hexenaltar" und die „Teufelskanzel." Am großartigsten ist der Eindruck, den der von Norden anlangende Besucher erhält, denn da der Berg sich hier fast unmittelbar am Rande des Gebirges erhebt, so wird er fast in seiner ganzen absoluten Höhe mit einem Blicke überschaut. Einen solchen Gegensatz auf so geringe Entfernung (höchstens 1 Meile) zeigt kein anderes der deutschen Mittelgebirge. Das auch im Winter bewohnte Gasthaus auf der Spitze ist die höchste stets bewohnte Stelle in Deutschland.

Das Volk, welches den Oberharz bewohnt, gleicht seiner Heimat; es ist kräftig und rauh, kühn und thätig, unverdrossen und gutmüthig, duldsam und mit Geringem zufrieden, stolz auf seine Berge und nur auf ihnen glücklich. Der Bergbau ist hier die Seele des Lebens, das Centrum des Getriebes; tausend Jahre hindurch ringt dieses Völkchen mit Lebensgefahr dem widerstrebenden Erdgeiste seine edelsten Schätze ab, um die Paläste trägerer Mitbrüder zu schmücken, Andern Genuß und Reichthum zu verschaffen, und bleibt arm und armselig. An 30,000 Menschen leben in solcher Weise auf einer Grundfläche von 13 Quadratmeilen, stolz auf ihren gefährlichen Beruf, stolz auf ihren Berghauptmann, den sie auch wohl den Harzkönig nennen, der sie nach eigenen Gesetzen regiert, stolz auf ihre Privilegien, auf ihre scharfgeschiedene Lebensweise, selbst auf ihre Sprache, die gezogen und volltönend, süddeutschen (fränkischen) Dialekten gleich, klingt, und vielleicht von ihren aus dem Erzgebirge früherhin eingewanderten und hergerufenen Vätern stammen mag, die selbst erst aus der Gegend des Fichtelgebirges eingewandert waren. Im Erzgebirge hatten sich ihnen manche slavische Elemente beigemischt, woher sich die musikalische Begabung, die den Harzer Bergmann in hohem Grade auszeichnet, herleiten mag.

Ein freundlicheres Klima empfängt den Wanderer, so bald er zum Unterharze herabsteigt, zu welchem man alles Gebirge zu zählen pflegt, was dem Brocken östlich liegt und aus Ganggebirge und Flößgebirge besteht. Hier im Unterharze ist die unerschöpfliche Schatzkammer des Malers und des Poeten; hier finden sich jene an geheimem Zauber und unvergleichlichem Reiz so reichen Plätze, die diesem nordischen Gebirge einen Weltruf erwarben, und ist die Erde hier im Innern weniger mit köstlichen Schätzen gefüllt, so ersetzt sie es im Uebermaß durch ihre äußere Herrlichkeit. An den Höhen zieht sich Ackerland in langen, wellenförmigen Bändern hinauf; Schafheerden wandern langsam und gedrängt in den begrasten Thälern; Obstgärten kreisen die Dörfer ein, wenn auch spät reife Früchte spendend, und die Bewohner nähern sich an Form und Lebensweise und Beschäftigung den Nachbarn ihres Gebirges, und ihre Sprache schließt sich hier den niedersächsischen, dort den oberdeutschen Dialekten an.

Es wimmelt von Sagen und Legenden auf dem Harz; fast jede besondere Klippe, jeder Brunnquell, jeder Schlund, jedes Städtchen, jedes Dorf hat seine Historie, welche der Nahwohnende gern und unermüdlich erzählt, findet er nur geduldige Ohren. Frommer Glaube, Schutz der Unschuld, Strafe des Frevelmuths, Peinigung des Lasters durch des Gewissens unerbittliche Richterstimme, grause Vernichtung des Lästerers, Sturz des Ungerechten und Tyrannischen bilden die Grundlagen dieser Harzsagen; doch fehlt es auch nicht an den riesenhaften und komischen Gestaltungen der Märchenwelt; Zwerge und winzige Gnomen hüten und vertheidigen das unterirdische Gold, verschenken es nach Laune, vertreiben aus rechtlosem Besitz, und die höllische Jagd sauset durch die Mitternächte, der wilde Mann, nackt, mit dem Tannenzweige gegürtet und die entwurzelte Fichte in der Faust, schreitet an der Höhe hin und deutet auf die verborgene Silber-Ader, und das Brockengespenst drohet aus giftigem Nebel. Ueberall stößt man auf Trümmer alter Burgen und Schlösser, ehedem Sitze kaiserlicher Günstlinge oder räuberischer Harzgrafen; manche (z. B. die Harzburg) haben ihre welthistorische Bedeutung, an andern flattert nur das leichte Band einer Romanze, macht sie aber deshalb nicht weniger anziehend und bedeutsam.

115. Thüringen.

(Nach „Die Gegenwart.")

Thüringen — oder die Gruppe der Sächsischen Herzogthümer und der Schwarzburgischen sowie Reußischen Fürstenthümer — ist Kleindeutschland. Seine Berge, Ebenen und Gewässer, so wie Schlösser, Städte und Staaten geben das große Vaterland im verjüngten Maßstabe wieder. Wird die

Alpennatur durch den Beerberg und Schneekopf repräsentirt, so gibt die Nordseite des Gebirgs die Ebenen; die Saale ist die Donau Thüringens, und die Schwarza vertritt die Romantik des Rheins. Vom Altenburgischen Hügellande wird die kernhafte Bauernschaft gestellt, und die Reußischen Länder bilden die Industriedistricte nach leicht zu findender Analogie, während einige kleine Höfe, was die Pflege von Wissenschaft und Kunst angeht, den großen voran leuchteten. An Mannichfaltigkeit der Interessen gebricht es den kleinen Staaten so wenig wie dem gesammten deutschen Bundesstaate.

Von den Bergen blicken Burgen und Burgruinen; stattliche Fürstenschlösser und heitere Dörfer lachen in der Flur oder glänzen aus dem Fichtenwalde und dem Buchenforst. Auf jeder steilen Höhe ragt uns die zertrümmerte Romantik der Vorzeit entgegen; denn nicht weniger als 66 Burgen brach Rudolf von Habsburg, um die Störer des Landfriedens zu züchtigen. Ebenso richteten Bauernkrieg und dreißigjähriger Krieg zahlreiche Schlösser und Klöster zu Grunde, wovon Paulinzelle mit seinen moosüberwucherten, baumumschatteten Pfeilern, Bogen und Wandfragmenten besonders malerisch erscheint. Unter den Sommer-Residenzen und Waldschlössern der thüringischen Fürsten sind alle Zeiten und Baustile und jeder Geschmack vertreten. Liebenstein trägt ganz modernen Charakter; seine Heilquelle gestaltete die Umgebung zum reizenden Badeort, und Altenstein überrascht mit seinen Terrassen, welche den Blick durch das Werrathal bis zur Rhön schweifen lassen, mit seinen Dolomithöhlen und Wasserfällen auf das angenehmste. Das ohne Prunk in die Wiesen und unter die Baumgruppen gestreute Wilhelmsthal bildet die Scenerie zu manchem Goethe'schen Idyll; Karl August und Altmeister Wolfgang weilten hier oft. Reinhardsbrunn dagegen ist einer Uhland'schen Romanze vergleichbar zwischen den schwarzen Wäldern und den Himmelsbläue spiegelnden Teichen, im Schmuck der Thürme und Zinnen, mit dem schimmernden Saal der Ahnenbilder und den düstern Grüften der Landgrafen von Thüringen.

Im Süden ist es die Veste Coburg, im Norden die Wartburg, welche das Land weit und breit beherrschen. Jedes dieser uralten Schlösser ist tief in die Geschichte der Dynastieen und der Cultur verwickelt, und der Duft der Sage umgibt sie wie grünender Eppich. Als Kurfürst Johann den Reichstag zu Augsburg besuchte, um die Augsburger Confession zu vertheidigen, weilte Martin Luther zu Coburg, „im Reich der Dohlen“, um seinem Beschützer möglichst nahe und doch sicher zu sein, und übersetzte in seiner Muße dem deutschen Volke die Propheten des alten Testaments, wie er ihm auf der Wartburg die Evangelisten verdeutscht hatte. Auch das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ soll hier entstanden sein. Im Jahre 1632 widerstand die Veste Wallenstein sowohl wie Altringer; seitdem verkleinerte sich ihre Bedeutung in dem Grade, wie sich die Belagerungswerkzeuge vervollkommneten.

Herzog Ernst I. von Coburg-Gotha begann im Jahre 1838 die Restauration der Burg, und Heinrich Schneider schmückte dieselbe mit dem „Einzuge Herzog Kasimir's in seine Burg"; ebenso mit dem humoristischen Ereigniß, wo die auf der Veste gehaltenen Bären ihrem Käfig entkommen waren und den im Speisesaale versammelten Herrschaften aufwarteten. Schrecken auf allen Gesichtern; indeß eine Hofdame hatte die Geistesgegenwart, die Ungethüme mit Confect zu füttern, bis die Wärter herbeikamen. — Die Wartburg, auf welcher jeder Stein von Sagen klingt und jeder Fensterrahmen ein köstliches Landschaftsgemälde umfaßt, hat sich als stolzes Waldschloß aus längerem Verfall wieder erhoben. Welche Burg kann sich an Sage und Geschichte mit der Wartburg messen, von Ludwig dem Springer bis zu Landgraf Hermann, von Luther bis zum Octoberfeste 1817! Die namhaftesten Sänger jener Zeit waren bei Landgraf Hermann und seiner Gemahlin Sophie stets willkommen. Heinrich von Veldeck und Wolfram von Eschenbach waren dort Gäste, und der Verfasser des „Lohengrin" und Walther von der Vogelweide preisen den Hof der Wartburg in ihren Gesängen.

Unwillkürlich sind wir tief in das Gebiet der Sage gelangt, die nicht nur die Wartburg üppig umrankt, sondern überhaupt in keinem Lande, selbst das Rheinland nicht ausgenommen, geschäftiger ist, als in Thüringen. Keine Burg und keine Klosterruine, kein Berg, kein Thal, kein Bach, keine Haide ist ohne eine Bergmanns-, Jäger- oder Hirtenerzählung*). Wie anderwärts sanken auch in diesem Lande die altgermanischen mächtigen Götter und Göt-

*) Am berühmtesten ist der Hörselberg durch seine Sagen. Mitten in grünender und blühender Umgebung ganz öde und kahl emporragend, mußte er dem Auge verdächtig werden. In einer dunkeln Schlucht hörte man das Wasser rauschen; man hörte dort Stimmen und der Eingang zum Fegfeuer, zur Hölle selbst mußte dort sein. Andere vernahmen Liederstimmen und Mädchengekicher, und so war die Residenz der Frau Venus, der gefährlichen Zauberin des Mittelalters, gefunden. Vom Hörselberge aus beginnt die wilde Jagd, welche im Schwarzwalde wiederkehrt, auf dreibeinigen Pferden, mancher Mann das Gesicht auf dem Rücken oder den Kopf unter dem Arme. Dem wilden Heer voraus zieht der getreue Eckart mit weißem Stabe in der Hand und warnt die Begegnenden, sich niederzuwerfen, die Jagd nicht zu sehen und den Lärm vorüberbrausen zu lassen. Einst kam nun auch der edle Tannhäuser, ein Rittersmann aus Franken, nach vielen abenteuerlichen Zügen am Hörselberge vorbei, indem er den Landgrafen Hermann auf der Wartburg zu besuchen gedachte. Frau Venus verlockte ihn, bei ihr einzukehren, und Tannhäuser folgte, blieb ein ganzes Jahr, empfand dann aber Ueberdruß am unterirdischen Minnehofe, Reue und Sehnsucht, den Ort zu verlassen. Vergebens bot Frau Venus alle Bitten, alle Künste auf, ihn ferner zu fesseln; der Ritter ließ sich nur das Versprechen erpressen, im Fall er keine Vergebung seiner Sünden erlange, wiederzukommen. Tannhäuser pilgerte nach Rom und warf sich dem Papste Urban zu Füßen, allein der heilige Vater ließ den Reuigen hart an und erklärte, auf seinen Krummstab deutend: so wenig dieser Stab je wieder grünen werde, so wenig werde dem Sünder Gottes Gnade zu Theil. Vergebens war Tannhäuser erschüttert, vergebens flehte er; an Gott und Kirche verzweifelnd, kehrte er zu Frau Venus zurück, die, über seine Rückkehr hoch erfreut, ihn hold in den Venusberg führte. Nach drei Tagen aber begann Papst Urban's Hirtenstab zu grünen durch die Wunder der ewigen Liebe. Es gingen nun Boten aus, den Ritter zu suchen, allein er war im Hörselberge verschwunden.

tinnen zu gefürchteten Riesen, zu schielenden Zwergen und Hexen herab, oder sie verflüchtigten sich zu nebelhaften Gespenstern. Der alte Glaube wurde Aberglaube, ernste Gebräuche kurzweilige Unterhaltung.

Auf die prophetische Sage läßt sich Thüringen wenig ein. Nur im Werragrunde wird eine große Glaubens- und Türkenschlacht erwartet; und weit hin ins deutsche Volk ist die Kyffhäusersage von Barbarossa's Erwachen gedrungen. Am glänzendsten und körnigsten bleiben jedoch die ältesten und allbekannten Sagen von Graf Ludwig dem Springer und der Erbauung der Wartburg. In mancherlei Variationen schließen sich sodann die Erzählungen von der heiligen Elisabeth mit Blumen, Handschuhen, Mantel und Brunnen an.

Sämmtliche kleinen thüringischen Residenzen sind seit geraumer Zeit Pflanzstätten der Cultur. Jede dieser Residenzen hat ihre wissenschaftlichen Anstalten, ihre Bibliothek, ihr Kunst- und Naturalien-Cabinet, ihr Theater, höherer Anforderung der Architektur entsprechende Gebäude und Ziergärten. Die Bibliotheken von Gotha und Weimar, die Kupferstichsammlung in Coburg und das Münzcabinet in Gotha gehören zu den bedeutendsten in Deutschland. Noch leuchtet die Zeit, wo Weimar der Mittelpunkt der deutschen Poesie war, hell in die Gegenwart herein, und wo der dortige Fürstenhof den Schöpfern unserer Literatur die heitere Muße für ihre Geistesarbeit gewährte, womit sie der deutschen Sprache das Herz unseres Volkes eroberten und diesem unserm Volke die Anfänge aller höheren Richtungen zeigten, worin es seine Aufgabe zu setzen hat.

Jena wurde, seitdem Reinhold dort vortrug, die Schule der Kant'schen Philosophie. Fichte, Schelling, Hegel, Fries, A. W. Schlegel lehrten hier. Auch gegenwärtig werden in Thüringen Kunst und Wissenschaft von den Fürsten mit Liberalität, von den Bewohnern mit Eifer gepflegt. Auch gegenwärtig nehmen die typographischen Anstalten von Gotha, Hildburghausen und Weimar einen hervorragenden Platz ein. Aus Tradition nimmt der weimarische Hof fortwährend an Kunst und Wissenschaft das lebhafteste Interesse, und Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha, selbst anerkannter Operncomponist, läßt nicht leicht irgend einen Zweig höherer Geistesarbeit ohne Aufmunterung und Unterstützung.

---

116. Leipzig und seine Messen.

(Nach J. Kutzen, Das deutsche Land, und Louis Thomas, Bilder aus der Länder- und Völkerkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Leipzig ist diejenige niederdeutsche Stadt im mittlern Elbegebiete, welche durch die Großartigkeit der friedlichen Geschäfte, die seit Jahrhunderten

in ihr abgewickelt oder von ihr aus eingeleitet werden, und durch das blutige Ringen, das zu verschiedenen Zeiten (1631, 1642, 1813) auf nahen und entfernten Feldern rings umher Statt gefunden hat, einen durch die ganze Welt verbreiteten Ruf behauptet. Im fernen Auslande ist Leipzig einer der bekanntesten Städtenamen Deutschlands geworden, ohne daß sie eine Haupt- und Residenzstadt wäre und ohne daß die Gunst der Lage an einem großen, schiffbaren Strome oder an der Seeküste ihr zu Hülfe käme. Wenn auch das fruchtbare Land ringsum, das Wohlwollen der sächsischen Fürsten, der thätige, klug berechnende Kaufmannsgeist der Handelsherren, der sich so oft bewährte, die Ausstattung der Universität mit ausgezeichneten Lehrkräften das Emporkommen der Stadt begründet und ihre Bedeutung fortwährend erhalten und gesteigert haben, so ist doch ihre geographische Stellung einer der wesentlichsten Factoren ihrer Blüte. Denn Leipzig liegt ungefähr in der Mitte des Tieflandsbusens der mittlern Elbe der sich zwischen den Absenkungen des Harzes, des Erzgebirges und des Thüringerwaldes weit nach dem Innern Deutschlands hineinbuchtet. Durch ihn führt eben so der kürzeste Weg aus dem östlichen Tieflande in die jenseit des Gebirges in südwestlicher Richtung gelegenen Thäler des obern Mains und der obern Donau, als in westlicher Richtung durch Thüringen zu dem großen Verkehrsthale des untern Mains (Frankfurt) und des mittlern Rheins (Mainz), oder nördlicher mit Vermeidung der Gebirge Mitteldeutschlands durch Westfalen nach dem Niederrhein (Köln). Eben so gelangten nach Leipzig die Waarenzüge aus dem Gebiete der obern Elbe und der obern Oder nach dem mittlern und nordwestlichen Deutschland — so wie umgekehrt.

Ein solcher natürlicher Knotenpunkt von Straßen zwischen Ost und West, Süd und Nord und nach wichtigen Zielen hin, insbesondere zwischen dem Mittellaufe der beiden Hauptströme Norddeutschlands, Rhein und Elbe, mußte dem Gedeihen einer städtischen Anlage überaus förderlich sein und in friedlichen Zeiten ein Mittelpunkt des deutschen Eisenbahnnetzes werden, wie er vorher in den schwersten Kriegszeiten eben wegen derselben Wichtigkeit der Lage eins der am meisten mit Blut getränkten Schlachtreviere Deutschlands, ja Europa's geworden war.

Die Leipziger Messe zu Ostern und Michaelis (Ende September) dauert jedes mal 3 Wochen, ungerechnet die vielen Geschäfte, die schon vorher im Großhandel abgemacht werden. Erst mit der Vorwoche beginnt die eigentliche Messe. Endlose Waarenzüge bringen die verschiedenartigsten Gegenstände des Gewerbfleißes vom In- und Auslande; vor allen Gewölben und Niederlagen liegen Kisten, Ballen, Fässer; zahllose Firmen in kolossaler Schrift bedecken die Häuser nicht selten bis zum dritten Stockwerk. Allein oder in Begleitung eines Dolmetschers wandern die Einkaufenden von Niederlage zu Niederlage, wo in deutscher, englischer, französischer, nicht selten auch in italienischer und neugriechischer Sprache verkehrt wird. Sind die Nie-

verlagen der Fabrikanten schnell geleert und sogar reiche Bestellungen für die nächste Messe gemacht, so ist die Messe „gut" ausgefallen, und diese Nachricht verbreitet Jubel in den armen Fabrikgegenden. Zahlreiche Menschenmassen wogen vom Markte nach dem Augustusplatze, wo in wenigen Tagen eine ganze bretterne Stadt zu beiden Seiten der Straße sich erhoben hat; denn hier ist der Hauptsitz des Kleinhandels. Dagegen sind auf dem Roßmarkte alle denkbaren Sehenswürdig- und -unwürdigkeiten in langen Budenreihen aufgestellt nach Art eines lebhaften Jahrmarktes und werden von den Eigenthümern mit Löwenstimmen, selbst durchs Sprachrohr, angepriesen. Allenthalben wird gespielt und gesungen, von den Bestien in den Menagerieen dazwischen gebrüllt, von der wogenden Menge gelärmt, gelacht, geschrieen, gezankt. Auf die Meßwoche, welche durch Läuten der Rathhausglocke wie eröffnet, so geschlossen wird, folgt die Zahlwoche. In ihr beginnt zu Ostern die Buchhändlermesse, wozu sich aus allen Gegenden Deutschlands die Buchhändler und ihre Vertreter einstellen, um in der Buchhändlerbörse ihre gegenseitigen Abrechnungen vorzunehmen und Zahlung zu leisten.

---

117. Dresden.

(Nach Friedrich Gottschalk, Dresden, seine Umgebungen und die sächsisch-böhmische Schweiz, und Karl v. Hailbronner, Cartons, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Dresden, zu beiden Seiten der mittlern Elbe, ist ein sehr wichtiger politisch-militärischer Mittelpunkt am Gebirgssaume der norddeutschen Tiefebene, der (namentlich im siebenjährigen und im deutschen Befreiungskriege) mit vielen Mühen und Menschenleben erkämpft worden ist. Kunst und Natur bieten sich hier in Ueberfülle die Hand, und nur das junge, frische München hat ihm jetzt den lorberbekränzten Namen des deutschen Florenz (oder „Elb-Florenz", wie Herder es in seiner Adrastea nennt) von der alternden Stirne gewunden. Daher ist es ein reizender Durchgangspunkt von Süden nach Norden und umgekehrt, ein lieblicher Ruhepunkt, eine mitteldeutsche Hauptstation, ein angenehmes Asyl für Viele, die sich von Geschäften zurückgezogen haben.

Seine überaus reichen wissenschaftlichen und Kunst-Sammlungen (meistens im sog. „Zwinger" aufgestellt) verdankt Dresden besonders den beiden Kurfürsten August I. und II., welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit einem ungeheuren Aufwande Kunstschätze jeder Art erwarben und in ihrer Residenz aufstellen ließen. Der größte Theil des naturhistorischen Museums ist freilich bei dem Aufstande im Mai 1849 ein Raub der Flammen geworden, doch ist die Sammlung durch neue Anschaffungen wieder ziemlich auf den frühern Standpunkt gebracht und kann mit ähnlichen in Deutschland wetteifern. Das mineralogische Mu-

seum ist nach dem Brande 1849 noch durch eine geologische Abtheilung erweitert worden.

Die Gemäldegallerie nimmt in Deutschland den ersten Rang ein, wie sie überhaupt eine der vorzüglichsten ist, deren unschätzbarer Werth nicht allein in dem seltenen Reichthum (2400 Nummern), besonders an Gemälden der italienischen Schulen, sondern auch in der musterhaften Erhaltung der einzelnen Bilder und in der anerkannten Aechtheit der meisten besteht. Im ersten Stock sind die Hauptschätze der Sammlung: Rafael's Madonna di S. Sisto (ursprünglich für die Kirche S. Sisto in Piacenza bestimmt, 1753 durch August II. für 20,000 Ducaten erworben), welche nächst der Transfiguration desselben Meisters (in Rom) für das Vorzüglichste gilt, was die neuere Malerei hervorgebracht hat; die 6 herrlichen Bilder Correggio's, worunter besonders die unübertreffliche Anbetung der Hirten, bekannt unter dem Namen „die h. Nacht", wo das Jesuskind, auf Stroh in der Krippe, alles Licht von sich ausstrahlt, ferner die so unzählige Mal copirte heilige Magdalena und sein Arzt hervorragen, und alle die großen Meister der Venetianer, die ihre schönsten Werke auf diesen europäischen Bildercongreß geschickt haben, insbesondere Tizian's Zinsgroschen, die Krone seiner Werke, Jan Breughel's herrliche Landschaften, die unerreichten Schöpfungen der flamändischen Maler-Heroen und sechs Teppiche nach Zeichnungen von Rafael. In der That, diese Auswahl von Meisterwerken ersten Ranges darf mit der Tribuna in Florenz in die Schranken treten.

Das grüne Gewölbe (im Erdgeschosse des Schlosses) ist noch immer die kostbarste Sammlung seltener Schmuck- und Kunstarbeiten. Diese Elfenbeinschnitzerei, die kunstreichen getriebenen Arbeiten in Silber und Stahl, die Emails, die florentinischen Mosaiken, die prächtigen Waffen nach verschiedenen Epochen, die kostbarsten Steine, die größte Onyxplatte der Welt, der Schatz, wohl nicht der reichste, aber sicher der schönste in Europa, die Diamantenkette, der Thron und Hofhalt des Groß-Moguls zu Delhi in goldenen Figuren, diese eingelegten Kästchen, Toiletten, Reise-Apotheken, Bernsteine, Filigrane und alle die unzähligen glänzenden Gegenstände betäuben das Auge. Es ist eine ethnographische Sammlung, würdig eines reichen Hofes, das Ganze unendlich geschmackvoll geordnet, und wahrlich in dieser Zusammenstellung einzig in seiner Art.

Ein würdiges und eben so einziges Seitenstück ist das historische Museum (im Zwinger). Es enthält eine prachtvolle Sammlung aller Waffen in chronologischer Ordnung, in Parade- und Streitrüstungen abgetheilt. Hier kann der Geschichtsforscher ernste Studien machen. Alles blinkt wie neu. Zahlreiche Ritter zu Pferde zeigen uns eine Reihe von Portraits sächsischer Fürsten, von der Kinderrüstung bis zum gewaltigen August dem Starken. Zäumung und Sättel sind von höchster Pracht, und wir sehen alle Waffen des Mittelalters mit den Erfindungen des Schießgewehres bis zu den Per-

cussionsgewehren in aufsteigender Ordnung vor uns. Den schönen Schluß bildet das türkische Zelt, welches bei der Belagerung Wiens erbeutet wurde. Unter ihm gruppiren sich eine Unzahl reicher ottomanischer Säbel, mit guten Steinen besetzte Sättel und verschwistern sich traulich mit den Stiefeln Napoleon's, mit dem Hut, einfachen Degen und ledernen Degengehäng des Czars (Peters des Großen) und dem berühmten Hufeisen, das der starke August brach. Dies ist die reichste Sammlung an Waffen, der Tower in London und die Ambraser Sammlung in Wien verschwinden dagegen.

Das Kupferstich- und Handzeichnungs-Cabinet mit mehr als 350,000 Blättern ist wieder eine der ersten Kunstsammlungen Deutschlands, welche, da sie nach Malerschulen systematisch geordnet ist, die in allen Ländern zerstreuten Gemälde und Compositionen berühmter Meister und ihrer Schüler in chronologischer Folge mit einem Male überschauen läßt. Zudem enthält sie einen Reichthum von Originalzeichnungen der ersten Meister, namentlich aus den älteren Perioden. — Das Museum der Gypsabgüsse, an Stückzahl nur von denen in Berlin und London, an kunstgeschichtlicher Bedeutung von keinem übertroffen, umfaßt sowohl das ehemalige Mengs'sche Museum als die Elgin'schen Antiken. Der böhmische Künstler Mengs († 1779 in Rom) hatte als Hofmaler Karl's III. von Spanien von den besten in Italien vorhandenen Statuen des Alterthums Abgüsse in Gyps für die Akademie in Madrid anfertigen lassen, dabei ein zweites Exemplar für sich gemacht und so eine werthvolle Sammlung begründet, welche Kurfürst Friedrich August nach Mengs' Tode ankaufte. Später bedeutend (namentlich durch die Aeginetischen Statuengruppen) vermehrt, ist sie in kunstgeschichtlicher Folge aufgestellt, so daß man die Geschichte der Plastik von den assyrischen Anfängen bis zur Jetztzeit überblickt. Die Abgüsse der von Lord Elgin († 1841) erworbenen Bildwerke des Parthenons in Athen, welche von ihm dem britischen Museum in London überlassen wurden und dort eine eigene Sammlung („Elgin's marbles") bilden, füllen den ganzen zweiten Saal. Außer der (besonders im Fache der Geschichte) sehr reichen Bibliothek, dem Antikencabinet und dem Münzcabinet (besonders reich an Münzen der drei letzten Jahrhunderte) befindet sich im Japanischen Palaste eine Sammlung von chinesischem, japanischem, ostindischem, französischem und sächsischem Porcellan, eine Quelle für das Studium der Erfindung und Ausbildung des Porcellans, wie sie schwerlich anderswo aufzufinden ist. Die chinesischen Gefäße füllen allein 13 (von 20) Räume.

Wo aber vereinigen sich Kunst und Natur zu einem so herrlichen Bunde, wie in dieser reizenden Residenzstadt? Schon innerhalb der Stadt macht der Blick von der Brühl'schen Terrasse auf die Elbe, ihre bebauten Ufer, ihre fortwährend belebten Brücken, auf die malerischen Berghöhen in der Ferne wie auf die schönen Gebäude des Schloßplatzes in der Nähe diesen Standpunkt zum genußreichsten in und um Dresden, vielleicht zum einzigen in einer deutschen Hauptstadt. Wenn

schon die Vorstädte beständig durch Alleen, Gärten und Baumgruppen unterbrochen werden und ein freundliches, gartenähnliches Ansehen gewähren, so bietet sowohl die nähere als die entferntere Umgebung zahlreiche Punkte, die zu hohem Naturgenusse einladen. Zu den entfernteren gehören namentlich Pillnitz, die Sommerresidenz der königlichen Familie, mit dem Porsberge, von dessen Gipfel man sämmtliche Bergkegel der sächsischen Schweiz und angeblich 10 Städte und 274 Dörfer übersieht; der liebliche und äußerst belebte Plauensche Grund, welcher zu dem auf vier Thäler vertheilten Städtchen Tharand mit einer rühmlichst bekannten Forst-Akademie führt und wegen seiner romantischen Lage gern zu längerem Sommeraufenthalte gewählt wird; ferner die sehr hübsch gelegene Stadt Meißen an der Elbe mit dem Schloßberge, in dessen Mitte der Dom aus der besten Zeit altdeutscher Baukunst und zur Seite die umfangreiche Albrechtsburg steht; dann das königliche Jagdschloß Moritzburg mit einer Sammlung der stärksten und seltensten Geweihe, die königliche Burg Weesenstein, endlich die sächsische Schweiz.

---

118. Die sächsische Schweiz.

(Nach Joh. Sporschil, Wanderungen durch die sächsische Schweiz, und Friedrich Gottschalk, Die sächsisch-böhmische Schweiz.)

Der Name „sächsische Schweiz" ist die geschmacklose Erfindung des vorigen Jahrhunderts*), jetzt aber einmal zum Eigennamen geworden, dem einen andern substituiren zu wollen eben so weise wäre, als plötzlich alle Thore und Straßen einer Stadt umzutaufen und die geschichtlichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, zu verwischen, wie dies in Leipzig geschehen ist. Zu jenem Theil des Elbhochlandes, der unter dem gedachten Namen allgemein bekannt ist, konnte man nicht umhin, auch die gleichartigen Gegenden, die zu Böhmen gehören, einzubezirken, und erfand, um jedem Lande sein Recht widerfahren zu lassen, den wunderlichen, aber dennoch den Zweck, einen bestimmten Umfang von Naturschönheiten zu bezeichnen, erfüllenden Doppelnamen „sächsisch-böhmische Schweiz". Diese interessante Gegend, in welcher die Natur die Geschichte einer ihrer vielen Wasser- und Feuer-Revolutionen gleichsam in Fracturschrift erzählt, ist zwar jetzt in ihren Hauptpartieen mehr ein großartiger, bequemer Park als eine Wildniß, ohne Eismeere, Gletscher, Lawinen und Wasserstürze, ohne Seen und ohne Hirten-

---

*) Sonst hieß die Gegend: „Die Felsen über Schandau" oder auch: „Das Meißner Hochland".

leben, aber eben darum dem Genusse einer größeren Anzahl Menschen erschlossen.

Eigentlich gehören die Gebirge der sächsisch-böhmischen Schweiz zu den kleinen Sudeten, die sich im Osten an die großen Sudeten, das Riesengebirge, und im Südwesten an das Erzgebirge anschließen. Das Hauptthal dieser Gegend ist das Elbthal, welchem alle kleineren Gewässer zueilen; die Elbe durchströmt diese Schweiz in ihrer ganzen Länge (10 Stunden) und ihr Silberband verleiht den Aussichten von den Bergen den höchsten Reiz. Der ganze Landstrich bildet eine Kette von theils isolirten, theils verbundenen Bergen, Hügeln, Felsenthälern und Schluchten. Die Bodenerhebungen sind geringer (nur bis 745 M.), als in allen übrigen Gebirgssystemen Norddeutschlands. Der Sandstein erscheint in seiner zerklüfteten und ausgewaschenen Gestalt oft in den wunderlichsten Gebilden. Eine üppige Vegetation schmückt die tiefen Thäler, wohlbestellte Forsten decken die Bergwände überall, wo sie nicht aus Felsen bestehen.

Burgen, einige erhalten, andere in Trümmern, erinnern an die alte Geschichte des Landes, wo der Deutsche dem Sorben die Herrschaft abstritt und seine Cultur in diese Gaue brachte. Obschon die Einwohner der sächsischen Schweiz der Mehrzahl nach slavischer Abkunft sind, so hat sich doch das Gepräge dieser Nationalität auch hier gänzlich verwischt und die slavische Sprache, welche sich weiter ostwärts (in der Lausitz) bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist völlig verdrängt. Die Bewohner des Gebirgslandes sind ein kräftiger Menschenschlag, der sich durch Fleiß, Gefälligkeit und Reinlichkeit auszeichnet; doch an der Grenze von Sachsen und Böhmen wirkt der Schmuggelhandel verderblich auf die Sitten. Dieses eben so romantische als idyllische Hochland lockt in den Sommermonaten Tausende von Besuchern aus allen Theilen von Europa an.

Der besuchteste Punkt der sächsischen Schweiz ist die Bastei, wo man eine Welt voll wunderlicher Felsbildungen aus einer fruchtbaren Landschaft an der in schöner Biegung vorüberströmenden Elbe emporstarren sieht. Weiter aufwärts liegt auf dem linken Elbufer der Königstein, überragt von den Nachbarfelsen, dem Pfaffenstein, dem Lilienstein und dem Papststein. In strategischer Hinsicht ist der Königstein als Schlüssel zur Elbe, die er eben so wie die Eisenbahn beherrscht, von Wichtigkeit, ein Zufluchtsort für Kostbarkeiten, Staatsschätze und Archive. Die großartigste Aussicht (an 40 Meilen umfassend) in der ganzen sächsisch-böhmischen Schweiz gewährt der Schneeberg, zur böhmischen Herrschaft Tetschen gehörig; sie reicht stromabwärts über Dresden, das man in seiner ganzen Ausdehnung übersieht, bis nach Meißen, nach Süden angeblich bis zum weißen Berge bei Prag.

119. Die Sudeten mit dem Riesengebirge.

(Nach Reinhold Döring, Die Sudeten, und J. C. G. Berndt, Wegweiser in den Sudeten.)

Von allen deutschen Mittelgebirgslandschaften sind die Sudeten sowohl an Ausdehnung (über 300 □-Meilen) und Erhebung (über 1600 Meter) die bedeutendste, als durch die verschiedenartige Construction ihrer Theile die mannichfaltigste Gruppe. Denn sie vereinigen Plateaubildung in den verschiedensten Dimensionen mit Gipfelbildung, bald in Kuppen, bald in Kegelform oder in länger gestreckten Rücken aufsteigend; hier lösen sich Böschungen von der sanftesten Wellenlinie bis zum jähesten Absturz, oft in nächster Nachbarschaft, einander ab; bald sind die Berge noch auf ihren Gipfeln mit dichter Waldung bedeckt, bald mit Steingerölle oder mit Gras- oder Moosflächen; die Thäler theils rauh und schauerlich wild, theils anmuthig und immer von Wasseradern, nicht selten mit rauschenden Cascaden, durchzogen, von langgestreckten Dörfern besiedelt. Die Sudeten bilden die Wasserscheide zwischen Oder, Donau und Elbe, indem sie sich vom Quellgebiet der Oder in nordwestlicher Richtung bis zum rechten Ufer der Elbe unterhalb Pirna in einer Länge von mehr als 40 Meilen und in wechselnder Breite von 8—20 Meilen erstrecken. Durch die March entsenden sie einen Theil ihrer Gewässer zur Donau. Naturgemäß zerfallen sie durch tief einschneidende Thalsohlen in 7 Gruppen:

1) Das mährische Gesenke erhebt sich aus der (2—3 M. breiten) Einsattelung, welche die nordwestlichsten Ausläufer der Karpathen (der Beskiden) von den Sudeten trennt, als ein breites, etwa 100 Meter über diese Einsenkung sich erhebendes Plateau, in einer Breite von etwa 10 Meilen (Oderberg—Leipnik) und gibt sich schon durch den Mangel an Gipfelbildung in seinem südöstlichen Theile als Anfang eines neuen, von den Karpathen verschiedenen Gebirgssystems zu erkennen. Dagegen ist der nordwestliche Theil oder das Altvater-Gebirge der höchste Theil der Sudeten nächst dem Riesengebirge (s. S. 396), mit eilf Gipfeln von mehr als 1300 Meter, tief einschneidenden Thälern und vorherrschender Gruppenbildung, dicht bewaldet bis gegen die höchsten Gipfel.

2) Der Glatzer Gebirgskessel bildet ein längliches Viereck von S. O. nach N. W., dessen Südrand im Großen Schneeberge die höchste Erhebung (über 1400 Meter) des gesammten Glatzer Gebirgslandes hat, in seinem Westrande aber das durch seine Sandsteingebilde (die Felsenstädte von Weckelsdorf und Adersbach) merkwürdige Heuscheuer-Gebirge. Den Nordrand des Glatzer Gebirges bildet

3) Das Eulengebirge, ein in der Länge nach N. W. gestrecktes Viereck, in welchem sich drei fast parallele Längenzüge unterscheiden lassen,

von denen der östlichste als der Hauptzug des ganzen Gebirges auch der Eulenkamm (mit der „hohen Eule", 1030 M.) heißt. Dasselbe wird im Osten von einem breiten Gürtel niedriger Vorberge begleitet, unter denen der Zobtenberg (738 M.) durch seine vorgeschobene, isolirte Lage einen weithin sichtbaren, besonders schönen Aussichtspunkt bildet.

4) Das Waldenburger Gebirge, eine minder hohe (bis 920 M.) aber vielfach gegliederte Berglandschaft, in deren Mitte Waldenburg als der industrielle und amtliche Mittelpunkt für das Hauptproduct dieses Gebirgsabschnittes, die Steinkohle, liegt, daher der Name Waldenburger Gebirge viel passender ist als der frühere: „Schweidnitzer Gebirge", denn Schweidnitz liegt ganz außerhalb des eigentlichen Berglandes.

5) Das Riesengebirge, der höchste Theil der Sudetenkette, trennt Niederschlesien von Böhmen. Nicht so gigantisch wie die Alpen, erreicht seine höchste Spitze, die Koppe, 1620 M. über der Meeresfläche, beinahe die ewige Schneeregion, weßhalb sie auch Schneekoppe genannt wird, da sie die größere Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckt ist und dieser in den tieferen Schluchten auch während des Sommers nicht schmilzt. Von der schlesischen Seite gewährt sie eine höchst malerische Totalansicht, deren Formen nur im Einzelnen wild und grotesk erscheinen; weniger von der böhmischen Seite. Keine gewaltigen Ströme stürzen von den Gipfeln herab, keine Seen, die Augen der Landschaften, verschönern die Gegend, wie dies in der Schweiz der Fall ist; zwei Teiche können auf die Benennung von Seen keinen Anspruch machen. Aber Tausende von Bergwässern, silberne Quellen, brechen aus Höhen und Schluchten, aus Felsen und Waldesgründen hervor und durchrauschen die Thäler und Hochebenen. Fast an jeder „Baude" schlängelt sich ein Bach vorüber, und der Mensch hat sich darum auch hier, wiewohl in unfreundlicher, schwer ersteiglicher Höhe, seine Hütte gebaut, wo es ihm an dem nothwendigen Elemente nicht gebricht, wo seine Thiere auf frischer Weide Futter und kühlen Labetrunk finden.

6) Das Isergebirge, welches sich westlich bis zur Lausitzer Neiße erstreckt, zerfällt in die (4) nordwestlich streichenden, einander fast parallelen Iserkämme, vorzugsweise Isergebirge genannt, im N. W., und die Hochebene der Queis im O. und N. Seine höchste Erhebung und als sein eigentlicher Knotenpunkt zu betrachten ist die Tafelfichte (1152 M.).

7) Das Lausitzer Gebirge breitet sich von der Lausitzer Neiße, die es vom Isergebirge scheidet, bis an das Thal der Elbe aus, welche es von dem böhmischen Mittelgebirge und dem sächsischen Erzgebirge trennt. Zu demselben gehört das Zittauer Bergland, mit der hohen Lausche (780 M.) und dem Oybin (518 M.), welches ohne scharf bezeichnete Grenze in das Elbsandsteingebirge oder die sächsische Schweiz (s. Nr. 118) übergeht.

Die Bewohner der Sudeten sind ihrer Abstammung nach Slaven und Deutsche. Die Mundart der Slaven ist die böhmische und mährische.

Die deutsche Mundart ist weich und klingt angenehm und treuherzig. Ueberall aus den Bauden, aus den Hütten an den Wasserfällen tönt Harfenklang und Gesang, schallen Geigen und Clarinetten dem Wanderer entgegen. Der größte Theil der Gebirgsbewohner, mit Ausnahme derjenigen, welche bloß Viehzucht treiben, besteht aus Webern, die zwar kärglich ihr tägliches Brod verdienen, das ihnen aber die Genügsamkeit versüßt. Andere finden Unterhalt in den Bergwerken, Eisenhämmern, Glashütten, oder sie sind Holzhauer und Holzarbeiter. Die Letztgenannten verfertigen mit staunenswerther Geschicklichkeit: Schachteln, Spielzeug, Küchengeräthe, ja, sogar musikalische Instrumente: Geigen, Guitarren u. s. w. Die Glücklichsten leben von Ackerbau und Viehzucht. Freilich ist hier der Ackerbau mit größeren Schwierigkeiten und Anstrengungen als in der Ebene verbunden. Wo nur ein Fleck tragbar gemacht werden kann, an Stellen, wohin kein Zugthier zu gelangen vermag, dahin tragen sie Dünger, selbst Erde hinauf und sichern durch Steinwände den mühevoll urbar gemachten Fleck vor dem Abspülen durch die Schneegewässer. Wo Roggen nicht mehr gedeiht, da bauen sie Hafer an, der oft schon vom Schnee bedeckt wird, ehe er reif geworden. Die Hirten benutzen jeden Grasfleck, und wo das Thier auf steiler Höhe ihn nicht selbst abweiden kann, da klettern sie empor und schneiden mit der Sichel das Futter ab. Und trotz so vieler Entbehrungen und Mühseligkeiten hangen sie mit unerschütterlicher, kindlicher Liebe an ihren Bergen und vertauschen sie selten mit einer bequemern und bessern Wohnung. Sie freuen sich, wenn der Fremde aus weiter Ferne zu ihnen kommt, ihre Berge und Wasserstürze zu bewundern. Es erhebt sie, zu erfahren, daß der Ruhm ihrer schönen Heimat in ferne Länder gedrungen ist.

II. West-Deutschland.

120. Der Rheinstrom.

(Nach G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa, und F. H. Müller, Die deutschen Stämme.)

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe; viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebietes; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint.

In dem erhabensten centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rheine ihre vollen, tobenden Gewässer zusenden. Wo diese ungestümen Alpensöhne aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sie sich

in etwa 15 der schönsten Seen, unergründlichen, smaragdenen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umgrenzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Laufe. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite schrankenlose Ebene betritt, und nun dem Schooße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiete ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten, an seinen Mündungen zimmert ein reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere besuchen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, meist volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer so von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Oede mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittlern Europa. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittlern Rheins, einem bergummauerten Central-Gebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und in Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite, verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

Der Rhein ist der eigentlich germanische Strom zu nennen, weil er von seinen Quellen bis zu seiner Mündung fast durch alle Zeiten hindurch nur deutsche Landschaften durchströmte, und gerade dadurch, daß sein Mün-

dungsland ein Hauptsitz deutschen Volkslebens geworden ist, unterscheidet er sich wesentlich von der Donau, die nur in ihrem obern Laufe dem deutschen Boden angehört und in ihrem untern Laufe immer das Heimatland barbarischer Völker gewesen ist. Seit der Zeit der Größe und der Herrlichkeit des deutschen Volkes, seit den Zeiten des römisch-deutschen Kaiserthums bildete er die Hauptpulsader des classischen Bodens von Deutschland. An ihm fand die großartigste Entwickelung des deutschen Lebens statt, an ihm lagen die größten und herrlichsten deutschen Städte, wie Straßburg, Mainz und Köln, in geistiger und weltlicher Beziehung die Metropolen des deutschen Landes und Volkes. Die große Mannichfaltigkeit der von ihm durchströmten Terrassen-Landschaften erklärt auch den großen Reichthum der historischen Erscheinungen an ihm in der Entwickelung seiner Anwohner von den romanischen Rhätiern an seinen Quellen durch die zahlreichen deutschen Gaue hindurch bis zu seinem Deltalande in Holland.

Uebersicht des Rheinlaufes.

Nach der Vereinigung der verschiedenen Quellströme bei Chur, der Hauptstadt von Hohenrhätien, bricht der Rhein in einem mächtigen Querspalt nordwärts aus dem Alpengebirge hervor, um in die schwäbisch-baierische Tafelebene einzutreten. Hier nimmt ihn das Seebecken des Bodensees auf. Als ein schon mächtiges Gewässer entfließt er ihm gegen Westen bei dem alten Constanz und behält diese Richtung bis nach Basel an dem großen Stromknie auf der Grenzmark von Burgund und Schwaben. Diese Strecke bildet zugleich den Durchbruch des Rheins durch die Gebirgsketten des Jura in vier Katarakten oder Stromschnellen, worunter der berühmteste, der bei Schaffhausen (s. S. 332), weniger durch seine Höhe als vielmehr durch die Breite und Wasserfülle des Stromes ausgezeichnet ist. Hier empfängt der Rhein auch seinen ersten großen und wasserreichen Zustrom in dem alpinischen Gewässer der Aare, welche ihm die gesammte Wasserfülle der innern Schweiz zuführt.

Mit der Nordwendung des Rheins bei Basel verändert das Stromthal seinen Charakter, es beginnt da eine ganz andere Natur. Das Thal, welches vorher nur eine enge Spalte war, erweitert sich zu einer schönen fruchtbaren Ebene (s. S. 402), welche im Osten und Westen von Gebirgsketten umsäumt wird, die den Strom in seinem Laufe nordwärts begleiten, und mit zahlreichen Burgruinen und mächtigen Hochwaldungen bedeckt, auch diesem Theile des Rheinthales eine romantische Schönheit verleihen. Hier ist es der Schwarzwald mit dem Odenwalde, zwischen welchen der Neckar sich zum Rhein ergießt, dort ist es die Gruppe des Wasgenwaldes (der Vogesen) mit dem Haardtgebirge. Durch seinen milden Himmel und seine reiche Vegetation zeichnet sich dieser Theil des Rheinthales sehr

vortheilhaft aus vor den im Rücken jener Gebirgsketten sich ausbreitenden Hochflächen, welche im Osten das Tafelland von Ober-Schwaben an der obern Donau, im Westen aber die lothringischen Bergflächen an der obern Mosel bilden. Denn schon in der Ebene von Basel hat der Spiegel des Rheins nur eine Höhe von 240 M. über dem Meere (ähnlich wie die Donau bei Passau), und bei Mainz im Rheingau liegt derselbe nur noch 80 M. über dem Meere.

Unter steten Spaltungen und Krümmungen wühlt sich der reißende Strom in dem lockern Erdreich der Thalebene seine Bahn und bildet bis nach Mainz hin eine überaus große Anzahl von Inseln und Auen. Anfangs ist er so reißend, daß er von Basel bis nach Straßburg stromaufwärts gar nicht befahren werden kann. Erst bei Straßburg beginnt die eigentliche Rhein-Schifffahrt, hier ist der Stapelplatz des Handels-Verkehrs am Oberrhein, und die obere Rheinfurth für Handelszüge und Kriegsheere.

Das uralte Mainz (s. S. 414), der Einmündung des Mains gegenüber in dem Winkel des Rheins gelegen, bezeichnet die eigentliche Mitte des classischen Bodens von Deutschland im Mittelalter. Von je her eine wichtige militärische Position und der Lage nach mit Regensburg an der Donau zu vergleichen, bildete es immer den Schlüssel zu Deutschland und die mittlere große Furth am Rheinstrom. Die von den Römern hierher verpflanzte Weincultur beurkundet die Wichtigkeit dieser Localität im Alterthum, wie die benachbarten kaiserlichen Pfalzen Tribur und Ingelheim im Mittelalter.

Unterhalb Mainz nimmt das Rheinthal wieder einen andern Charakter an, indem die breite fruchtbare Ebene gegen Norden plötzlich durch einen großen Felsriegel geschlossen wird. Dieses ist das rheinische Schiefergebirge, welches von Südwest nach Nordost quer durch das Rheinthal hindurchsetzt und hier der Hunsrück, dort der Taunus genannt wird. Bei Bingen, wo sich das romantische Thal der Nahe vom Hunsrück zum Rhein öffnet, tritt der Strom in den ersten engen Spalt des vorliegenden Gebirges ein, und hier mußte erst die Kunst durch Felssprengungen einen Weg für die Schifffahrt bahnen, so daß nun die großen Schiffe mitten durch ein langes Felsthor hindurch aus dem Rheingau bis in die Niederlande hinabgehen können. In gewaltigen Strudeln rauscht der mächtige Rhein über eine dreifache Felswand vom Binger-Loch bis nach St. Goar hinab.

Dichter, Reisende, Erdbeschreiber haben den Rhein, wo er von Bingen bis Bonn das Gebirge durchströmt, vielfältig und nie zu sehr gepriesen. Die Berge enthüllen ihren innersten Gliederbau in prächtigen Felsgruppen; wo zwischen Busch und Stein die Rebe in schönen Weingeländen, oder auch nur in einzelnen Gruppen Platz gefunden hat, da zeitigt eine milde Sonne köstliche Trauben; hohe prachtvolle Wallnußbäume beschatten die schmalen Ebenen am Strom, alle Arten von Obstbäumen schütten im Sommer und

Herbst ihren reichen Segen in größter Fülle aus und bezaubern im Frühjahr durch eine unvergleichliche Blütenpracht; endlich, — und darin kann kein anderer Strom sich dem Rhein an die Seite stellen, — es haben nun bald zwei Jahrtausende, die eine der schönsten Blütezeiten der Baukunst in sich begreifen, daran gearbeitet, seine Ufer mit Städten, Felsenschlössern und Vesten, herrlichen, im edelsten Stil erbauten Kirchen, Klöstern, reizenden Landhäusern zu schmücken.

Die erste Hälfte der Bahn, die der Rhein durch das Gebirge zurückzulegen hat, ist eng zwischen Felswänden eingeklemmt; — dann öffnet sich unterhalb des Einflusses der Lahn und der Mosel der schöne Thalkessel von Coblenz und Neuwied, am rechten Ufer von einem steileren Halbkreis bewaldeter Höhen umschlossen; links erheben sich ganz allmählich die korn- und obstreichen Gefilde des Maifeldes, hinter denen ein Kranz vulkanischer Kegel den Gesichtskreis beschränkt. Bei Andernach nimmt wiederum ein Felsenthor den Strom auf, und nun wechseln Einengungen und kleine Thalkessel bis da, wo die Trachytkegel des Siebengebirges, als riesige Grenzsäulen, die Scheidung zwischen Gebirg und Ebene bezeichnen. Die domartigen Kuppeln der Vulkankegel jenes Gebietes, aus deren hartem Gestein die anliegenden Städte und vornehmlich der Dom zu Köln erbaut worden sind, beurkunden die ehemalige Thätigkeit unterirdischer Feuergewalten an dem mächtigsten Durchbruche der mitteldeutschen Gebirgsregion. Bei Bonn hört die Gebirgsbildung auf, und das alte Köln (s. S. 423) liegt schon in der norddeutschen Niederung, wo der Spiegel des Rheinstroms nur noch eine Höhe von etwa 36 M. über dem Meere hat. Der sich fortan in einer weiten Ebene ausbreitende Strom nimmt an Breite und Tiefe seiner Gewässer immer mehr zu, er erscheint hier schon wie ein See und bedroht nicht selten durch seine Einbrüche die benachbarten Landschaften mit Verheerung. Unterhalb Köln nimmt er auf seiner Ostseite noch die schiffbaren Gewässer der Ruhr und Lippe in sich auf, welche aus der weiten, nur von niederen Bergzügen unterbrochenen Ebene Westfalens ihm zuströmen.

Bei Cleve beginnt die Stromspaltung des Rheins, da breitet sich das holländische Deltaland fast in einem gleichen Niveau mit dem Meere aus und sinkt zum Theil noch unter dasselbe hinab. Dieses Deltaland, welches von dem Strome in zwei Hauptarmen, dem nördlichen Rhein und der südlichen Waal, durchschnitten wird, hat als ein erst dem Meere abgewonnenes Land im Laufe der Zeit die verschiedensten Umgestaltungen erlebt. Noch einen großen Nebenstrom, die Maas, nimmt der Rhein in seinem Deltalande auf. Sie kommt, gleich der Mosel, von den lothringischen Tafelflächen her, und durchströmt, nach Durchbrechung des waldigen Bergrückens der Ardennen von Verdun bis nach Namur, die westrheinische Niederung, um sich mit der Waal zu vereinigen und so das Inselland der Maas-Mündung zu bilden.

121. Die oberrheinische Ebene.

(Nach J. Kutzen, Das deutsche Land.)

Die oberrheinische Ebene ist ein allmählich und oft fast unmerklich absinkender Tieflands-Busen mitten im Hochlande, der, bei einer Breite von 3—6 Meilen, sich von Süden nach Norden etwas über 40 Meilen weit in die Länge zieht. Die Gebirge zu beiden Seiten, welche gleichsam als wallartige Dämme diese Ebene einfassen, steigen im Süden imposant empor, sinken gegen die Mitte bedeutend und erstreben dann weiter nördlich noch einmal eine größere Höhe, die jedoch den südlichen Theilen bei Weitem nicht gleichkommt. Ueberall bleiben sie in einem merkwürdigen Parallelismus zu einander und wenden der eingeschlossenen Ebene ihre steilen und schroffen Wände zu, während die vom Rheinstrome abgewendeten Gehänge sich sanft abdachen und allmählich in Hochflächen übergehen, auf der Ostseite des einen in die Hochfläche von Schwaben und auf der Westseite in die von Lothringen. Diese Gebirge sind östlich der Schwarzwald und westlich die Vogesen oder das Wasgaugebirge, mit ihren beiderseitigen Fortsetzungen.

Der Schwarzwald gehört, besonders in seiner südlichen Hälfte, sowohl durch die Bedeutendheit seiner Gesammterhebung als auch durch die Höhe seiner Gipfel, von denen der Feldberg 1500 M. absoluter Höhe erreicht, zu den stattlichsten deutschen Mittelgebirgen, unter denen er nur durch das Riesengebirge übertroffen wird. Die Gipfel ragen nicht als freie Felsenspitzen empor; sie wölben sich vielmehr zu abgerundeten Kuppen. Im Gegensatze zu ihrer Bekleidung, welche nur aus Gesträuch besteht, und zu dem Laubholz und den Ackerfeldern der untern Gehänge und Thäler, tragen die mittelhohen Rücken und oberen Lehnen jene düsteren Waldungen, welche dem Gebirge den Namen gegeben haben. In diesen findet das gutmüthige, abgehärtete und genügsame Volk der Schwarzwälder seit langer Zeit seinen ergiebigsten Nahrungszweig, indem es mittels der wilden Gebirgsbäche, die durch die meist engen und tief eingeschnittenen Thäler der anliegenden Ebene zurauschen, die riesenhohen Kiefern, Fichten und Weißtannen in den Rhein und auf diesem häufig bis in die Niederlande flößt, deren unerschöpfliches Holzmagazin seit Jahrhunderten der Schwarzwald ist. Der Erlös daraus setzt sie in den Stand, das für ihre Nahrung erforderliche Getreide zu erwerben, das ihnen besonders in dem südlichen Theile der karge Gebirgsboden verweigert. Auch sind ihre Holzschnitzereien, Strohhüte, vorzüglich ihre Uhren, durch ganz Deutschland, ja weit darüber hinaus bekannt, — kleine Gewerbszweige, wie sie sich fast in allen Gebirgen finden, nicht so wichtig als Nahrungszweig, wie als Beschäftigung für die kunstreichsten, aufgewecktesten Söhne des Gebirges, die auf solche Weise der Heimat erhalten werden.

Das Gebirge, welches weiter nach Norden niedriger wird, hört jenseit

der Murg auf, den Namen Schwarzwald zu führen, und seine Fortsetzung zieht sich an 6—7 Meilen mehr als ein niedriges, flachwelliges und angebautes Hügelland bis zu dem Durchbruche des Neckar. Jenseit desselben erhebt sich der Odenwald etwas höher, nämlich zu 400—500 M. mittlerer Höhe, über welche mehrere im Verhältnisse zur Niedrigkeit des Gebirges kühn geformte Gipfel, besonders der viel besuchte Melibocus, noch an 100—200 M. emporgehen. An seinem westlichen Abhange geht die einst so gepriesene Bergstraße.

Auffallend in mehr als einer Hinsicht ist das entsprechende Verhältniß der westlichen Gebirge der Rheinebene zu deren östlichen. Auch die Vogesen steigen im Süden (im Quellengebiet der Mosel) rasch und steil zu ihren ansehnlichsten Rücken und Gipfeln auf (deren höchster, der Ballon von Sulz oder Gebweiler, über 1400 M. absoluter Höhe erreicht), und enthalten hier die sogenannten Hochvogesen, die sich durch rauhe und wilde Natur auszeichnen und die erhabene Scheide der Länder Elsaß, Lothringen und Burgund bilden. Auch sie kehren ihren dralligen Absall dem Rheinthale zu und verflachen sich in allmählicher Abdachung gegen die Mosel und das Plateau von Lothringen; auch sie tragen mächtige Kuppen auf ihren Rücken, die, wie im Schwarzwalde, mit dicken Nadelforsten bedeckt, und deren obere Thalanfänge, wie dort, bisweilen mit kleinen Bergseen oder Torfmooren gefüllt sind. Eben so vermindert sich, wie dort, nach Norden hin ihre Höhe; nur behält ihre Fortsetzung jenseit der Lauter in Rheinbaiern oder der Pfalz, das von zahlreichen Thälern vielfach gespaltene, durch Ortschaften und Anbau belebte Haardt-Gebirge (s. Nr. 124), mehr Höhe und Gebirgscharakter, als die gegenüberliegende Fortsetzung des Schwarzwaldes, die dem Beobachter wie eine Gebirgslücke zwischen diesem und dem Odenwalde vorkommt.

Innerhalb dieser auf beiden Seiten einschließenden Gebirgszüge und Gebirgslandschaften erstreckt sich die merkwürdige Rheinebene, die ursprünglich ein langer See gewesen zu sein scheint und von dieser einstigen Füllung bis in unser Jahrhundert Spuren aufweist. Das fast wagerechte Niveau des breiten Thalgrundes wird nur einmal im Süden durch das kleine, selbständige Massengebirge des Kaiserstuhls unfern Freiburg im Breisgau merklich unterbrochen. Wie ein inselartiger Lustpark mit malerischen Basaltkuppen ist es in ihm aufgebaut und gewährt eine weite Aussicht über die reiche, offene Landschaft. Fast überall ist diese mit mildem Klima, in dem bei Weitem größten Theile mit fruchtbarem Boden gesegnet; insbesondere aber ist reich damit beschenkt der Fuß der Berge, an dem auch eine Zahl blühender Städte und stattlicher oder freundlicher Dörfer liegen und die belebteren Straßen hinziehen. Aus ihnen sei hier erwähnt auf der Ostseite: Freiburg, in der Mitte eines durch Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Busens der Rheinebene, den anmuthige Berge umschließen, am Ausgange des Dreisamthales, das durch die pittoresken und zerklüfteten

Felswände des Höllenthales in das Thal der Wutach und durch dieses zu der Donau führt, zur Vermittlung des Donau- und Rheinverkehrs sehr vortheilhaft gelegen, der Hauptort des ehemaligen Breisgau, jetzt der wichtigste Ort im südlichen Theile des Großherzogthums Baden; Baden mit uralten Ueberlieferungen, von frühzeitiger Bedeutung durch die Entdeckung seiner kräftigen Heilquellen, durch die Anmuth seines Thales und als eine Station an der großen Römerstraße vom Rheine zum mittlern Neckar; Rastatt, als Festung geeignet, die Rheinebene gerade an der Stelle, wo das Gebirge dem Rheine am nächsten tritt, zu sperren, ein deckender Vorposten von Ulm und Mainz; Karlsruhe, im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den Willen eines originelle Einsamkeit liebenden Fürsten ins Dasein gerufen. — Auf der Westseite, wo der Illfluß, der bedeutendste Nebenfluß des Rheins in der obern Hälfte des Rheinbeckens, die Richtung der Städtereihe bestimmen half, die ehemalige freie Reichsstadt Mühlhausen, jetzt eine Hauptfabrikstadt des Elsasses, einst in Blüte durch den Verkehr auf der alten Handelsstraße, die sich von Besançon in Burgund nach Straßburg am obern Rheine hinzog, und somit die Handelsstadt an der untern Rhone und am Mittelmeere mit den rheinischen Metropolen Mainz und Köln verknüpfte; ferner die alte freie Reichsstadt Colmar, jetzt die Hauptstadt von Oberelsaß, und die gleichfalls ehemalige freie Reichsstadt Schlettstadt.

Weiter unten, wo der Rhein nicht mehr so wild und vielgliedrig, wo er schiffbarer, canalartiger ist, erheben sich altberühmte oder jetzt wichtige Städte nahe am Ufer. Schon Straßburg (s. S. 405) neigt sich jener Lage zu, jetzt die Hauptstadt von Unterelsaß, zugleich der große politische und zum Theil auch kirchliche Centralort von ganz Elsaß. Weiterhin finden wir in der Nähe des Stromes Germersheim, welches, ein besonders bequemer Uebergang über den Rhein, mit dem mehr zurückgelegenen festen Landau in diesen Gegenden bis 1871 die Grenze Deutschlands bildete; — das hochberühmte Speyer (vergl. S. 412), die alte Stadt der Nemeter, schon von Cäsar genannt und gekannt, im Mittelalter mit Worms Wiege des deutschen Bürgerthums und Stammsitz der Fürsten aus den rheinfränkischen Conradingen, eine blühende freie Reichsstadt, classisch in seinem Dome durch die alte deutsche Kunst, von der er mit seiner edlen Einfachheit, Großartigkeit und innigen Harmonie Zeugniß gibt, classisch durch die Geschicke des Vaterlandes, die dort auf 8 Kaisergräbern wie verzeichnet sind, classisch durch die neue deutsche Kunst, durch die er unter den Auspicien Ludwig's I. von Baiern die prächtigste Kirche Deutschlands geworden, wie er die geschichtlich wichtigste und nach dem Kölner Dome die größte ist. Ferner Worms von gleichem Alter und gleichem Ruhme, wie Speyer, die Stadt der alten deutschen Heldensage, die aus ihrer Vorzeit, wie keine der übrigen Rheinstädte, von dem Dufte der Poesie umhaucht ist, die Stadt des Nibelungenliedes und des Rosengartens, einst Residenz ostfränkischer Könige, Lieblingssitz

vieler Kaiser, und viel geltende freie Stadt des Reiches, dann tief gebeugt, ja fast vernichtet, wie Speyer (nur die ehrwürdigen Dome beider Städte ragen aus der alten Zeit noch empor), durch die beispiellose Verwüstungswuth der französischen Heere gegen Ende des 17. Jahrhunderts. — Noch ist zu nennen am rechten Ufer das moderne Mannheim, die Neckarmündungsstadt, die Vermittlerin zwischen Neckar- und Rheinland, jetzt neben Straßburg der erste Handelsort am Oberrhein und der bevölkertste des Großherzogthums Baden, — und wenige Stunden seitwärts am Ausgange des Neckarthals aus dem Gebirge ihre Vorgängerin als Residenz der rheinischen Pfalzgrafen, in reichster, üppigster Natur, in einer Gegend von ergreifendem, von großem zugleich und anmuthigem Charakter, Heidelberg, „die ländlich schönste Stadt Deutschlands", die alle Reisende noch bezaubert hat, und die keiner noch verlassen, ohne sich wieder nach ihr zu sehnen. An diesem alten Musensitze bilden die prachtvollen Trümmer des Schlosses, das einst der schönste Fürstensitz Deutschlands war und noch heute an Reichthum und Pracht der Architektur von keinem andern erreicht wird, jetzt die umfangreichste und fast herrlichst gelegene Ruine unter allen Burgtrümmern, noch immer ein Stolz Deutschlands, die deutsche Alhambra.

---

122. Straßburg.

(Nach Franz v. Löher, Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen, und J. Kutzen, Das deutsche Land.)

Unter den Städten, an welche sich für uns vorzugsweise ein Gefühl des Stolzes knüpft, war Straßburg eine der edelsten und vornehmsten. Nirgends fühlen wir mehr den vollen, warmen Herzschlag des deutschen Lebens, als in Straßburg: in keinem Winkel Deutschlands spielt unsere Geschichte in so hellen, stürmischen Accorden. Gerade hier, wie ein Hort gegen die unruhige Brandung der Wälschen, entfaltete sich der Stolz und die Stärke des deutschen Wesens, und wie in Magdeburg und Wien der Deutsche auf Wenden und Ungarn tief herabsah, so empfand es der Elsäßer noch vor 80 Jahren als tiefe Kränkung, daß ein Wälscher sein Herr sei.

Fast jeder von den alten Kaisern, die uns besonders an's Herz gewachsen sind, ist gern und oft in Straßburg gewesen und hat hier frohsinnig gewaltet, wie auf seiner liebsten Pfalz. Natürlich war auch der ritterliche, vielgeschäftige Max öfter in Straßburg, er probirte dort in eigener Person vor Ammeister und Rath seine Kanonen; denn Kaiser und Reichsstadt wetteiferten, wer die besten Geschütze gießen könne, und schenkten sie dann einander. Unter den zehn Großstädten des deutschen Mittelalters werden in einem bekannten Verslein drei besonders gerühmt, und zu diesen gehörte Straßburg

mit seiner gewaltigen Artillerie. „Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz, Augsburger Pracht, Venedigs Macht Den Teufel und seine Kunst verlacht.“ Was aber unseren Kaisern Straßburg so werth und heimisch machte, war nicht allein die herrliche Gegend und köstliche Luft des Oberrheins, nicht allein die reiche glänzende Großstadt, die Menge ritterlicher und hochgebildeter Bürger, sondern vor Allem die fröhliche und wandellose Herzenstreue, mit welcher sie zum Reichshaupt hielten. Straßburg war allezeit gut kaiserlich.

In Deutschland hat von jeher Fürstenthum und Adel viel Ausgezeichnetes geleistet, und der Bauernstand hat von jeher eine Grundlage unverwüstlicher Volksgesundheit abgegeben: allein das Meiste und Beste, was unser Volk zu seiner Eigenart und culturgeschichtlichen Größe erhob, ging doch vom Bürgerthum aus. Das deutsche Volk ist eben ein vorzugsweise bürgerliches Volk. Nun ist aber gerade Straßburg eine Veste und ein tiefer Brunnquell des deutschen Bürgerthums gewesen. Dieses hat sich hier am höchsten und stärksten entfaltet, und von hier ging ein städtischer Antrieb in Politik und Handel und Gewerbe aus, dessen Wirkungen sich viel weiter als am Oberrhein verspüren ließen.

Aber auch auf geistigem Gebiete ergoß sich von Straßburg aus unaufhörlich ein lebendiger Strom, um das deutsche Volk zu befruchten und zu erfrischen. Im Ausbilden unserer Sprache, im Dichten und Reimen, in der Baukunst und jeglichem Kunstgewerbe, in der Geschichtschreibung, in der Versenkung des Gemüths in die tiefsten Geheimnisse des religiösen Lebens wie in jeder frischen Geistesfreiheit hat Straßburg wiederholt den Ton angegeben. Es ist nicht so zufällig, daß das schönste Werk der Ritterpoesie und das populärste Reimbuch im Reformationsjahrhundert Straßburger Stadtschreiber zu Verfassern hatten. Als es schien, als wollte Deutschlands Ehre sich beinahe ganz auf seine Hochschulen zurückziehen, da entfaltete die Straßburger Universität eine ächt deutsche Hochblüte, trotzdem die Stadt schon unter französischem Scepter stand. Denn die Straßburger Hochschule, zu welcher Kaiser Max II. die Universitäts-Bulle geschickt hatte, fand bei der französischen Regierung wiederholt Pflege und Förderung. Wie einst Gutenberg nach Straßburg gekommen, um Verständniß und Förderung für seine Lebensaufgabe zu finden, so wurden alte und junge Leute von dem Rufe der neuen Lehr-Anstalten angezogen, welche man für Natur- und Arznei-Wissenschaften in Straßburg errichtete. Eine Reihe berühmter deutscher Professoren zierte die Elsässer Universität, vor allen Schöpflin, der Vielkundige und Viellehrende, — Schilter und Scherz, die mit Schöpflin die deutsche Vergangenheit voll ernsten Eifers ergründeten, — dann Schöpflin's Schüler in der Geschichte, Oberlin, Lorenz, Koch, — die Philologen Schweighäuser und Brunck, — die Naturforscher Hermann, der Ammeister von Dietrich und noch mehrere Andere. Wir verdanken dem Elsaß auch einen nationalen

Sittenschilderer wie Moscherosch, einen Erneuerer des innern religiösen Lebens wie Spener, und einen Dichter voll der körnigen Laune wie Pfeffel.

Durch seine unvergleichliche Lage an der europäischen Straßenlinie von der Seine nach der Donau, von Paris nach Wien, und der nicht minder wichtigen nordsüdlichen zwischen Hamburg, Frankfurt, Basel, der Schweiz und dem Rhonegebiete, in deren Kreuzungspunkte Straßburg lag, ferner an derjenigen Stelle, wo der Strom erst eine ungehinderte Schiffbarkeit gewinnt und durch den Einfluß der schiffbaren Ill eine natürliche Verbindung mit den oberhalb gelegenen Städten des Elsaß erhält, eignete sich die Stadt zu einem militärischen und administrativen wie zu einem mercantilen Centralpunkte für einen umfassenden Bezirk. Daher wurde Straßburg, etwas mehr ostwärts gelegen, als das Argentoratum der Römer, eine gewaltige Festung, die Hauptstadt des rheinischen Schwabens, der große politische und zum Theil auch kirchliche Centralort des ganzen elsässischen Landes und ist noch jetzt die Handelsmetropole des ganzen Oberrheins. Eine Stadt in solcher Lage mußte auch nach harten Schlägen in schlimmen Zeiten sich immer wieder erheben und zu gleich großem Ansehen und Glanz emporschwingen.

---

123. Die lothringische Stufenlandschaft. Metz.

(Nach J. Kutzen, Das deutsche Land, und Franz v. Löher, Aus Natur und Geschichte von Elsaß und Lothringen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die lothringische Stufenlandschaft schließt sich unmittelbar an die oberrheinische Ebene an, ja ihre Gestaltung ist hauptsächlich durch den Westrand der letzteren, durch die Vogesen, bestimmt. Man kann sie als deren nordwestliche Abdachung und Verflachung betrachten, welche südlich durch einen hohen Landrücken, westlich durch die mit diesem in Verbindung stehenden Höhen längs der Maas, deren Gebiet diese von dem der Mosel scheiden, und nördlich durch die Ardennen und den Hunsrück begrenzt wird. Zunächst den Vogesen stellt sie ein von deren Vorhöhen gebildetes niedriges Bergland dar, das besonders in Folge der vielen tiefgespaltenen Thäler nicht arm ist an mannichfaltiger Abwechselung; darauf reiht sich eine ebenere Landschaft an, welche die von dem Südwestrande der Vogesen herabkommende Mosel quer durchfließt.

Wir haben schon bei der oberrheinischen Ebene wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, in welch' großem Gleichmaße der äußern Bildung zu einander die Vogesen und der Schwarzwald auf ihrer jener Ebene zugewendeten Seite stehen; überraschender Weise setzt sich eine vielfache Uebereinstimmung auch auf ihrer von derselben abgewendeten Seite, d. h. in dem Stufenlande der obern Mosel und des Neckar, fort, so daß beide als zwei sehr

ähnliche Seitenflügel der auch in ihrem Innern sehr regelmäßig gebauten oberrheinischen Stufe anzusehen sind. Beide nämlich umfassen die vom Rheine abgewendete allmähliche Absenkung, die eine des Schwarzwaldes, die andere der Vogesen; beide enthalten im Süden einen Gebirgswinkel, der in der einen von dem höchsten Theile des Schwarzwaldes und dem in nordöstlicher Richtung an ihn sich anlegenden deutschen Jura, in der andern von dem höchsten Theile der Vogesen und einem von diesen in Nordwestrichtung ausgehenden hohen Landrücken gebildet wird; in beiden ist das Innere dieses Winkels die Geburtsstätte des Hauptflusses, dort des Neckars, hier der Mosel, welche sich in einem Bogen nach Norden von ihr entfernen und dann den Rhein suchen; nur ist die Wölbung der Mosel viel bedeutender, dadurch ihr Lauf entwickelter, die Wasserfülle und überhaupt ihr ganzes Flußsystem größer, so daß sie in diesen Beziehungen den Neckar übertrifft und fast dem Main gleichkommt. Wie ferner der Neckar die wichtigeren Ortschaften des nach ihm genannten Stufenlandes veranlaßt und Bevölkerung, Verkehr, Cultur in seine Nähe gezogen hat, so auch die Mosel. An ihr finden wir altbekannte Städte, wie Toul, Metz, Thionville (Diedenhofen), Trier. Selbst die Lage des alten Central- und Hauptortes vom obern Mosellande, Metz, bietet Aehnlichkeit mit der geographischen Position des Hauptortes vom Neckarlande, Cannstadt-Stuttgart. Beide liegen in dem ebensten Bezirk, der von jeher in der fruchtbaren und reich gesegneten Provinz am meisten angebaut und bevölkert war.

Metz ist berühmt besonders durch die vielen großen Belagerungen, welche an seinen Festungswerken zu nichte wurden. Die alten Gallier (die Mediomatrici) waren schon so klug, daß sie die Hauptstadt des obern Moselgebietes auf den Inseln anlegten, welche die Mosel mit der ihr zuströmenden Seille bildet. Der große Kaiser Otto I. soll Metz unter die vier Hauptstädte des deutschen Landes gezählt haben, welche den Feinden Trotz böten, nämlich Augsburg den Ungarn, Magdeburg den Slaven, Aachen und Metz den Galliern. Im ganzen Mittelalter blieb Metz eine volkreiche Stadt, blühend durch Handel und Gewerbe, und überaus stolz auf ihre Reichsfreiheit, im Gegensatze zu den Fürstenstädten. Wiederholt schlugen die Bürger die Angriffe der Normannen, der französischen Könige, der Herzoge von Bar und Lothringen zurück. Die Glanztage von Metz aber waren um Weihnachten des J. 1356, als Kaiser Karl IV. hier den berühmten Reichstag hielt, auf welchem die goldene Bulle, das Grundgesetz des deutschen Reiches für beinahe fünf Jahrhunderte, vervollständigt und verkündigt wurde. Dabei ward ein Glanz und Pomp entfaltet, wie niemals in diesen Gegenden gesehen oder erhört war. Damals hatte Kaiser Karl IV. dem Könige von Frankreich, an dessen Hofe er erzogen und mit welchem er durch Verwandtschaft und Vertrag eng verbündet war, alles Mögliche zu Gefallen gethan, hatte ihm die Reichslande in Burgund, auch das Gebiet von Wälsch-Leyden (Lyon) über-

lassen; aber ein Stück von Lothringen, oder gar eine solche Hauptfestung, wie die freie Reichsstadt Metz, Frankreich zu überliefern, das wäre auch dem Reichs-Stiefvater, wie man den Luxemburger Karl nannte, nicht eingefallen. Das durfte erst 200 Jahre später durch die Untreue deutscher Fürsten geschehen, die mit dem Franzosen Heinrich II. ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihren „gemeinschaftlichen Feind", den Kaiser Karl V., schlossen zur Zeit, als dieser im Osten von den Türken bedrängt war! Zufolge jenes schmählichen Vertrages, der keinen andern Zweck hatte, als durch fremde Hülfe des Kaisers plötzlich aufsteigende Macht wieder niederzuwerfen, ward Metz von dem französischen Feldherrn, dem Connetable von Montmorency, besetzt, unter dem Vorgeben, der deutschen Nation die Freiheit zu bringen! Karl V. führte ein für die damalige Zeit außerordentlich starkes Heer (von 54,000 M., darunter 10,000 Reiter) gegen Metz und hatte erprobte Generale, wie Alba, Egmond, in seinem Gefolge. Aber Metz war inzwischen durch eine große Citadelle, Reihen von Batterieen, Bollwerken, Wällen, mit Wasser gefüllten Gräben stärker befestigt worden, und dazu schlichen ins Lager des erkrankten Kaisers drei tückische Feinde, gegen die er ohnmächtig war: Frost, Hunger, Seuchen. Trotz der französischen Besitznahme blieb Metz noch eine deutsche Reichsstadt, denn Kurfürst Moritz, der Verräther an Kaiser, Reich und seinem eigenen Vetter, hatte dem Reiche alle seine Rechte vorbehalten und den französischen König nur zum Reichsvicar oder Statthalter des Kaisers gemacht! Erst nachdem das deutsche Reich durch den dreißigjährigen Krieg geschändet und zerschlagen war, vermochte es sich zu entschließen, Metz, Toul und Verdun „ewig und unwiderruflich" abzutreten, in der thörichten Hoffnung, nun endlich „Frieden und Freundschaft mit Frankreich zu befestigen". Vielmehr betrachtete die französische Regierung diese Festung stets wie ein großes Ausfallsthor gegen Deutschland; deshalb ward die Stadt aufs stärkste befestigt und zu den beiden im vorigen Jahrhundert angelegten Forts (Moselfort gegen Nordosten und Belle-Croix gegen Osten) kamen erst vor wenigen Jahren vier andere, welche die Stadt zum großen verschanzten Lager machten, bequem gelegen, um einen Angriffskrieg im Stillen vorzubereiten und dann plötzlich hervorzubrechen. Waren die französischen Waffen unglücklich, so stand immer nach Metz der sichere Rückzug offen. Im Besitz von Metz mußten die Franzosen mit ihrer Politik in jene Richtung hineingerathen, die sie Jahrhunderte lang von der überseeischen Thätigkeit ablenkte, die uns so viele blutige Raubkriege zuzog. Bis in die jüngste Zeit wurden in Metz Jahr für Jahr ungeheure Vorräthe an Waffen (für 150,000 M.) und Proviant aufgehäuft. Dennoch erlebte Metz das unerhörte Ereigniß, daß nach mehreren blutigen Schlachten auf seinen Feldern (14., 16., 18., 31. August, 1. Sept. 1870) eine Armee von fast 200,000 M. in seiner Umwallung eingekeilt wurde, bis sie, durch Hunger und das Mißlingen aller Ausfälle

gebeugt, von einem Napoleonischen Marschall (Bazaine) übergeben wurde (27. Oct. 1870).

Auch abgesehen von seiner kriegerischen Stärke, die vom neuen Besitzer noch wesentlich erhöht wird, hat der Besitz von Metz einen hohen Werth. Die weite, schöne Moselebene der Umgegend, eingefaßt von Waldhöhen und Rebenhügeln, ist so reich und so fleißig angebaut (mit Getreide aller Art, Wein, Raps, Färbestoffen), daß die Stadt durch die Verarbeitung und den Vertrieb aller der Bodenerzeugnisse stets Bedeutung und Wohlhabenheit behalten muß. Fast das gesammte Moselgebiet steht wieder in ungehindertem Verkehr mit dem nun vollends deutschen Rheine, zwischen welchem und der Maas es eine Art centraler Stellung einnimmt. So haben wir unser natürliches Handelsgebiet wieder in eigener Gewalt.

---

124. Die Rheinpfalz.

(Nach „Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern", bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Pfalz wird zum Unterschiede der im Donaugebiete gelegenen Oberpfalz wohl auch die Rheinpfalz und zum Unterschiede von den an Baden, Hessen und Preußen gefallenen Gebietsfragmenten der alten Kurpfalz die baierische Rheinpfalz genannt. Denn wenn auch nicht amtlich, so ist doch im Volksmunde der Name Pfalz auch bei jenen Landstrichen des ehemaligen Kurfürstenthums noch immer in Brauch. Nach der Analogie von Rheinhessen, Rheinpreußen nennt man die Pfalz Rheinbaiern, wogegen man die älteren Kreise des jenseitigen baierischen Landes als „Altbaiern" bezeichnet. Sie liegt geographisch getrennt von der übrigen Hauptmasse des Königsreichs.

Fluß und Berg gliedern die Pfalz von Ost nach West in drei Hauptgruppen der Bodenplastik, welchen drei Abstufungen der Volksart und der Bodencultur entsprechen: die Rheinebene, das Bergland und das Hügelland.

Die Rheinebene zeigt in sich wieder einen abgestuften Charakter. Da der Fluß auf seinem 10 Meilen langen Grenzlaufe hier noch aus vielfach verschlungenen Armen und Altwassern mit Inseln und Landzungen besteht und das Ufer sich nur wenig über den Wasserspiegel erhebt, so bildete sich zunächst ein Ueberschwemmungsgebiet, welches mitunter bis auf eine Stunde Weges ins Land hineinzieht. Außer Speyer, Ludwigshafen und Germersheim liegen nur wenige Ortschaften hart am Flusse. Dann aber folgt die stark bevölkerte mittlere Ebene, ein äußerst dankbarer Boden für den Ackerbau, der sich mitunter zur gartenmäßigen Feldcultur steigert. Wo sich diese

Ebene sanft ansteigend zu den Vorhügeln der Haardt erhebt, da beginnt die eigentliche Herrschaft des Weinstockes, und Städte und stadtähnliche Dörfer, eng sich aneinander reihend in langem Straßenzuge, schließen die Westgrenze der Ebene (der Vorderpfalz) gegen das aufsteigende Gebirge ab.

Das Bergland wird in seiner größten Masse durch die nördlichen Ausläufer der Vogesen, die Haardt, gebildet, dann im Norden durch den Donnersberg mit den umlagernden Höhengruppen. Der Ostrand der Haardt fällt steil gegen die Ebene ab, im Westen dagegen gehen die Berge allmählich in sanftere Hügelformen über. Wenn auch hier der Ackerbau nicht mit jenem glänzenden Erfolge betrieben werden kann, wie auf den gesegneten Fluren der Rheinebene, so zieht dafür die Industrie immer mächtiger in die Thäler des Berglandes ein, und an der westlichen Pforte desselben liegt Kaiserslautern, die industrielle Hauptstadt der Pfalz. Auch das Bergland entbehrt vieler landschaftlicher Reize nicht. Prächtige Wälder laden zur beschaulichen Ruhe ein; reich bewässerte, liebliche Wiesenthäler sind belebt von freundlichen Dörfern und bewohnt von einem rührigen, genügsamen Volksschlage; noch in den Trümmern stolze Burgen, auf hohen Felsen kühn aufgebaut, leuchten überall aus des Waldes Dunkel hervor und rufen aus dem tiefen Schatten vergangener Jahrhunderte die Erinnerungen bewegter, romantischer Zeiten wach, während ringsum die Bergköpfe und Thalgehänge, reich geschmückt mit wunderlich geformten Felsgruppen, welche zu unzähligen Dichtungen und Sagen reichen Stoff liefern, uns die Urgeschichte des Landes in seltsamer Runenschrift erzählen.

Jenseit der waldigen Haardt breitet sich im Südosten, eigentlich nur als ein Seitenzweig derselben, das Hügelland aus, ein felsiges Plateau mit zahlreichen tiefen Thaleinschnitten (der Blies und ihrer Zuflüsse). Während in der Rheinebene vorwiegend Ackerland ist, der Saum der Haardt Weinland, das Innere der Haardt Waldland, wechseln in der Hügelzone Wälder und Felder, Ackerbau und Viehzucht, und auch die Industrie hat durch die Steinkohlenschätze hier eine reiche Stätte gefunden. An dieses Hügelland schließt sich noch im Nordwesten das sog. westricher Hinterland an, im Ganzen von der Natur minder reich ausgestattet. Doch gehört ihm die prächtige Porphyrkuppe des Donnersbergs an, welche plötzlich die entzückendste Aussicht weithin über die Gaue des Rheins gewährt. Auch die Thäler der Nahe mit der stattlichen Ebernburg und dem vielgerühmten Rheingrafenstein, jene der Glan, der Alsenz, der Lauter erfreuen vielfach das Auge durch wechselnde Bilder.

Kunstdenkmale. Die Rheinpfalz ist ein classischer Boden, wie keine andere Region des Königreichs Baiern. Schon von den Römern wurden Straßen und Städte angelegt; aus römischen Soldaten bildete sich hier am Rhein eine Art von Militärgrenze. Zahlreiche Ruinen und Fragmente erinnern uns noch heut zu Tage an die vierhundertjährige Römerherrschaft,

besonders in den Regionen der sonnigen Weinpfalz, wo die Römer auch die ersten, noch heute in der Pfalz als „Römer“ bezeichneten Reben (278) anpflanzten. Aus der karolingisch-byzantinischen Kunstepoche hat sich, in Folge der vielen und bedeutenden Zerstörungen und Plünderungen, welche die Pfalz, diese große Völkerstraße, so oft heimsuchten, daselbst gar kein Monument erhalten. Unter den romanischen Bauten, wovon sich wenigstens Theile erhalten haben, steht voran die (1046 vollendete) Benedictinerkirche der Limburg bei Dürkheim. Freilich ist die Kirche jetzt eine Ruine, aber eine der schönsten in Deutschland; noch sieht man das alte Kreuzschiff, einen Thurm im Westen, die Krypta und einige Theile der Schiffe. Die Limburg ist aber an Berühmtheit und Glanz weit übertroffen worden durch den gleichzeitigen Bau des Domes zu Speyer. Dieses großartigste Muster einer romanischen Pfeilerbasilika mit einer Krypta, die 1500 Menschen fassen kann, gehört schon den Raumverhältnissen nach (die Länge 134⅓ M., ist der des Kölner Domes gleich, die Grundfläche beträgt 4470 Q.-M.) zu den größten Bauten der christlichen Welt und ist eine würdige Grabstätte der deutschen Kaiser. Nach der vandalischen Beschießung durch die Franzosen im J. 1689 war die Kirche im Geiste und Geschmacke des damals blühenden Rococostils restaurirt worden (vor der Façade wurden zwei ägyptische Pyramiden aufgeführt!). Nachdem die Pfalz 1815 durch den Wiener Congreß wieder an Baiern gefallen war, wurde auch der Dom von Speyer durch den hohen Kunstsinn der Könige Ludwig I. und Maximilian II. von den entstellenden Zopfanbauten und Zierrathen befreit und im reinen romanischen Stile hergestellt, das Innere aber durch Werke der Plastik (die Statuen der Kaiser Rudolf von Habsburg und Adolf von Nassau) und besonders der modernen religiösen Frescomalerei in einer Weise ausgeschmückt, welche die Sinnigkeit und Innigkeit der mittelalterlichen Meister mit der Formenschönheit und Lebensfülle der Neuzeit zu vereinigen scheint. So steht der Dom von Speyer, neu und würdig geziert durch die bildenden Künste der Gegenwart, da als ein Kunst- und Geschichtsdenkmal der Pfalz, dem schwerlich an Bedeutsamkeit ein zweites an die Seite gesetzt werden mag.

---

125. Frankfurt am Main.

(Nach J. Kutzen, Das deutsche Land, und J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber.)

Da der Main in seinem untersten Laufe solche Tragfähigkeit besitzt, daß er für die größeren, den mittlern Rhein befahrenden Schiffe sich eignet, so ist Frankfurt in Bezug auf Wasserverbindung eben so gut gelegen, als wenn es bis zur Mündung des Mains vorgerückt wäre, und genießt also nicht nur

die Vortheile, wie Mainz (s. S. 414) am Kreuzungspunkte des Mains mit dem Mittel- und Oberrhein, sondern hat vor letzterem noch den Vorzug der Kreuzung der nach allen Weltgegenden gerichteten großen Straßenzüge Deutschlands voraus. Dazu kommt, daß Frankfurt fast in der Mitte des Rheinlaufes, ja fast in der Mitte des gesammten Rheingebietes liegt und so bestimmt ist, ein Centralpunkt des ganzen Rheinhandels auf Wasser- und Landwegen zu werden, namentlich in den Jahrhunderten, als es räumlich noch mehr in Deutschlands Mitte lag durch dessen Ausdehnung über ganz Lothringen und Burgund, und durch dessen engere Verbindung mit der Schweiz und den Niederlanden.

Diese Gunst der Lage machte Frankfurt häufig zum Versammlungsorte deutscher Reichstage und Concilien und bereits im 11. Jahrhundert zu einem berühmten Meßplatze in Central-Europa. Von den fremden Kaufleuten, welche die Frankfurter Messe besuchten, führte der Rhein die Italiener und Schweizer sein oberes Thalbecken herab; die Holländer fuhren mit ihren Waaren den Fluß herauf; die Franzosen gelangten auf denselben Wegen dahin, auf denen so oft ihre Armeen in das Herz von Deutschland eingebrochen sind, theils von der Seine über Metz, theils von der Rhone (Lyon) durch den Paß von Belfort und das Elsaß. Der Main, als der einzige große Fluß Deutschlands in der Richtung von Osten nach Westen, vermittelte die so wichtige Verbindung Nürnbergs und anderer Handelsstädte Frankens mit Frankfurt. Nordwärts ging eine bedeutsame Handelsströmung nach Braunschweig, Bremen, Hamburg; nordostwärts durch Thüringen nach Leipzig und weiter zu dem großen Marktplatze an der Oder, wo im Jahre 1253 fränkische, von den Markgrafen von Brandenburg herangezogene Kaufleute ein zweites Frankfurt bauten, in ähnlicher Weise wie früher Karl der Große von der Weser her umgekehrt Niederdeutsche (Sachsen) zum untern Main geführt und dort Frankfurt gegenüber, in Sachsenhausen, angesiedelt hatte. Wiederum durch seine geographische Lage war Frankfurt lange ein Hauptmittelpunkt des deutschen Buchhandels, und schon früh ein Hauptplatz für Geldhandel und Banquiergeschäfte. Daher hatte es stets eine zahlreiche und wichtige Juden-Colonie, aus der die mächtigsten Geldmänner Europa's hervorgegangen sind. In neuerer Zeit hat man den bei Frankfurt zusammenlaufenden Naturbahnen durch Kunst noch bedeutend nachgeholfen, und Frankfurt hat das dichteste Eisenbahnnetz im ganzen Rheingebiete; einige dieser Bahnen geben auch schon durch ihre Namen ihre geographische Richtung und Bedeutung zu erkennen, so die Taunus-Bahn, die Main-Neckar-Bahn, die Main-Weser-Bahn.

Während alle diese künstlichen Verkehrs-Anstalten, die nur den Andeutungen der Natur folgen, die commercielle Bedeutung der Stadt befestigt haben, ist ihr eine Folge ihrer centralen Lage verloren gegangen, nämlich die Aufgabe, auch ein politisches Herz Deutschlands zu sein. Seit der goldenen Bulle Kaiser Karl's IV. war sie der Wahlort und später (als die

Wahl kaum mehr eine Bedeutung hatte) wenigstens der Krönungsort des deutschen Reichsoberhauptes. Und als das deutsche Reich aufgelöst und in einen Staatenbund umgewandelt war, erhielt Frankfurt als Sitz des Bundestages wiederum die Rolle eines politischen Centralpunktes. Ebenso ward es nach der schnell vorübergehenden ersten Auflösung des Bundestages (1848) der Sitz des deutschen Reichsparlaments (1848—1849) und des deutschen Reichsverwesers. Und noch das Jahr 1863 sah die Mehrzahl der Fürsten Deutschlands hier vereinigt, um eine neue Bundesverfassung zu vereinbaren. Zwar hat ihm dann der Krieg von 1866 seine Selbständigkeit (als Freistaat) geraubt, geblieben aber ist ihm seine treffliche Lage für Handel und Verkehr, die in Zukunft vielleicht noch mit größerem Erfolge verwerthet werden kann, als bisher. Denn durch die Rückerwerbung der deutschen Reichsländer Elsaß und Lothringen, deren Handel durch viele, in der französischen Zeit unterbundene Fäden auch mit dem Main-Mündungs-Lande verknüpft ist, bildet das gesammte deutsche Rheinland wieder, wie ein politisches und nationales, so auch ein commercielles Ganze. Dadurch hat sich auch Frankfurts Handels- und Verkehrsgebiet im Westen von Neuem erweitert und ergänzt. Und so ist denn die Stadt wieder, als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Norden und Süden wie zwischen Osten und Westen des befreiten und geeinigten Deutschlands, in frischem Aufschwunge und Fortschritte begriffen.

---

126. Mainz.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, und J. Kutzen, Das deutsche Land, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es gibt kaum einen andern Fleck am Rheine und überhaupt auch wenige Punkte im ganzen Innern von Deutschland, bei denen so viele von der Natur angelegte, für den Menschen bequeme Verkehrsbahnen in einem Knoten zusammenlaufen, wie bei der Main-Mündung, wo der Rhein einen Winkel oder ein Knie bildet, mit dessen Scheitel er sich dem mittlern Hauptkörper Deutschlands am meisten nähert. Hier treffen zusammen: von Osten der Main, von Süden der obere Rhein mit seinem langgestreckten Becken, von Westen die alte „Kaiserstraße“ aus Frankreich, welche die Vogesen umgeht, von Nordwesten der untere Rhein. Wahrscheinlich sind alle diese Naturbahnen seit den ältesten Zeiten Verkehrswege und Wanderwege gewesen und haben schon frühzeitig Veranlassung dazu gegeben, daß streitende Volksstämme der Celten und Germanen bei der Main-Mündung auf einander trafen und die Umgegend ein Sammelplatz von Bevölkerung wurde. Aber die Römer waren, so viel wir wissen, die Ersten, welche die Bedeutung der

Position erkannten und nachdrücklich benutzten. Ihr großer Stratege Drusus legte der Main-Mündung gegenüber die erste Stadt und Festung an, das vom Main seinen Namen entlehnende Moguntiacum oder Mainz. Von diesem rheinischen Mittelpunkte aus konnten sie ihre Flügel zur Rechten und zur Linken, längs des obern und des untern Rheins, vortheilhaft decken. Um aber ihre Stellung bei Mainz noch mehr zu stärken, griffen sie auch auf das rechte Rheinufer hinüber und sicherten sich dort nicht nur durch Anlage eines Brückenkopfes oder Castellum, des jetzigen Castell, den Uebergang über den Rhein, sondern versahen auch das ganze Mündungsland des Mains mit militärischen Posten und Befestigungen so wie auch mit Militärstraßen.

In den wechselvollen Kämpfen der Römer mit den Deutschen und später in dem Kriege mit den Hunnen unter Attila wurde ihre wichtige Position Mainz vielfach bestürmt, zerstört und wieder hergestellt. Unter fränkischer Herrschaft blühte Mainz von Neuem auf und wurde der Sitz des geistlichen Oberhauptes von ganz Deutschland, des ersten deutschen Erzbischofs, der später auch der vornehmste Kurfürst und der Erzkanzler des deutschen Reiches wurde. Eben so ist Mainz in Folge seiner geographischen Lage zu allen Zeiten als wichtigste deutsche Reichs- und Bundesfestung betrachtet worden. Denn Mainz sichert durch seine Lage an dem Vorsprung, welchen der Rhein durch seinen von dort veränderten Lauf (gegen Westen) bildet, nicht nur den Uebergang über diesen Strom, sondern gewährt noch den Vortheil, nach dessen Ueberschreitung einen großen Theil der Operationslinie auf befreundetem Boden feststellen und dieselbe durch eine zweite und dritte Festung, Saarlouis und Metz, decken zu können.

Neben seiner strategischen Bedeutsamkeit hat Mainz auch eine commercielle, und in der langen Zeit, wo jene in der Geschichte mehr zurücktrat, erkannte man mehr und mehr die Vortheile seiner Lage für Handel und Verkehr und für die Verbindung mit dem innern Deutschland, und so erhob sich das „goldene Mainz" zu einer freien Reichsstadt, deren Bürgerschaft Handel und Schifffahrt trieb.

In dieser vielthürmigen, imposanten Stadt an dem breitflutenden Strome, mit ihrem majestätischen Dome und ihren weiten Festungswerken, in welcher Arnold Walpoden (1254) den „Rheinischen Städtebund" gründete, dem Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Köln sich sofort anschlossen, wo der Minnesinger Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, von Mainzer Frauen zu Grabe getragen wurde (1318), und Gutenberg über seiner Erfindung brütete, reden noch Mauern und Steine von der Lieblingsstadt des großen Drusus, von den römischen Legionen und den heranstürmenden Barbaren; noch lebt die Erinnerung an die kaiserkürenden geistlichen Fürsten, an das Aufsteigen und Sinken städtischer Freiheit, an die republikanischen Sansculotten Custine's, an die Weißröcke der Oesterreicher neben den Pickelhauben der Preußen.

---

127. Das Rheingau.

(Nach Karl Simrock, Das malerische und romantische Rheinland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Taunusgebirge, das von Homburg bis Rüdesheim in westlicher Richtung streicht, setzt dem Rhein bei Biebrich einen Damm entgegen, der ihn nöthigt, seinen bisherigen nördlichen Lauf zu verlassen und mit dem westlichen des Gebirges zu vertauschen, bis es ihm bei Rüdesheim gelingt, dasselbe zu durchbrechen und, den Hunsrück vom Taunus losreißend, seine alte Richtung zu verfolgen. Von Basel bis Biebrich war das rechte Rheinufer nach Westen gewandt, von Biebrich bis Rüdesheim gibt ihm jetzt die Wendung des Stromes eine südliche Lage, die den Ruhm seiner Reben bedingt. Der glühenden Mittagssonne gleichsam dargeboten, vor schädlichen Winden durch eine hohe Gebirgswand gedeckt, die zwischen Schierstein und Rüdesheim einen Halbkreis zu ihrem Schutze bildet, von der Wärme, die von dem schiefrigen Boden wie von dem Spiegel des Rheines zurückstrahlt, doppelt und dreifach angeglüht, bringen sie im Rheingau die süßeste, köstlichste Frucht. Noch ein anderer Umstand trägt dazu bei, das Rheingau zum Paradies der Rebe zu machen. Einst, so meldet die Sage, und die Naturkundigen finden sie bestätigt, ehe der Rhein das Gebirge bei Rüdesheim durchbrochen und den Weg zum Ocean gefunden hatte, bildeten das Rheinthal zwischen Basel und Bingen und das Mainthal zwischen Mainz und der Wetterau einen großen See, dem erst ein gewaltsames Naturereigniß einen Abfluß nach Norden verschaffte. Als sich darauf das Wasser in seine heutigen Schranken zurückzog, ließ es auf dem Boden des alten Sees einen kalkigen Niederschlag zurück, der theils von den Wassern des Jura, theils von den Gehäusen kleiner Schnecken herrühren mag. Dieser Kalkniederschlag verleiht den Reben üppiges Wachsthum. Sie sind des Rheingauers Stolz; und mit Recht, denn er verdankt sie nicht dem Klima und dem Boden allein, als eine freiwillige, sondern eben so sehr seinem Fleiße und seiner Kunst, als eine mühsam errungene, noch täglich mühsam zu erringende Gabe. War das Rheingau schon ursprünglich das Paradies der deutschen Rebe, so ist es durch die Einsicht und die Thätigkeit seiner Bewohner die Hochschule des deutschen Weinbaues geworden.

Der Reisende, welcher nur auf der breiten Rheinstraße, oder gar im Fluge auf der Eisenbahn, durch das Rheingau fährt, wird von demselben nicht den rechten Begriff gewinnen. Er hält es vielleicht für ein ganz ebenes, nur von fernen Höhen begrenztes Land. Erst wenn er eine der steilen Höhen erstiegen hat, z. B. die bei der verfallenen Baben- oder Bubenhauser Capelle unweit Rauenthal, und das Thal von Mainz bis Bingen, von Castell bis Rüdesheim überblickt, in aller Fülle der Fruchtbarkeit prangend, mit

blühenden, dicht an einander gereihten Ortschaften und leuchtenden Palästen übersäet, sanft angespült von dem schön gewundenen, auenreichen, durch Dampf- und Segelschiffe belebten Strome, umkränzt von weintriefenden, anmuthig thronenden Hügeln, überwacht von höheren, aus blauer Ferne herüberblickenden Gebirgen (Feldberg, Donnersberg) und zuletzt bei Bingen durch ein mächtiges Felsenthor geschlossen, wird er sich überzeugen, daß hier das Erhabene mit dem Schönen, das Großartige mit dem Lieblichen verpaart ist — und doch hat er hier das Rheingau nur im Profil von einer Seite gesehen; der Tempel des Niederwaldes zeigt es von der andern Seite.

Den stolzen Namen „Krone des Rheingaues" trägt mit Recht Schloß Johannisberg, auf einem breiten Hügel unweit Geisenheim. Früher dem Fürstabte von Fulda gehörend, ward es von Napoleon I. nebst dem Gute dem Marschall Kellermann (Duc de Valmy) geschenkt (1805). Dieser verkaufte im Sommer 1811, als noch Niemand wissen konnte, ob der Wein auch nur reif werden würde, den ganzen bevorstehenden „Herbst" an einen Kölner Weinhändler für 32,000 Gulden. Es folgte nun der berühmte, in diesem Jahrhundert noch nicht übertroffene 11er Jahrgang, und der Kölner Kaufmann hatte ein Geschäft gemacht, wie es in Wein wohl auch nur alle hundert Jahre vorkommt, denn er erzielte 65 Stück und verkaufte ein einziges derselben um 11,000 Gulden! Was dem „Johannisberger" diese Güte verleiht, ist nicht der Boden allein, nicht die geschützte Lage an den sonnigen Abhängen, nicht die edle Rieslingsrebe, nicht die Rheingauer Erziehungsart, nicht Bau und Dung, sondern mehr als das Alles die späte Lese, auf deren Vortheile man durch einen Zufall aufmerksam wurde, da durch die Vergeßlichkeit des Fürstabtes von Fulda die von ihm erbetene Erlaubniß zur Lese erst eintraf, als die Trauben schon faul geworden waren. Nie war ein köstlicherer Wein gekeltert worden, auch in den besten Jahren nicht, und dieses gehörte nicht zu den besten. Seitdem wurde die Spätlese eingeführt und selbst noch bei dieser die angefaulten von den gesunden Trauben abgesondert, denn jene geben die erste und feinste, die anderen die geringere Sorte Wein. Im J. 1813 übertrugen die alliirten Mächte diese wieder erworbene Besitzung dem Kaiser von Oesterreich und dieser belehnte den Fürsten Metternich damit gegen den Weinzehnten. Unter dem Schlosse zieht sich eine große Felsenhalle hin, in welcher gewöhnlich einige hundert Stückfässer, mit Blechnummern bezeichnet, in drei Reihen neben einander liegen. Doch nur wenigen Gaumen ist ein Urtheil vergönnt.

Diesen Weingarten Deutschlands mit seinen sanft geschwungenen Hügeln bewohnen lebensfrohe Menschen, die ein mehr als idyllisches Leben führen, treu an den Sitten der Väter hangend, ohne sich gegen Besseres zu verstocken.

---

128. Die Mosel.

(Nach Karl Simrock, Das malerische und romantische Rheinland, und G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Mosel (Mosella bei den Römern, mit Bezug auf den Namen der größern Maas oder Mosa), der größte Nebenfluß des Rheins auf dessen linker Seite, wie der Main auf der rechten, vermittelt eben so die Verbindung des Rheins mit dem innern Frankreich, wie der Main mit dem Herzen Deutschlands. Entsprungen auf dem westlichen Abhange der Vogesen, hat sie schon zwei ansehnliche Städte, Epinal und Toul, berührt, ehe ihr aus Lothringens Hauptstadt, dem grabreichen Nanzig (Nancy) — wo Karl der Kühne neben dem entthronten Stanislaus Lesczinski und neben den lothringischen Herzogen, den Ahnherren des österreichischen Kaiserhauses, ruht — die Meurthe zufließt. Musenbrück, der deutsche Name von Pont-à-Mousson (Musi pontum), das reizend auf beiden Seiten der Mosel liegt, scheint jene Vermuthung von der Identität der Namen Mosa und Mosella zu bestätigen. Bei Metz (s. S. 408), welches an Karl's V. Unfall erinnert, wie Diedenhofen (Thionville) an einen größern Karl, verstärkt sich die Mosel durch die Seille; doch ein größerer Zuwachs erwartet sie, da die schiffbare Saar, unter der alten Conzer-Brücke heraneilend, sie mit allen Wasserschätzen des Westrichs (s. S. 411) bereichert. Dieser bedeutenden Stelle gegenüber steht das Denkmal der Secundiner bei Igel (vergl. S. 421), welches Goethe ausführlich bespricht. Gewiß würde ihm der Mosaikboden der römischen Villa zu Nennig noch größeren Genuß gewährt haben, wenn dieser nicht erst 1853 entdeckt worden wäre. Castell birgt den Sarg des unglücklichen Königs Johann von Böhmen, der in der Schlacht von Crecy (1346) als ein Opfer ungebändigter Kriegslust und doppelter Blindheit fiel und dessen Gebeine lange nicht Ruhe fanden, bis sie ihm ein später Enkel, Friedrich Wilhelm IV. (noch als Kronprinz), verlieh. Zwei Stunden unterhalb des Einflusses der Saar durchfließt die Mosel eine lachende Hügellandschaft und bespült die Mauern von Trier (s. S. 419), der ältesten Stadt Deutschlands, ja der Sage zufolge der ältesten des ganzen Abendlandes.

Nicht weit von Trier tritt die Mosel in eine Felsenpforte, wie der Rhein bei Bingen, und durchströmt nun bis Coblenz eine eben so große Strecke des Schiefergebirges, wie der Rhein von Bingen nach Bonn. Allein wenn der Rhein fast in gerader Richtung, nur mit sanften Krümmungen, fließt, so verlängern die fast in sich zurückkehrenden Windungen der Mosel ihren Lauf um das Doppelte und Dreifache. Der Schiffer (der z. B. bei dem alten Kloster Marienburg, auf der niedrigen Wurzel einer von der Mosel umflossenen hohen Felsenzunge, in demselben Hause des Abends einkehren kann, von dem er des Morgens ausgefahren ist) verwünscht den Eigensinn

des Flusses; er bedenkt nicht, daß eine abgekürzte Bahn, und somit vermehrter Fall und Geschwindigkeit, den ohnehin nicht wasserreichen Fluß vielleicht ganz untauglich für die Schifffahrt, zumal die Bergfahrt machen würde. Und in demselben Maße wie der Weg des Schiffers verlängert wird, in demselben erweitert sich auch das begünstigte Gebiet, wo dem Landmann seine Weizensaaten, sein Gartenbau, seine Pflanzungen reichen Ertrag, dem Winzer die Rebe reife Früchte bringt. Der Weinbau, welcher, der allgemeinen Richtung des Stromlaufs nach, fast ganz auf das linke Ufer beschränkt bleiben müßte, wechselt nun auf beiden Ufern; ja, bei Weitem die besten Weinbezirke sind auf dem südlichen zu finden.

Die labyrinthischen Windungen der Mosel machten sie auch, verbunden mit der geringen Breite und Tiefe des Stromes, zum Grenzfluß untauglich; ja sie haben sogar von jeher die großen Landstraßen und bis in die jüngste Zeit die Eisenbahnen von der Mosel fern gehalten. Daher keine größere Stadt zwischen Trier und Coblenz, keine rasche leichte Verbindung, aber auch selten verwüstende Heereszüge. — Manche Bequemlichkeit, manche Verfeinerung muß der Wanderer an den Ufern der Mosel entbehren; man glaubt sich zuweilen hundert Meilen weit von dem nahen Rhein, und um ein Jahrhundert hinter dessen Weise zurück; aber der anmuthigste Friede ist über die Landschaft verbreitet, und der Staub der Straßen läßt Flur und Sitte des Landmanns unberührt.

---

129. Trier.

(Nach R. Hocker, Trier, in Westermann's Jahrbuch der illustrirten Deutschen Monatshefte, mit Zusätzen bearbeitet vom Herausgeber.)

Trier, die älteste Stadt Deutschlands, dehnt sich in Form eines Vierecks in einer von Bergen eingeschlossenen Thalebene auf dem rechten Ufer der mittlern Mosel aus und darf, was landschaftliche Schönheit betrifft, mit jeder Stadt des Rheinlandes wetteifern. In Bezug auf Geschichte und Alterthum trägt die Moselhauptstadt den Preis davon. Stolz verkündet eine Inschrift über dem Thorbogen des „Rothen Hauses" (eines Gasthofs), daß die Stadt schon 1300 J. vor Rom gebaut worden sei. Und die Chronisten des Mittelalters berichten, Trebeta, Sohn des assyrischen Königs Ninus, habe sich vor seiner Mutter Semiramis an die Ufer der Mosel geflüchtet und dort Trier gegründet. Die Römer machten nach der Eroberung Galliens den celtischen Ort Trier zu einem Waffenplatze, der fast in der Mitte zwischen Ober- und Niederrhein und in einer solchen Entfernung von diesem Grenzstrome lag, daß er nicht dem ersten Anlaufe einer über den Strom vordringenden Invasion germanischer Völkerschaften ausgesetzt war. Da dieser Waffenplatz zugleich von einem schiffbaren Flusse bespült wurde, der,

aus dem Innern Galliens kommend, die Zufuhr der Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel erleichterte, so eignete er sich mehr als ein anderer Ort Galliens zum Centralpunkte sowohl der römischen Grenzvertheidigung als der Offensiv-Operationen gegen den Mittel- und Niederrhein. Seine militärische Wichtigkeit bewährte sich viele Jahrhunderte lang, besonders im 3. Jhrhdt. in den Kämpfen der Römer mit den Völkerbündnissen der Franken am Niederrhein und der Alemannen am Oberrhein. Daher sehen wir die römischen Kaiser von Maximian bis Valentinian ihren gewöhnlichen Aufenthalt in Trier nehmen, und diese Stadt wird seit Constantin dem Großen der Sitz der Verwaltung von Gallien, Spanien und Britannien.*) Damals wurde sie mit Palästen, Tempeln, Triumphbogen erfüllt und strahlte in ihrem Glanze das Bild der großen Roma wieder. Der Dichter Ausonius (im 4. Jhrhdt.) preist „Trier, die mächtige Stadt, die, obschon nahe dem Rheine, sicher, wie mitten im Frieden, ruht; denn sie nährt der Herrschaft Kräfte, bekleidet die Heere und bewaffnet sie.“ Der Herrschaft der Römer machten die Franken ein Ende, und seit der bleibenden Besitzergreifung des Mosellandes durch die Franken (463) blühte das von Attila (451) verwüstete Trier durch rege Gewerbthätigkeit und einen ausgedehnten, durch Privilegien begünstigten Handel auf, während zugleich Kunst und Wissenschaft in den Klosterschulen rege Förderung fand.

Der merowingischen Zeit soll auch Triers originellstes Bauwerk, die Porta nigra, später (nach einem im 11. Jhrhdt. hier wohnenden Einsiedler) Simeonsthor genannt, angehören. Dieses nordöstliche Stadtthor ist, angeblich nach dem Muster eines römischen Thor-Castells, aus schweren, von der Zeit verdunkelten Sandsteinquadern ohne Mörtel aufgebaut; die riesigen Blöcke werden im Innern durch Eisenklammern zusammengehalten. Das Ganze bildet einen quadratischen Mittelbau, an welchen sich nach Osten und Westen zwei halbrunde, vorspringende Thürme anlehnen, deren jeder 4 Geschosse hatte. Der westliche Thurm hat seine Höhe (30 M.) behalten, der östliche, an den sich der spätromanische Chorbau der Simeonskirche anlehnt, ist um ein Stockwerk niedriger. Nicht minder räthselhaft ist ein anderer Ueberrest des Alterthums in der südöstlichen Ecke der Stadtmauer, welchen das Volk die Römischen Bäder nennt, während die Archäologen in diesen Trümmern (einem langen rechteckigen Raume mit halbkreisförmigen Ausbauten auf drei Seiten und einem kleinen Saale an der vierten Seite) bald eine Basilika, bald ein Theater, bald ein Capitol haben erkennen wollen, bis jüngst die Behauptung aufgestellt wurde, daß hier ein profaner römischer Bau, dessen Zwecke nicht mehr zu bestimmen

---

*) Nach General v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten, III.

seien, in eine christliche Kirche umgewandelt worden. Zehn Minuten weiter vor der Stadt liegen die wenigen Reste eines römischen Amphitheaters aus Trajan's Zeit, dessen Arena in den Felsen gehauen ist und die Form einer von Norden nach Süden gerichteten Ellipse bildet; ringsum gewahrt man Gewölbe, zur Aufnahme der wilden Thiere bestimmt. Innerhalb der Stadt ließ König Friedrich Wilhelm IV. die alte Basilika, eine ursprünglich dem kaufmännischen Verkehr und der Rechtspflege gewidmete Halle, von welcher der nördliche Theil mit der chorartigen Rundung (Apsis) und einem Eckthürmchen noch übrig war, nach dem ursprünglichen Plane wieder ausbauen und als „Erlöserkirche" der evangelischen Gemeinde übergeben. Auch die ohne Mörtel mit verborgenen Eisenklammern zusammengefügten Pfeiler, auf welchen die Moselbrücke ruht, sind ein Werk der Römer.

Unter den mittelalterlichen Kirchen Triers verdienen der Dom und die mit demselben durch einen Kreuzgang (das sog. Paradieschen) verbundene Liebfrauenkirche Beachtung. Der Dom bietet durch seinen successiven Ausbau vom 4. bis 18. Jhrhdt. ein Gemisch der verschiedensten Baustile, eine Eigenschaft, die ihn für die Kunstgeschichte außerordentlich wichtig macht. An der Liebfrauenkirche offenbart sich die Fülle und Tiefe der gothischen Baukunst, die von Basel bis Köln so reiche Blüten getrieben hat. Außerhalb der Stadt liegen: die ehemalige Benedictiner-Abtei St. Maximin an der Stelle eines römischen Tempels und die Kirche St. Paulin, angeblich an der Stelle, wo (im J. 286) die thebäische Legion vernichtet wurde, deren Martyrium im Deckengewölbe durch Scheffner von Augsburg in herrlichen Fresken dargestellt ist. Auch die St. Matthiaskirche vor dem Neuthor, mit ihrem schönen Kreuzgange und einer geräumigen Krypta, ist sehr alten Ursprungs. An der Landstraße von Trier nach Luxemburg steht die berühmte Igler Säule (23 M. hoch), ein Grab- und Ehrendenkmal der Familie der Secundiner, mit Reliefdarstellungen überreich bedeckt, das einzige in seiner Art diesseit der Alpen.

---

130. Bonn.

(Nach Karl Simrock, Das malerische und romantische Rheinland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Bonn liegt am äußersten Ende des letzten schönen Abschnittes des Rheinthals, jenes Paradieses, als dessen Mittelpunkt das Siebengebirge gelten kann. Dieses Gebirge selbst stellt sich vielleicht nirgend reizender dar, als an den beiden Enden dieses glücklichen Bezirks. Auf dem Kirchhofe zu Unkel oder auf dem jetzt mit Arndt's Denkmal geschmückten alten Zoll bei Bonn muß man stehen, um die edeln, reinen und mannichfaltigen

Formen zu bewundern. Mehr in der Nähe werden ihre Umrisse rauher und verlieren an wohlgefälliger Zurundung, an Duft und magischem Zauber, was sie an Wildheit und Größe gewinnen. Stundenlang hängt der Blick mit Entzücken an der vielgestaltigen Bildung dieser sieben Hügel; denn keiner ist dem andern gleich oder ähnlich, jeder bewahrt seine eigenthümliche Schönheit, und doch bilden sie zusammen das reizendste Ganze. Und nun die Beleuchtung, die sich keinen Augenblick gleich bleibt, denn sie wechselt nicht bloß nach Jahres- und Tageszeiten, sondern mit jeder Wolke, jedem Sonnenstrahl. Unterhalb Bonn verschwinden die Berge nicht ganz, aber sie ziehen sich weiter zurück, indem sie auf dem linken Ufer unter dem Namen des Vorgebirges sich noch mehrere Meilen gegen Norden erstrecken, während sie jenseits, wo sich das Siegthal öffnet, scheinbar ganz aufhören, was gleichwohl auch noch so wenig der Fall ist, daß dem hier nun folgenden Uferlande der Name des Bergischen wohl gebührt.

Bonn, wo schon die Römer eine Niederlassung hatten und Drusus ein Lager („castra Bonnensia") anlegte, dessen ausgemauerte Zellen noch an der Nordseite der Stadt (am sog. Wichelshofe) in der Erde liegen, ist eine der ältesten Rheinstädte; aber man sieht es ihm nicht an, denn in den wiederholten Belagerungen der letzten Jahrhunderte ist es so zusammengeschossen worden, daß es aus dem Alterthum wenig herüber gerettet hat. Fast das einzige Vermächtniß des frühern Mittelalters ist seine Münsterkirche, der Sage nach von der h. Helena, der Mutter Constantin's des Großen, gegründet, in ihrer jetzigen Gestalt (theils im romanischen, theils im Uebergangsstil) dem 11. und 13. Jhrhdt. angehörend. Der wirkliche Gründer, der Propst des St. Cassiusstifts, Gerhard v. Ahre, war zugleich Archidiakon und die Kirche blieb bis 1802 die Archidiakonal-Stiftskirche von St. Cassius. Gegenüber der Münsterkirche erhebt sich auf dem Münsterplatz das in Bronce gegossene (1845 aufgestellte) Standbild Ludwig van Beethoven's, welcher 1770 in Bonn geboren ward.

Als Kurfürst Engelbert II. von Falkenburg von den Kölner Bürger vertrieben wurde, verlegte er (1263) die kurfürstliche Residenz nach Bonn, wo sie blieb bis zum Einfalle der Franzosen, 1794. Die Kurfürsten des 18. Jhrhdts. haben die Stadt mit besonderer Vorliebe verschönert und (1784) eine Universität daselbst gegründet. Diese ging freilich schon nach ihrem ersten Decennium durch die Fremdherrschaft unter, ward aber durch die preußische Regierung (1818) in ungleich großartigerer Weise hergestellt. Damit begann eine neue Aera für Bonn, welches sich durch Neubauten nach allen Landseiten hin erweiterte und verschönerte, während sich der Ruf seiner mit trefflichen Lehrkräften und reichen Sammlungen ausgestatteten Hochschule weit ins deutsche Land hinaus verbreitete.

---

131. Köln.

(Nach J. G. Kohl, Der Rhein, und desselben Verfassers Reisen in den Niederlanden, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Der Rhein spaltete sich bei Köln ehemals in zwei Arme, von denen der östliche die Hauptwassermasse weiterführte, der westliche aber sich als ein schmaler und ruhig fließender Canal um eine kleine ziemlich hohe Rheininsel herumschwenkte, die zwischen beiden Armen in der Mitte blieb. Dieser Arm bot sich den Rheinschiffern als einen sehr natürlichen Schutz- und Sicherheitshafen dar, und er war dieses von den ältesten Zeiten her bis ins 9. oder 10. Jahrhundert hinab, wo er in Folge der Zerstörung Kölns durch die Normannen und vielleicht auch in Folge natürlicher Flußbett-Veränderungen verschlammte, verschwand und endlich mit Schutt und darauf errichteten Straßen und Häusern ausgefüllt wurde. Es gab von Köln aufwärts bis Bonn und auch weit abwärts keine solche Insel, keinen solchen natürlichen Hafenarm mehr, und ohne Zweifel ist es dieser Umstand, der zuerst die Schifffahrt und den Handel und in Folge dessen auch Ansiedelung an diesen Punkt fesselte. Die Rheininsel, in der Mitte ziemlich hoch, und dieser Flußarm machten den Punkt als Uebergangsort über den Rhein besonders geschickt. Daher konnte Constantin der Große seine steinerne Prachtbrücke über den Rhein eben hier leichter ausführen, indem er erst den kleinen Nebenarm mit einigen Jochen bis zur Insel überspannte und dann auch die Schwierigkeiten des Brückenbaues über den größern Arm leichter besiegte. Und nachdem Erzbischof Bruno die Constantin'sche Brücke im 10. Jahrhundert weggebrochen und durch Fährschiffe und eine privilegirte Gilde von Fährmännern ersetzt hatte, blieb hier zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag ein Hauptübergangspunkt über den Niederrhein. Auch auf der östlichen Rheinseite bei Deutz (vom Gotte Teut benannt?) gab es ein paar kleine Inseln, Flußarme und Flußverstecke, die ebenfalls seit den ältesten Zeiten den Schiffern als Nothhäfen dienten und die selbst noch bis ins letzte Jahrhundert hinab, bevor der kölnische Sicherheitshafen seine Vollendung erhielt, von holländischen Rheinschiffern als solche benutzt zu werden pflegten.

Bei Köln ist das Bett des Rheins sehr fest zwischen scharfen Ufern zusammengehalten, und selbst bei sehr hohem Wasserstande erbreitert sich der Rhein hier nur um Weniges. Unterhalb Köln dagegen fängt sehr bald das flachuferige Rheinland an, wo der Rhein bei Ueberschwemmungen zu Zeiten die Breite eines Meeresarmes hat. Daher mußte denn Köln nicht nur als der Punkt erscheinen, bei welchem das Kriegsmaterial, die Armeen, die Waaren ꝛc. aus dem Westen am bequemsten angesammelt werden konnten, sondern auch als der, bei dem sie zu allen Zeiten ihre Wanderung am bequemsten nach Osten fortsetzen mochten. In umgekehrter Richtung von Osten

her mußte natürlich wieder dasselbe gelten. Dazu kommt, daß die großen Fahrzeuge, deren man sich auf dem Unterrhein und für die Fahrt nach Holland bedient, den Fluß nicht höher hinauf gebracht werden konnten, als bis Köln. Daher ist hier ein von der Natur bezeichneter Abschnitt der Schiffbarkeit des Flusses. Diese von Haus aus begünstigte Situation hat sich zu allen Zeiten der Geschichte als solche bewährt. Hier gründeten die Römer eine ihrer Hauptcolonieen, die rascher und reicher emporblühte als irgend eine andere in dem ganzen untern Rheingebiete. Von hier gingen die römischen Expeditionen gegen die nördlichen Germanen aus. Von hier aus verbreitete sich römisches Recht und römische Sitte in Deutschland. Hier war der Sammelplatz der Franken bei ihren militärischen Expeditionen gegen die heidnischen Sachsen. Von hier aus wurde das Christenthum im Nordwesten von Deutschland verbreitet. Köln wurde ein zweites Rom für diesen Ländercomplex, und von hier aus bildete sich allmählich der ganze große Kirchensprengel des kölner Erzbischofs, der bis zum 16. Jahrhundert hinab die weiten Lande zwischen Rhein und Weser bis zur Nordsee, auch die ganze Nord- und Osthälfte der Niederlande, Lüttich, den größten Theil von Brabant, Holland u. s. w. umfaßte. Ebenso wurde Köln für alle jene Länder rheinabwärts ein zweites Athen. Die kölner Kunstschule ist älter als die flämische, die aus ihr, wie ein Ast aus der Wurzel, hervorwuchs. Vor allen Dingen schlug, ebenfalls in Folge jener geographischen Verhältnisse, auch der Handel hier seinen Sitz auf. Köln wurde der Entrepot- und Marktplatz für alle Waaren, die von der Nordsee landeinwärts strebten, und umgekehrt für die, welche vom Oberrhein, von der Donau, von Italien her nach dem Nordwesten zielten. Köln war die vornehmste Stadt der Hansa in der westlichen Abtheilung dieses Städtebundes. Und auch jetzt wieder ist es in Folge seiner Lage ein Hauptknotenpunkt des nordwestdeutschen Eisenbahnnetzes und der Hauptstationsplatz der rheinischen Dampfschifffahrt geworden.

Die großen Städte sind auch gewöhnlich die Hauptsitze der Industrie gewesen, namentlich im Mittelalter, als noch die meisten Verrichtungen mehr von der Hand des Menschen selbst ausgeführt wurden, als man noch nicht solche große, von Wasserkraft getriebene Maschinen-Compositionen kannte, durch deren Erfindung die Fabrikherren nachher veranlaßt wurden, aus den engen Mauern der großen Städte herauszutreten und an den Flüßchen und Bächen der Gebirgs- und Hügellandschaften neue und bequeme Etablissements und eigenthümliche Fabrikorte zu begründen. Straßburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Gent, Brügge, Antwerpen &c. waren damals große Handelsemporien und zu gleicher Zeit große Fabrikstädte. Und so war es auch Köln, das auch in dieser Hinsicht am ganzen Niederrhein die erste Rolle spielte. Man kann mit Recht behaupten, daß die ganze Industrie der jetzt blühenden Fabrikdistricte des westlichen Deutschlands in Köln ihren Anfang nahm. Die Arbeiter, welche in Köln gelernt hatten, verbreiteten sich

von da aus entweder freiwillig oder in Folge der dort zum Ausbruch kommenden politischen Explosionen in den anderen Rheingebieten. Die unruhigen Weber, welche im J. 1372 durch den Magistrat der Stadt zur Auswanderung genöthigt, und die protestantischen Gewerbsleute, welche nach der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) aus Köln verjagt wurden, ließen sich dann rund umher um diesen politischen Vulkan, in den Städten Mülheim, Crefeld, Elberfeld, Solingen ꝛc., nieder und gründeten hier Filial-Manufacturstädte von Köln, welche die Arbeit der Mutterstadt fortsetzten und deren Fabrikindustrie zuletzt überflügelten.

Wo Fürsten ihre Wohnsitze aufschlagen, wo Handel und Gewerbe emporblühen, pflegen dann auch die höheren Blüten des Geistes sich am schönsten zu entfalten. Auch in dieser Beziehung dehnte Köln seinen Einfluß fast eben so weit aus, als der Scepter seiner Erzbischöfe reichte, und eben so weit, als seine Frachtwagen und Schiffe fuhren. Die im Jahre 1388 in Köln gestiftete Universität wurde bald die vornehmste Hochschule des ganzen niederrheinischen Deutschlands, und die Werke seiner noch ältern Malerschule dienten bis zu den Niederlanden hinab zur Anregung und Nachahmung, so wie die kölnischen Baumeister in ihrem D o m e das großartigste Werk gothischen Stils schufen, das eben so weit als Muster galt.

Den vereinigten Anstrengungen deutscher Fürsten und des deutschen Volkes ist es in unsern Tagen gelungen, das gewaltige Werk, dessen Erhaltung man im Anfange dieses Jahrhunderts kaum für möglich hielt, seiner Vollendung entgegen zu führen. Nur noch wenige Jahre und wir sehen vor unseren Blicken ein Werk, in welchem wir die hohe Genialität und den riesenhaften Gedanken eines bis jetzt unerreichten, ungenannten Baukünstlers verkörpert finden, welches uns den Inbegriff der edelsten architektonischen Formen in ihrer höchsten Vollendung erkennen läßt; schon schießen die beiden Thürme im Achteck aus der untern Masse wie Blumen aus der Knospe kräftig empor, bald werden die lichten Helme schlank gegen Himmel aufsteigen und die gewaltigen Kreuzblumen das herrliche Bauwerk krönen. Wer das seit wenigen Jahren vollendete I n n e r e betritt, dessen entzücktes Auge heftet sich an keines der vielen Details; es erfaßt in raschem Ueberblick die ganze gewaltige, in majestätischer Einfachheit vor ihm sich ausdehnende Kirchenhalle mit dem prachtvollen, das Ganze überspannenden Gewölbe, mit dem Walde von schlanken, kräftigen Säulen, in höchster Höhe das bunt und dennoch regelmäßig sich kreuzende Stabwerk wie Zweige in einanderschlingend, mit den prachtvollen, ein magisches Zauberlicht verbreitenden Fenstergemälden, mit den himmelhohen, auf schlanken Säulen ruhenden höchsten Arkaden und der zierlichen Triforiumsgalerie, mit den an den Pfeilern der Schiffe und des Chores angebrachten Steinfiguren, mit der durch ein reiches System von Spitzbogen, Rosetten, Knäufen und anderen Ornamenten sich auszeichnenden Architektur: und dieses Ganze in seiner imponirenden, stillen, heiligen

Majestät, in seiner bezaubernden Schönheit, in seiner ruhigen Einfachheit, seinem Ebenmaaß, seiner Leichtigkeit, seiner Harmonie ist es, was ihn so tief ergreift, innerlich so gewaltig erschüttert, so magisch bezaubert und zu so stummer, staunender Bewunderung hinreißt. Erst wenn man sich dem Eindrucke, den das Ganze macht, eine Weile überlassen hat, findet man die richtige Stimmung, sich mit den Einzelheiten zu beschäftigen.

Mit Einschluß der Vorhalle beträgt die ganze innere Länge des Mittelschiffes vom Westportal bis zur östlichen Wand der Dreikönigen-Capelle 135,6 Meter; das Mittelschiff erreicht, vom westlichen Hauptportal bis zur äußersten Chorrundung gemessen, eine Länge von 119 Meter. Die Höhe bis zur Mittelschiffs-Dachfirst beträgt 61,5 Meter. Der Kölner Dom hat einen Flächeninhalt von 6166 Quadrat-Metern, während der von Mailand 8406 Quadrat-Meter umfaßt. Von den anderen bedeutenderen Domen hat der von Antwerpen nur 4969, der von Speier 4470, der von Straßburg 4087, der von Mainz 3675, der von Wien 3175 Quadrat-Meter Flächeninhalt.*)

132. Düsseldorf.

(Nach W. H. Riehl, Freie Vorträge.)

Der Statistiker, welcher auf die Ziffern blickt und das fabelhaft rasche Anwachsen der Volkszahl Düsseldorfs seit hundert Jahren registrirt, wird zunächst den Handel der Stadt betonen, und als Rheinhafen des großen Elberfelder Industriegebietes behauptet Düsseldorf in der That einen ausgezeichneten Platz unter den rheinischen Städten. Allein von Düsseldorfs Handel wissen nur die Kenner, von Düsseldorfs Kunst weiß die Welt. Sie allein gab der Stadt ihre große Signatur.

In weitem Halbkreise lagert sich aber heutzutage ein neues Düsseldorf um das alte, eine Industriestadt. Wer zu Schiffe kommt, der erblickt die Kunst- und Handelsstadt und gleich vorn im Hafen begrüßt ihn das Gebäude der Malerakademie. Wen aber der Bahnzug hinführt, der sieht sich zunächst von lärmenden Werkstätten mit hochragenden Schornsteinen umgeben; er durchschneidet den industriellen Gürtel, welcher die ältere Stadt immer breiter zu umschließen beginnt. Schon prophezeien Kundige, die Düsseldorfer Industrie werde selbst die Elberfeld-Barmener in wenigen Jahren erreichen, ja überflügeln. Doch wird die räumliche Scheidung der Kunststadt und der Fabrikstadt hier noch lange fortbestehen.

Düsseldorf ist arm an Werken der monumentalen Baukunst und Bildnerei. Nicht das Zusammenwirken aller bildenden Künste (welches die Sig-

*) Der Schluß nach L. Ennen, Der Dom zu Köln, 1872.

natur Münchens), sondern das einseitige Vorherrschen der **Malerei** charakterisirt Düsseldorf. Daher steht denn auch hier das Kunstgewerbe im Hintergrunde, die sich selbst genügende ideale Kunst der Farbe ist maßgebend, und auf Markt und Straßen gewahrt man ihre Herrschaft nicht. Dagegen betonen die Düsseldorfer mit Recht, daß ihre Stadt doch nicht bloß Malerstadt sei, sondern auch ein denkwürdiger Mittelpunkt poetischen, literarischen und musikalischen Schaffens von den Tagen Heinse's, Jacobi's und Forster's bis auf Immermann und Schnase, Schumann und Mendelssohn. Die Maler waren den Poeten und Musikern befreundet, sie wohnten so eng beisammen, sie berührten sich und regten sich gegenseitig an, was man z. B. von München selten rühmen kann, wo die Akademie der Wissenschaften mit der Akademie der Künste unter einem Dache haust, ohne daß diese äußere Hausgemeinschaft sich zu einer innern vertieft hätte, wo man es dem akademischen Leben eben so wenig anmerkt, daß München eine Kunsthauptstadt ist, wie den Studien der jungen Künstler, daß sie in einer Universitätsstadt leben. In Düsseldorf hat sich dieses Verhältniß auch örtlich ganz seltsam verkörpert. Der „Malkasten", das Künstlerhaus, erhebt sich in Jacobi's Garten; die Akademie steht ganz nahe dem Theater, dessen primitive Einrichtungen noch ganz in Immermann's Zeit versetzen, und die Gemäldegalerie ist in der Tonhalle, Wand an Wand mit den Sälen, welche durch Mendelssohn und Schumann und die großen rheinischen Musikfeste geweiht sind.

Düsseldorf wurde eine Kunststadt, nicht durch einen fürstlichen Gründer, wie das alte und neue München (jenes durch die Sammlungen und Bauten Herzogs Albrecht V. im 16. Jahrhundert, dieses durch die epochemachende Kunstpflege Königs Ludwig I.), sondern lediglich auf Grund seiner Kunstschule, seiner Akademie, die, im Anfange des Jahrhunderts verfallen, durch Schadow mit neuem Geiste sich erfüllte. Man kann sagen: die Kunstpflege erwuchs aus sich selber, wie sich auch die neue Düsseldorfer Schule ihre Meister Anfangs aus ihren eigenen Schulen erzog. Düsseldorf ist der Autodidakt unter den deutschen Kunststädten, und berufene Autodidakten haben wenigstens den Trieb der eigenen Schöpfungskraft für sich. Dresden, München, Berlin, Wien besitzen ihre großen Gemäldegalerieen und andere historische Kunstsammlungen aller Art; die Museen wirken leise, aber sicher auf Geist und Technik der örtlichen Kunstschule und sind für den Fremden zugleich das deutlichste Wahrzeichen einer Kunststadt. Die neuere Düsseldorfer Malerschule mußte ohne Galerie sich selber schulen, jene Gemäldesammlung in der alten Tonhalle besteht wesentlich nur aus Werken der neuen Schule, sie ist ein Product derselben, keine ältere Basis des Producirens, und die Düsseldorfer Künstler rühmten es früher als einen Vortheil, daß ihre alte Galerie nach München gewandert sei. Denn unter dem überwältigenden Eindrucke der großen alten Werke wäre ihre moderne Kunst nicht so selbständig ganz eigene Wege gegangen; später (1866—1870) glaubte man, die

Schule sei nun in ihrer Originalität so fest und fertig, daß sie die Rückkehr der alten Bilder aus München vertragen könnte.

Der größte Ruhm Düsseldorfs als Kunststadt beruht auf der epochemachenden Selbständigkeit seiner Kunstschule, die, gleich der Münchener, eine Hauptrichtung der neuen deutschen Kunst bezeichnet; beide Städtenamen wurden zu einem Losungsworte, welches durch die Kunstgeschichte tönt. Düsseldorf beherrscht geographisch eine große Kunstprovinz, eine größere als Berlin und Wien. Nur München kann in dieser Beziehung mit Düsseldorf wetteifern. Eine Kunststadt, in welcher das Düsseldorfer und Münchener Gebiet eine Zeit lang zusammenstießen und in einander griffen, bis sie auf diese Kreuzung ihre Selbständigkeit gründete, das ist Dresden.

133. Achen.*)

(Nach Friedrich Haagen, Geschichte Achens, und Karl Simrock, Das malerische und romantische Rheinland, bearbeitet vom Herausgeber.)

In einem weiten Kesselthale der nordöstlichen Ausläufe der Eifelberge befinden sich die Heilquellen, welche zunächst zur Gründung Achens einluden; denn weder fruchtbare Gefilde, lachende Wiesen, noch ein den Verkehr mit den Nachbarländern vermittelnder Strom, noch endlich eine vortheilhafte Lage zu Angriff oder Abwehr lockten hier zu Niederlassungen an. Daß schon (und vielleicht zuerst) die Römer die Heilquellen benutzten, dafür zeugen in verschiedenen Jahrhunderten und noch bei Nachgrabungen der letzten Jahre aufgefundene römische Münzen, sowie Spuren von Bauten und Bädern römischer Construction. Ob das fränkische Herrschergeschlecht der Merowinger auf dem Boden Achens eine Pfalz besaß, bleibt zweifelhaft; gewiß aber ist, daß die Karolinger auf demselben einen Sitz hatten und daß Karl der Große in seinen späteren Jahren wiederholt und zuletzt bleibend in Achen verweilte. Dazu bestimmte ihn nicht nur seine Vorliebe für die warm hervorquellenden Wasser, von denen ja der Ort seinen Namen (ahha = Wasser) trägt, sondern auch die Lage der Stadt sowohl in der Mitte des Familienbesitzes des güterreichen Karolingischen Hauses, als in dem Mittelpunkte des durch seine Kriege nach allen Seiten hin erweiterten Reiches. Sehr oft in Chroniken und Urkunden erscheint Achen zur Zeit der Karolinger und unter den deutschen Königen verschiedener Häuser als Sitz des Reiches (sedes regia, sedes prima Franciae). Die königliche Pfalz, welche Karl wahrscheinlich nur erweiterte (nicht begründete) und deren Zinne er mit einem ehernen Adler,

*) Fr. Haagen hat die Schreibart: Achen als die älteste deutsche nachgewiesen.

als dem Symbole der Gewalt, schmückte, umfaßte einen großen Theil der mittlern Stadt und nahm den Markthügel ein. An dessen Westseite befand sich ein bedeckter Gang, welcher die Capelle (den spätern Dom), wovon Achen den französischen Namen Aix la Chapelle erhielt, und den königlichen Wohnsitz in Verbindung setzte. Dieser Säulengang stürzte später zweimal zusammen. Die Karolingische Festhalle, welche später, von Otto I. bis auf Rudolf I., zur Abhaltung des Mahles, der Salbung und Krönung des Königs benutzt wurde, nahm die jetzige Stelle des Rathhauses ein. Nachdem die Pfalz schon durch die Verwüstungen der Normannen stark gelitten hatte und durch wiederholte Feuersbrünste (namentlich im J. 1146) zerstört worden war, beschränkte man sich darauf, die Festhalle in baulichem Zustande zu erhalten für das Krönungsmahl, bis im 14. Jhrhdt. an ihrer Stelle, auf der Höhe des Markthügels, eine neue königliche Festhalle, das jetzige Rathhaus, errichtet wurde.

Die zur Pfalz gehörige Capelle (das Münster) blieb zwar auch von jenen Katastrophen nicht verschont, aber ihre erhabene Bestimmung, das von den deutschen Herrschern gefeierte Andenken ihres Gründers, der Schatz ihrer Heiligthümer und endlich die große Pietät der Bewohner Achens für sie hat ihr Fortbestehen durch 11 Jahrhunderte hindurch gesichert. Den größten Schmuck und die werthvollsten Stücke für seine neue Kirche, sowohl Marmor als Musive, erhielt Karl der Gr. durch seinen Freund, Papst Hadrian I., aus Ravenna. Der Angelsachse Alcuin, der zu York dem Bau der dortigen achteckigen (octogonen) Kathedrale vorgestanden hatte, wurde von Karl in seine Nähe berufen, und von ihm scheint die Grundidee zum Bau der Achener Marienkirche ausgegangen zu sein, so daß deren Vorbild nicht die St. Vitaliskirche in Ravenna, wie man vielfach behauptet hat, sondern jener angelsächsische Dom zu York gewesen zu sein scheint. Einen besonders werthvollen Schatz der Pfalzcapelle bildete die große Menge Reliquien, welche Karl, der selbst Reliquien im Kriege mit sich führte, aus dem Abend- und dem Morgenlande hier angesammelt hatte, in Folge seiner guten Beziehungen zu den Päpsten, den byzantinischen Kaisern und den Patriarchen zu Jerusalem. Die Salbung und Krönung Ludwig des Frommen, noch bei Karl's Lebzeiten (813), in der Pfalzcapelle beginnt die Reihe der Krönungsfeierlichkeiten, welche bis zum J. 1531, wo Ferdinand I. in Achen die Königskrone empfing, bei jeder neuen Regierung, wenige ausgenommen, sich wiederholten. Die Beerdigung Karl's des Großen geschah wahrscheinlich in einem zur Pfalzcapelle gehörigen Nebenraume, vielleicht in der ältern Pfalzcapelle, welche zur Zeit Königs Pipin bestand; wenigstens haben die sorgfältigsten Nachgrabungen (namentlich 1843 und 1861) festgestellt, daß im Octogon eine Gruft nicht vorhanden gewesen ist. Kaiser Otto III. hatte schon einmal das Grab Karl's des Großen öffnen lassen, und er erhielt seine Grabstätte ebenfalls in dem alten Karolingischen Chor des Achener

Münster. Ueber seinem Grabe stand, nach der Heiligsprechung Karl's des Großen (1166), der Schrein mit den Gebeinen Karl's. Als gegen Ende des 14. Jhrhdts. ein neuer gothischer Chor den alten Karolingischen ersetzte, erhielten die Gebeine Karl's des Großen und das Grab Otto's III. hier ihre Stelle. Ueber dem Grabe hängt vom Gewölbe des Chors herab ein kolossales Muttergottes-Medaillon. Von der den Glockenthurm umgebenden Galerie werden alle 7 Jahre den zur „Heiligthumsfahrt" eintreffenden Gläubigen die sog. großen Heiligthümer vorgezeigt.

Mit Kölns Reichthum an alten herrlichen Kirchen und sehenswerthen städtischen Gebäuden kann Achen nicht wetteifern, wenn es auch in neuester Zeit den palastartigen Bau der polytechnischen Schule für Rheinland und Westfalen erhalten hat; dagegen liegt es in einer an mannichfaltigen Naturschönheiten reichen Gegend. Von dem Lousberge (von lousen = lauern, um sich blicken?) übersieht man die prächtige Kaiserstadt mit dem benachbarten, ebenfalls durch Heilquellen berühmten Burscheid. Noch heute, wie vor tausend Jahren, kennt der Ruhm der Achener Heilquellen keinen Nebenbuhler, die Kaiserquelle in der Nähe des gothischen, jüngst mit Fresken geschmückten Rathhauses, welche dem Orte den Ursprung gegeben, strömt noch immer mit großer Mächtigkeit aus tiefen Felsenspalten und übertrifft alle Quellen Europa's an Schwefelgehalt. Wie in Achen Alles aufgeboten wird, was die Kunst an Annehmlichkeiten, Zerstreuungen und Lebensgenüssen den Heilbedürftigen gewähren kann, so ist auch in jüngster Zeit das Kaiserbad mit der vorzüglichsten und heißesten Quelle zu einem umfangreichen Prachtbau umgeschaffen worden.

III. Süddeutschland.

134. Franken.

(Nach Gustav v. Heeringen, Wanderungen durch Franken.)

Die alten Namen von Provinzen, oft von großen Ländern herstammend, welche dieselben im Laufe der Zeit und der Ereignisse auf einzelne Districte vererbten, haben immer etwas Anziehendes, Theures, sowohl für das Volk als für den einzelnen Denker. Die erste französische Revolution mochte immerhin die alten Namen der Provinzen, welche Frankreich bildeten, beseitigen und statt ihrer Departements einsetzen, die den Namen von Flüssen oder Gebirgen empfingen; dennoch hängt der Franzose, gleichviel, welcher politischen Partei er zugethan ist, noch an den süßen Namen von Provence, Languedoc, Normandie, Vendée, und spricht sie gern aus, indem ein lachendes

Bild eines ganzen Ländercomplexes sich dabei vor seinem geistigen Auge ausbreitet. Es geht uns Deutschen nicht anders. Unser Thüringen, Schwaben, unsere Pfalz, unser Franken — sie sind, bis auf eine neuerdings erfolgte Restauration der alten Kreise in Baiern, nur noch historische Erinnerungen, ohne gegenwärtige politische Existenz, ja, selbst ohne eine definitiv zu bestimmende geographische Abgrenzung der genannten Kreise unter einander. Aber wer wollte sagen, daß, obgleich sie nach 1805 von den Karten verschwunden sind, sie auch nicht mehr in unseren Gemüthern, in unseren Sitten und Gewohnheiten, in der Verschiedenheit unserer Dialekte, in unseren Liedern existirten?

Franken breitet sich weit, fruchtbar und lieblich im Herzen von Deutschland aus, bedeckt mit den gesegnetsten Fluren, welche Alles hervorbringen, was das Vaterland zu seinen edelsten, industriellen und natürlichen Erzeugnissen zählt; geschmückt mit großen und berühmten Städten, durchströmt von Schiffe tragenden Flüssen, durchzogen von Gebirgen, in deren Thälern die romantische Sage und der Gewerbfleiß friedlicher Menschen wohnt, und überwölbt von einem Himmel, unter welchem der Leistenwein an seinem Felsenabhange reift.

Bis zu Chlodwig's Zeiten bezeichnete der Name Franken im Allgemeinen die Bewohner des nordwestlichen Deutschlands. Eine, unter Genebald, dem Bruder Chlodwig's, über den Mainstrom geführte Colonie, welche sich an dessen Ufern niederließ und ausbreitete, gab Veranlassung zu einer Theilung des Begriffs „Franken", bei welchem man nunmehr das westliche von dem östlichen unterschied. Zu ersterem gehörte das ganze weite, jenseit des Rheines gelegene deutsche Gebiet, so wie das heutige Frankreich; das andere bildete Frankenland, unser Franconia, und die Stelle, wo die Ueberführung der gedachten Colonie Statt fand, ist das heutige Frankfurt am Main.

Pipin, Childerich's III. mächtiger Major Domus, stieß (751) seinen jungen, schwachen, entnervten Gebieter vom Throne, den er selbst bestieg; den Bischof Burchardt von Würzburg aber, der die Billigung des Papstes Zacharias für den Dynastieenwechsel erwirkt hatte, belieh er, zum Lohn für seinen Eifer und seine Klugheit, für sich und seine Nachfolger im Stift Würzburg, mit dem Herzogthum Franken. Der Titel dieser Schenkung ging im Strome der Zeiten öfter unter und tauchte wieder auf, dennoch ward er, wenngleich vielfach angefochten und bestritten, bis in die neueren Zeiten von den Würzburger Metropoliten geführt.

Ritter- und Mönchthum fanden in Franken für ihre Entfaltung den allergünstigsten Boden. Berühmte Geschlechter tauchten auf und verschwanden wieder, wie z. B. die der Grafen von Babenberg (Bamberg), Coburg, Rothenburg und Andere. Die bischöflichen Sitze von Würzburg, Bamberg, Aichstedt nahmen an Macht und Bedeutung zu, geschützt und gepflegt von Kaiser und Reich. Aber noch ein drittes Element des deutschen Staats-

lebens, die Blüte der Städte, entwickelte sich im Schooße von Franken zu einer Vollendung, welche gleiche Erscheinungen in anderen Provinzen des Vaterlandes lange Zeit hinter sich zurückließ. Welche Reichsstadt im ganzen römischen Reiche konnte sich an Ansehen, Macht, Handel, Gewerbfleiß, Uebung und Pflege der Künste und Glanz ihrer Geschlechter mit Nürnberg messen? Bürgersinn, Bürgertugenden und Bürgerstolz gingen von dieser Stadt, der edelsten Tochter Franconia's, aus, belebten auch andere Städte und bildeten den eben so nothwendigen als wohlthätigen Damm gegen den Uebermuth eines mächtigen Adels.

Noch während der französischen Herrschaft und auch nach derselben ward der ehemalige fränkische Kreis, wie er bis zur Auflösung des Reichs geheißen hatte, größtentheils dem neuen Königreiche Baiern zugetheilt und einverleibt. Baiern machte keine kleine Acquisition an Franken; es erhielt mit ihm seine reichsten und zugleich anmuthigsten Provinzen: die drei Bisthümer Würzburg, Bamberg, Aichstedt, die Markgrafschaften Anspach und Baireuth, das edle Nürnberg und noch verschiedene andere Reichsstädte, die Souverainetät über früher reichsunmittelbar gewesene Grafschaften und Herrengebiete. Der Mainstrom mit seiner Schifffahrt, die Berge mit ihren Reben, genug, Franken mit allen seinen Edelsteinen ward an die Krone geheftet, welche die Hand Napoleon's aus dem baierischen Kurhute schuf. — Die verschiedenen Districte des Landes hießen von nun an nach ihren Flußgebieten; es gab kein Franken mehr, aber einen Ober- und Unter-Mainkreis, einen Rezat- und andere Kreise; später hat Baiern die alten Benennungen in seinem Königreiche wieder eingeführt. Es hat eine Ober- und Unterpfalz, ein Ober-, Mittel- und Unterfranken von Neuem geschaffen. Diese drei Franken stellen in der Hauptsache das baierische Mainland dar.

---

135. Bamberg.

(Nach Bavaria, Landes- und Volkeskunde des Königreichs Baiern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Inmitten eines der anmuthigsten und fruchtbarsten Gelände Deutschlands, welches durch den Fleiß seiner Bewohner zu einem unermeßlichen Gemüse- und Hopfengarten umgeschaffen wurde, breitet sich an und auf den östlichen Ausläufern des Steigerwaldes die alte Bischofsstadt Bamberg aus, deren Grundlage die Burg Babenburg (auf dem jetzigen Domberge) bildet. Kaiser Otto II. schenkte die durch ihre Lage (an der Regnitz) begünstigte Ortschaft an seinen Neffen, den Baiernherzog Heinrich II., dessen gleichnamiger Sohn, Kaiser Heinrich II., diesen seinen Lieblingssitz verschönerte und erweiterte. Er begann nicht nur den Bau des Doms mit zwei Krypten, sondern gründete auch eine zweite Kirche, dem h. Stephan zur

Ehre (seit 1807 der protestantischen Kirchengemeinde übergeben) und ein dem h. Michael gewidmetes Benedictinerkloster (1803 säcularisirt und jetzt Bürgerhospital). Zur Einweihung des Doms, an des Kaisers 40. Geburtstage (1012), fanden sich 30 Bischöfe (darunter sämmtliche baierische) und alle Großen des Reiches ein. Glanzvoller aber noch war die Versammlung, welche der Einladung des Kaisers Heinrich zur Einweihung der Stephanskirche folgte; denn Papst Benedict VIII. kam selbst über die Alpen nach Bamberg und vollzog (1020) die Weihe in Gegenwart von 72 Erzbischöfen und Bischöfen. In Bamberg, das Heinrich II. so sehr geliebt und emporgehoben hatte, fand er, seinem Willen gemäß, auch die letzte Ruhestätte. Im Schiffe des Doms ruht er mit seiner Gemahlin, der h. Kunigunde; ein Grabdenkmal aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stellt das Königspaar im Costüme dieses Jahrhunderts dar. Die Grundlage des heutigen Doms mit stattlichen Thürmen, zwei Chören (im Osten und Westen) und zwei Krypten stammt wohl noch von dem Baue, den Heinrich der Heilige hier aufgeführt hat. Otto der Heilige, Bischof von Bamberg, hat aber den Dom nach einem großen Brande (1081) hergestellt und erweitert, worauf er später (1248) eine durchgängige Erneuerung im Geiste des Uebergangsstiles erfuhr. Daher sind die Fensterbogen und Portale noch im Rundbogenstil, die Arkadenbogen und Gewölbe zeigen bereits den Spitzbogen. Aelter als der jetzige Dom ist die Säulenbasilika von St. Jacob (1109 vollendet).

Auch Heinrich's II. nächste Nachfolger kamen wiederholt nach Bamberg und hielten hier Hof- und Reichstage, so Lothar der Sachse und der erste Hohenstaufe Konrad III., welcher letztere auch hier starb (1152) und im Dome beigesetzt wurde, wo noch seine Reiterstatue an einem Pfeiler zu sehen ist. Auch Kaiser Philipp von Schwaben starb hier — aber nicht eines natürlichen Todes, denn er wurde in der bischöflichen Burg, dem uralten Sitze der Babenberger, von Otto von Wittelsbach meuchlings ermordet (1208). An dieser Stelle wurde später (1571) ein reicher Erkerbau mit einem herrlichen Portale aufgeführt, bekannt unter dem Namen der alten Hofhaltung.

Die so häufige Verlegung des Hoflagers nach Bamberg, die hier gehaltenen Concilien und Synoden, die wiederholte Anwesenheit der Päpste blieben nicht ohne nachhaltige Folgen sowohl für die rasche Erweiterung der Stadt, die sich um den Domberg anbaute, als auch für die Hebung der Gewerbe und des Handels, besonders seitdem Kaiser Friedrich I. zu Gunsten der Bamberger Kaufleute die meisten Mainzölle aufhob. Das erstarkte Selbstgefühl der Bürger führte sie allmählich auch hier (wie in Köln u. s. w.) zur Auflehnung gegen ihren Bischof als Oberherrn und zu wiederholten Versuchen, nicht nur gänzliche Unabhängigkeit zu erlangen, sondern auch die Geistlichen und Ministerialen vor das Stadtgericht zu ziehen. So sind die nächsten Jahrhunderte ausgefüllt mit Fehden zwischen den Bürgern und den Bischöfen, denen dann Religionsstreitigkeiten, später die Schrecknisse des

30jährigen Krieges folgten, von deren Folgen sich Bamberg nur langsam und erst im 18. Jahrhundert erholte. Die fürstbischöfliche Residenz wurde aus den Ersparnissen des Bischofs Lothar Franz von Schönborn (in den Jahren 1702—1709) erbaut. Dessen Nachfolger Friedrich Karl gründete mehrere Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten, die zum Theil im Anfang des 19. Jahrhunderts aufgehoben wurden, als Bamberg in Folge der Säcularisation an Baiern fiel (1802). Auch eine fast gleichzeitig mit der Aufhebung des Jesuitenordens gestiftete Universität, an welcher nach der bedeutungsvollen Erklärung des Bischofs Franz Ludwig von Erthal die Kant'sche Philosophie gelehrt werden sollte, wurde nach 30 Jahren (1803) wieder aufgelöst. Bei dem Jubelfeste der 25jährigen Regierung des Königs Maximilian Joseph (1824) setzte sich die Regierung selber ein unvergängliches Denkmal der Erinnerung an diese Feier durch die Wiederherstellung des vor 20 Jahren aufgehobenen Waisenhauses. In Folge des Concordates mit dem päpstlichen Stuhle wurde Bamberg wieder der Sitz eines Erzbisthums (1818).

136. Würzburg.

(Nach Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern, bearbeitet vom Herausgeber.)

So recht im Herzpunkte der fränkischen Mainländer, umgeben von einer milden, reich gesegneten Natur, liegt Würzburg zu beiden Seiten des Mains (die eigentliche Stadt auf dem rechten, das sog. Mainviertel auf dem linken Ufer). Von dem Marienberge am linken Ufer blickte einstmals die Residenz der Herzoge in die ostfränkischen Lande herab, später (vom 13. bis ins 18. Jahrhundert) residirten dort fast ununterbrochen die Fürstbischöfe, bis sie (1703) ihre Residenz in die Stadt verlegten.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts kam der h. Kilian nach Ostfranken, um hier das Christenthum zu verbreiten, fand aber mit zwei Gefährten in der Gegend von Würzburg den Martyrertod. Erst nach anderthalb Jahrhundert wurde das Bekehrungswerk wieder aufgenommen durch den h. Bonifacius, welcher mehrere Bisthümer errichtete, so auch eins in Würzburg. Der erste Bischof, Burghart, ließ über der angeblichen Stelle der Ermordung des h. Kilian die Salvatorkirche erbauen, die später vom Blitz zerstört und als Kirche des „Stiftes zum neuen Münster" hergestellt wurde. In der Mitte des vom Kreuzgange umschlossenen „Lussamgartens" (Grasgartens), unter einer Linde, war der von Walther von der Vogelweide gestiftete Atzungsheerd, auf dem in 4 eingehauenen Vertiefungen die Vögel täglich Körner und Wasser erhielten. In einer Nische an der südöstlichen Seite der Kirche errichtete 1843 der historische Verein für Unterfranken dem großen Minnesänger ein Denkmal.

Allmählich gedieh Würzburg zum Centralpunkte der am Mittel-Main gegründeten geistlichen und weltlichen Herrschaft. Im Jahre 862 wurde der Grundstein zu einem neuen Dome gelegt, wohin bei der Einweihung (891) die Gebeine des h. Kilian und seiner beiden Gefährten gebracht wurden. Schon 922 ward auch dieser Dom ein Raub der Flammen, dann zunächst in Holz hergestellt und erst später in Stein umgebaut, mit einer Krypta, drei Absiden und vier schlanken Thürmen, im 17. Jahrhundert aber mit einer Reihe von zopfartigen Verunstaltungen überladen und seiner majestätischen Einfachheit beraubt. Auf den zahlreichen Grabmonumenten der hier beerdigten Bischöfe sind diese zugleich als Herzoge von Franken dargestellt, indem sie in der linken Hand die Inful, in der rechten aber das Schwert halten. Friedrich Barbarossa hatte auf dem ersten der beiden Reichstage, die er in Würzburg hielt, dem Bischof (Herold) den Besitz der fränkischen Herzogswürde mit dem herzoglichen Landgerichte bestätigt; auf dem andern Reichstage (1180) entsetzte er Heinrich den Löwen wegen seiner Treulosigkeit.

Als unter den letzten Hohenstaufen die Gegensätze von „Kaiser" und „Papst" ganz Deutschland in zwei feindliche Lager schieden, gedieh diese Parteiung vielleicht nirgendwo zu einem schärfern Ausdrucke und zu schlimmern Folgen, als gerade in Würzburg. Fast zwei Jahrhunderte lang loderte die Flamme des Aufruhrs und des erbitterten Kampfes zwischen Bischof und Bürgerthum in der alten Bischofsstadt und hemmte den Aufschwung von Industrie und Handel, trotz der günstigsten Lage. Neue Bedrängnisse brachten im 16. Jahrhundert der Bauernkrieg und die „Grumbach'schen Händel".

Eine neue Aera begann für Würzburg, als (1573) Julius Echter von Mespelbrunn, noch nicht 30 J. alt, zum Bischof erwählt ward. Er war es, der sich (1575) vom Papste Gregor XIII. und vom Kaiser Maximilian II. die Erlaubniß erwirkte, eine Universität zu gründen, nachdem eine im Anfange des 15. Jahrhunderts gegründete Hochschule nur einige Jahre bestanden hatte. Diesmal wurden die philosophischen und theologischen Lehrstühle den Jesuiten übertragen, für die juristische und die medicinische Facultät aber Professoren aus dem Laienstande oder dem weltlichen Clerus berufen, auch ein stattliches Universitätsgebäude sammt Kirche errichtet. Die neue (1582 eröffnete) Anstalt, welche auch mit reichhaltigen Sammlungen ausgestattet war, gelangte binnen Kurzem zu solchem Ansehen, daß sie nicht nur von Studirenden aus allen deutschen Ländern, sondern auch aus Schottland, den Niederlanden und namentlich aus Polen zahlreich besucht wurde. Ein zweites Institut, welches der thatkräftige Fürst ins Leben rief, das Julius-Hospital, sucht seines Gleichen in Europa. Auch dem Bischof Johann Philipp Franz verdankt Würzburg zwei großartige Schöpfungen: den Fort- und Ausbau der nach dem Westfälischen Frieden begonnenen Befestigung der Stadt, und den 24 J. (1720—1744) dauernden Bau des

fürstbischöflichen Palastes, der (185 Meter lang) eine Reihe stattlicher Prunkgemächer, namentlich den Kaisersaal, enthält, so wie die gewaltigsten Kellerräume, in denen die Perlen der fränkischen Weincultur ruhen. Nach der Besetzung durch die Franzosen (1800) kam das Hochstift an Baiern und im Preßburger Frieden (1805) an den Kurfürsten von Salzburg als Großherzogthum, welches 1816 wieder an Baiern fiel. Die geweckte Bevölkerung blieb hinter den Fortschritten der Gegenwart nicht zurück; Handel und Gewerbe blühen; der wohl begründete Ruf der Universität, namentlich der medicinischen Facultät, fördert die Frequenz und macht die Stadt auch zu einem Sitze der Wissenschaft.

---

137. Nürnberg.

(Nach G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, und Karl v. Hailbronner, Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Nürnberg war im 15. und 16. Jahrhundert nächst Augsburg der Mittelpunkt des süd- und mitteldeutschen Handels durch Italien nach dem Morgenlande; alle Künste und Gewerbe hatten ihre Hauptsitze daselbst. Daher stand die Stadt damals in beneidenswerthem Flore des Wohlstandes; ihr Glück ward von jedem Dichter seit Rosenblüt gepriesen, von jedem Schreiber seit Aeneas Sylvius beschrieben, ihre Verfassung von jedem Aufgeklärten beneidet. Es war diejenige Stadt Deutschlands, welche große Talente nicht nur gebar und fesselte, sondern auch fremde Talente an sich zu ziehen wußte, wie dies kaum je eine Republik verstanden hat. Nicht nur in Handel und Gewerbe, in Mechanik und Erfindungen (Taschenuhren, Messing, Windbüchsen), sondern auch in Wissenschaften und Künsten groß, war sie zugleich der Mittelpunkt und die hohe Schule des Meistergesangs, blieb durch mehr als 100 Jahre von Rosenblüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutschen Schauspiels, beherbergte innerhalb ihrer Mauern die ersten Größen in allen Fächern: den Hans Sachs, Martin Behaim, Albrecht Dürer und dessen Lehrer Wohlgemuth, Peter Vischer und seine Söhne, Melchior Pfinzing, Willibald Pirkheimer u. s. w. und entwickelte eine solche Fruchtbarkeit an Künstlern und Gelehrten, daß sie nur von der der großen italischen Republiken übertroffen wurde.

Ueber zwölf sanft verschmolzene Hügel ausgegossen, erhebt sich die altehrwürdige Noris aus einer weit sie umkreisenden Sandebene, und aus dieser steigt auf jähem Felsenberge die stolze Burg empor, weit herrschenden Blickes über das flache Land, welche so oft die Residenz des Reichs-

oberhauptes war. Nicht mehr sind die Reichskleinodien hier ausgestellt; aber mit Ehrfurcht betritt man den Hof mit der achthundertjährigen Linde, das Schloß und die Halle, den Sitz der ehemaligen Burggrafen von Nürnberg, die Wiege des neuen deutschen Kaisergeschlechtes. Ein Habsburger war es, Rudolf von Habsburg selbst, der den ersten Zollerngrafen hier eingesetzt; Fehden entstanden daraus, als der Lehnsmann wuchs, bittere Kriege zuletzt, und wie lange hat es gedauert, bis der ehemalige Lehnsherr als ein gefeierter Gast im Königsschlosse zu Berlin unter zwei von dort datirten Verordnungen schrieb: „Gegeben in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, am 11. September 1872."

Keine deutsche Stadt bietet solche befremdende Contraste dar: von unten überall zweckmäßiges, den heutigen Bedürfnissen entsprechendes Streben nach Wohnlichkeit, Anstand und Eleganz sichtbar, während das Auge, das nach oben sieht, von Erstaunen gefesselt ist beim Anblick dieser bizarren Giebelbildung, dieser wunderlichen Thürmchen, Erkerchen, Zacken, Drachen und anderer barocken, phantastischen Gestalten, die oft hoch in die Lüfte anstreben, oft weit in die Gassen hereinragen, ganz originell, einer alten Zeit zugehörend, ganz das Symbol der gothischen Meisterperiode. Nie wird es den Enkeln gelingen, diesen unverlöschlichen, ehrwürdigen Typus von den Wohnungen ihrer Voreltern zu entfernen, und mächtig herrscht der sonst nur vereinzelte Baustil der alten Deutschen hier über eine ganze, große Stadt.

Mitten aus dem Chaos dieses antiken Häuserconvoluts steigen Gottestempel empor, wie sie vollendeter die altdeutsche Baukunst nicht aufzuweisen hat. Gleich den spitzen Thürmen Lübecks ragen ihre sie an Höhe und Schönheit weit überbietenden Brüder der Sebalder- und Lorenzerkirchen hoch und schlank in die Lüfte. Der hohe Verstand in der architektonischen Anordnung, der unermeßliche Fleiß in der technischen Ausführung, der mächtige Eindruck, den die zierlich gigantischen Massen erzeugen, der heilige Ernst, den die düstere Stille in dem von lichten Säulen getragenen Himmelsbogen hervorruft, und endlich die magische Beleuchtung der durch die herrlichen, gemalten, kolossalen Fenster sich brechenden Sonnenstrahlen stimmen das Gemüth des Eintretenden zu tiefer Rührung, und das Wunderbare dieser Bauart bleibt stets, daß sie im Verfall noch ehrwürdiger erscheint, als in der Erhaltung.

Wie die alten Meister stets am liebsten für das theure Vaterland schufen, so sehen wir auch hier die Perlen ihrer größten Talente aufgereiht, und wenn dies auch nicht bei den großen Malern der Fall ist, wenn wir die herrlichsten Dürer nicht mehr in der Stadt erblicken, für die sie gemalt waren, so ist dies nicht die Schuld der Nachkommen. Wer aber kann ohne Staunen diese mächtigen Werke der Ciselir- und Steinmetzkunst betrachten, dieses Grab des heiligen Sebald, nach Dürer's Zeichnung von dem unsterblichen Vischer, dem deutschen Benvenuto Cellini, in kühnen Messingfiguren massiven Gusses, das unnachahmliche Sacramentshäuschen vom Meister Kraft, der die große Kunst

besessen zu haben scheint, den harten Stein zu erweichen, in Formen zu gießen und wieder zu härten, und der wunderschöne Brunnen auf dem Markt, eine steinerne Filigranpyramide mit den vollendetsten Reliefs, die wohl der Künstlermeißel jemals dem Sandstein abgewonnen? Vieles, unendlich Vieles hat das herrliche Nürnberg noch aufzuweisen von den alten großen Meistern. Zu dem Interessantesten gehört auch die Abbildung eines vollständigen Turniers in Stuccaturarbeit an dem langen, hohen Plafond auf dem obern Corridor des Rathhauses, in den feinsten Nuancirungen ausgeführt, was um so bewundernswerther ist, als die Arbeit durch umgewendete Lage und Ansicht doppelt erschwert war.

Eine deutsche Stadt, wie keine zweite, in Können und Gesinnung, in Kunst und Gewerbfleiß ist Nürnberg, mit einer reichen Vergangenheit, die es in Treuen ehrt und mit Verständniß pflegt. Uns allen aber erhält es ein glänzendes Bild dessen, was uns keine Schilderung vormalen kann und keine noch so geschickte Nachahmung zu ersetzen im Stande wäre.

---

138. Die Donau im Vergleich zum Rhein.

(Nach G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Wenn der Rhein, gleich einem kühnen, unternehmenden Jüngling, bald die Heimat verläßt, um zwischen fremden Bergen, auf fremden Fluren seine Kraft zu versuchen, Gaben zu bringen und zu empfangen, so weicht die Donau nicht von ihren Alpen, so lange sie noch einen ihrer letzten Ausläufer zu umspülen findet. Als nasser Graben vor dem Wall des Gebirges schirmte auch sie einst die Grenzen der römischen Provinz, die Grenzen der Culturwelt. War aber der Rhein durch die Richtung seines Laufes bestimmt, ein Strom der Grenze, des Uebergangs für alle Zeiten zu bleiben, so wurden die Ufer der Donau eine Wanderstraße, ein Land des Durchzugs. Wurden auch die Ufer des Rheins von den einbrechenden Barbaren fast eben so arg verwüstet, wie die der Donau, so waren sie doch seit der Gründung des fränkischen Reiches ein befriedetes Gebiet; noch oft genug der Schauplatz blutiger Fehden, aber niemals wieder von zermalmenden, vernichtenden Völkerfluten überschwemmt. Die Raubzüge der Normannen trafen allerdings auch das rheinische Land, aber vorübergehend; an der Donau hauf'ten Avaren und Magyaren Jahrhunderte lang; und was hatten die östlichen Gegenden nicht noch in späten Zeiten von Ungarn, Cumanen, Türken zu erleiden! Der Rhein hat ein halbes Jahrtausend der Ruhe, der Cultur, des im Ganzen ununterbrochenen Fortschrittes vor der Donau voraus. Die Spuren der Verheerung sind an der Donau lange verwischt;

aber viel zahlreichere und in frühere Zeiten hinaufreichende Denkmale der Kunst zeugen an den Ufern des Rheins von älterer, ungestörter Blüte.

Vom Fuße des Schwarzwaldes bis zu den Vorhöhen des Böhmerwaldes fließt die Donau am Saum einer weiten einförmigen Ebene, zwischen sumpfigen Niederungen, an ihrem linken Ufer von einem Hügelzug begleitet, der sich nicht hoch und selten steil über ihren Spiegel erhebt. Dann windet sie sich bald in engen Felsschluchten durch Granitberge, welche von Böhmen und Mähren herab den Vorhügeln der Alpen entgegen kommen, bald durchfließt sie reiche Ebenen in breitem Bette, mit zahlreichen Armen. Hier beginnt Weinbau, zugleich andere südlichere Culturen. Wenn der Fall des Rheins klimatisch durch nördlichere Breite ausgeglichen und endlich weit überwogen wird, so strömt die Donau, von den baierischen Hochebenen hinab, immer milderen Regionen zu. Wo sie zwischen Waldbergen über Granitblöcke hinrauscht, erinnert sie an den Rhein zwischen Bingen und Bonn. An Wasserfülle wird sie erst da dem Rhein vergleichbar, wo der Inn, breiter und wasserreicher als der namengebende Strom selber, mit ihr zusammenfließt und sie an das linke Ufer drängt. Wie der Neckar bei Heidelberg oder die Mosel bei Coblenz, so scheint auch der Inn bei Passau, dem Landschaftsmaler zu Liebe, eine Felsenge der Ebene vorzuziehen. Grünere, mehr bewaldete Berghänge verrathen an der Donau ein dem Weinbau minder günstiges Klima und eine jüngere Cultur, als am Rhein. Auch die Schifffahrt ist noch in ihrer Kindheit.

Bei den Quellen der Donau fand, da der deutsche Jura kein Hinderniß abgibt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit dem Flußgebiete des Rheins Statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Canäle, zum Rheine hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenlied hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hülfe des Mains und des Ludwigs-Canals stellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar, und zu keinem andern großen Strome tritt die Donau in so innige Beziehung wie zum Rhein. Ueber den Rhein hinüber weis't die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend, kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieselbe Gegend. Aus Frankreich und vom Rhein nach Osten hervorbrechend, drangen die Celten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Die Natur- und Industrieproducte Oesterreichs nehmen längs der Donau hinauf denselben Weg über den Rhein nach Frankreich. Ein Seitenzweig dieses Weges zieht sich nach Südwesten zwischen Alpen und Jura in die Schweiz. Auf dieser Seitenbahn, über den Bodensee hinweg, brachen die Alemannen in Helvetien ein; vom Bodensee her drangen die Römer ins obere Donaugebiet.

139. Schwaben.

(Nach G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa.)

Das Land der Schwaben ist (wie Thüringen, s. Nr. 115) Deutschland im Kleinen, wo auf engem Raum alle Mannichfaltigkeit des deutschen Daseins sich versammelt. Alle verschiedenen eigenthümlichen Naturformen treffen hier zusammen; die natürlichen Regionen, in welche Deutschland sich ausbreitet, vereinigen sich hier fast alle, indem sie nach dem südwestlichen Winkel des Landes hin convergiren. Die beiden mächtigsten Ströme Deutschlands durchfließen das Land, zwar noch der Quelle nah, aber doch schon in männlicher Fülle. Schwaben bewohnen die höchsten Alpengauen, das Rheinthal wie die Hochebenen der Donau, das hohe Waldgebirge des Schwarzwaldes wie die öden Rücken und anmuthigen Thäler der rauhen Alp.

Vielfach gestaltet und zerstückelt, wie der Boden, ist auch das bürgerliche Leben des schwäbischen Landes, das auch hierin ein Bild Deutschlands ist. Welches Land war je aus einer solchen bunten Mannichfaltigkeit von Herrschaften, freien Städten, Gotteshäusern, Gauen freier Landleute zusammengesetzt! Nur das Land am Neckar und seinen Zuflüssen hatte sich schon früh unter dem Schutz eines einheimischen Herrscherhauses gesammelt, das sich durch Tapferkeit, Besonnenheit, guten Haushalt aus kleinen Anfängen allmählich erhob und auch das alte Ober-Schwaben bis an die Iller gewann. Sein Gebiet trägt den Namen des Stammschlosses. Das eigene Geschick des schwäbischen Landes zeigt sich auch hierin, daß jeder Theil desselben, so wie er einige Festigkeit, einigen Zusammenhang gewinnt, den Namen des Stammes verläugnet, der zuletzt nur dem buntscheckigen Conglomerat von verschiedenen Gebieten im Süden der Donau verbleibt (dem Schwabenlande des Würtembergers), so wie in den letzten Tagen des Deutschen Reiches sein Name im Munde des Volkes nur den zerstückelten ohnmächtigen Südwesten bezeichnete.

In der Lage und Versplitterung des Bodens spiegeln sich die Schicksale seines Volkes. Auf den zahlreichen Ritterburgen des Schwabenlandes, wo die hohen Grenz-Gebirge des Südens und Westens, Italiens und Frankreichs, vor dem Blick ausgebreitet sind, wo deutsche Dichtung zuerst liebevolle Aufnahme und bleibende Stätte fand, da blühte eine kühne Ritterschaft voll Kampflust und lebendiger Einbildungskraft, der Mutter großer Thaten. Fast alle mächtigsten Fürsten-Geschlechter Deutschlands haben ihre Stammsitze auf schwäbischem Boden. Von da aus zogen die Hohenstaufen über die Alpen und fanden Ruhm und Untergang im hesperischen Lande, von wo sie Kunst, Poesie, Wissenschaft dem deutschen Vaterlande zubrachten. Als nun im Kampf mit den gleichen Ansprüchen der Päpste und der Landeshoheit der Fürsten das Kaiserthum allen Boden verlor, da

waren es wiederum zwei schwäbische Geschlechter, welche, deutsche Größe durch neue Grundpfeiler sicher zu stellen, an den äußersten Marken des Landes im Osten und Nordosten mächtige Reiche begründeten. Es war ausgezeichnete Persönlichkeit, in einzelnen Häusern fortgepflanzt, aus welcher die Größe dieser und anderer Geschlechter hervorwuchs. Nicht auf Hausmacht, auf schwäbische Stammesmacht konnten sich die Hohenzollern, die Habsburger stützen; nicht einmal die Hohenstaufen. Darin wären ihnen die Welfen überlegen gewesen. Schon damals zeigte sich der auflösende, zersplitternde Einfluß des Stamm-Bodens.

140. Augsburg.

(Nach W. H. Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Augsburg, die alte Augusta Vindelicorum, die brunnenreichste deutsche Stadt, liegt am Zusammenflusse der Wertach mit dem Lech, der für Augsburg niemals eine Handelsbedeutung, oft aber eine strategische und immer eine gewerbliche besaß. Wenn Kaiser Sigismund den Augsburgern das Privilegium der freien Lechschifffahrt verlieh, so klingt dies fast wie eine Satire. Kleine Holzflöße sind die einzigen Handelsfahrzeuge der Augsburger. Die Handelsbedeutung der Stadt ist nur hervorgewachsen aus der gewerblichen. In der alten Augsburger Zunftverfassung nehmen zwar die Kaufleute den ersten Rang ein, die Weber den zweiten; aber der Natur der Dinge gemäß hätten die Weber voran gehört, wie auch aus ihrer Zunft das mächtigste Kaufmannsgeschlecht der Reichsstadt und das glänzendste im ganzen Deutschen Reiche hervorgegangen ist. Dazu war Augsburg Jahrhunderte hindurch der wahre strategische Mittelpunkt des obern Donaulandes, die Burg der Lech-Donaulinie. Die kriegerische Geltung der Stadt war für die Römerzeit und das Mittelalter eben so naturnothwendig, wie später ihre gewerbliche Größe. Auf der äußersten Spitze des Lechfeldes gegen die Donauniederung und ihre Hügelzone gelegen, erhebt sich Augsburg wie auf einem Vorgebirge über die Sumpfniederung der vielen hier zusammenrinnenden Gewässer und wird so zur Beherrscherin dieser mannichfaltigen Wasserschätze, während in der ganzen Nachbarschaft umgekehrt das Gestade von dem Wasser beherrscht wird. Das Lechfeld gibt der Umgegend jenes Gepräge der Dürftigkeit und mäßigen Ackersegens, welches fast wie eine Vorbedingung zum Aufkommen natürlicher Großstädte erscheint, und wie Rom seine Campagna, so hat Augsburg sein Lechfeld.

Wie vor Zeiten die Stadt des Bischofs sich streng schied von der Stadt der Bürger, so trennte sich, als die Reformation kam, die Bürgerschaft, vielfach auch örtlich, in eine protestantische und eine katholische. Auch politisch

theilt der Volksmund die ganze Stadt in zwei Seiten, eine schwäbische und eine baierische, und versteht unter letzterer die dem baierischen Grenzfluß, dem Lech, zugewandte Tiefstadt, unter ersterer die der Wertach und dem Schwabenlande zugewandte Hochstadt. Auch die Rangabstufung der Gesellschaft läßt sich bei dem alten Augsburg im Allgemeinen nach der höhern oder niedern Lage unterscheiden: auf der Höhe dominirten die Patricier, an der Höhe die Zünfte, unten in der Thalsohle aber liegt die wasserreiche Vorstadt, vorwiegend das Viertel der kleinen Leute und der Proletarier. Oben sind die Straßen breit und groß und tragen vornehme Namen; am Hügel werden sie eng, aber Wohlstand und Betriebsamkeit blickt auch hier aus den altersgrauen winkeligen Gebäuden; unten kommen die engen Gäßchen, die kleinen Häuschen, kommt die berühmte Stadt der Armen, die „Fuggerei". Nicht in der Peripherie, draußen am Thore, in halber Landluft, war der stolzeste Wohnsitz der Reichen, wie dies in den modernen Großstädten der Fall ist, sondern mitten im Staub und Gewühl des Handels und Wandels, der bürgerlichen Arbeit, im Herzen des pulsirenden Verkehrs liegen die Paläste der Reichen; das zeigt an, daß aus dem Herzen des bürgerlichen Lebens der Adel der Geschlechter hervorgegangen ist.

Der Schwerpunkt der ganzen Geschichte Augsburgs ruht in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur neuern Zeit. Die weltbewegenden Thatsachen um das J. 1500, die Reformation, die großen Erfindungen und Entdeckungen, der Humanismus, das Aufblühen der bildenden Kunst schufen auch Augsburgs besondere Größe. Der volksthümliche Einfluß der Kunst ward hier höher entwickelt, als irgendwo in Deutschland. Dies beweisen schon die mit Fresken bedeckten Häuserwände, wiewohl deren viele in den letzten 50 Jahren verschwunden sind. Berühmte Meister versuchten sich nicht bloß in ihnen, sondern fast Alle malten diese Fresken mit weit mehr Genie und Tüchtigkeit, als ihre übrigen Bilder, so daß man sagen kann, sie stellten ihre Meisterstücke auf die Gasse, zum Schmuck schlichter Bürgerhäuser. Ja die Fresken des sonst kaum genannten Antonio Ponzano in den Innenräumen der Fuggerhäuser galten lange für Werke Tizian's, bis man erst in neuester Zeit durch äußere Beweise dargethan hat, daß jene eben so geistvollen als lieblichen Compositionen, die gar mancher Kenner als Zeugnisse der Anwesenheit des großen Venetianers in Augsburg gläubig bewunderte, nur von dessen Schüler Ponzano herrühren. Originell ist, daß selbst ein Bürgermeister der kunstreichen Reichsstadt, Matthias Krager, das Rathhaus, das Weberhaus, das Stadtgefängniß und zwei Stadtthürme mit seinen eigenen Fresken geschmückt hat, während draußen schon der Donner des 30jährigen Krieges von fern heranrollte. Diese Künstler malten in dem stolzen Bewußtsein, das größte Publicum zu haben, Angesichts eines öffentlichen Lebens, welches wenigstens im 16. und 17. Jahrhundert noch immer von dem Nachklang der politischen Selbständigkeit des mittelalterlichen Städtethums erfüllt war.

Nürnberg theilt den Ruhm der schönsten mittelalterlichen Prospecte mit mehreren deutschen Städten, Augsburg aber steht einzig da in unserem Vaterlande als das „Pompeji der Renaissance".

Da Augsburg, die Bischofsstadt des h. Ulrich, sich eben so gut als eine Burg des Katholicismus ansah, wie die Reichsstadt Augsburg, die Geburtsstätte der Augsburgischen Confession, als eine Burg des Protestantismus, so tritt im socialen Leben überall der Grundsatz der Parität, Gegensatz und Gleichberechtigung der Confessionen, hervor, obwohl die Bevölkerung überwiegend katholisch ist. Parität soll überall bestehen, bei den Bürgern und im Rath, bei Civil und Militär. Noch im vorigen Jahrhundert waren Protestanten und Katholiken in Augsburg erkennbar an ihrer Tracht, und noch jetzt tragen die protestantischen Mädchen des eigentlichen Bürgerstandes keine Hauben, die katholischen dagegen setzen, namentlich beim Kirchgange, die baierische Riegelhaube (das Häub'l) auf; katholisches Gesinde dient nie in protestantischen Häusern und umgekehrt, Niemand gebraucht einen Arzt oder eine Hebamme der andern Confession; Mancher macht sich ein Gewissen daraus, bei Leuten der andern Confession zu kaufen oder arbeiten zu lassen. Der Wettstreit zwischen beiden Theilen erweckte auch segensreiche Thaten. Keine deutsche Stadt kann sich mit Augsburg an Fülle und Reichthum der Stiftungen für Wohlthätigkeit und Bildung messen, denn die reichen Katholiken und Protestanten wetteiferten drei Jahrhunderte hindurch, es im Glanze der guten Werke einander zuvor zu thun. Als die Jesuiten in Augsburg auf Fugger'schem Grund und Boden festen Fuß gefaßt hatten und eine nachdrucksvolle Lehrthätigkeit entfalteten, ward von den Protestanten das nachher so berühmte Collegium von St. Anna gegründet, um in höherer wissenschaftlicher Schulbildung den Jesuiten Schach zu bieten. Im Wetteifer mit der protestantischen litterarischen Production ward Augsburg im 18. Jahrhundert der Hauptsitz des katholischen Bücherverlags im ganzen Reiche, und noch heute besitzt die Stadt eine ganze Gruppe katholischer Zeitblätter. Nachdem die Protestanten im 16. Jahrhundert in ihren Kirchen die alten katholischen Bilder zertrümmert hatten, wetteiferten sie schon im 17. Jahrhundert wieder mit den Katholiken, ihre Kirchen durch neue Bilder auszuzieren. Die Wände bedeckten sich mit den buntesten Fresken und Tafelgemälden, mit Allegorieen, historischen Stücken und Heiligenbildern, so daß man in ganz Deutschland gleich farben- und figurenreiche protestantische Kirchen wohl schwerlich wieder findet. Indem die Confessionen, eine der andern die Alleinherrschaft ihres eigensten Gebietes streitig zu machen suchten und so einander zu überbieten wähnten, ahmten sie einander nach.

In einer Stadt, die so viel religiösen Streit gehabt und die nicht einmal die Gebeine der Bekenner der beiden christlichen Kirchen an gemeinsamer Stätte begräbt, sondern auch hier noch scheidet zwischen einem katholischen

und protestantischen Gottesacker — in dieser Stadt feiert man trotzdem (oder vielleicht gerade deswegen) alljährlich ein eigenes Friedensfest zur kirchlichen Erinnerung an den Westfälischen Frieden als Religionsfrieden und verbindet damit ein sog. Kinderfriedensfest, eine Nachfeier, bei welcher die ganze Kinderwelt bis herab zu winzigen Tragkindern in der Kirche erscheint. Es ist eine tiefsinnige Sitte, daß man die kleinen Kinder zum erstenmale an dem Tage zur Kirche führt, da der religiöse Friede gepredigt wird.

---

141. Die baierische Hochebene.

(Nach „Bavaria", Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern.)

Wie Oberbaiern durch Gebirge und Hochebene von Süd nach Nord in zwei natürliche Hauptmassen gegliedert ist, so von West nach Ost durch die Flüsse Isar und Inn in drei Landstriche, welche auch ethnographisch charakteristische Unterschiede zeigen. Man kann hier ein zweifaches System von parallellaufenden und fast rechtwinkelig sich durchschneidenden Berg- und Wasserlinien annehmen. Zu dem west-östlichen Zuge des Gebirges bildet der Stromlauf der Donau annähernd eine Parallele und auf diese Basis der Donaulinie steigen die Linien des Lech, der Isar und des Inn wiederum parallel, mitunter fast in senkrechtem Zuge nieder. Dadurch entsteht eine Regelmäßigkeit der Gebietsgliederung, die für die militärische Vertheidigung und Abschließung des Landes nicht minder wichtig ist, wie für die Gruppirung im Volkscharakter. Der strategische Werth der Punkte Ulm, Ingolstadt und Passau beruht mit auf dieser eigenen Structur des Bodens.

Eine Naturgrenze Oberbaierns gegen das baierische Schwaben wird auf weite Strecken durch den Lech gebildet. Der Lech entspringt in Vorarlberg bei der Rothwand, tritt nach einem nordöstlichen Lauf von wenigen Stunden in Tirol und nimmt hier die Nordrichtung, welche er von seinem Einströmen in Baiern (oberhalb Füßen) bis zur Mündung in die Donau wesentlich beibehält. Der Fluß bewahrt in seinem ganzen, 38 Meilen langen Laufe selbst in der Ebene den Charakter eines Alpenstromes und sein reißendes Gefälle benagt und zerreißt trotz der vielen Dammbauten fortwährend die Ufer und setzt im Flachlande große, stets wechselnde Geröllbänke ab, welche den erstaunlichen Unterschied in der Breite seines Bettes erklären (über 1000 Schritte an der Wertachmündung, während die durchschnittliche Breite nur 65 Schritte beträgt). Ebenso ändert sich der Wasserstand äußerst oft und rasch, so daß der Fluß bald das Bild eines großen Baches, bald eines reißenden Stromes bietet und schwer zu überbrücken und nur der Floßfahrt dienstbar ist. Das im Winter, Frühling und Herbst meist in durchsichtiger Klarheit und mild blaugrüner Färbung einherbrausende Wasser

verwandelt sich bei der Schneeschmelze und den Regengüssen des Vorsommers in einen schmutzig gelbbraunen Strom, der seinen größten Nutzen jedenfalls industriellen Zwecken leistet. Diese unbändige Natur, dazu die Wandelbarkeit des Bettes, die vielen, so schwer zu überschreitenden Inseln und Geröllbänke und der häufig steilabfallende Uferrain haben den Lech von jeher zu einer natürlichen Grenzlinie gestempelt. Beim Austritt des Lechs aus dem Hochgebirge liegen ihm drei Seen zur Seite: der Schwansee, Alpsee und Bannwaldsee. Die beiden erstgenannten, kleineren, liegen zu beiden Seiten des Felsrückens, dessen nordöstliche Spitze die Burg Hohenschwangau trägt, und zeigen in ihrem tiefen, klaren, grünblauen Wasser, darin sich die Häupter der nahen Waldberge und Alpenspitzen spiegeln, noch ganz den Charakter ächter Hochgebirgsseen.

Ist der Lech nur Grenzfluß, so bildet die Isar recht eigentlich das centrale Wassernetz von Oberbaiern; daher dieser Kreis auch früher den Namen „Isarkreis" führte. Sie entspringt im Karwendelgebirge auf tirolischem Boden, tritt jedoch schon nach einem Laufe von wenigen Stunden beim Scharnitzpasse in Baiern und fällt nach einem fast immer nordöstlichen Lauf von 47 Meilen bei Deggendorf in die Donau. Was von dem Charakter des Lech als Gebirgsstrom bemerkt wurde, gilt auch von der Isar. Bereits im Hochgebirge ist ihr Bett durch noch viel größere Geröllmassen ausgeweitet als beim Lech. Die Floßbarkeit ist ausgiebiger als beim Lech, dagegen die Benutzung zu industriellen Zwecken minder erheblich. Ein großer Theil des Uferrandes der Isar ist wegen des abgerissenen oder anderwärts von Wasserarmen und sumpfigen Auen durchzogenen Bodens unwegsam, so daß sich Dörfer und Straßen viel mehr seitab des Flußes als unmittelbar am Ufer entwickelt haben. Aehnliches findet beim Lech und selbst bei den meisten kleineren Nebengewässern Statt. Die oberbaierischen Flüsse (selbst den allerdings viel verkehrsfähigen Inn nicht ausgenommen) zeigen darum nicht jenes in Mittel- und Norddeutschland oft bei den unbedeutendsten Wasserauen uns erfreuende Bild des buntesten Lebens, der concentrirtesten Siedelung. Im Gegentheil, sie führen die Wildniß des Hochgebirges tief in die Ebene hinein, wie die Isar bei München. Gleich dem Lech hat auch die Isar auf dem linken Ufer ein viel reicheres Geflecht von Nebenflüßen als auf dem rechten. Dazu kommt eine ganze Zone großer und kleiner Seen, die von der linken Seite ihr Wasser zur Isar schicken, während rechts nicht ein einziger namhafter See zur Isar abfließt. Der hochgelegene, von Felsen und Waldbergen umringte Eibsee, unfern der Loisach, und der Walchensee, welcher durch die Jachen mit der Isar zusammenhängt, sind einsame, bald spiegelglatte, bald vom plötzlichen Sturm weißschäumig gepeitschte Wasserflächen mit wundervollem Farbenspiel ihrer klaren, kalten Flut. Diese Seen zeigen an ihren Ufern nur spärliche Ansiedlung, meist nur einzelne Bauernhöfe, und sind, abgesehen vom Fischfang, mehr malerisch anziehend,

als für die Bevölkerungs-Interessen bedeutsam. Obgleich der Würm- oder Starnberger See 5⅓ Stunden lang, 1⅓ Stunden breit ist und bei einem sehr tiefen, nur am äußersten Uferrande seichten Wasserstande der Schifffahrt die schönste und gefahrloseste Bahn bietet, so ist er doch fast nur von Fahrzeugen zu Lustfahrten und örtlichem Personenverkehre belebt, der Frachtverkehr dagegen höchst unbedeutend. Denn es fehlt der Wassercanal, auf welchem die Güter weiter befördert werden könnten, und so lagerte sich denn auch keine Stadt an den Ufern dieses reizenden Gewässers, sondern nur wenige Dörfer, und erst die moderne Lust der Städter an regelmäßigem Landaufenthalte hat seine stillen Ufer mehr und mehr mit Landhäusern belebt. Der Ammersee, von der Ammer (unterhalb des Sees „Amper") durchströmt, ist 4½ Stunden lang, 1½ Stunde breit. Dennoch ist sein stattlicher Wasserspiegel still und unbelebt, und die kiellosen, aus Tannenholz gearbeiteten Kähne oder gar noch der aus einem gehöhlten Baumstamme gehauene „Einbaum" erinnern an die ursprünglichsten Zustände der Schifffahrt, denen ein wachsender Verkehr hier noch keinen Fortschritt geboten hat.

Zwischen Isar und Inn unterscheiden wir die Berglandschaft mit einer nordwärts gelagerten, von Seen durchwobenen Hügelzone, dann die Moosflächen von Aibling und Rosenheim sammt den großen Geröllflächen von Holzkirchen gegen München, nordwärts aber eine zweite Hügellandschaft, die sich in ihrer Hauptmasse nach Niederbaiern hinüberzieht. Zwei Seen, Tegernsee und Schliersee, bilden den malerischen Mittelpunkt dieser schönen und reichen Landschaft. Sie zeichnen sich vor anderen Alpenseen durch ihre bequeme Zugänglichkeit und starke Besiedelung aus, ja der Tegernsee bietet die am meisten städtische Häuserstaffage von allen baierischen Seen.

Das weite Land zwischen der Isar und der baierischen Ostgrenze fällt auf oberbaierischem Boden zum weitaus größten Theile in das Stromgebiet des Inns. Dieser tritt als ein bereits mächtiger Strom unweit Kufstein aus Tirol in das baierische Gebiet. Am Septimer in Graubünden entspringend, ist er der einzige Fluß, der sein Wasser von den Schweizeralpen zur Donau schickt (Vgl. Nr. 95). In nordöstlichem Laufe von Innsbruck gen Kufstein strömend, wendet er sich auf baierischem Boden zuerst nordwärts und zieht dann in zwei großen nordöstlich geschwungenen Curven bei Passau zur Donau. Auch der Inn hat wesentlich den geschilderten Charakter der baierischen Gebirgsströme und flutet noch weit in der Ebene ungeregelten Bettes zwischen steil abgerissenen Ufern einher, aber die Fülle seines Wassers gestattet schon von Hall bei Innsbruck an die Schifffahrt, von Rosenheim bis Passau sogar Dampfschiffe. Durch die Schiffbarkeit wie durch die viel wegsameren Ufer war der baierische Inn in weit höherem Grade als Lech und Isar zu einer Verkehrsader und zur Anlage von Dörfern und Städten am Gestade geeignet. Die Städte und Märkte Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf, Neuötting, wie zahlreiche größere Dörfer geben dem Inn, wenn auch

nicht das lachende Culturgepräge der rheinischen Flüsse, so doch ein viel belebteres Uferbild als seinen oberbaierischen Parallelflüssen. Zudem hat das baierische Inngebiet den Vorzug einer tiefern Lage vor Isar- und Lech-gebiet und damit zugleich eines mildern, den Culturpflanzen günstigern Klimas. Denn die ganze baierische Süddonau-Ebene zeigt, entsprechend dem Donaugefälle, eine bedeutende Absenkung von West nach Ost, die zumal am Fuße der Alpen noch viel beträchtlicher ist als im Donauthale selber, indem sie zwischen Schongau und Salzburg fast das Doppelte des Donaugefälles zwischen Donauwörth und Passau beträgt. So finden wir denn auch schon beim Austritt des Inns aus dem Hochgebirge (bei Nußdorf und Brannenburg) eine Obstcultur, wie sie unter gleicher Breite in den westlichen Strichen Oberbaierns nirgends vorkommt. Der starke Ostabfall der Hochebene vom Lech bis zum Inn erklärt es, daß Lech und Isar ihre wichtigsten Nebenflüsse auf dem linken Ufer, auf dem rechten dagegen nur ein unverhältnißmäßig kleines Wassernetz haben, während die Flußadern des Inns tiefer noch gegen Osten als gegen Westen verzweigt sind.

Auf dem linken Innufer gruppirt sich ein Theil seiner wichtigeren oberbaierischen Nebengewässer um den Chiemsee und dessen Abfluß, die Alz, ein anderer Theil um den östlichen Grenzfluß, die Salzach. Der Chiemsee, als der größte See Baierns auch das „baierische Meer“ genannt, bildet das Centrum einer ähnlichen Seenzone im Osten Oberbaierns, wie der Würm- und Ammersee im Westen. Er hat einen Flächengehalt von 3½ Quadrat-Meilen bei 5 Stunden Länge und 3 Stunden Breite und einer Tiefe von 80 Klaftern. Eine beträchtliche Insel (Herrenwörth) und zwei kleinere (das Frauenwörth, beide nach zwei Klöstern so benannt, nebst der unbewohnten Krautinsel) erheben sich am westlichen Gestade. Fast alle wichtigeren oberbaierischen Seen sind durch klösterliche Ansiedelungen schon früh als natürliche Culturmittelpunkte des Landes bezeichnet worden. Wegen des meist sumpfigen Vorlandes ist jedoch das Ufer dieses großen Sees nur sparsam und von wenig bedeutenden Ortschaften belebt; trotzdem wird er schon seit einer Reihe von Jahren regelmäßig von einem Dampfschiff befahren, während daneben der in höchst primitiver Form aus dem gehöhlten Baumstamm hervorgegangene „Einbaum“ noch immer als das besonders charakteristische Fahrzeug des Chiemsees anzusehen ist.

Aus den Bergen des Pinzgaues strömen zwei Alpenflüsse, die Salzach mit der Saalach, dem oberbaierischen Gebiete zu. Die Salzach berührt erst auf ihrem untern Laufe die baierische Grenze und bleibt von da Grenzfluß bis zu ihrer Mündung in den Inn oberhalb der Stadt Braunau. Der wichtigste Zufluß auf ihrer linken Seite ist die Saalach, welche von Unken bis unter Reichenhall das baierische Gebiet durchschneidet und dann bis zur Mündung in die Salzach begrenzt. In das Wassernetz beider Flüsse fällt der Grenzwinkel von Berchtesgaden, wo gleichsam die wilde Groß-

heit der baierischen Isaralpen mit der reizenden Formenplastik der Innalpen zu einer Hochgebirgsscenerie verbunden erscheint, die selbst in den gepriesensten Gauen der Schweiz wenige ihres Gleichen findet. Ein echtes, von Felsen umstarrtes, von den Schneefeldern überragtes Alpengewässer ist der einsame Königs- (Bartholomäus-) See bei Berchtesgaden, mit dem Obersee wohl drei Stunden lang. Sein Abfluß strömt unter dem in diesen Gegenden so häufig wiederkehrenden Flußnamen Achen in die Salzach.

---

142. München.

(Nach K. v. Hailbronner, Cartons, bearbeitet vom Herausgeber.)

Keine europäische Stadt hat in so kurzer Zeit eine so mächtige und glänzende Metamorphose erfahren, als München, dem das Gepräge wahrer Kunstweihe unverkennbar auf seine Stirn gedrückt ist.

In der an schönen Wohnhäusern so reichen, breiten Ludwigsstraße reiht sich ein Bauwerk Gärtner's an das andere bis zu dem grandiosen Schluß, welchen ein Triumphbogen mit der Bavaria auf einer mit Löwen bespannten Quadriga bildet. Die Gebäude Gärtner's zeichnen sich durch ihre edle Einfachheit und besonders durch herrliche Portale aus, und über sie ist durchgehends der Hauch der Originalität verbreitet. Diese spricht sich am entschiedensten in der, dem kolossalen, hufeisenförmigen Universitätsgebäude gegenüberstehenden Ludwigskirche aus, deren ganz eigen gedachte Thürme, das anhängende Priesterhaus und die sie verbindenden Arkaden einer wahrhaft kühnen Idee entsprungen sind. In dieser prächtigen Kathedrale hat der große Cornelius seine größte Arbeit, das Weltgericht, ganz mit eigener Hand ausgeführt, dessen Cartons schon in Rom Einheimische und Fremde, Künstler und Nichtkünstler, entzückten; hier strahlt uns der Richter der Welten, die Heiligen und die Engel als Repräsentanten des allgemeinen christlichen Glaubens in überirdischem Schimmer aus den lichten Höhen des Chors entgegen.

Weit ab von dem Getümmel des lauten Marktes, auf reizenden Wiesplätzen und von duftenden Büschen umgeben, erheben sich in lautloser Stille die Tempel der Kunst, die Glyptothek und die beiden Pinakotheken, gleichsam als Vorposten hinausgestellt, dem Eintritt des Armen wie des Reichen offen. Wie sehr auch der Vatican ihren Inhalt an Reichthum antiker Sculptur überbietet, die Glyptothek übertrifft ihn weit an chronologischer Ordnung, an weiser Eintheilung und Aufstellung, die aus ihr ein Studium der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker des Alterthums bilden. Und fern von der Ueberladung gewöhnlicher Bildergalerieen, von denen man so oft die größere Hälfte wegwünschen möchte, um nur den Kern des wahrhaft Schönen

allein zu genießen, schließen die beiden Pinakotheken einen von tiefer Sachkenntniß ausgewählten Schatz von Bildern in sich. Mit heiligem Schauer schreitet man in der alten Pinakothek durch 9 große, ohne Uebermaß mit Pracht und Glanz umgebene Gemächer, in denen 1300 Werke unsterblicher Meister mit sinniger Berechnung und in zweckmäßiger Beleuchtung aufgestellt sind. Was wir in jedem einzelnen Raume bewundern, es sind stets die Geister der abgeschiedenen, durch Einen Sinn und Eine Zeit verwandten Heroen, die uns umschweben und deren Werke die Epoche ihrer Zeiten und ihrer Kunstgeschichte vor uns heraufbeschwören. Wie aber der unsterbliche Cornelius sich in dem Götter- und trojanischen Saale der Glyptothek durch die ersten großen Wandgemälde in Deutschland verewigt hat, so war der herrliche Zimmermann unermüdlich an den Fresken des Corridors beschäftigt, der parallel die ganze alte Pinakothek durchschneidet, und aus welchem Thüren in die großen Säle, wie von diesen in die 23 lieblichen kleinen Cabinette führen, diese Boudoirs der Niederländer, Altdeutschen und Italiener. In den kostbaren Deckengemälden der Loggia finden wir gleichsam die Einleitung in das unermeßliche Buch der Galerie selbst, und von Cimabue und Giotto bis zu da Vinci und Rafael sind die mächtigen Bannerträger aller großen Schulen hier in 48 bezeichnenden Skizzen aus ihrem reichen Leben mit einer Farbenfrische und Klarheit des Entwurfs ausgeführt, die in Zimmermann einen würdigen Nebenbuhler des classischen Cornelius erkennen lassen. Die nach Voit's Plänen 1846 begonnene und 1853 vollendete neue Pinakothek enthält nur Bilder neuerer Meister seit Anfang dieses Jahrhunderts.

Ziebland's Basilika des h. Bonifacius ist eine Nachbildung römischer Basiliken, mit sichtbarem Dachstuhl und 5 Schiffen, ruhend auf 66 Säulen, Monolithen aus grauem Tiroler Marmor, aufs reichste geschmückt mit Frescobildern von Heß und dessen Schülern. Von hier bis zu dem mit Neher's vortrefflichen Frescobildern reich verzierten, einer angelsächsischen Burgeinfahrt ähnlichen Isarthore begegnen wir auf jedem Schritte zweckmäßiger Erweiterung und Verschönerung der alten Stadt, vermengt mit neuen grandiosen Schöpfungen.

Während Rottmann's Pinsel (in den landschaftlichen Fresken in den offenen Arkaden des Hofgartens) aus dem tropischen Gluthimmel die Farben wiederholt, in welche die Bilder des befreundeten Hellas, des schönen Siciliens und des alten Römerreichs getaucht scheinen, senkt der tieffühlende Heinrich Heß seine große Seele in die Tiefen der schwärmerischen byzantinischen Vorzeit, und auf dem reichen Goldgrunde, mit dem die gleich einer Himmelsbraut strahlende Allerheiligen-Capelle übergossen ist, treten die edlen Figuren hervor, in denen die höchste Stufe der Kunst mit der erhabensten Sinnen-Religion zum Götterbunde verschwistert erscheint. In diesem kleinen Raume drängt sich die ganze Macht des Eindrucks zusammen,

welche die Gottesverehrung durch irdische Kunst auf menschliche Gemüther ausüben kann, und es gibt keinen christlichen Tempel der neuern Zeit, der so tief auf die Seele des Andächtigen einwirkte, wie diese in stiller Goldespracht vor uns aufgeschlossene Allerheiligenkirche oder neue Hofcapelle, ein Werk Klenze's.

Auch der reine altdeutsche Stil ist nicht vergessen, und wo gebührte dieser ehrwürdigen Bauweise eine passendere Stätte, als im Vaterland und im Mittelpunkte ihres vorzeitlichen Waltens? Gleich dem filigranähnlichen Thurme des Freiburger Münsters, erhebt sich die Marienkirche in der Vorstadt Au auf freiem Markte einfach, ernst und feierlich, wie ihre großen Vorfahren des Mittelalters. Und hier, wie in der Ludwigskirche, bewährt sich die in Baiern wiedererweckte Kunst der Glasmalerei, die unter der Leitung des, gleich den alten Meistern alle Zweige der Kunst umfassenden H. Heß eine große Regeneration erfahren hat. Die Proben dieser Wiedergeburt einer verloren geglaubten Technik überbieten die Technik der Alten an Farbenpracht und einer der heutigen Kunst angemessenen Zeichnung und Perspective.

Stolz erhebt sich, zwischen all dem ihn umringenden Schönen, im Rusticostil mit ciselirten Quadern, nach dem Vorbilde des Palastes Pitti in Florenz, der Königspalast, in welchem sich alle Künste die Hände reichen, um das Vollendetste zu schaffen, was wahrer Geschmack, vereint mit tiefer historischer und artistischer Kenntniß, aus allen Fächern der Plastik, der Freske, der Enkaustik zu ziehen vermögen. Wer im Innern die Nibelungensäle, die Darstellungen aus der Odyssee und aus der deutschen Kaisergeschichte des Mittelalters, wer insbesondere in den Prachthallen des Thronsaales die mehr als lebensgroßen, vergoldeten 12 Ahnenstatuen aus den verschiedenen Linien des Hauses Wittelsbach mit ihrer streng historischen Wahrheit in Portrait und Costüme gesehen — der kann nicht länger zweifeln, daß Europa keine fürstliche Wohnung aufzuweisen hat, die mit diesem Denkmale großartigster Gesinnung eines deutschen Monarchen in die Schranken treten könnte.

Vor dem neuen Königsbau erhebt sich in der Mitte des Max Josephs-Platzes das Monument des (ersten baierischen) Königs Maximilian Joseph, welches die dankbaren Bürger durch Rauch in Berlin modelliren und durch Stiglmaier in Erz gießen ließen, wie sie später Ludwig's I. Reiterstandbild im Krönungsornate gegenüber dem Eingange zum Hofgarten aufstellen ließen. Aber nicht nur in der Stadt sind die öffentlichen Plätze mit Denkmälern geschmückt, sondern außerhalb der Stadt, am Ende der Theresienwiese, auf welcher alljährlich das achttägige Octoberfest gefeiert wird, steht vor der Ruhmeshalle, die über 90 Büsten berühmter, um Baiern verdienter Männer enthält, das größte Erzgußwerk neuerer Zeit, die Kolossal-Statue der Bavaria, 17 M. hoch, in deren Innerm man

auf eiserner Treppe bis in den Kopf steigen kann, der Raum für 6 bis 8 Personen hat.

Die neueste großartige Schöpfung ist die Maximiliansstraße, welche beim Residenztheater am Maximilian Joseph-Platz (s. oben) beginnt und, mit freundlichen Baumanlagen geschmückt, als belebte Promenade bis zur Maximiliansbrücke über die Isar führt, links am Regierungsgebäude, rechts an dem überaus reichhaltigen baierischen Nationalmuseum vorbei, und jenseit der Isar einen imposanten Abschluß erhält durch das hoch liegende Maxmilianeum, ein Institut für die Ausbildung besonders befähigter Studirender für den baierischen Staatsdienst, in dessen oberen Räumen die Hauptmonumente der Weltgeschichte von der Erbauung der Pyramiden bis zur Völkerschlacht bei Leipzig in kolossalen Gemälden dargestellt sind durch Kaulbach, Piloty, H. Heß und andere lebende Meister ersten Ranges.

Der zuletzt vollendete monumentale Bau ist das neue Rathhaus an dem Marienplatze in einer Art gothischen Stiles, vor demselben der Fischbrunnen, bei welchem jedesmal am Fastnachts-Montage ein Volksfest, der sog. Metzgersprung, Statt findet.

143. Regensburg.

(Nach Julius Rodenberg, In deutschen Landen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn Nürnberg, architektonisch betrachtet, noch immer das spätere Mittelalter repräsentirt, in welchem der Bürger Häuser baute, die in ihrem zierlichen Aeußern dem Geschmacke und Reichthum ihrer Bewohner Ehre machten und das Auge künstlerisch erfreuten, so gehört das im Ganzen viel einfachere, ernstere und durch seine engen Straßen düstere Regensburg einer frühern Periode des Mittelalters an und hat vorwiegend noch den Burgcharakter. Fast jedes der zahlreichen typischen Häuser ist fest aus Stein errichtet, mit gewaltigen Grundmauern, massiven Thoren, zahlreichen, aber kleinen Fenstern und in der Regel ohne bildnerischen Schmuck; fast jedes hat seinen Thurm, entweder mächtig emporsteigend in der Mitte des Gebäudes, oder an einer Ecke desselben, zuweilen in halber Höhe angebracht. Ein jedes macht daher einen imposanten Eindruck, während die Straße in ihrer Gesammtheit von einer monotonen Wirkung ist, wogegen in Nürnberg die leicht und licht emporstrebende Gothik oder die heitere, dem sonnigen Süden entlehnte Renaissance vorherrscht, phantasievoll und phantastisch die eine, lieblich und an Abwechslung reich die andere. Doch leben die Menschen in Regensburg, trotz der düstern Färbung ihrer Häuser, sorgloser und bequemer, weniger mühselig arbeitend, als ihre Brüder an der Pegnitz, aber darum nicht minder eines behäbigen Wohlstandes sich erfreuend, dankbar

für jede gute Gabe, welche eine freundlich gesinnte Natur in Wald, Feld und Wiese für sie reifen oder ihnen auf dem Wasser zuschwimmen läßt. Denn wenn das sandige Land um Nürnberg nur der mühseligsten, unverdrossensten Arbeit Obst, Gemüse, Tabak, Hopfen und Getreide bewilligt und kaum ein Höhenzug am fernsten Horizont dämmert, auch die armselige Pegnitz keineswegs geeignet ist, diese Monotonie zu unterbrechen, so breitet sich die Landschaft um Regensburg malerisch mit lieblichen Hügelketten und fruchtbarem Thalgrunde aus und dicht unter ihren Mauern rauscht in schon mächtigem Strome die „schöne, blaue Donau" dahin.

Nirgends überblickt man die weite Donau-Ebene, welche jetzt von allen Segnungen des Friedens lacht, wie sie einst (namentlich 1809) der Schauplatz verhängnißvoller Kämpfe war, so deutlich, als wenn man etwa zwei Stunden von Regensburg nach Donaustauf hinauswandert und den Hügel ersteigt, auf welchem die W a l h a l l a thront. Aus der musivischen Inschrift des Marmorbodens erfährt man, daß diese Siegeshalle, ein Werk Leo Klenze's, dem Andenken an die Befreiung des Vaterlandes von den Franzosen gewidmet ist. Ihrem Gründer, König Ludwig I., welcher als Kronprinz im J. 1809 die baierischen Truppen gegen den Erzherzog Karl zu führen verurtheilt war, mag schon damals, als die Trümmer des österreichischen Heeres, der letzten Hoffnung Deutschlands, aus Regensburg zogen, als die Vorstadt (Stadt am Hof) jenseit der Brücke ein Raub der Flammen geworden und dicht unter dem Hügel von Donaustauf Kolowrat sich über den Strom gerettet — da mag ihm tröstend und sühnend in dem Morgenroth einer bessern Zeit die Idee zu jenem griechischen Marmortempel vorgeschwebt haben, der jetzt den Hügel krönt und von dessen säulengetragenem Bau herab man am fernsten Horizont die Schlachtfelder jenes „fünftägigen Feldzuges an der Donau" überblickt, Abensberg, Landshut und Eckmühl, wo Oesterreich und mit ihm Deutschland unterlag. In mehr als 164 Büsten von ungleicher Größe und von sehr verschiedenem künstlerischen Werthe sind die „Walhalla-Genossen" dargestellt; nach des König Ludwig eigener Auswahl. Sie umfassen die hervorragendsten Männer und Frauen deutschen Stammes, unter denen man auch einem Hugo Grotius, Anton van Dyk und Admiral Tromp u. A. begegnet, als Männern germanischen Stammes, was immerhin weniger befremdend erscheint, als unter den deutschen Helden den Marschall von Sachsen zu erblicken, der als französischer Generalfeldmarschall die deutschen Heere bei Fontenay besiegte! In demselben Jahre (1842), in welchem diese Siegeshalle eröffnet wurde, begann derselbe König den Bau einer zweiten Ruhmes- und Ehrenhalle: oberhalb Regensburg, bei Kelheim, erhebt sich auf dem Michaelsberge, ebenfalls unmittelbar über der Donau, die B e f r e i u n g s h a l l e, eine kuppelförmige Rotunda, nach Gärtner's Entwürfen ebenfalls von Leo Klenze ausgeführt. Während dem Beschauer des Aeußern 18 Victoria-Statuen auf Tafeln die Namen derjenigen

Volksstämme vorhalten, welche am Befreiungskampfe gegen Napoleon I. Theil genommen, halten im Innern 34 weibliche Figuren, paarweise sich die Hände reichend, eherne (aus eroberten französischen Geschützen gegossene) Schilde, auf welchen die Schlachten der J. 1813—1815 verzeichnet sind, wie über den Schildjungfrauen die Namen der Feldherren der Alliirten im Befreiungskriege und noch weiter oben die Namen der (18) deutschen Festungen, welche dem Nationalfeinde damals wieder entrissen wurden.

Nicht weniger als durch die Walhalla hat Ludwig I. für die alte bischöfliche Stadt Ratisbona gethan, indem er ihren Dom von dem Ungeschmack reinigte, mit welchem das Innere desselben allmählich überladen worden war. Jetzt zu seiner ursprünglichen hehren Einfachheit zurückgeführt, ist er von einer wahrhaft imposanten Wirkung, die durch nichts Kleines oder Kleinliches mehr unterbrochen wird. Frei schweift der Blick durch diese weiten und hohen Räume, die keines andern Schmucks bedurften, als desjenigen ihrer eigenen Schönheit und des Ebenmaßes ihrer mächtigen Verhältnisse. Die Grabmonumente, so viele davon noch sichtbar sind, hat man in die Seitennischen verwiesen, und in einer derselben erblickt man dasjenige des Fürst-Primas von Dalberg, welcher in der auf- und absteigenden Linie seines Lebens einmal Kurfürst von Mainz, dann Großherzog von Frankfurt war, um zuletzt als einfacher Bischof von Regensburg zu sterben und hier im Dome bestattet zu werden.

Mehr noch als in irgend einer Stadt sind in den Ecken und Winkeln von Regensburg Reste und Reliquien des heiligen römisches Reiches deutscher Nation zurückgeblieben, welches am 6. August 1806 hier des Todes verblichen ist. Nicht nur hat bereits Kaiser Karl V. in dem noch bestehenden Gasthofe „zum goldenen Kreuz" gewohnt, sondern man zeigt auch noch im Thurme das Eckzimmer, in welchem die schöne Wirthstochter Barbara Blomberg ihm den künftigen Sieger von Lepanto, den heldenthümlichen Don Juan d'Austria, geboren hat. Noch kann man (für 24 Kreuzer) den großen Saal des Rathhauses sehen, in welchem der deutsche Reichstag seit 1663 seinen permanenten Sitz nahm, wo die Reichsstände auf Sesseln oder Stühlen saßen, je nach der Rangordnung auf oder neben dem Teppich, um dessen einzelne Fetzen hartnäckig gekämpft ward, während draußen die Reichsländer verloren gingen!

Zu jener Zeit war Regensburg das, nur in einem ausgedehnterem Maße, was später Frankfurt am Main geworden; noch stehen viele Paläste, in welchen die Gesandten der fremden Mächte residirten, und eine lange aber enge und düstere Straße, welche die meisten von ihnen bewohnten, heißt noch jetzt „Gesandtenstraße". Noch erblickt man über der Thüre der Residenz des ehemaligen venetianischen Gesandten den Löwen von S. Marco in Stein gemeißelt. Hier und an der Ecke mehrerer anderer Straßen sieht man eiserne Ringe, auch wohl gerostete Ketten, mit denen die Straßen gesperrt wurden,

wenn „Gesandtentag“ war, oder bei großen festlichen Auffahrten des diplomatischen Corps u. s. w. In der alten, ehemals gefürsteten Reichsabtei von Sanct Emmeran wohnte die Familie Thurn und Taxis und in dem alten Kreuzgange ruht des h. römischen Reiches letzter Oberpostmeister († 1871), dessen Amt das Reich selbst um volle 60 Jahre überlebt hat.

---

cc. Oesterreich-Ungarn.

144. Geschichtliche Bedeutung der Donau.

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben.)

Von allen Flüssen Europa's hat keiner eine so merkwürdige Rolle in der Geschichte gespielt, wie die Donau, welche Napoleon „den König der Flüsse“ nannte. Es gab wenige große Bewegungen unseres Continents, wobei die Donaugebiete nicht betheiligt gewesen, wobei sie nicht selbst eine Rolle gespielt hätten. Aus dem versteckten Quellengebiete drangen celtische Völker längs der Donau herab bis tief nach Griechenland und zu den Ländern am Schwarzen Meere, zu denen die Donau hinwies. Die Römer bestimmten sie zum Grenzgraben ihres Reiches. Sie waren die Ersten und blieben auch bisher die Einzigen, die den Lauf dieses gewaltigen Stromes von der Quelle bis zur Mündung vollständig beherrschten. Sie leisteten hier 400 Jahre dem Andrange der Völker aus Norden in zahllosen Kriegen und Schlachten glorreichen Widerstand. Als Rom sank, wurde die Donau der Hauptleiter der großen Völkerwanderung. An ihren Ufern schlug Attila sein Lager auf. Von hier brachen die Anführer der Gothen, der Heruler, der Lombarden auf, um die Welt zu verwüsten. Alle Schöpfungen der Römer im Donaugebiete zerfielen. Endlich zog Karl der Große aus Westen an dem Strome herunter und verbreitete, das Reich der Avaren zertrümmernd, fränkische Herrschaft, Cultur und Christenthum bis zur Theiß und den Mündungen der Sau hinab. Durch ihn und seine Marken, die er in diesen Gegenden stiftete, fing die Donau wieder an, ein deutscher Strom zu werden. Die Stürme der Völkerwanderung dauerten jedoch im Donaugebiete viel länger als in irgend einem andern Stromgebiete Mitteleuropa's. Den Avaren folgten wieder aus Osten die Bulgaren, diesen die Magyaren, die Petschenegen, Kumanen und Andere. Noch bis ins 10. Jahrhundert drangen von der Donau her verwüstende Stürme barbarischer Horden in das civilisirte Europa ein, bis es endlich den Deutschen gelang, die heidnischen Magyaren zu besiegen, zum Christenthume und zur Annahme europäischer Cultur zu bekehren.

Schon vor den bewaffneten Kreuzzügen war sie der gewöhnliche Weg gewesen, den die Pilger zu den heiligen Orten des Orients wählten. Dann trug sie die begeisterten Scharen eines Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon nach Griechenland hinab. Konrad III., Friedrich Barbarossa und viele andere Anführer von Kreuzheeren wählten den Donauweg, der eine lange Zeit mit der Straße, die das Mittelmeer zum Orient anbahnte, concurrirte. Als nach den Kreuzzügen der Austausch levantischer, ägyptischer, indischer und nordischer Producte auf eine bisher unerhörte Weise erblühte, war abermals die Donau eine der Hauptstraßen, die sich als Handelswege diesem Austausche darboten, und die Donaustädte Augsburg, Regensburg, Wien und viele andere gelangten zu Reichthum und Ansehen. Mit Venedigs Stern stand auch der ihrige im 13.—15. Jahrhundert am höchsten. Als aber im 15. Jahrhundert die Türken eine Donauprovinz nach der andern verwüsteten und unterjochten, als sie endlich an der Donau bis nach Pest und Gran hinaufrückten und 12 Sandschaks in Ungarn gründeten, als sie unzählige Male in die deutschen Donauprovinzen einfielen und sogar auch vor Wien 1526 erschienen, da verfielen die Donauländer wieder in unsägliche Verwirrung. Das Schwarze Meer wurde von den Türken geschlossen und so dem Donauhandel aller Ausgang versperrt. Zugleich sank in Folge der Entdeckung Amerika's, der Umsegelung Afrika's und der Störung aller alten Verkehrswege der Handel Venedigs und die mit ihm innig zusammenhängende Blüte der deutschen Donaustädte.

Der dreißigjährige Krieg wüthete in den oberen Donauländern fast eben so arg wie die ewigen Türkenkriege in den mittleren und unteren Donaugegenden, und so finden wir denn im 17. Jhrhdt. alle Donauländer von der Quelle bis zur Mündung des Flusses in einem trostlosen Zustande, die Städte verarmt, die Dörfer verödet, das Land schwach bevölkert, in Wien einen Kaiser ohne Ansehen, Ungarn zerrissen, in Pest und Ofen türkische Paschas, vom Handel auf der Donau kaum eine Spur, die Mündung des Flusses verschlossen, die Serbier, die Bulgaren, die Walachen und andere untere Donauvölker geknechtet und mißhandelt. Die Niederlage der Türken vor Wien (1683) und ihre weitere Bezwingung gaben endlich den Verhältnissen an der Donau eine bessere Wendung. In einer Reihe blutiger Kämpfe und glänzender Siege wurden die Türken von Wien bis zur Aluta in der Mitte des untern Donaubeckens zurückgedrängt. Bis dahin erweiterten die Helden Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen die österreichische Herrschaft am Ende des 17. Jhrhdts. Später kam Joseph II., der Beförderer des Ackerbaus in den Donaulanden, der Schöpfer der österreichischen Manufactur- und Fabrikindustrie, welcher viele fremde Fabrikanten ins Land rief und durch deutsche Colonisten die von den Türken verwüsteten Gegenden von Neuem bebaute. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde

die Schifffahrt des Schwarzen Meeres wieder eröffnet, und der Handel an der Mündung der Donau belebte sich.

Die Kriege des 18. Jhrhdts. so wie die Feldzüge Napoleon's an der Donau herab hemmten diesen Aufschwung nur vorübergehend, ja diese letzteren förderten ihn indirect auf mehrfache Weise. Würtemberg, Baiern, Oesterreich bauten wetteifernd vortreffliche Kunststraßen zu den Hauptdonauplätzen heran. Der Verkehr auf diesen Straßen, die Schifffahrt auf der Donau selbst von Regensburg nach Wien, von Wien nach Pest, von Pest nach Belgrad war in stetem Fortschritt begriffen. In den letzten 50 Friedensjahren bewegte sich dieser Fortschritt mit steigender Schnelligkeit. Zu welcher Blüte schwangen sich in dieser Periode nicht von Neuem die deutschen und magyarischen Donaustädte empor! Buda-Pest, noch vor 170 Jahren eine verfallene, ruinenvolle türkische Pascharesidenz, schmückte sich wie eine Königsstadt und ist jetzt (nach Wien) die zweite Stadt an der Donau. Wien selbst breitete in raschem Wachsthum die Flügel seiner industriereichen Vorstädte aus und verdreifachte die Zahl seiner Einwohner. Brünn an der Morawa schwang sich zum Manchester der Donaulande empor. Passau, Linz, Regensburg, Augsburg, Ulm erinnerten sich der Zeiten ihrer ehemaligen Handelsgröße und arbeiteten an der Herstellung ihrer frühern Bedeutsamkeit. In Triest, das noch vor 120 Jahren kaum 10,000 Einwohner zählte, sammelten sich allmählich 70,000 gewerbsame Menschen, die sich mit allen Donaustädten in innige Verbindung setzten. Selbst an der untern Donau regte es sich unter dem Schutte und den Ruinen der türkischen Städte. Buchareſt, Jassy, Galacz, Braïla und andere Orte dehnten sich in Größe und Volkszahl, hoben ihren Handel, und ihr Name wurde aller Welt geläufig. Flußverbesserungen und Canalbauten wurden während dieses Zeitraums vorgenommen in Oesterreich, in Ungarn, in Baiern. Bald konnte der ganze Strom von seinem Quellgebiete bis zum Schwarzen Meere mit Dampf befahren werden, und an verschiedenen Punkten setzten sich Eisenbahnen zur Seite an seine Ufer, die seinem Aufschwunge wie mächtige Fittige aufhalfen. Zahllose Reisende drängten sich nun dem Strome zu, um seine Natur- und Kunstwunder zu beschauen, sein erwachtes Leben zu belauschen, oder um mit seiner Hülfe, wie zur Zeit der Kreuzzüge, zum Orient zu pilgern. Die beiden Festlandsbarrièren, welche sich zwischen Großbritannien, dem größten Handelsstaate, und Indien, dem reichsten Productenlande der Welt, aufhäuften, nämlich die langgestreckte Halbinsel Europa und der Isthmus von Suez, wurden an den schmalsten Stellen und auf den directesten Linien mit Eisenschienen und Canälen versehen, so daß der Handel zwischen Indien und Großbritannien auf diese directeste Bahnlinie geführt wurde. Für die Donauvölker erblühte hiermit die Hoffnung, den alten orientalischen Handel, der sie einst reich machte, wieder in vergrößertem Maßstabe ihre Länder durchziehen zu sehen.

145. Die Völkerschaften in Oesterreich-Ungarn.

(Nach Freiherrn v. Czoernig in den Abhandlungen der Wiener Akademie, und Franz v. Löher, Die Magyaren und andere Ungarn, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Deutschen wohnen compact in den Alpenländern und an den nördlichen Grenzgebirgen, durchdringen aber theils mit fest begründeten Colonieen, theils mit isolirten Ansiedelungen unter anderen Volksstämmen das gesammte Staatsgebiet nördlich von den Alpen und erstrecken sich im Süden bis zum Adriatischen Meere, so daß man fast im ganzen Umfange des Reiches die deutsche Sprache, von Deutschen geredet, vernimmt. Noch weiter aber reicht die Macht und Wirkung der deutschen Sprache. Denn bis vor Kurzem (bis 1867), so lange man die Erbstaaten des Hauses Habsburg für ein untrennbares Ganzes hielt, ward das gesammte Staatswesen Oesterreichs vorzugsweise durch Deutsche geleitet; die deutsche Sprache war die des Heeres, die der Verwaltung, die der höhern Stände und überhaupt die der geselligen Bildung, vorzugsweise auch die Sprache der Pflege der Wissenschaft und Kunst, so wie des höhern Unterrichts, der Gewerbe und des Handels und aller Anstalten für den Verkehr überhaupt. Der Deutsche bewährt sich auch in Oesterreich als ganz besonders zur Colonisirung befähigt; seine Leichtigkeit eine fremde Sprache zu erlernen und sich fremden Eigenthümlichkeiten anzuschmiegen, macht ihn zum vorzüglichen Pionier der Cultur. Die Deutschen in Oesterreich gehören der überwiegenden Zahl nach den Ober-Deutschen Stämmen an und theilen deren Eigenschaften. Im Contacte mit anderen Nationalitäten zeigen sie die geringste Widerstandsfähigkeit, namentlich vermischen sie sich leicht mit den Magyaren, deren Adel und deren Städte viel deutsches Blut in sich aufgenommen haben; sie nehmen leicht fremde Sitte und Kleidung, zuletzt auch fremde Sprache an, ohne jedoch ihre übrigen deutschen Eigenthümlichkeiten zu verlieren, und nur der stete Zuzug von Stammgenossen bewirkt es, daß sie die Ausdehnung ihrer Wohnsitze erhalten. Dagegen zeichnen sich die Nieder-Deutschen Sachsen in Siebenbürgen durch ihre Zähigkeit im Festhalten am Hergebrachten aus; dadurch vermochten sie sich in ihrer Isolirtheit zu erhalten.

Der Magyarische Volksstamm nimmt die beiden großen Ebenen an der mittlern Donau ein, und sein Gebiet erstreckt sich gerade so weit, als sich die einförmige, flache Landschaft ausdehnt, bis an den Fuß des Gebirges, welches die compacten Wohnsitze der Magyaren im weiten Bogen umzieht. Dieser Stamm hatte die uralten Freiheits-Institutionen errichtet. Sie allein bildeten jenseit der Leitha eine feste, rührige, politisch geschulte Masse von mehr als 5 Millionen, waren daher seit Jahrhunderten das vorherrschende Volk in Ungarn, oder vielmehr ihr Adel war es. Dieser Adel, kühn und entschlossen, offen und gerade, voll Mannesstolz und Festigkeit, kämpfte fast

seit einem halben Jahrhundert für Ungarns Aufschwung. Endlich durchbrach er das System der Reichseinheit, welches die Minister Bach (1849—1860) und Schmerling (1861—1866), jener auf absolutem, dieser auf constitutionellem Wege mit so viel Energie verfolgten. Im Frühjahre 1867 schloß Graf Beust den entscheidenden „Ausgleich“ mit Ungarn ab. Dieses hat seitdem seine eigene Regierung und Politik und mit dem übrigen Oesterreich nur noch das Regentenhaus, die auswärtigen Angelegenheiten und das reguläre Heer gemeinsam. Zugleich ward das ungarische Herrschaftsgebiet nach allen Seiten hin vergrößert durch die Einverleibung von Croatien und Slavonien, der serbischen Woiwodina, Siebenbürgens und zuletzt noch der Militärgrenze, gegen den Willen der deutschen und slavischen Bevölkerung. Aber auch im Innern ist das Magyarenthum rasch zu gebieterischem Ansehen gediehen. Die magyarische Sprache ist in ganz Ungarn zur Amts- und Unterrichtssprache erhoben; eine lange Reihe von Gesetzen und Reformen in Schulwesen, Gerichtseinrichtung, Gemeindeleben, Finanzen u. s. w. ist gemacht oder angebahnt, ein eigenes Landesheer geschaffen, nach allen Richtungen sind Eisenbahnen, selbst in schwachbevölkerten Gegenden, in Angriff genommen, mehr und mehr Pustenland wird aufgebrochen, der öffentliche Verkehr und die Handelsstädte vergrößern sich, wie das Alles die industrielle Bewegung unserer Zeit von selbst mit sich bringt.

Aber nur große Culturvölker drängen anderen ihr Rechts- und Staatswesen, ihre Sprache und ihre Sitte auf. Wenn die Römer Spanien und Gallien romanisch machten, wenn Karl der Große den Sachsen lateinisches Christenthum aufnöthigte, wenn die deutschen Fürsten, Städter und Ordensritter ein slavisches Volk nach dem andern germanisirten, stets war da ein Volk der höhern Cultur. Wo sind aber die Mongolen oder wo sind selbst die ritterlichen Araber geblieben, die einst die ganze Welt stürmen wollten? Weil sie nichts in sich trugen, was die Cultur der überwundenen Völker überbot, deshalb vermochten sie ihre Reiche nur zu kurzer Blüte zu bringen, und dann verschwanden sie von der Weltbühne.

Hier haben wir ein Volk von ein paar Millionen, das im stärksten Gegensatz zum Völklein der alten Griechen oder der alten Hebräer keine höhere Gesittung, keine eigene Rechts- oder Kirchenbildung, keine bedeutende Literatur, keine Kunst und Industrie hat, das auch niemals die Fähigkeit zeigte, fremde Bildungsstoffe rasch in sich aufzunehmen, zu pflegen und weiter zu verpflanzen, das bloß kriegerische Kraft, Nationalstolz und Lust an politischen Dingen bethätigte.

Die große Völkerfamilie der Slaven nimmt in Oesterreich die größte Gebietsfläche ein und zählt 16 Millionen Köpfe, während der Deutschen nur 9 Millionen sind und die anderen Volksstämme sich in den Rest von 9½ Millionen theilen. Mit Ausnahme Tirols, Salzburgs und Oberösterreichs sind die Slaven über alle Landestheile verbreitet, meist in compacten Massen

wohnend, jedoch mit Aussendung zahlreicher, sporadisch vertheilter Gruppen. Sie zerfallen in zwei große, räumlich weit auseinander gehaltene Abtheilungen: in die Nord- und Süd-Slaven.

Von den Nord-Slaven ist der Czechische Stamm am längsten mit deutscher Cultur in Berührung und hat sich durch frühzeitige Aufnahme derselben zu dem Range eines Culturvolkes emporgeschwungen. Sein scharfer Verstand treibt den Czechen zur Pflege der exacten Wissenschaften an, er besitzt ein eigenthümliches Talent für Musik, Ausdauer und Fleiß in dem gewählten Lebensberufe und altherkömmliche Liebe zu sorgsam gepflegtem Landbau, seine Literatur ist die ausgebildetste der slavischen Zunge und seine Poesie trieb früh die schönsten Blüten. Obwohl dem deutschen Einflusse von allen Seiten ausgesetzt, hat sich seine Nationalität ungeschwächt erhalten, was von dem Böhmischen Zweige des Stammes noch mehr gilt als von dem Mährischen, während der Slovakische Stamm den Einwirkungen der Civilisation mehr entrückt geblieben ist. — Der Polnische Volksstamm in Galizien theilte die Schicksale des polnischen Reiches. Während daher die untere Volksclasse an den Wohlthaten der Civilisation weniger Theil nahm, als die verwandten Stammesgenossen im Westen, prägte sich die Individualität der höheren Stände früher nach deutschem, später nach französischem Muster eigenthümlich aus und brachte eine den slavischen Stämmen sonst fremde Beweglichkeit in die socialen Verhältnisse, welche die Grundlage vieler glänzenden Eigenschaften, aber auch der nachfolgenden staatlichen Zerrüttung ward. Der Ruthenische Stamm (vgl. Nr. 152), seit undenklichen Zeiten in dem gedrückten Zustande der Hörigkeit verharrend und entfernt von dem Mittelpunkte der Civilisation, erwartet erst von der Zukunft seine sociale Ausbildung, wofür er die ungeschwächte Kraft eines gesunden Naturzustandes bewahrt hat.

Von den Süd-Slaven hat der Slovenische Stamm weniger Widerstandskraft als die übrigen slavischen Stämme bewahrt und im Norden gegen die Deutschen, noch mehr aber im Osten gegen die Croaten an Terrain verloren. Erst jetzt übt die deutsche Cultur einen wohlthätigen Einfluß auf die Slovenen aus, deren Schriftsteller die Früchte derselben ihren Stammesgenossen in der nationalen Sprache genießbar machen. — Eine merkwürdige Erscheinung bilden die Croaten und Serben, zwei Volksstämme, innig verwandt mit einander, die gleiche Sprache (mit geringen Dialekt-Verschiedenheiten) sprechend, welche, seit sie in die historische Zeit eintraten, abgesondert von einander, aber neben einander den großen Völkerzug von den Karpathen bis an die Ufer des Adriatischen Meeres bewerkstelligten. Der croatische Stamm entwickelt eine größere Kraft und Nachhaltigkeit; sein Eintritt in die Cultur datirt erst von neuerer Zeit, wenngleich einzelne Männer dieses Volkes, ihren Zeitgenossen weit voraus eilend, schon lange zuvor in der Literatur glänzten. Der Serbische Stamm, von großer Beweglichkeit,

vieler Verstandesschärfe und einem besondern Talente zur Naturpoesie, hat in engem Raume die beiden Extreme der Cultur aufzuweisen: neben dem versunkenen Naturzustande der Istrischen und Dalmatischen Morlaken das reiche Staats- und Literaturleben des ehemaligen Staates von Ragusa, wo die glückliche Vereinigung slavischer Ausdauer und italienischer Geschmeidigkeit inmitten der Barbarei einen Culturzustand hervorrief, der heute noch einen Glanzpunkt der Geschichte jener Völker darbietet. (Vgl. Nr. 24.)

Die Ost-Romanen oder Walachen sammt der geringen Zahl von Moldauern in der Bukowina (vgl. Nr. 156) wohnen in compacter Masse im fernen Südosten des Reiches. Sie haben ihre Hauptsitze in Siebenbürgen, wo sie die Gemeinden der Szekler wie der Deutschen umzingeln und durchsetzen. In dichten Schaaren verbreiten sie sich nach Süden, Westen und Norden jenseit der Siebenbürger Grenze und hängen allenthalben mit ihren Stammgenossen zusammen, welche in der Moldau-Walachei sich ihren eigenen Rumänischen Staat gegründet haben. Dieser Stamm verhält sich abwehrend gegen alle anderen und wird von diesen eben so gefürchtet als gehaßt und wegen seiner geringen Cultur verachtet. Die für die Ausbildung ihrer bedeutenden natürlichen Anlagen ungünstige Stellung am äußersten Ostende der europäischen Culturvölker, ihre nationale und kirchliche Abgeschlossenheit gegen ihre Nachbarn und die politische Unfreiheit, in der sie Jahrhunderte lang lebten, hat sie in einer gewissen Versunkenheit des öffentlichen Lebens erhalten.

Im Gegensatze zu den übrigen Volksstämmen wohnen die Juden (im Ganzen 1,375,000) nirgendwo in compacter Masse, sondern über alle Landestheile zerstreut, am wenigsten in den Alpenländern, am meisten in den Nord-Slavischen Ländern und in Ungarn. Auch in Bezug auf die Sprache bilden sie kein Ganzes, sondern nehmen häufig die Sprache des herrschenden Volksstammes an, wenngleich die deutsche Sprache bei ihnen überwiegt. In den minder cultivirten Theilen der Monarchie erscheinen die Juden neben den Deutschen als die gebildetsten, nützlichsten und einflußreichsten Einwohner. Die Aermsten siedeln sich auf den Dörfern an als Hausirer, Schneider, Wirthe und Fuhrleute, werden ganz heimlich wohlhabend, unternehmen größere Handelsgeschäfte, und sobald diese glücken, ziehen sie in die Städte, werden Mäkler aller Art, Krämer, Kaufleute, Aerzte, Gutspächter, Fabrikanten, Banquiers. Ungarn ist jetzt das vornehmste Judenland, weil sie nirgendwo so zahlreich (über ½ Mill.), so wohlhabend und so mächtig sind, wie hier. Sie sind viel klüger, rühriger und gebildeter, als der Regel nach Magyar und Slave und haben außer den Deutschen und einigen Serben und Armeniern keine Mitbewerber. Alle diese Juden, als deren eigentliche Muttersprache man die deutsche ansehen darf, wie sie es auch selbst thun, sind Träger der deutschen Cultur nach dem Osten unseres Welttheils; mit und ohne Willen, meist ohne alles Bewußtsein davon, schleppen sie germanische

Culturelemente nicht nur nach Ungarn, sondern tief in Rußland hinein. Namentlich die Verwaltung Galiziens wäre oft eine sehr schwierige geworden, wenn nicht, zwischen der deutschen Regierung einerseits und dem polnischen Grundherrn und dem ruthenischen Bauern andererseits, der Jude, stets der Landessprachen mächtig, den Vermittler und den erklärenden Dolmetsch gemacht hätte.

---

146. Wien.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, und Franz Strehlik, Wien, bearbeitet vom Herausgeber.)

I. Die Lage.

Wien ist durch seine Weltlage an dem Berührungspunkte dreier Nationalitäten, der Deutschen, Slaven und Magyaren, und an der von Westen nach Osten ziehenden Wasserstraße der Donau bestimmt, der mächtigste Mittelpunkt des osteuropäischen Verkehrs zu werden, während es zugleich durch die Schienenverbindung des nördlichsten Winkels der Adria mit den norddeutschen Stromgebieten der Elbe, Oder und Weichsel eine Hauptpulsader des Verkehrs zwischen Süd- und Mitteleuropa geworden ist. So ist Wien jetzt ein Kreuzungspunkt zweier weitreichender Verkehrswege, von denen derjenige zwischen Süden und Norden erst in der jüngsten Zeit einen großartigen Aufschwung genommen hat, während der zwischen Westen und Osten uralt ist. Schon längst fuhren die oberen Donauschiffe den wilden Strom von Ulm aus nur abwärts, wurden daher nur leicht und billig gebaut und mit ihrer Ladung im Wiener Becken ans Land gebracht und verkauft. Unterhalb Wien konnte man auf der nun ruhigern und mächtigern Donau größere Fahrzeuge und diese auch zur Bergfahrt verwenden. Daher lösten sich bei Wien (wie am Rhein bei Köln) die obere und untere Flußschifffahrt ab und tauschten ihre Transporte und Transportmittel mit einander aus. Dieses Natur-Privilegium wurde um das Jahr 1200 auch ein politisches Monopol, indem Wien vom deutschen Kaiser ein Stapelrecht erhielt und dadurch sich zum großen Austauschplatz zwischen Deutschland und Ungarn erhob. Und wie in commercieller, so konnte man auch in politischer Hinsicht von Wien aus das ganze Donauland vermittelst der in dasselbe mündenden Naturbahnen am besten bewältigen und beherrschen. Von den Zeiten der Kreuzzüge bis auf unsere Tage blieb Wien stets das feste Bollwerk des Westens gegen östliche Barbaren, an welchem dreimal (1526, 1529, 1683) die Schrecken verbreitende Macht der Türken scheiterte. Ja selbst für die gesammten Weichselländer erwies sich Wien als ein natürliches Bollwerk;

denn hätten die Türken Wien gewonnen, so würde der ganze Nordosten (Polen) bedroht gewesen sein. Deshalb eilte auch bei der letzten Belagerung Wiens durch die Türken der Polenkönig Sobieski so schnell an der Weichsel hinauf und durch das Marchthal hinab, um an der Vertheidigung und Erhaltung dieses Hortes eines großen Theiles des christlichen Nordens zu helfen. Kaum ein halbes Jahrhundert verstrich seitdem, so war das ganze östliche Donauland bis an die Aluta in der Walachei von Wien aus beherrscht, und bis an das „eiserne Thor", die uralte natürliche Süstostgrenze Ungarns, blieb es dies auch bis auf unsere Tage herab.

II. Topographie.

Die Donau theilt sich bei Wien in mehrere Arme und bildet einige Inseln. Der Hauptarm (das Kaiserwasser), welcher noch im 16. Jahrhundert mit schweren Schiffen befahren wurde, war in der letzten Zeit nahezu versandet, bis im Jahr 1868 die Donauregulirungs-Commission es unternahm, den in viele Arme getheilten, weitab von der Stadt und nutzlos für dieselbe dahin fließenden Strom in ein gemeinsames, der Residenzstadt nahe gelegenes Bett zu fassen, die Stadt aber durch Beseitigung der Gefahr von Ueberschwemmungen, durch Erleichterung der Schifffahrt und durch Anlegen von bequemen Landungsplätzen, Docks, Waarenhäusern, zu einem Stapelorte für Handel und Industrie zu gestalten. Von dem Hauptstrome zweigt sich oberhalb der Stadt, bei Nußdorf, der Donau-Canal ab und trennt die innere Stadt von der tiefliegenden Leopoldstadt, die somit nebst dem Prater und der Brigittenau eine große, zwischen dem Donau-Canale und dem Strome liegende Insel bildet. Unterhalb der Stadt vereinigt sich der Donau-Canal wieder mit dem Hauptstrome. In den Canal ergießt sich das 3½ Meilen von der Stadt im Wiener Walde entspringende Flüßchen Wien.

Gleichzeitig mit der Donauregulirung unternahm man die Erweiterung der innern Stadt, welche längst durch die Zunahme der Bevölkerung und des Verkehrs ein dringendes Bedürfniß geworden war. Um zugleich seine Residenz zu verschönern und aus Rücksicht auf die Gesundheit und Bequemlichkeit der Einwohner verordnete Kaiser Franz Joseph I. (1857), zum Zwecke einer bessern Verbindung der innern Stadt mit den sie umgebenden Vorstädten, die „Auflassung" der Umwallung und Fortificationen der innern Stadt, so wie die Verwendung des Glacis zu Bauplätzen, sowohl für Privatbauten als für Staatsbauten. So entstand denn in wenigen Jahren die großartige, fast 60 M. breite Ringstraße, welche an Pracht der Privathäuser, Parkanlagen und monumentalen Bauten, wenn auch noch nicht an Geschäftsleben, die Pariser Boulevards überbietet.

Wie die Decoration des äußern Schauplatzes, so erfuhr auch das sociale Leben der alten Kaiserstadt seit einem Decennium eine merkliche Veränderung. Während auf der Ringstraße und in der „Nobelallee" des Praters eine rasch emporgekommene Geldaristokratie einen immer wachsenden Aufwand entfaltet, mit welchem der wirkliche Adel nur noch in seltenen Fällen wetteifern kann, vermehrt sich in den schmutzigen Gassen abseits der Stadt das Proletariat in erschreckender Weise und damit zugleich die Zahl der Verbrechen, Selbstmorde und Familienkatastrophen, welche in der Regel durch bittere Noth und Verzweiflung hervorgerufen werden. Die socialen Gegensätze spitzen sich immer mehr zu: die Etablissements der Großindustriellen werden immer zahlreicher und großartiger, während die Werkstätten der kleinen Gewerbsleute immer mehr abnehmen an Zahl und Umfang. Dieser Geist des Zeitalters der Industrie, der Börse und der Association hat auch dem neuen Wien einen veränderten Charakter aufgedrückt, jedoch vorzugsweise den fremden Elementen der Bevölkerung, die aus den Provinzen und dem Auslande herbeigeströmt sind und jetzt mindestens die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausmachen. Dagegen hat sich bei der eingeborenen Bevölkerung, namentlich bei den mittleren Ständen, der traditionelle Charakter des alten Wien, in welchem Gutmüthigkeit, Behäbigkeit und Genußsucht die hervorstechendsten Züge sind, noch immer erhalten.

Unter den (79) Kirchen Wiens ragen vorzugsweise hervor: der Stephansdom im gothischen Stile, mit einem der höchsten Thürme (141 M.); die frei auf einer Anhöhe liegende und mit der Front der Stadt zugekehrte Karlskirche, die schönste aus der Renaissance-Zeit; die Augustiner- oder Hofpfarrkirche mit Canova's Grabdenkmal der Erzherzogin Maria Christina († 1793), vom Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin errichtet; die Kapuzinerkirche mit der kaiserlichen Gruft, in welcher Maria Theresia und ihr Gemahl Franz I., Joseph II., Marie Louise (Wittwe Napoleon's) und ihr Sohn (Herzog von Reichstadt), Kaiser Maximilian von Mexico u. s. w. ruhen. Der in ästhetischer Hinsicht bedeutendste Neubau in Oesterreich ist die im Aeußern bereits vollendete Votivkirche in rein gothischem Stile zur Erinnerung an die glückliche Rettung des Kaisers aus den Gefahren des gegen ihn gerichteten Attentates (1853). Auch der israelitische Tempel oder die Synagoge im byzantinischen Stil mit einer sehr effectreichen Vorhalle ist ein geschmackvoller Neubau.

Unter den (weltlichen) öffentlichen Gebäuden darf die sog. Burg oder der von der kaiserlichen Familie bewohnte Palast vielleicht am wenigsten auf architektonische Schönheit Anspruch machen, denn es ist ein in verschiedenen Zeiten entstandener Complex von Gebäuden sehr verschiedenen Geschmacks und ohne harmonischen Zusammenhang, in welchem sich auch verschiedene wissenschaftliche Sammlungen (s. unten) und die reiche Schatzkammer mit zahlreichen historisch-merkwürdigen Gegenständen befinden. Da-

gegen gilt die österreichische Nationalbank, im Stile der italienischen Renaissance, als eins der bedeutendsten und gelungensten Bauwerke aus der Neuzeit Wiens, eben so das kaum erst vollendete österreichische Museum für Kunst und Industrie, ein Backsteinbau, ebenfalls im Renaissance-Stil, der auch bei dem Künstlerhaus und dem Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde Anwendung gefunden hat. Der großartigste Gebäude-Complex ist das Arsenal vor der Belvedère-Linie, entstanden in Folge der Ereignisse der J. 1848 und 1849 zur Concentrirung der bisher zersplitterten artilleristischen Hülfsmittel an einem die Stadt beherrschenden Punkte. Der ganze Bau, im romanischen Stile ausgeführt, bildet ein kolossales Rechteck (700 M. lang und 420 M. breit), mit der Hauptfront gegen die Stadt. Das Innere enthält 1) das k. k. Waffenmuseum, welches außer den Siegestropäen weit über 2000 Stück zählt, die meistens in Bezug auf Kriegs-, Cultur- oder Kunstgeschichte von hervorragender Bedeutung sind; 2) die Gewehrfabrik; 3) die Schmiede- und Holz-Werkstätten; 4) einen Complex von Gebäuden für die Anfertigung von Geschützen, wie Guß- und Bohrwerke. Eine andere Sammlung von Tropäen und Waffen aller Gattungen und aus verschiedenen Zeiten befindet sich im bürgerlichen Zeughause am Hof, dem größten Platze der innern Stadt.

Das Belvedère enthält die k. k. Gemäldegalerie, welche seit ihrer Begründung im 14. Jhrhdt. allmählich auf etwa 3000 Nummern angewachsen ist und für eine der vorzüglichsten Sammlungen Europa's gehalten wird, da sie von einzelnen der ersten Meister eine ungewöhnlich große Anzahl, z. B. von Tizian mehr als 40 Gemälde, und eben so viele von Rubens enthält. Im untern Belvedère befindet sich die Ambraser Sammlung, welche vom Schloß Ambras in Tirol nach Wien gebracht wurde, als Tirol an Baiern fiel (1806); sie enthält außer einer Rüstkammer und einer Gewehrkammer besonders eine Sammlung von mehr als 1200 Bildnissen fürstlicher und anderer berühmter Personen, meist nach dem Leben gemalt, für Künstler wie für Geschichtforscher gleich interessant. Außer dem Antikencabinet in der kaiserlichen Burg gibt es noch ein zweites im Belvedère, Statuen, Büsten, Reliefs, Inschriften und Mosaiken, meist aus den österreichischen Kronländern, enthaltend. Von den Privatsammlungen ist die Liechtensteinsche Gemäldegalerie bei Weitem die bedeutendste; denn sie enthält über 1600 Gemälde zum Theil ersten Ranges (39 von Rubens, 29 von van Dyk ꝛc.).

Nicht minder reich als die Kunstsammlungen sind die wissenschaftlichen Sammlungen. So behauptet das Mineraliencabinet in der Hofburg in Beziehung auf Größe und Ausdehnung, wie auf Pracht, Kostbarkeit und Seltenheit der Stücke (mehr als 25,000 Schaustücke) den ersten Rang unter allen ähnlichen in Europa. Das von Joseph II. gegründete Josephinum oder medicinisch-chirurgisch-anatomisch-pathologische Museum in der Währingerstraße enthält die berühmte Sammlung von anatomischen Wachsprä-

paraten, welche alle Theile des menschlichen Organismus in den vortrefflichsten Nachbildungen darstellen und wahre Meisterstücke des menschlichen Kunstfleißes sind. Eine zweite solche Sammlung existirt nur in Florenz. In dem (zoologischen) Naturaliencabinet in der Hofburg ragt besonders die außerordentlich reiche und vollständige Vögelsammlung von mehr als 8000 Arten in 15,000 Exemplaren hervor, seitdem sie mit der brasilianischen Sammlung vereinigt ist. Auch die Sammlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt sind außerordentlich reich, namentlich die geographisch-geognostische Abtheilung (8700 Stück) und die der Thierpetrefacte (8000 Stück). — Unter den öffentlichen Bibliotheken steht die k. k. Hofbibliothek in der Hofburg oben an, die Zahl der Manuscripte übersteigt 16,000, die der Incunabeln 12,000, die der gedruckten Bücher 300,000 Bände, die der Musikwerke 7000 Bände, außerdem enthält sie einen großen Reichthum an Autographen (10,000), Holzschnitten, Miniaturgemälden, Kupferstichen und einzelne große Seltenheiten, wie die Peutinger'sche Tafel (Karte des römischen Reiches im J. 423), benannt nach ihrem frühern Besitzer, dem Sammler und Alterthumsforscher Konrad Peutinger († 1547). Mit der Privatbibliothek des Kaisers, welche eine Menge Prachtwerke, namentlich geographische und naturhistorische, zählt, ist eine Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung vereinigt, die vorzugsweise aus (70,000) Portraits besteht. Auch die ersten wissenschaftlichen Institute, so die Universität, das polytechnische Institut, das österreichische Museum für Kunst und Industrie, die Akademie der Wissenschaften und die der bildenden Künste u. s. w., haben ihre besonderen Bibliotheken, die für ihre Zwecke reich ausgestattet sind.

Wie riesenhaft auch die Entwicklung des neuen Wien im Vergleiche zur alten Kaiserstadt sein mag, den Ruf der ersten deutschen Theaterstadt, den es als Erbe übernommen und an welchen Namen, wie Grillparzer, Halm, Deinhardtstein, Zedlitz, Bauernfeld u. s. w. erinnern, vermag das neue „elegante" Wien nur noch in beschränktem Maße zu behaupten. Während in anderen Großstädten die Zahl der Theater immer mehr zunimmt, hat Wien sich bis vor Kurzem mit den 5 alten Theatern begnügt, die es schon vor 70 Jahren besaß, und der kurz vor der „Weltausstellung" des J. 1873 gemachte Versuch, drei neue Theater zu begründen, scheint das Bedürfniß für gewöhnliche Zeiten überschätzt zu haben. Der ächte Wiener, nicht der nationalisirte Fremde, geht nur ins Theater (die „Komödie"), um aus vollem Herzen zu lachen, und begreift nicht, wie man für das ernste Element des Lebens überhaupt Vorliebe fassen könne. Deshalb cultivirt das Vorstadttheater, dieser eigentliche Thespistempel des Vollblut-Wieners, fast ausschließlich die Localposse und das Singspiel, meist im Volksdialekte. Dagegen besucht der gebildete Theil der Wiener Bevölkerung das Hofburgtheater, welches sich, unter der Leitung von Heinrich Laube und Franz Dingelstedt, den wohlerworbenen Ruf der ersten deutschen Bühne bewahrt hat, oder das

neue Opernhaus, welches neben dem alten, jetzt demolirten Kärnthner-Thor-Theater mit allen Hülfsmitteln der heutigen Technik erbaut und ausgeschmückt ist (eröffnet 1869) und ein Sänger-, Ballet- und Orchesterpersonal von mehr als 500 engagirten Mitgliedern beschäftigt. An diese beiden reiht sich als drittes dem Range nach das Wiener Stadttheater, welches sein Entstehen (eröffnet 1872) der rastlosen und thatkräftigen Unternehmungslust Heinr. Laube's verdankt, unter dessen artistischer Leitung es sich durch seine trefflichen Leistungen im classischen und modernen Drama, dem feinern Lustspiel und Conversationsstück schnell zu einer der ersten deutschen Bühnen erhoben hat.

Der Ruf Wiens als Musikstadt ist ein alter und wohlbegründeter. Schon die Namen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven erinnern an die Zeiten, wo Oesterreichs Tonkunst den Culminationspunkt ihrer Gediegenheit erreicht hatte, aber auch in der neuesten Zeit und in der Gegenwart fehlt es nicht an Namen (Franz Schubert u. A.), die berufen sind, den musicalischen Ruf der alten Kaiserstadt zu erhalten. Wie die (1812 gegründete) „Gesellschaft der Musikfreunde" durch Errichtung eines Conservatoriums und die Aufführung classischer Compositionen das Concertwesen zur höchsten Blüte erhob, so erhielt die volksthümliche Tanzmusik (zunächst in Gartenconcerten) durch Johann Strauß und Jos. Lanner ein eigenthümliches Gepräge und wurde ein hervorragendes Element in dem geselligen Leben der Wiener Bevölkerung.

Der Prater zwischen der Leopoldstadt und der Donau war bis zum J. 1766 der Bevölkerung Wiens fast unzugänglich und nur der kaiserliche Hof hielt in den weit ausgedehnten Auen und Waldungen große Jagden, Promenaden und Hoffeste. Kaiser Joseph II. als Mitregent löste den Bann und machte den Prater zum Mittelpunkte des Wiener Volkslebens. Im mittlern Raume entstanden zahlreiche Wirthschaften mit Kegelbahnen, Caroussels, Schaukeln und anderen Spielen. Der „Hanswurst", von den stehenden Bühnen damals vertrieben, flüchtete sich in die hier aufgestellten Marionettenbuden und gab diesem Theil des Praters die Bezeichnung Wurstlprater (nicht von „Würstl" abzuleiten!). Die vornehme Gesellschaft nahm dagegen die „Hauptallee" in Besitz (daher auch „Nobelallee" genannt). Prachtvolle Karossen mit stolzen Wappen und reich costumirten Lakaien, Jägern, Heiducken wechseln mit einfachen Lohnkutschen in langen Reihen, die Damentoiletten entfalten einen blendenden Glanz, Cavaliere und Sonntagsreiter durchfliegen die Reitallee und im Schatten der alten Kastanienbäume lustwandelt an Sonntagen die massenhaft zusammengeströmte Menge. Beim Frühlingsfeste am 1. Mai fahren auch die Mitglieder des kaiserlichen Hofes dahin, um in einem reservirten Theile des Gartens gemeinschaftlich zu tafeln. Musik und alle Arten von Spielen und Belustigungen werden aufgeboten, um das Publicum anzulocken.

Die Umgebung von Wien. Wie kaum eine andere Metropole, er-

freut sich die alte Kaiserstadt an der Donau einer an landschaftlichen Schönheiten reichen Umgebung. Von der Nordseite bietet das fruchtbare Marchfeld, links von der Donau, allerdings wenig landschaftlichen Reiz; es ersetzt diesen aber gewissermaßen durch das historische Interesse, das sich an die beiden Schlachten Ottokar's II. von Böhmen (1260 und 1278) und die drei Napoleon's I. bei Aspern, Eßling und Wagram (1809) knüpft. Dagegen ziehen sich im Westen der Kahlenberg und der Leopoldsberg, als die letzten Ausläufer der Alpen, gegen Norden bis zur Donau und bleiben nur eine Wegstunde von der Residenz entfernt. Von der Terrasse des Leopoldsberges übersieht man den vierten Theil des Erzherzogthums Oesterreich, die Grenzgebirge von Mähren, Ungarn und Steiermark, die Donau mit ihren bewachsenen Inseln und schönen Auen und das endlose Häusermeer von Wien und den dasselbe umgebenden Ortschaften. Keine Hauptstadt Europa's kann sich rühmen, einen Alpengipfel, wie den Schneeberg, von mehr als 2000 Meter Höhe, in der Nähe weniger Stunden zu besitzen. Südwestlich von der Stadt liegt die kaiserliche Sommerresidenz Schönbrunn, benannt nach einer von Kaiser Matthias entdeckten köstlichen Quelle (dem „schönen Brunnen"), welche sich aus einer von der Nymphe Egeria gehaltenen Urne in ein Marmorbecken ergießt. Das Schloß verdankt der Kaiserin Maria Theresia, der Park ihrem Gemahl Franz I. seine heutige Gestaltung und Ausdehnung, zu deren Vervollständigung Joseph II. noch die Gloriette, welche die überraschendste Aussicht gewährt, die römische Ruine und den Obelisk hinzufügte. Eben so begann unter Maria Theresia eine Glanzperiode für Laxenburg, indem sie neben dem alten Schloß (von Herzog Albrecht II. mit dem Zopfe im 14. Jhrhdt. gegründet) ein neues Schloß erbauen ließ mit offenem Hofraum gegen den Park, der nach Anlage (auf 17 größeren und kleineren Inseln) und Umfang (500 Wiener Joch oder 263 Hektaren) zu den schönsten in Europa gehört; dazu kam unter Franz II. noch die im mittelalterlichen Geschmacke ausgeführte und ausmöblirte Franzensburg mit dem Turnierplatz. Zu den entfernteren Punkten der Umgebung von Wien gehören besonders: im Süden der Badeort Baden mit seinen prachtvollen Villen und dem reizenden Helenenthal, im Nordwesten das Stift Klosterneuburg mit seinen reichen literarischen Schätzen, seiner Schatzkammer und Rüstkammer und seinem Riesenfaß (999 Eimer; 1 Eimerfäßchen auf dem Spund macht das Tausend voll).

Gleichzeitig mit der Erweiterung der Stadt benutzte Wien seine glückliche geographische Lage am nördlichen Rande der Alpen, um sich in den längst vermißten Genuß eines eben so reichlichen als guten Quellwassers zu setzen, wie es sich keine andere Großstadt des Continents anzueignen vermag. Durch den Bau einer 13 Meilen langen sog. Hochquellenleitung (mit 13 großen Stollen und 5 mächtigen Aquäducten) erhält Wien aus dem Quellengebiete des Schneeberges durch einen gemauerten, 2 Meter unter

der Erde liegenden Canal den Inhalt für 3 kolossale Wasserreservoirs, aus welchen ein eisernes Rohrnetz das Wasser in die einzelnen Häuser und deren verschiedene Stockwerke führt.

---

147. Böhmen.

(Nach G. B. Mendelssohn, Das germanische Europa, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Böhmen und Mähren sind das einzige Slavenland, welches, ohne sich vollständig zu germanisiren, am Gemeinwesen der Deutschen Theil genommen und in das deutsche Leben mächtig eingegriffen hat, nicht bloß durch kriegerische Macht und durch die gewichtige Stimme seiner Herrscher im Rath der Fürsten, auch, und vielleicht noch folgenreicher, durch seine geistigen Bestrebungen, seine Lehranstalten, durch eigenthümliche Erregung und Richtung auf religiösem Gebiet. — Frühe Annahme des Christenthums und der Druck der Magyaren haben diese Länder an Deutschland gewiesen, deutsche Cultur und Bevölkerung hat sich durch ihre von einsichtigen Fürsten anerkannte Ueberlegenheit Eingang verschafft, während Ausdehnung und Zusammenhang des Gebiets so wie die Natur der Grenzen dem slavischen Stamme Selbständigkeit und Uebergewicht im Innern erhielten.

Die gleichlaufenden Gebirgsketten, welche Böhmen im Nordosten und Südwesten begrenzen, kehren nicht, wie die rheinischen, ihre Steilabfälle einander zu, sondern ihre ausgedehnteren, allmählichen Abdachungen. Mauerartig erheben sich Böhmerwald und Sudeten aus den Ebenen der Oberpfalz und Schlesiens, während nach innen, nach Böhmen hinein, vorgelagerte Ketten und ausgesandte Gebirgsarme sich entfalten und breite Plateauflächen beide Gebirge verbinden. Auf dem Rücken dieser Plateauflächen läuft die wasserscheidende Grenze zwischen Böhmen und Mähren. Sie nehmen, gegen die Donau herabsinkend, ganz Mähren ein, mit Ausnahme der Thalebenen der March, und füllen den größten Theil von Böhmen. In der Mitte dieses Landes jedoch durchfließt die Elbe eine große, aufgeschwemmte, zum Theil sandige Ebene; im Nordwesten bilden hohe basaltische Kegel einen merkwürdigen, dem nach Süden gekehrten Steilabfall des Erzgebirges gleich laufenden Zug. Zwischen beiden entfalten sich blühende, von Obsthainen und Wallnußbäumen beschattete Thallandschaften, die durch ihre weltberühmten Heilquellen zu einer europäischen Sommer-Residenz geworden sind.

Böhmen ist keineswegs nach allen Seiten hin gleich sehr durch Gebirgswälle geschützt. Nach Südost, gegen Mähren und Oesterreich, ist es eigentlich offen; von der Lausitz trennen es nur niedrige, wenig zusammenhangende Bergzüge. Weit fester sind die südwestlichen und nordwestlichen

Grenzen, welche durch alle Zeiten hindurch fast unverrückt blieben, während im Nordosten und Südosten die Lausitz lange Zeit, und Mähren fast immer mit Böhmen in Verbindung blieb.

Böhmen stellt ein Ländergebiet dar, welches von der Außenwelt stark geschieden und im Innern durch seine beckenartige Gestaltung, sowie durch die aus dieser hervorgehende Verkettung und Verschmelzung seiner Thäler und Flüsse in hohem Grade geeinigt ist. Daher erscheint es in der Geschichte fast immer als Wohnstätte eines eigenthümlichen Volks- und Staats-Ganzen; und niemals hat Böhmen aus zwei oder mehreren unabhängigen Staaten bestanden. Die Markomannen richteten sich in diesem weiten Bergpark eben so ein, wie ihre Vorgänger, die Bojer; die Czechen dehnten ihr Reich ebenfalls bis zu jenen Naturgrenzen aus, und auch Oesterreich hat wieder das Ganze seinem Staaten-Complexe einverleibt.

---

148. Prag.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, und Julius Rodenberg, Aus deutschen Landen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das politische Centrum eines so stark in sich selbst geeinigten Natur-, Volks- und Staats-Ganzen, wie Böhmen (s. Nr. 147), mußte in der geographischen Mitte des großen Beckens, in gleichem Abstande von den umschließenden rauhen Grenzgebirgen entstehen, da, wo die tiefsten und fruchtbarsten Striche des Landes bei einander liegen, wo dieses sein mildestes Klima hat und von wo aus sich das Ganze am besten bewältigen, zusammenhalten und überwachen läßt. Hier findet sich auch eine Bodenstelle, die als eine felsige Halbinsel, wegen ihrer hohen Lage schon seit alten Zeiten unter dem Namen „Wyssehrad" (d. h. Hochburg) bekannt, mit ihrer nächsten Umgebung zur Anlage einer Befestigung um so mehr geeignet war, als sich auch auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses (der Moldau) eine hohe Bergzunge, der „Hradschin", zur Befestigung darbot. Die Ufer am Fuße dieser beiden Anhöhen, wo der Fluß eine Schwelle („prag" im Slavischen) bildet, waren verheerenden Ueberschwemmungen weniger ausgesetzt, als weiter oben und unten. Dieser Umstand mag ebenso zur Ansiedelung eingeladen haben, wie die natürliche Anmuth der Umgegend, die schon Kaiser Karl IV. ein Lieblingsparadies (hortum deliciarum) der Könige nannte. Dazu kommt noch, daß alle bedeutenden Flüsse des Landes, die Moldau mit ihren Nebenflüssen Beraun und Sazawa, die obere Elbe mit der Iser, die Eger, auf die Mitte des Beckens, die Umgegend von Prag, mit ihren Thalwegen hinzielen, die zum Theil nur die Fortsetzungen der nach dem Auslande führenden Lücken und Pässe des großen Gebirgskranzes sind (vgl. Nr. 147),

so daß diese Stadt auch als im Centrum des ganzen hydrographischen Systems von Böhmen gelegen erscheint und daher eben so wohl sein bedeutendster centraler Markt- und Handelsplatz, das Haupt-Waaren-Dépôt Böhmens geworden ist, wie sein in strategischer und politischer Hinsicht wichtigster und Alles dominirender Herzpunkt. So ist Prag die einzige große Stadt in Böhmen, welche mit ihren 180,000 Einwohnern alle anderen böhmischen Städte, die in einem ziemlich regelmäßigen Kranze um Prag, ihre „Mutter", herumliegen, so weit hinter sich zurückläßt, daß die zweite und dritte Stadt Böhmens (Pilsen und Reichenbach) kaum den achten Theil (23,000, resp. 22,000 E.) jener Zahl enthalten. Unter den Städten Cisleithaniens nimmt sie nach Wien den ersten Rang ein, und auch für Deutschland ist sie einer der wichtigsten Plätze, von welchen aus zu verschiedenen Zeiten das ganze südöstliche Deutschland (unter Ottokar II. bis zum Adriatischen Meere) beherrscht worden ist.

Die glanzvollste Zeit für das Land, speciell aber für die Hauptstadt Prag begann unter Karl IV., dem Könige von Böhmen und Kaiser von Deutschland. Prag's schönste monumentale Bauten erinnern an ihn; Straßen, Plätze, Brücken, Stiftungen verewigen seinen Namen. Er gründete hier eine Universität — die erste in Böhmen und in Deutschland; und das nach ihm benannte Carolinum umschließt in seiner ehrwürdigen Gothik, seinen Spitzbogen und Erkern mit bunten Glasfenstern bis auf den heutigen Tag den alten Promotionssaal und die Auditorien der juristischen und medicinischen Facultäten. Aber hier im Carolinum war es auch, wo Huß zuerst auftrat, der die deutschen Interessen in Prag und Böhmen geschädigt hat, indem er Karl's IV. schwachen Sohn Wenzel — denselben, der Johann von Nepomuk ertränken ließ — bewog, die Privilegien der deutschen Studenten in Prag zu Gunsten der böhmischen aufzuheben, worauf ihrer 5000, der sächsischen und baierischen „Nation" angehörig, auswanderten (im J. 1409), erstere sogleich die Universität Leipzig, letztere später die von Ingolstadt begründend. Aber auch für ganz Böhmen kamen schlimme Zeiten, ein 19jähriger Religionskrieg (der Hussitenkrieg) erschöpfte das Land aufs Aeußerste, und die folgenden hundert Jahre unter einheimischen und polnischen Regenten haben wenig gebessert. Erst unter den Habsburgern (seit 1526) schien Ordnung wiederzukehren und unter Rudolf II. sogar der alte Glanz sich zu erneuern, den Karl IV. der Stadt Prag verliehen hatte. Aber bald ward Böhmen und wiederum speciell Prag der Boden des Anfangs und der Entscheidung eines noch längern, eines dreißigjährigen Bürger- und Religionskrieges. Noch immer mit Bekümmerniß hängt der Blick des Patrioten an jenem Fenster der Hofburg auf dem Hradschin, wo der Hader ausbrach (durch den Sturz der kaiserlichen Räthe), und an dem Weißen Berge, wo die erste Schlacht jenes Krieges entschieden wurde, der seitdem bald ruhte, bald wieder ausbrach und mit der Einnahme der „kleinen Seite von Prag"

endete. Etwa hundert Jahre später ward Böhmen abermals und wiederholt Kriegsschauplatz in den drei schlesischen Kriegen, und insbesondere im letzten derselben, dem sog. siebenjährigen, Prag von Friedrich dem Großen belagert. Und wiederum in den Freiheitskriegen gegen Napoleon sammelte sich in Böhmen die große „böhmische Armee" unter Fürst Schwarzenberg, in dessen Feldlager sich die drei „alliirten" Monarchen befanden, bei Culm ward Vandamme besiegt, und in Prag, das einmal bestimmt scheint, alle Wendepunkte unserer gemeinsamen Geschichte zu markiren, starb an einer vernachlässigten Wunde Scharnhorst, welcher am meisten dafür gewirkt hatte, jenes Bündniß zu Stande zu bringen. Zuletzt war Böhmen der Hauptschauplatz jenes siebentägigen Feldzuges (1866), welcher Preußens Hegemonie in Deutschland begründete, und Prag der Ort des Friedensvertrages.

Ueberraschend ist das Bild, welches sich dem Wanderer bietet, wenn er unter dem altersgeschwärzten Thorbogen des Pulverthurmes hindurch aus der Neustadt in die Altstadt tritt und diese alten Häuser erblickt, eins an das andere gereiht, jedes mit seinem besondern Schnitt und Profil, alle aber bedeckt mit dem reichen Schmucke aus vergangenen Zeiten, mit Farben und Schnitzwerk, mit Wappen aus Holz und Stein, mit Bildern und Figuren. Ueberall scheint die Perspective sich zu schließen, und überall öffnet sie sich wieder auf weite Plätze mit Brunnen und Denkmälern und Mariensäulen, auf Märkte für Blumen, Obst, Eier, Fleisch und — — alte Kleider, die man nirgendwo in größerer Masse antreffen kann, als in der Schwefelgasse und auf dem Tandelmarkte in Prag! Dicht daneben entfaltet sich plötzlich die alterthümliche Pracht des Großen Ringes, der Teynkirche, des Rathhauses, des Kinsky'schen und des Clam-Gallas'schen Palais. Auf dieser Stadt der Paläste ruht etwas Elegisches, wie von vergangener Hoheit und Größe. Denn hier residirte Kaiser Ferdinand, seitdem er dem Throne entsagt hat; dort in dem alten schloßartigen Bau an der Ecke wohnt der depossedirte Großherzog von Toscana; jenes Thor mit dem Wappen der Windischgrätz in der Waldsteingasse führt zum Asyl des Ex-Kurfürsten von Hessen. Das ganze Viereck zwischen der Waldsteingasse und dem Waldsteinplatze, an Umfang einer kleinen Stadt gleich, ist wieder in den Besitz der Nachkommen des großen Friedländers gelangt, und das ganze Schloß, Inneres und Aeußeres, vor Allem der herrliche Garten mit seinen Grotten, Terrassen und Bassins, mit dem dickastigen Epheu, das wie eine Wand die Mauern bekleidete, ist noch heute so erhalten, wie es vor 200 Jahren, zur Zeit des Herzogs, gewesen. In den bildergeschmückten Hallen, wo einst der große Feldherr vielleicht zu übermüthig wandelte, wo er mit seinen Kriegskameraden sorglos Gelage feierte, gegenüber in der Reitbahn, wo er ritterliche Caroussels aufführte, da herrscht jetzt Einsamkeit und Stille und erinnert ebenfalls an die Vergänglichkeit von Größe und Hoheit.

Jenseit der Karls-Brücke gelangt man in die Kleinseite oder den

Stadttheil der alten Paläste, in dem der große böhmische Adel Hof hält. Hier ist das Morzin'sche Palais, das der Thun, der Lobkowitz, der Schönborn und das Majoratshaus der Schwarzenberg.

Mit dem Namen Hradschin ward ursprünglich nur die königliche Burg, die Hofburg von Prag, bezeichnet; später ward er auch auf den ganzen obern Theil der Stadt übertragen, welcher, um die Burg gruppirt, den Dom oder die „Metropolitankirche zu Sanct Veit", das Theresianische Stift, den erzbischöflichen Palast, ein Kloster der Carmeliterinnen, den Toscanischen Palast in zierlicher Renaissance, wie aus Florenz hierhin versetzt, den Czernischen Palast mit 365 Fenstern und auf dem höchsten Punkte der Stadt das reiche Prämonstratenserstift Strahow, eines der großartigsten Klostergebäude, enthält. Man gelangt hinauf, indem man entweder der ansteigenden Hauptstraße folgt oder auf einer Treppe von 195 Steinstufen, die von fast eben so vielen Bettlern besetzt ist, oder am anmuthigsten durch den ausgedehnten Park der Chotek'schen Anlagen. Die Hofburg, wie wir sie heute sehen, an imposanter Schönheit der Hofburg in Wien weit überlegen, ist das Werk der Habsburger, die hier vorzugsweise gern residirten, und vor Allem Maria Theresia's. In einem der innern Burghöfe, dem Dome gegenüber, wohnte Karl X. von Frankreich, nachdem er zuvor in dem verödeten Stuartschlosse zu Holyrood über das Loos der Könige hatte nachdenken können. Entzückend ist der Blick von der Villa Belvedère hernieder auf Prag, auf die palastreiche, die „heilige" Stadt, die 60 Kirchen, 105 Thürme, 8 Klöster und 9 Synagogen zählt, auf die Moldau im Thale mit ihren Brücken und reich belaubten Inseln, auf die Höhen, so weit der Umkreis reicht, mit Gebäuden bedeckt, auf den Weißen Berg mit der Kirche des h. Laurentius, auf den Abhang des Wyssehrad und Libussa's Felsen, der steil zur Moldau abfällt.

Bei weitem der älteste Theil von Prag ist die Judenstadt oder, wie sie seit 1848 heißt, die Josephstadt. Noch sieht man in der Geistgasse einen Draht querüber von Mauer zu Mauer gezogen, die Grenze des alten Ghetto, in welchem über ein Jahrtausend eine Gemeinde zusammengepfercht saß, eine Welt für sich, aus dem fernen Osten hierher verpflanzt, um unter einer Bevölkerung zu verkümmern, die sie zuerst mit Feindschaft, dann mit grenzenloser Verachtung behandelte. Man ist hier in einer vollkommen jüdischen Stadt, mit Straßen, die jüdische Namen (Rabbinergasse, Schmielsgasse u. s. w.) haben, mit mehreren Synagogen, einem jüdischen Friedhofe, einem jüdischen Rathhause und vielen jüdischen Inschriften. Schon längst (seit dem 4. Jhrhdt.) hatten die Juden in Prag festen Fuß gefaßt, als die Böhmen noch zum Theil Heiden waren. Von den alten Götzendienern, wie es scheint, wenig behelligt, wurden sie von den Christen aus dem übrigen Theil Prag's in diese engen, schmutzigen, dunkeln Gassen zurückgedrängt, und hier auf beschränktem Raume, zwischen den Häusern, in denen sie wohnten, begruben sie (bis zum J. 1780) ihre Todten, eine Schicht immer über die

andere häufend, einen Friedhof über den andern, bis die Grabsteine sich dicht neben einander fanden, wie Schilf am Wasser, zum Theil liegend, halbeingesunken oder sich gegenseitig stützend, aus hundertjährigem Unkraut hervorragend. Viele von den Grabsteinen sind auf dem obern Rande mit kleinen Kieseln bedeckt, Zeichen der Verehrung und des Andenkens, hier niedergelegt, wie die Christen ihre Gräber mit Blumen und mit Kränzen schmücken. Auf den meisten sind hebräische Inschriften und die symbolischen Zeichen noch leserlich. Eine Gräberstätte wie diese gibt es nicht zum zweiten Male in der Welt.

An ehrwürdigem Interesse dem Friedhofe gleich, an Alter ihm vielleicht überlegen, ist die „Altneuschule", ersterem gegenüber. Der Sage nach ist diese Synagoge von den ersten Juden, die aus Palästina hierhin kamen, gebaut worden und ihre Grundmauern sind Steine von dem Tempel Salomonis, welchen Titus, „der Bösewicht", zerstörte. Als historisch begründet gilt, daß die Synagoge schon im 6. Jhrhdt. existirte und in einem Neubau des 12. Jhrhdts. die Gestalt erhielt, in der wir sie heute noch sehen: frühe Gothik mit Spitzbogen, Pilastern und schmalen Fenstern.

So lange als es ein von allen staatlichen und gesellschaftlichen Beziehungen ausgeschlossenes jüdisches Leben gab, war Prag einer von den Mittelpunkten desselben, seine Hochschule und geistige Nährerin, wie denn noch Kaiser Franz Joseph II. in seinem Toleranzpatente der Wiener Judenschaft nicht erlaubt, eine eigene Druckerei für ihre hebräischen Gebetbücher zu errichten, sondern sie deshalls „an die hinlänglich zureichende Druckerei in Böhmen" verweist. Dankbar ward daher Prag als eine „Mutter in Israel" verehrt, und viele von den noch jetzt blühenden großen jüdischen Familien in Oesterreich und Deutschland (in Wien, Berlin, Hamburg) leiten ihren Ursprung und Namen aus der dortigen Gemeinde ab.

---

149. Mähren.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Wie Böhmen das ganze obere Elbgebiet umfaßt, so begreift Mähren das ganze obere Marchgebiet und beschränkt sich auf dieses fast ausschließlich. Vier Gebirgszüge umgrenzen es quadratisch wie Böhmen, im Nordosten die Sudeten, im Nordwesten das mährische Gebirge, im Südosten die Karpathen und im Südwesten ein minder erheblicher Höhenrücken, der das Gebiet der March von dem der anderen Donauländer trennt. Die Sudeten haben nur da eine bedeutende Höhe (1300 M.), wo sie sich ans Riesengebirge anschließen. Mit ihrer Annäherung an die Karpathen verlieren sie mehr und mehr an Höhe, weßhalb auch hier in der Nähe der Uebergang und die Ausmün=

dung der großen Verkehrsstraße ist, welche Mähren mit dem Osten, mit Polen und Rußland, in Verbindung setzt.

Die Hanna wird der ganze mittlere, fruchtbare, von Slaven bewohnte Kern von Mähren zu beiden Seiten des kleinen Flusses Hanna genannt. Die mährischen Slaven, in diesem Bezirke „Hannaken" genannt, sind in diesem Herzpunkte ihres Landes weniger als irgendwo mit Deutschen vermischt. Wie in Böhmen die Deutschen mehr die Höhen, das Erzgebirge, Riesengebirge u. s. w., einnehmen und als industriösere und genügsamere Menschen in den Bergen über die Slaven leicht die Oberhand gewannen, so haben sich auch in Mähren die Deutschen durchweg in den Gebirgen verbreitet, in dem böhmisch-mährischen Gebirge, in den Sudeten u. s. w. (nur die mährischen Karpathen sind auch von Slaven besetzt), und die Deutschen umgeben so die Slaven in Böhmen wie in Mähren ringartig, ähnlich wie in Ungarn die Magyaren das mittlere, flache, fette Land inne haben, während rund umher in den Gebirgen fleißige Slaven wohnen.

So einfach auf diese Weise, im Großen und im Ganzen überschaut, die Bevölkerungs-Verhältnisse Mährens erscheinen, so bunt sind sie doch im Einzelnen. Die Slaven Mährens zerfallen in viele äußerst verschiedene, aber durch gemeinsame Sprache verbundene Stämme. Polnische Slaven bewohnen das östliche Ende des Landes, und zwar als Wasserpolaken die Landschaften, welche an Schlesien grenzen, und als Goralen die benachbarten Gebirge. An diese polnischen Goralen grenzen gegen Südwesten hin die Slovaken, welche die Karpathen sowohl auf der mährischen wie auf der ungarischen Seite besetzt haben. Die Slovaken zerfallen wieder in unzählig viele kleine Völkerschaften. Doch bilden den Hauptstamm unter ihnen die Walachen, von denen man auch wohl das ganze mährische Karpathenland die mährische Walachei nennt. Nur die westlichen Ausläufer der Karpathen sind wieder von Kroaten oder Krowaten besetzt, welche hier die ältesten Bewohner zu sein und sogar den Karpathen (krowatischen Bergen) ihren Namen gegeben zu haben behaupten, und endlich die eigentlichen Morawzi oder Mähren. Diese Morawzi, die über ein Drittel der Bevölkerung des ganzen Landes ausmachen und den Kern des Landes bewohnen, sind die leiblichen Brüder der böhmischen Czechen, mit denen sie Sprache, Literatur, Sitten und Gebräuche theilen, so wie sie auch gewöhnlich im Laufe der Geschichte gleiche Schicksale mit ihnen hatten.

Die Deutschen des Landes sind in Herkommen und Ursprung fast eben so verschieden wie die Slaven. Manche von ihnen mögen noch Ueberreste und Nachkommen der alten Markomannen und Quaden sein. Viele sind später eingewanderte und allmählich vorgeschobene Oesterreicher und Schlesier, andere dagegen nur verdeutschte Slaven. Als der gebildetste und vornehmste Stamm prävaliren sie überall in den Städten, in den Bürgerschaften und im Adel

des Landes, der zum Theil ursprünglich ganz deutsch ist oder es mit der Zeit wurde.

Das Land schließt sich gegen seine Nachbarländer auf ganz ähnliche Weise ab, wie Ungarn und Böhmen gegen die ihrigen. Die Hauptflüsse des Landes ziehen sich alle, aus Norden, Osten oder Westen kommend, nach Süden hin zusammen, auf ganz ähnliche Weise, wie sich alle Gewässer Böhmens nach Norden hin in das Thal der Elbe zusammenziehen. Eben so wie Böhmen und Mähren da abschließen, wo alles Wasser sich in einem Bette vereinigt, so endet auch Ungarn da, wo alle seine Gewässer, die Donau, Sau, Drau und Theiß, sich vereinigt haben und die Bergmassen zwischen Orsowa und Belgrad durchbrechen.

Die österreichische Monarchie ist überhaupt die Monarchie der Gebirgskessel und der Quellengebiete. Die Quellengebiete der Elbe, der Oder, der Weichsel und des Dnistrs, zum Theil die des Rheins, vieler Donauzuflüsse und der mittlere Gebirgskessel der Donau gehören ihr an.

---

150. Brünn.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Die außerordentliche Blüte, zu der Brünn emporgestiegen ist, so daß ihm kein Ort Mährens weder an Einwohnerzahl, noch in Bezug auf die Lebhaftigkeit seines Handels oder die Wichtigkeit seiner Industrie gleichkommt, verdankt es theils dem streb- und regsamen Geiste, der sich unter seinen Bürgern frisch erhalten hat, theils aber auch seiner geographischen Lage. Die Stadt liegt auf der südlichsten Spitze eines von den mährisch-böhmischen Gebirgen auslaufenden Hügelrückens, auf einer Art von Vorgebirge oder Halbinsel, an deren Spitze sich zwei Flüsse, die Schwarza und die Zwittawa, vereinigen. Diese vorzügliche Position mußte natürlich schon früh und beständig zu Ansiedelungen einladen. Noch besonders wurde Brünn durch den Umstand emporgehoben, daß die vornehmste Einströmung von Handel, Leben und Bevölkerung aus Ungarn nach Mähren aus sehr natürlichen Gründen da Statt hatte, wo die March die Karpathen durchbricht. Diese Einströmung, welche zugleich auf den Mittelpunkt von Böhmen, nach Prag, gerichtet war, gab Brünn die Vermittelung des Handels zwischen Ungarn und Böhmen wie zwischen Oesterreich und Schlesien in die Hand. Olmütz ist nur wichtig als bloße Vermittlerin zwischen Galizien und Böhmen.

Von Weitem gewährt Brünn einen sehr stattlichen Anblick, wenn man vom Schlachtfelde von Austerlitz her seiner ansichtig wird, im Hintergrunde Hügel und Wald, in der Mitte den prächtigen Dom und manches andere stattliche Gottesgebäude, zum Theil an Berge sich lehnend und auf Hügeln in

mannichfacher Gruppirung gelagert, zum Theil aber mit einigen Vorstädten ins Thal hinabsteigend und die Flußufer bekränzend, vor ihm eine weite, schöne, mit Dörfern besetzte Ebene.

Der Franzensberg ist der äußerste schroffe Vorsprung des noch höhern Petersberges, auf welchen sich ein ganzes Quartier der Stadt und unter anderen auch die Domkirche hinaufschob. In der Richtung nach Nordwest liegt der Spielberg, der nächste Nachbar des Franzensberges, mit seinen Bastionen und Gefängnissen nicht nur für Staatsverbrecher, sondern überhaupt für alle Verbrecher der österreichischen Erbstaaten, deren Strafen über zehn Jahre hinausreichen. Der Name „Spielberg" ist daher in Oesterreich eben so gefürchtet, wie der Name „Sibirien" in Rußland, wie die „Botany-Bay" in England, wie „Bagnos" und „Cayenne" in Frankreich. Doch ist dieser Schrecken keineswegs auf eine besondere Furchtbarkeit der dortigen Gefängnisse begründet. Es gibt hier fast gar keine unterirdische Kerker mehr, vielmehr sind alle Sträflinge oberhalb der Erde untergebracht und werden in einer neuerdings erweiterten Arbeits-Anstalt zweckmäßig beschäftigt. Bis 1791 war dieses freilich anders, denn bis zu diesem Jahre bestanden auf dem Spielberge die sogenannten „Arreste", unterirdische, tiefe, alles Tageslichts beraubte Löcher, in welchen die schlimmsten Verbrecher einzeln angekettet, bei Wasser und Brod eingekerkert gehalten wurden.

Brünn ist das österreichische Manchester, der Hauptsitz der österreichischen Wollenzeug-Manufacturen. Auch sind hier mehrere große Maschinen-Fabriken etablirt. Die hochaufsteigenden Rauchfänge der Stadt verkünden überall die Thätigkeit von Dampfmaschinen. Früher arbeitete man hier vorzüglich für die Türkei und Rußland. Doch gibt es jetzt auch Etablissements, deren Wirksamkeit sich über halb Europa ausgebreitet hat. Es werden hier Artikel verfertigt, die man in ganz Deutschland und in Scandinavien sucht und die sogar von den Hansestädten aus in andere Welttheile verführt werden.

---

151. Das österreichische Schlesien.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Man kann die Herzogthümer Teschen und Troppau als die Landschaften der Oder- und Weichsel-Quellengebiete bezeichnen, und als solche haben sie sich auch politisch von den Landschaften der Unter-Weichsel- und Odergebiete getrennt. Troppau gehört ganz der Oder, Teschen fast ganz der Weichsel an. Ein niedriger Bergrücken trennt das Gebiet der Weichsel und das der Oder.

Im weiten Thale der Olsa erhebt sich auf einem vorspringenden Felsen ein altes Schloß und rund umher an den Abhängen dies- und jenseit des Flusses lagert sich die freundliche Stadt Teschen, die halb in deutschem,

halb noch in polnischem Stile erbaut ist. Drei Brüder, schlesische Herzoge, sollen sich auf einer Jagd in den wilden Wäldern der Beskiden, die damals noch diese jetzt so freundliche Gegend bedeckten, verirrt haben. Ermattet und kaum der Gefahr, vor Hunger und Durst umzukommen, entrinnend, trafen sie alle drei an einer Quelle im Walde zusammen und fanden auch zugleich hier ihr Gefolge wieder. Zur dankbaren Erinnerung an diesen glücklichen Ausgang eines schlimmen Anfangs stifteten sie in der Nähe der Quelle „einen heitern Wohnsitz zufriedener Menschen“ und nannten ihn „Tießem“, d. h. „wir freuen uns“. Diese Quelle wird noch heute in Teschen gezeigt und ist mit einem Denkmale bezeichnet. Das Merkwürdigste in Teschen ist seine protestantische Kirche und Gemeinde. Der größte Theil der Bewohner des österreichischen Schlesiens ist bekanntlich katholisch. Nichts desto weniger aber fand die Reformation gleich von Anfang an unter der dortigen Bevölkerung viele Freunde, und so gibt es in der Stadt und Umgegend von Teschen nicht weniger als 10,000 Protestanten unter den Polen wie unter den Deutschen.

Teschen ist die südlichste Stadt in Schlesien nach Ungarn zu. Zugleich ist die Constellation der Flüsse diese, daß die Olsa und ihr Thal im Karpathenrücken da die Passage nach Norden eröffnen, wo nach Süden die Waag und ihr Thal hinabgehen. Durch den beide verbindenden Jablunkapaß machen sie daher hier die Hauptverbindungen der schlesischen Lande mit Ungarn, und Teschen ist so der vornehmste Entwickelungsknoten dieses Verkehrs. Wie Ungarn und Schlesien, so stoßen auch Mähren und Galizien mit ihren äußersten Spitzen bei Teschen zusammen, welches daher einen lebhaften Handel vermittelt, der diese verschiedenen Länder unter einander verknüpft. Auf der einen Seite schafft es die schlesischen und mährischen Kunstproducte nach Galizien und Ungarn, auf der andern empfängt und spedirt es von Galizien den Flachs für die spinnenden Finger Schlesiens und von Ungarn die Weine für die schlesischen Ritter.

---

152. Galizien.

(Nach Adolf Zehlike, Die politischen und socialen Zustände Galiziens [in „Unsere Zeit“], bearbeitet vom Herausgeber.)

Galizien, welches einen Theil der großen osteuropäischen Tiefebene ausmacht, war vor dem Eintritte in die österreichische Monarchie (im J. 1772) kein einheitliches Verwaltungsgebiet, wiewohl es bis dahin zum Königreiche Polen gehörte. Erst im Jahre 1817 ward aus Theilen der Woiwodschaften Krakau, Sandomir, Lublin, Bicloze und Podolien nebst den ungetheilten Provinzen Rothrußland, Halicz und Auschwitz-Zartor ein Königreich Galizien

gebildet, zu welchem 1846 noch die Republik Krakau hinzukam. So wurde ohne Rücksicht auf die in Sprache, Confession und Geschichte ganz verschiedenen, ja feindlichen Nationalitäten der Polen und Ruthenen ein Königreich von der Größe Baierns geschaffen, welches zweckmäßiger und zum Vortheil einer bessern Verwaltung in wenigstens zwei Provinzen hätte zerlegt werden können.

Durch die Karpathen wird Galizien gegen Süden begrenzt und von der Donautiefebene geschieden, so daß das Land gewissermaßen das Glacis des 60 Meilen langen Karpathenrückens bildet, der von der eingeborenen Bevölkerung Beskiden (d. h. Uebergangsgebirge) genannt wird. In seinem westlichen Theile lehnt er sich an die steilen, zackigen Felswände der „hohen Tatra", in seinem östlichen Theile an die Siebenbürger Alpen. Während die hohe Tatra sich bis 2000 Meter erhebt, überschreitet das lange Grenzgebirge, welches von Nordwesten nach Südosten streift, nirgends die Höhe von 1200 Meter und trägt überhaupt weniger den Charakter eines Gebirges, als vielmehr den eines welligen Hochlandes, welches überwiegend mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt ist. Nur durch wenige Päße wird die Verbindung mit Ungarn vermittelt, strategisch wichtige Eingangsthore zwischen dem Donautieflande und der sarmatischen Ebene. — Die Hügelzweige der Karpathen breiten sich bis auf 4 Meilen in das Land hinein aus; dann stuft sich ein welliges Hügelland in die weite russische Ebene ab. Eine Reihe von ansehnlichen Zuflüssen strömt dem Grenzflusse zwischen Galizien und Rußland, der Weichsel, von der hohen Tatra und den Karpathen zu, die zum Theil bedeutender sind, als der Hauptfluß in seinem Anfange, alle aber durch ihren nördlichen Lauf nach der Mündung ihres Hauptflusses, der Ostsee, hinweisen. Der Hauptfluß in Ostgalizien, welcher vom Karpathischen Waldgebirge zum Schwarzen Meere abfließt, ist der Dnistr.

Da die Karpathen als eine große Wetterscheide die warmen, trockenen oder feuchten, Südwinde in der Donau-Ebene zurückhalten, das Land aber keinen natürlichen Schutz gegen die scharfen nördlichen und nordöstlichen Winde hat, so ist das Klima rauh, der Winter lang, der Sommer kurz. Dennoch ist der gute, durch die vielen Flüsse wohl bewässerte Boden ein vorzügliches Getreideland, welches sich durch ein rasches, üppiges Emporschießen der Vegetation im Frühlinge auszeichnet. Der Charakter des ganzen Landes ist auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Robotpflichtigkeit (im Jahre 1848) noch immer der eines ackerbaubetreibenden Feudalstaates. Noch immer ist ein eigentlicher Mittelstand, der auf Grundlage der heimischen Production eine wichtige Industrie treibt, nicht vorhanden, noch immer sind die kleinen Städte nichts Anderes als große Dörfer, in denen der größte Theil der Einwohner, wie die ländlichen Bauern, von der Ackerwirthschaft lebt. Obgleich durch die Aufhebung der Robotpflichtigkeit jeder Bauer eine größere oder kleinere Parzelle als freies Eigenthum mit dem

Rechte des Verkaufens, Verpachtens und (seit 1869 auch) des Zertheilens erhielt, blieb der große Grundbesitz doch entschieden im Uebergewicht. Im Allgemeinen steht die Landwirthschaft in Galizien hinter derjenigen anderer Provinzen sehr zurück. Bei dem polnischen und ruthenischen Bauer findet man überhaupt gar keinen rationellen Betrieb, bei dem Mittel- und Großgrundbesitz nur vereinzelt. Ein Hauptgrund der geringen Bodenbestellung und Cultur liegt in dem Mangel an guten Wegen, an Zweigbahnen, die zur einzigen, das Land von Osten nach Westen durchschneidenden, Hauptbahn führen; ein zweiter Hauptgrund aber auch in der Vernachlässigung des Volksunterrichts. Wenn der größte Theil der Bevölkerung ohne jeden Unterricht aufwächst, wenn diejenigen Kinder, welche die Schulen besuchen, nur einen mangelhaften und viele Monate hindurch unterbrochenen Unterricht erhalten, so ist es kein Wunder, wenn die Intelligenz der Bevölkerung auf sehr niedriger Stufe steht, wenn die Landwirthschaft in dem Urzustande verharrt und die Industrie ganz fehlt.

Die Vertheilung der Bevölkerung nach den Hauptflußgebieten ist der Art, daß sich die Polen oder Masuren im Weichsel- und Buggebiete, die Ruthenen oder Rusniaken (Klein-Russen) dagegen im Dnistrgebiete ausgebreitet haben; jede dieser beiden Nationalitäten macht fast die Hälfte der Gesammtbevölkerung von 5⅓ Millionen aus. Die Deutschen (165,000) wohnen theils in den größeren Städten (in Lemberg 18 pCt., in Krakau 38 pCt.), theils in den ländlichen Colonieen. Da sich nun aber sämmtliche Juden (575,000) der deutschen Sprache als ihrer Verkehrs- und Muttersprache bedienen, so bilden sie mit den eingeborenen Deutschen ein Achtel der Gesammtbevölkerung. Während der höhere ruthenische Adel unter einer 400jährigen polnischen Herrschaft vollständig polonisirt worden ist und auch die Deutschen in den größeren Städten sich zum Theil polonisiren, ist der ruthenische Bauer und der niedere ruthenische Adel („die Schlachtizen"), aus Haß und Verachtung gegen die Polen, in Kleidung, Sprache und allen anderen Stücken vollkommen ruthenisch geblieben. Eben so ist es mit der ruthenischen Geistlichkeit, die auch unter der polnischen Herrschaft durchweg ihrer griechischen Religion treu geblieben ist, und sich, trotz aller Bemühungen der Polen, nur zu einer Union der alten ruthenisch-griechischen Kirche mit der katholischen, d. h. zu einer Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papstes mit Beibehaltung aller griechisch-russischen Religionsgebräuche, verstanden hat. Die Wohnsitze dieses sog. klein-russischen Volkes beginnen im Westen in der Nähe der hohen Tatra, ziehen sich durch das ganze karpathische Waldgebirge, im breiten Strich durch Ostgalizien und die Bukowina nach Rußland hinein und umlagern das Gebiet der Großrussen.

153. Krakau.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Im ganzen Polenlande ist keine Stadtansicht zu finden, die der von Krakau gleichkommt. Das Weichselthal scheint hier einen großen, flach vertieften Kessel zu bilden, in dessen Mitte die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Thürmen, mit ihrem auf einem mächtigen Felsen gegründeten Schlosse, mit ihren Palästen und Hütten thront, von Gärten, wohlangebauten Feldern, Landhäusern und Klöstern in bunter Fülle rings umgeben. Nach Norden bekränzen niedrige, bewaldete Hügel den entfernten Horizont, nach Süden aber umstellen ihn die höchsten Spitzen der westlichen Karpathen, die hier aus einer Entfernung von 10 Meilen besser sichtbar sind, als von irgend einem andern Punkte Galiziens, dessen hohes, hinderliches Plateau in diesen Gegenden verschwunden ist.

In früheren Zeiten war Krakau nicht nur der Krönungs- und Begräbnißplatz der polnischen Könige, sondern auch ihre Residenz. Später erst, als der Staat sich nach Osten ausdehnte, ward dies Warschau, und Krakau kam zu dieser seiner jüngern Schwester in ein ähnliches Verhältniß, wie Moskau zu Petersburg, wie Toledo zu Madrid und wie viele andere alte Königsgräberstädte zu ihren neuen Residenzschwestern. Nach der zweiten und dritten Theilung Polens und nach den vergeblichen Anstrengungen, die auch Krakau zu ihrer Abwendung machte, sank die Stadt zum Minimum ihrer Lebenskraft herab, und man zählte am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts nur 16,000 Einwohner. Die Ruhe, welche in Polen bis 1830 herrschte, sammelte auch hier wieder die Menschen etwas mehr an, und jetzt zählt sie über 40,000 Einwohner.

In Bezug auf seine geographische Lage ist Krakau die Capitale des obern Gebiets der Weichsel, wo Ungarn, Schlesien, Galizien und Polen einen natürlichen Austauscheplatz für ihre Waaren finden. Ungarische Weine und schlesische Manufacturwaaren, Wieliczka'sches Salz und galizischer Honig und Wachs gehen von Krakau ab die Weichsel hinab. Eben so zieht sich ein bedeutender Handel mit Spezereien und anderen levantischen Waaren von Triest aus über Krakau nach Warschau.

Der sog. „Ring", einer der malerischsten Marktplätze, erinnert — wenn das Meer nur nicht fehlte — an den Marcusplatz von Venedig. Er ist mit schönen, neuen und interessanten alten Gebäuden besetzt. In der Mitte steht die in gothischem Stile gebaute „Sukonniza" (Tuchhalle), früher „Wolniza" (Freihalle) genannt; hier wurden die Könige von Polen bis zu denen aus dem sächsischen Hause durch die Adelsversammlung gewählt. Nachher haben die Tuchhändler ihren Kram hier ausgestellt. Jetzt findet sich auch von diesen keine Spur mehr, vielmehr sind alle Gewölbe mit Material- und

Specereiwaaren-Krämern gefüllt, und man müßte daher wieder einen andern Namen für die Ssukonniza erfinden. In dieser Halle und um sie herum concentrirt sich das lebhafteste Gewühl der Stadt. Die Bauern verkaufen aus vielen herangefahrenen Wagen ihre Marktwaare und umschleichen dann scheu und furchtsam, in Schafspelze gehüllt, die Ssukonniza, um irgend eine ihnen nöthige Kleinigkeit zu erstehen. Die Füchse (die Juden) folgen ihnen überall auf Schritt und Tritt, um sie bei irgend einer Gelegenheit über's Ohr zu hauen. Die Judenkinder schon üben sich im Handel und Wandel und schleppen sich überall mit kleinen Körben oder Mulden, die sie vor dem Leibe herabhängen haben, umher, ihre Raritäten ausschreiend. Die Ssukonniza und der Ringplatz sind neben dem Schloßberge immer die Schauplätze aller merkwürdigen historischen Ereignisse in Krakau gewesen.

Auf der Südostseite des Marktes liegt die schöne gothische Kirche der Mutter Gottes; ihre Gewölbe sind ungemein hoch und ihre Fenster mit vortrefflicher, wohlerhaltener Glasmalerei geschmückt. Wie die meisten polnischen Kirchen hat sie mehrere Orgeln, eine große dem Altare gegenüber und zwei kleine zu den Seiten des Chores.

Die Hauptmerkwürdigkeit von Krakau aber ist das Capitol oder die Akropolis der Stadt, oder, wie man hier sagt, der „Wavel", der befestigte Schloßberg mit seiner alten Königsburg und mit der Kathedrale der Stadt. Eine breite und schöne Auffahrt, ähnlich der, welche auf das Schloß in Edinburg führt, leitet auf die Schloß- und Kathedralenplätze, die auf dem Gipfel des Berges liegen. Fünfzig bis sechszig Könige zogen diese Straße, von welcher jeder Schritt eine prächtige Aussicht auf die Stadt, auf die Landschaft und auf die Karpathen gewährt, zweimal im Pompaufzuge hinauf, einmal zu Pferde, umgeben von den Magnaten, um in dem hohen Dome vom Primas des Reiches sich salben und zur Uebernahme des dornenvollen Amtes eines polnischen Königs weihen zu lassen, und das andere Mal, wo möglich noch von größerer Pracht umstrahlt, aber mit gebrochenem Auge, entthront, hingestreckt in der Schlacht oder gemordet von Verräthershand, gestorben im hohen Alter oder erdrückt von königlichen Sorgen und Nöthen, welche die unbändigen Großen des Polenreichs ihren Herrschern immer in Fülle bereiteten. Kaum gibt es irgend eine Kirche, die so reich an Königsgräbern und interessanten Monumenten wäre, wie dieser Krakauer Dom; selbst St. Denis ist kleiner, die Westminster-Abtei vielleicht interessanter. Am meisten gleicht der Anblick des Innern des Krakauer Domes der St. Veits-Kirche zu Prag, wie denn überhaupt die ganze Situation und Gebäude-Zusammenstellung des Krakauer „Wavel" sich mit dem Prager „Hradschin" passend vergleichen läßt, obgleich ohne Zweifel in Krakau Alles bei Weitem reichhaltiger und größer ist. Ihr Schmuck, wie der der sämmtlichen (24) Capellen, ihre Bildhauerarbeiten, ihre Gemälde, ihre Statuen und andere Ornamente setzen durch ihren Reichthum und Geschmack

den in das größte Erstaunen, der sich in Polen nach alter Weise Alles barbarisch und roh denkt. Mit sehr wenigen Ausnahmen liegen hier alle polnischen Könige vom 9. Jahrhundert an, sowohl die Piasten, als die Jagellonen, als auch endlich die Wahlkönige, die Bathorys, die Sobieskis u. s. w., begraben, und es dringt hier auf den Geschichtskundigen in engem Raume auf einmal der ganze überschwängliche Schwall von historischen Bildern und Erinnerungen, die sich an alle jene Namen knüpfen, mit fast überwältigender Gewalt ein. Der erste Piast, der Stifter der ersten Herrscherdynastie, Mizislaw, sein tapferer Nachfolger, Boleslaw, der erste König von Polen, und andere Piasten liegen in der antiksten, schmucklosesten Capelle beisammen, und einfache, kunstlos geformte Marmortafeln decken ihre Gräber. Die Monumente werden prachtvoller und mannichfaltiger, die Titel länger und die Inschriften pomphafter, je mehr man zu neueren Königen fortschreitet, und während in einigen der älteren Capellen 16 bis 20 Leichen königlichen Geblütes ruhen, nimmt in den folgenden oft eine allein eine Capelle ein. Man kann nicht genug die Kunst und Zierlichkeit bewundern, mit der diese Statuen gearbeitet sind, die ein Zeichen geben, wie hoch schon vor 300—400 Jahren die Künste in Polen geachtet wurden. Auch viele Privatpersonen, Feldherren und Bischöfe haben die Ehre eines Monuments in dieser polnischen Westminster-Abtei erhalten.

Es scheint bei den Polen Sitte zu sein, zum Andenken ihrer großen Männer künstliche Hügel zu errichten, offenbar die volksthümlichste Art von Monumenten für National-Helden, die von Weitem gesehen und begrüßt werden können, zugleich aber auch die dauerhafteste; denn weder wird ein Feind es der Mühe werth halten, die werthlose Erde mühselig abzutragen, noch bietet der überall glatte Kegel den Naturgewalten Anhaltspunkte der Zerstörung dar. So ehrt Krakau das Andenken seines Stifters Krak oder Krakus, des Erbauers des Schlosses und des ersten großen Herrschers in diesen Gauen, so wie das seiner Tochter Wanda durch zwei Gedächtnißhügel, den der Wanda hart an der Weichsel, wo sie, nachdem ihr Geliebter, ein deutscher Ritter, im Kampfe gefallen war, sich in den Fluß stürzte, den des Krakus auf den Gypsbergen im Süden des Flusses. Tausend Jahre nach ihnen gelangte nur noch Kosciusko zu der Ehre eines derartigen Mausoleums. Es ist merkwürdig, sowohl daß in dem ganzen vorhergehenden Zeitraume der polnischen Geschichte kein Held gefunden wurde, dem man gleiche Ehre erwiesen hat, als auch, daß man nun nach tausend Jahren wieder ganz und gar auf dieselbe uralte Monumentform zurückkam. Wenn es wahr ist, was das Volk sagt, daß mit Krakus die Geschichte Polens beginne, und wenn man es als einen Orakelspruch nehmen muß, was Kosciusko rief, als er im Schlachtgetümmel fiel — „finis Poloniae" —, so erscheinen diese beiden Hügel, der Krakushügel auf der südlichen und der Kosciuskohügel auf der nördlichen Seite der Weichsel, als die beiden Grenzmarken der pol-

nischen Geschichte, der eine am Anfang und der andere am Ende eines inhaltreichen Jahrtausends errichtet. Kosciusko genoß eine so allgemeine Liebe bei seiner ganzen Nation und selbst so aufrichtige Achtung bei seinen politischen Feinden, daß nicht nur aus ganz Polen, sondern auch aus dem Auslande reichliche Beiträge für sein Monument eingingen. Ja, sogar der russische Kaiser Alexander steuerte dazu bei. An der Aufschüttung des Hügels arbeitete man zwei Jahre lang, nicht nur mit gedungenen Tagelöhnern, sondern mit den vornehmsten Freiwilligen. Bürger, Rathsherren der Stadt Krakau und Edelleute, ja, sogar vornehme Damen fuhren zu dem Mausoleum die Erde zu. Jeder Pole, der während dieser Zeit durch Krakau reis'te, ließ sich die Ehre nicht nehmen, einen Schubkarren voll Erde zum Koscziuskohügel hingefahren zu haben. Der Hügel wurde 40 Meter hoch und hat mehr als 300 Schritte im Umfange. Schneckenwege und Blumenanlagen zur Seite führen auf seinen Gipfel, den schöne Linden beschatten. Von dem Ueberschusse der reichlich eingegangenen Beiträge kaufte man ein Grundstück an, auf welchem ein paar alte Krieger angesiedelt wurden, die für die Bewachung und Erhaltung der Anlagen sorgen.

---

154. Wieliczka.

(Nach Wilhelm Hamm, Wieliczka und Staßfurt, in „Unsere Zeit“, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Steinsalzwerk Wieliczka, ungefähr eine Meile nordwestlich von Krakau, auf dem nördlichen Abhange der galizischen Karpathenausläufer, ist, wo nicht das älteste, so doch das Jahrhunderte hindurch einzig bekannte und berühmteste Steinsalzwerk in Mitteleuropa, welches mit abenteuerlichen Ausschmückungen verbrämt worden ist, die zum Theil noch heute in den Gemüthern haften. Dasselbe umfaßt die Ablagerungen von drei Perioden übereinander, deren sintenartige Schichtungen deutlich erkennen lassen, daß sie durch Niederschlag aus Gewässern entstanden sind. Daneben haben Blähungen Statt gefunden, welche den Zusammenhang der Flöße, namentlich der oberen, zerrissen; ungeheure Salzkörper wurden losgetrennt, emporgehoben und versanken in der noch nicht consistenten Gebirgsmasse, welche sie umschloß, ehe sie erstarrte; die Risse und Schluchten des Hangenden wurden damit ausgefüllt, und so bietet die Saline neben der ganzen regulären Lagerung die allerseltsamsten, unerwartetsten Formationen und hat dem Studium der Geognosie großen Vorschub geleistet.

Kein Bergwerk der Welt enthält so viel Ueberraschendes; daher ist es seit alter Zeit ein Wallfahrtsort der Touristen gewesen. Durch den Tagschacht Danielowice fährt man in einer geräumigen Aufzugsmaschine für

6—8 Personen abwärts in wenigen Minuten und tritt in eine halb dunkle Halle, gewissermaßen den Vorsaal des Bergwerks. Dicht daneben befindet sich die Capelle St. Antonius, die mit ihren Altären, Kanzeln, Betschemeln, kolossalen Heiligenbildern von einem gewöhnlichen Arbeiter (1698) ganz aus dem festen Steinsalz herausgehauen ist. Früher wurde hier täglich eine Messe gelesen, neuerlich ist dieses aber nur noch an besonders festlichen Tagen gebräuchlich. Die sehr verbreitete Fabel, daß viele Bergleute im Schooße der Erde ihre Wohnungen hätten und niemals das Licht der Oberwelt erblickten, es auch hier an Hausthieren aller Art nicht fehle, reducirt sich darauf, daß ehemals, vor der Anwendung der Dampfkraft, eine Anzahl Grubenpferde in dem Werke gehalten wurden, welche allerdings selten wiederum das Tageslicht erblickten und sich in der Salzatmosphäre sehr wohl befanden, wie denn auch die großen Massen Holz, welche überall die Gewölbe stützen, wo es nothwendig ist, sich trefflich conservirt haben; Jahrhunderte alte Stämme haben das Ansehen von jüngst eingebrachten; die Luft ist rein, völlig frei von Miasmen, wenig wärmer als diejenige über der Erde; schlagende Wetter kommen nicht vor.

Von dem Schacht Antonio aus betreten wir durch ein Portal zunächst die Kammer Urszula, ein Gewölbe in abgebrochener Spitzbogenform, das sich mit seinen kolossalen Quadern und Säulen am besten ausnimmt von der seine Sohle überbrückenden Galerie, wenn in seiner fernsten Tiefe bengalische Flammen es beleuchten. Durch ein dunkles Thor treten wir sodann in die Kammer Michalowice, den großartigsten unter allen den unterirdischen Palästen (35 M. hoch), in dessen Mitte ein aus dem reinsten Krystallsalz gefertigter großer Kronleuchter (6 M. hoch, 3 M. Durchmesser) hängt, der nichts desto weniger klein erscheint. Von einer der gezimmerten Galerieen, welche die Kammer rings umgeben, erschallt die Musik, womit die geübte Grubencapelle den Besucher begrüßt. Der Eindruck, welchen die in dem ungeheuren Raume verschwimmenden Töne, verbunden mit der magischen, immer wechselnden Beleuchtung hervorbringen, ist ein unbeschreiblicher, tief nachhaltiger. Wieder in einem andern Raum stellen sich die Bergleute mit ihren Grubenlichtern, die wie irrende Glühwürmchen erscheinen, in zwei parallelen Ellipsen auf und führen unter dem Absingen von Bergmannsliedern Evolutionen aus. Man ist in das wundersame Reich der Gnomen eingetreten, und die fruchtbarste Phantasie wird überboten von dem, was hier die Sinne berückt. Nach längerer Wanderung durch verschiedene Strecken und Verhaue betritt man die Kammer Rosetti. Neue Ueberraschung — vor uns breitet sich ein spiegelglatter Salzsee aus; man besteigt eine bequeme Fähre, und während von der Höhe der weitgestreckten Wölbung herab die Töne der dem Auge gänzlich verborgenen Grubencapelle erschallen, beginnt die acherontische Fahrt; durch einen dunkeln Tunnel gelangt man in die um so glänzender erleuchtete Kammer Majer, deren

zackige Decke und Krystallwände das Licht glänzend widerstrahlen, bis es sich am Ausgange auf der riesigen Salzstatue des hl. Nepomuk völlig zu concentriren scheint. Den Schluß bildet die große Kammer Letow, welche zum Tanzsaale eingerichtet ist durch den General Suworow während der Besetzung Wieliczka's durch die Russen (1809). Die acht großen, von dem Gewölbe herabhängenden Kronleuchter, die Girandolen an den Wänden, die Bildsäulen der Galerie u. s. w., alles ist aus funkelndem Krystallsalz gefertigt und gewährt bei vollkommener Beleuchtung mit den farbigen Transparenten des Wappenportals und dessen Sonne einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Dicht daneben befindet sich die Kammer Wlodkowice, in welcher 1703 ein furchtbarer Tagbruch erfolgte, dessen Trümmer heute noch in grausenhaftem Chaos durch einander liegen.

Mit dieser Wanderung ist nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Bergwerks begangen, auch keineswegs alles Merkwürdige in der Tiefe erschöpft, wie z. B. die unterirdische Schweiz, von ihren zackigen Felspartieen so genannt, die sich bei reicher Beleuchtung ganz wundersam ausnehmen. Man hat berechnet, daß sämmtliche Schächte und befahrene Strecken aneinander gereiht, schon im Jahre 1840 eine Länge von 86 geographischen Meilen ausmachten, und heute beträgt dieselbe gewiß über 100 Meilen; denn jährlich werden neue, der Vorzeit angehörige, dann verlassene „Oerter und Verhaue" angebrochen. Auch der am 19. November 1868 in dem Querschlage Kloski erfolgte kolossale Wassereinbruch, für dessen Quelle Viele den Weichselstrom halten, hat den Betrieb des Ganzen nicht unterbrochen. Denn das ganze Grubengebäude läßt keinen andern Vergleich zu, als den mit einem soliden Hause von sieben Stockwerken; in seine Keller sind Wasser eingedrungen, das hindert die Bewohner der oberen Etagen nicht, in gewohnter Weise fortzuleben. Heute ist Alles wieder in Ordnung, und es bleibt nur die Erinnerung an die großen Kosten (der Dampfpumpen, des verlorenen Salzes u. s. w.), die dem Betriebe durch den viel berufenen Unfall aufgebürdet worden sind und noch werden.

Während das Steinsalzwerk Wieliczka von altem Ruhme zehrt und neuerdings durch jenen Unfall wieder vorübergehend die Augen der Welt auf sich gelenkt hat, haften diese mit dauerndem Interesse an einem zweiten nicht minder großen, vielleicht noch größern Steinsalzwerke jüngern Datums, dem von Staßfurt bei Magdeburg, welches zwar nicht die Merkwürdigkeiten und großartigen Eindrücke der galizischen Schwester bietet, dagegen für die Wissenschaft weit interessanter, für die Praxis (Urproduction und Industrie) weit bedeutender ist, weil hier zum ersten Male ganz unzweideutig die schwer löslichen Nebensalze (Kalisalze) des Meerwassers über einer ungeheuren Chlornatrium-Ablagerung in nahezu gleicher Mächtigkeit (in Schichten von mehr als 200 Meter) abgesetzt auftreten, und zwar in einer Reinheit, welche die aller Sudsalze übertrifft.

155. Lemberg.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Lemberg liegt in einem tiefen, sehr kleinen, vollkommen kreisrunden Gebirgskessel, dessen Wände die Stadt gerade in so großer Entfernung umschließen, daß sie sich darin bequem ausbreiten kann. Einige Theile der Vorstädte treten noch auf die Abhänge hinauf, und die obersten Ränder werden von Kirchhöfen, Klöstern und Burgruinen geschmückt.

Prags Situation scheint — bis auf den Fluß — am meisten Aehnlichkeit mit der von Lemberg zu haben, doch ist die Position von Krakau der von Lemberg bei Weitem vorzuziehen. Denn es fehlt bei Lemberg überall Fernsicht. Die Häuser, die Kirchen, die Art der Zusammenstellung der Gebäude, die Entwickelung des Straßennetzes, dies alles hat, wie überhaupt allgemein in den großen polnischen Städten, Wilna, Krakau, Posen, Gnesen u. s. w., sehr viel Aehnlichkeit mit dem Wesen der alten deutschen, im Mittelalter entstandenen Städte. Es gibt viele Gegenden in Lemberg, wo man in Magdeburg, Nürnberg oder Frankfurt am Main zu sein glaubt. Es erklärt sich dies leicht aus der langjährigen Berührung und Verbindung der Polen mit den Deutschen.

Lemberg wurde gleich nach dem Falle von Halitsch bedeutend, indem unter der Polenherrschaft alles Leben von Halitsch in Lembergs Mauern überging. Es enthält daher nicht wenige antike Gebäude, die von seiner damaligen Bedeutsamkeit zeugen. Am Markte stehen mehrere alte Paläste polnischer Großen, worunter auch ein schwarzes, aber in edlem, echtgothischem Stile gebautes Haus von Stephan Bathory, welcher hier eine Zeit lang residirte. Viele Kirchen stammen ebenfalls aus jener alten Zeit Lembergs. Von den beiden Universitäten Galiziens wird in Krakau der Unterricht überwiegend in polnischer, in Lemberg dagegen in deutscher Sprache ertheilt. Die Folge davon ist, daß die Krakauer Universität an wissenschaftlicher Bedeutung wie an Frequenz Lemberg bedeutend nachsteht, wiewohl dieses der medicinischen Facultät entbehrt; ja trotz der deutschen Sprache gelingt es der Lemberger Universität, mit nur drei Facultäten fast eben so viele Zuhörer polnischer Nationalität zu gewinnen, wie die Krakauer, wogegen diese auf die Deutschen und Ruthenen gar keine Anziehungskraft ausübt. Das Verhältniß würde für die Lemberger Universität noch günstiger sein, wenn ihr nicht durch die Einführung des Polnischen als Unterrichtssprache an den Gymnasien der Boden unter den Füßen weggezogen würde. Während Krakau in den letzten 100 Jahren immer mehr und mehr von seiner ehemaligen Größe herab sank, stieg dagegen Lemberg so, daß man es jetzt —

mit einziger Ausnahme etwa von Warschau — entschieden für die blühendste, lebendigste und größte polnische Stadt nehmen kann.

Auch hier ist der Dom, die Kirche der Katholiken, mit Monumenten polnischer Großen, Marschälle, Feldherren und Reichswürdenträger gefüllt. Lemberg hat nicht weniger als drei Erzbischöfe: einen katholischen, einen griechisch-unirten und einen armenischen. Galizien bis Lemberg und das östliche Ungarn sind die letzten europäischen Länder im Westen, in denen sich der merkwürdige Volksstamm der Armenier, der in seinem Handelsgeiste und seiner weiten Verbreitung über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus so viel Aehnlichkeit mit den Juden besitzt, sporadisch angesiedelt hat.

Die Rathhäuser der großen polnischen Städte liegen gewöhnlich von allen anderen Häusern isolirt, mitten auf dem Hauptplatze der Stadt, dem sogenannten „Ringe" oder Markte, so in Warschau, Krakau, Wilna u. s. w., und so auch das in Lemberg, ein so ansehnliches und schönes Gebäude, wie nur wenige deutsche Rathsherren sich eines solchen rühmen können. Es umfaßt mit seinen vier hohen und beinahe gleich langen Flügeln einen viereckigen Hof. Rund um das Gebäude herum, mit den besten Häusern und Kramläden der Stadt besetzt, läuft der geräumige „Ring", in der Regel von Käufern und Verkäufern sehr belebt.

---

156. Die Bukowina im Vergleich zur Moldau.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Dieses hübsche Ländchen bildet nach Norden die äußerste Spitze der großen, von den Dako-Romanen (Walachen) bewohnten Ländermasse, die sich von hier aus 150 Meilen weit nach Süden bis über die Donau hinaus und tief in die griechische Halbinsel hinabzieht. Wie alle Grenzländchen hat die Bukowina in den heftigen politischen Stürmen, welche diese jetzt so freundlichen Gegenden bewegten, häufig ihren Herrn gewechselt und wurde bald von den Polen in Besitz genommen, bald von den Moldauern revindicirt. Ursprünglich aber hörte sie entschieden den letzteren an; denn nicht nur die Grundbevölkerung des Landes ist moldauisch, was sie wahrscheinlich schon seit uralten Zeiten war, da mit äußerst wenigen Ausnahmen die Benennungen aller kleinen und großen Flüsse und Berge des Landes nicht slavisch, sondern moldauisch sind, sondern auch neben den geselligen Verhältnissen des Landes sind alle seine physikalischen Zustände ganz dieselben wie in der übrigen Moldau, in der Bukowina wie in der Moldau und Bessarabien der Anbau des „Popescho" oder „Kukurus" (Mais), hier wie dort noch Weinbau, Buchen- und Eichenwälder, Wassermelonen, die eben so wie der Mais dann nicht über die Grenzen der Bukowina weiter nach Norden hin vordringen.

In der Bukowina, wie in der Moldau, arbeitet der Bauer nach dem alten „Ghika'schen Chryson" (Gesetzbuche) des Jahres zwölf Tage seinem Herrn. Die Familien und Familiennamen dieser Herren sind in der Bukowina ganz dieselben wie in der Moldau und Walachei, alte walachische Familien, die von uralten Zeiten her, und griechische, die seit dem byzantinischen und türkischen Kaiserthume im Besitze der Güter sein mögen. Die Familien sind von früheren Zeiten her gräcisirt, und der Adel verkehrt unter sich mittelst der griechischen Sprache. Durch von Wien ausgehende Einflüsse fangen sie jetzt an, sich zu germanisiren, sie lernen Deutsch und Französisch, nennen sich Barone und Grafen und kleiden sich fast ohne Ausnahme deutsch. Viele von ihnen sind in der Moldau, Bessarabien und der Bukowina ansässig und somit drei Kaisern zugleich unterthan, eben so wie auch manche polnische Große ihre Besitzungen unter drei verschiedenen Sceptern haben.

Charakteristisch für die geographische Lage des Ländchens ist es, daß sein jetziger Name Bukowina, welches so viel als Buchenland oder Buchenwald bedeutet, aus den Kämpfen der Polen mit den Moldauern hervorging. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts schlug Stephan der Große, Fürst von der Moldau, zwischen dem Pruth und dem Dniestr die Polen, eroberte ihr Lager, erlegte die meisten und machte über 20,000, die meistentheils Edelleute waren, zu Gefangenen. Als ihm nachher der König Albrecht von Polen für die Auslösung derselben eine große Summe Geldes anbot, schlug Stephan dieselbe aus, weil er sich ein solches Siegeszeichen errichten wollte, welches seine Triumphe auch noch in den künftigen Jahrhunderten verkünden sollte. Zu dem Ende spannte er alle 20,000 Polaken, Gemeine und Edelleute, an den Pflug und ließ das ganze Schlachtfeld umpflügen und mit Buchensamen besäen. Dieser Samen wuchs dann zu weitläufigen und schönen Wäldern auf, welche die Polaken nun „Bukowina" nennen, indem sie niemals ohne Thränen von jenem Orte Meldung thun. Noch jetzt zeugen zahlreiche Gräber, Ueberreste von Schanzen und Circumvallationen von den vielen Kämpfen, die auf diesen ebenen Grenzfeldern die Türken, Polen, Ungarn, Moldauer, Russen und Tataren von jeher sich unter einander lieferten.

Ein Theil der Bukowina, etwa 31 Ortschaften jenseit des Pruth umfassend, ist russisch geworden, das ganze Uebrige aber seit 1775 österreichisch. Das Land hat unter seiner jetzigen Regierung außerordentlich gewonnen und zählt jetzt über ½ Mill. Einwohner (gegen 120,000 im J. 1788), von denen die größere Hälfte Slaven, die kleinere Walachen oder Dako-Romanen sind. Diese außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung mag zum Theil durch Einwanderung von Deutschen, welche sich in den Städten als Bürger, Kaufleute und Handwerker niederließen, und von Rusniaken, welche als tüchtigere Arbeiter den eingeborenen Moldauern vorgezogen werden, bewirkt

worden sein, zum Theil aber auch, und insbesondere durch Verbesserung der Verhältnisse der geringeren Volksclassen, deren sich die österreichische Regierung energisch annahm.

Die Bukowina wird von Westen nach Osten von vier einander parallelen Flüssen durchflossen, dem Pruth, dem Sereth, der Sutschawa und der Moldawa, durch die sie in eben so viele parallele große Thäler getheilt wird, und man kann das hübsch bewaldete und stark angebaute Land als das obere Quellengebiet dieser vier Flüsse bezeichnen, zugleich aber als die Wiege der Moldau; denn nicht nur entspringt hier der Fluß Moldawa, der dem ganzen Lande den Namen gab, sondern es liegt in seinen Grenzen auch die ehemalige alte Hauptstadt der ganzen Moldau, Sutschawa, von wo aus erst später die Residenz nach Jassy verlegt wurde und von welcher Stadt sich noch heute der moldauische Metropolit benennt.

Von den drei wichtigeren Städten des Landes liegt jede in einem der drei Haupttheile des Landes, da wo dieselben ihren Gebirgscharakter verlieren und die Ebene beginnt, Tschernowize am Pruth, Sereth am Sereth, Sutschawa an der Sutschawa. So wenig sich das übrige Europa darum kümmern mag, so wird doch Tschernowize von den russischen Beamten aus Chotin, Kamenjez und dem benachbarten Bessarabien besucht, um dort guten Ungarwein zu trinken und ihren Frauen hübsche Wiener Waaren zu kaufen. Nirgends so schroff wie hier scheint russisches und deutsches Wesen einander gegenüber zu stehen; die Stadt gleicht einer Vorstadt von Wien, freilich 150 Meilen von der Hauptstadt entfernt.

157. Salzburg und das Salzkammergut.

(Nach H. Beitzke, die Alpen, mit Zusätzen bearbeitet vom Herausgeber.)

Salzburg, die Hauptstadt des ehemaligen berühmten Erzstiftes und noch jetzt die Hauptstadt des Herzogthums Salzburg, liegt in der Ausmündung der breiten, schönen Thalebene in die allgemeine Hochfläche von Baiern, an beiden Ufern der grünen Salza, die sich gerade in der Stadt nordwestlich wendet, also an der Schwelle des Gebirges. Am linken Ufer der Salza, hart an dem Stadttheile, erhebt sich frei aus der Thal-Ebene der Mönchsberg, mit dem stolzgethürmten festen Schloß Hohensalzburg, jetzt zum Theil als Caserne und als Gefängniß benutzt. Der Berg stürzt senkrecht mit nackten Felsen unmittelbar gegen die Häuser der Stadt ab, so daß man auf Treppen in die Höhe steigen muß. Gegenüber, hart am rechten Ufer der Salza, erhebt sich der Capuzinerberg, in mehr runder Form, noch 60 M. höher als der Schloßberg. Er ist ganz mit Buchen- und Eichengehölz überdeckt, so daß man von seinem Gipfel keine freie Umsicht hat.

Zwischen dem Mönchs- und Capuzinerberge strömt die Salza hindurch. Beide Stadttheile sind durch eine hölzerne Brücke verbunden. Die Stadt hat nicht weniger als 26 Kirchen und 8 (meist aufgehobene) Klöster; aber keine Kirche, selbst nicht der Dom des heiligen Ruprecht, imponirt durch seine Masse. Sie sind alle in italienischem Geschmacke erbaut; so auch das Schloß Mirabell im nördlichen Stadttheile. Ueberhaupt gewahrt man mit Ueberraschung eine italienische Stadt, mit aller Pracht südlicher Bauart, am Nordfuß der Alpen, in der Nachbarschaft des ewigen Schnees.

Die Schönheit der unmittelbaren Lage der Stadt wird noch bedeutend erhöht durch ihre weiteren Umgebungen. Gegen Westen über die grüne Ebene hin, 1½ Meile entfernt, erhebt sich der zackige Felsenrücken des Staufen; gegen Südost, nur 1 Meile entfernt, die steil emporstarrende würflige Masse des durch vielfache Sage berühmten Untersberges, etwas weiter gegen Süden, thalaufwärts, 3½ Meile entfernt, treten die gewaltigen Formen des hohen Göll hervor, dessen kahle Spitzen fast immer mit Schnee bedeckt sind. Etwas links rückwärts fallen die hohen Kalkmassen des weit über vorliegende Almen sich erhebenden Tännen-Gebirges ins Auge, mit Ausnahme weniger Wochen ganz mit Schnee bedeckt. Dieses erhabene Alpenpanorama umgürtet die grüne, blühende Vega von Salzburg. In derselben liegt zunächst zu den Füßen das Schloß Leopoldskron, ½ Stunde entfernt, an einem großen Teiche; das Lustschloß Hellbrunn, 1 Stunde südlich, am Ende einer schönen Buchen- und Linden-Allee, mit einem großen Garten im ältern Stil und mit einer nicht unbedeutenden Wasserkunst; 1 Stunde südostwärts, am Fuße des Gaisberges, der Park Aigen, vom Eichen- und Buchen-Abhange des Gaisberges gebildet, der fürstlichen Familie von Schwarzenberg gehörig, der in Rücksicht seiner erhabenen Prospecte in ganz Mittel-Europa kaum seines Gleichen haben dürfte.

Die hohe Schönheit der Lage von Salzburg als Stadt, der Anblick eines imposanten, wunderbaren Alpenpanorama's, welches eine blühende Thal-Ebene umfaßt, der Gegensatz von Hochgebirge und Ebene, welche sich nordwärts unabsehbar ausbreitet, die verschiedene zauberhafte Beleuchtung im Laufe eines Sommertages bei hellem und wolkenbedecktem Himmel erheben die Lage und Umgebung von Salzburg zu einer der schönsten im Alpengebiete; die der Städte am Südfuß der Alpen, auch die von Como und Bassano, übertrifft sie weit, und in der Schweiz möchte sie nur die von Genf und Lausanne wegen der großartigen Schönheit eines weiten Wasserspiegels übertreffen, wiewohl Salzburg wieder Schönheiten anderer Art hat, die jene Seestädte entbehren. Salzburg ist das wahre Eldorado der Landschaftsmaler. Auch hat es den Ruhm, das größte musikalische Genie, W. A. Mozart, hervorgebracht zu haben. Der erhabene Eindruck dieser Gegend und ein unbestimmtes Gefühl, daß sie wohl werth wäre, die Residenz eines Kaisers zu sein, hat in der Volkssage den Palast Kaiser Karl's des Großen in den

Untersberg versetzt, wo er nun schon, seitdem er von der Erde verschwunden, mehr als tausend Jahre sitzt, um eines Tages aufzustehen und wieder über das Deutsche Reich zu herrschen.

Damit aber so viel Reizen auch der Gegensatz nicht fehle, hat Salzburg bei der ziemlich hohen Lage, bei der nahen Nachbarschaft der Hochgebirge und am Ausgang eines Querthals, welches der Föhn bestreichen kann, ein sehr veränderliches Klima. Der Winter ist strenge, der Frühling kühl, Wind und Regen sind sehr häufig. Der Sommer ist heiß und schwül und reich an Gewittern, die sich mit heftigen Regengüssen entladen. Dagegen ist der September und noch der späte Herbst meistens sehr rein und schön.

Das Salzkammergut oder die „österreichische Schweiz", das Gebiet der obern Traun, bietet, wie kaum ein anderer Theil der Ostalpen, auf beschränktem Raume (15 □-Meilen) eine Fülle von großartigen Scenerien, im reichsten, anziehendsten Wechsel. Kein anderes Thalgebiet der Alpen hat so viele und so mannichfach gestaltete Seen aufzuweisen, von denen jetzt (1874), trotz ihrer geringen Ausdehnung, vier mit einem Dampfschiffe, wenigstens in der bessern Jahreszeit, befahren werden. Den Zwischenraum zwischen denselben füllen lachende Gegenden mit freundlichen Marktflecken und Dörfern, zum Theil auch mit industriellen Anlagen zum Fördern, Versieden und Fortschaffen des Salzes (daher „Salzkammergut" = Salz-Domäne).

Noch im Quellgebiete der Traun liegen der Grundelsee und der Alt-Aussee. Der Marktflecken Aussee besitzt ein uraltes Salzwerk, welches täglich 500 Ctr. Salz liefert und ganz Steiermark und Kärnthen mit Salz versorgt. Wegen seiner großartigen Umgebung und der einfachen Lebensweise wird derselbe als Curort dem vornehmern und theurern Ischl (s. unten) vorgezogen. Durch die bei Aussee zusammengerauschten Gewässer hat die Traun schon Kraft genug gewonnen, um südwestlich zum Hallstatter See durchzubrechen. Dieser hat, namentlich in seinem südlichen Theile, Aehnlichkeit mit dem Königssee bei Berchtesgaden (s. S. 448), und wenn man auch im hohen Sommer keine Schneespitzen sich in seinen Fluten abspiegeln sieht, so findet sich dagegen mehr Anbau, ein gleichnamiges Städtchen, ein Salzwerk und in seiner Nähe der schönste Wasserfall des Salzkammergutes, der Waldbachstrub, welcher von einer 100 M. hohen Felswand in zwei mächtigen Strahlen, die sich unterwegs wieder vereinigen, in Schaum und Gischt aufgelöst, herabstürzt. Der Marktflecken Hallstatt (d. h. Salzstätte) lehnt sich dicht an den steilen Abhang des Salzberges; fast jedes Haus hat einen Schuppen für die Schiffe. Am Westufer mündet durch einen engen Schlund das Gosauthal, in dessen Hintergrunde die beiden kleinen Gosauseen (der „vordere" und der noch kleinere „hintere"), äußerst malerisch eingefaßt, die Eisfelder des Thor- und Dachsteins abspiegeln.

Dem Lauf der Traun folgend, gelangt man nach Ischl (celtischer Name?), dem Mittelpunkte und Hauptorte des Salzkammergutes, welcher

seit der Einrichtung der Soolbäder (1822) als Curort einen europäischen Ruf erlangt hat und der zeitweilige Aufenthaltsort der kaiserlichen Familie geworden ist. Kaum anderswo findet man so viele anmuthige versteckte Plätzchen (Carolinen-Panorama, Sophien-Esplanade, Franz Josephs-Platz, Calvarienberg u. s. w.), wohin Lustpartieen zu unternehmen sind, und vor Allem bietet der prächtige Park hinter der kaiserlichen Villa eine lohnende Aussicht auf den lieblichen Thalkessel mit seiner großartigen Umgebung, bei höherm Standpunkte auch auf die Gletscher des Dachsteins im Süden.

Die Traun fließt bei Ebensee in den Traun- oder Gmundener See, den interessantesten des ganzen Salzkammergutes, durch den Contrast des Lieblichen und Erhabenen so reizend gestaltet, wie kaum ein anderer See diesseit der Alpen. Das hohe Ufer des über 3 Stunden langen und 1 Stunde breiten Sees endet auf der linken Seite mit dem auf einer vorspringenden Landzunge gelegenen Flecken Traunkirchen. Dann folgt ein vortrefflich angebautes Hügelland, aus welchem bei Altmünster das Schloß des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este († 1867), jetzt des Grafen von Chambord, hervorragt. Am Ausfluß der Traun aus dem gleichnamigen See liegt auf sanften Hügeln das Städtchen Gmunden am linken Ufer, mit einer Vorstadt an dem rechten Ufer, das den ganzen See entlang wegen der Steilheit der hohen Felsenwände (der Traunstein, 1700 M.) unbewohnbar und den Schiffern gefährlich ist. Das freundliche Städtchen wird in neuester Zeit ebenfalls als Curort stark besucht. Man genießt von hier einen wahrhaft bezaubernden Rückblick auf den scheinbar in einem Gebirgsschlunde verschwindenden See und dessen eben so liebliche als grandiose Gebirgsumgebung, im Hintergrunde abgeschlossen durch Berge, die nur im hohen Sommer ihre Schneedecke verlieren. Nach ihrem Ausflusse aus dem smaragdgrünen See bildet die Traun einen sehr malerischen (etwa 14 M. tiefen) Fall, den Traunfall, neben welchem ein Canal, der „gute Fall", schon im 16. Jhrhdt. erbaut worden, auf welchem die schwer beladenen Salzschiffe in kaum einer Minute zur Traun herabgleiten, die dadurch vom Hallstatter See bis zu ihrer Mündung in die Donau (unterhalb Linz) schiffbar ist.

Außer dem oben genannten Gosauthale gibt es noch zwei andere westliche Nebenthäler der Traun: 1) das Ischl-Thal mit dem St. Wolfgang-See am Fuße des Schafberges, welcher wegen seiner Lage zwischen dem Hochgebirge und dem Flachlande, wegen des Contrastes der Pracht und Majestät der von Schnee und Eis starrenden Alpengipfel mit dem blühenden sanften Hügellande und dessen freundlichen Ortschaften, so wie wegen der vielen anmuthigen Seen, die ihn umgeben, mit Recht der „Rigi des Salzkammergutes" heißt. Die Aussicht ist wohl die schönste, wenn auch nicht die großartigste im österreichischen Alpenlande, wird aber nur zu oft durch plötzlich den Berg umhüllende Nebelmassen vereitelt. 2) Das andere Nebenthal ist größtentheils mit stehenden Gewässern ausgefüllt und entbehrt daher

eines allgemeinen Namens; es sind dies zwei kleinere Seen: der Fuschel- und der Zeller See und zwei größere: der Mond- und der Attersee. Der Mondsee, welcher seinen Namen wohl von seiner gekrümmten Form erhalten hat, liegt am Nordfuße des Schafberges. Der freundliche Flecken Mondsee am äußersten Nordwestufer enthält eine ehemalige (schon 739 gestiftete) Benedictiner-Abtei, jetzt Residenz der fürstlichen Familie von Wrede, seitdem der baierische General Wrede das stattliche Gebäude sammt der Herrschaft von Napoleon I. als Belohnung für seine Kriegsthaten zum Geschenk erhielt. Der Abfluß des Mondsees, die Ach, erreicht nach kaum halbstündigem Laufe den Attersee (auch Kammersee von einem Schlosse der gräflich Khevenhüller'schen Familie genannt). Dieser ist zwar der größte von den Seen Oberösterreichs, steht aber seinen Nachbarn hinsichtlich der landschaftlichen Reize bedeutend nach, denn er ist nur in seinem südlichen Theile von ansehnlichen Bergen eingefaßt, im nördlichen Theile nur von Hügelland. Der Marktflecken Schörflingen am Ausflusse der Ager aus dem See verdient kaum diesen Namen, und den Ufern fehlt es, trotz der Dampfschifffahrt, an Leben und Bewegung. Die Hauptnahrungsquelle der (etwa 20,000) Bewohner des Salzkammergutes ist die Arbeit in den Salzwerken; der Feldbau ist kaum lohnend, wohl aber der Wiesenbau und die Rindviehzucht.

---

158. Tirol im Vergleich mit der Schweiz.

(Nach Joh. Gabr. Seidl, Wanderungen durch Tirol und Steiermark, und Ad. Schaubach, Die deutschen Alpen.)

Tirol wird nicht mit Unrecht die Schweiz des österreichischen Kaiserstaates genannt. Daß die Schweiz einen größern Reichthum an wahrhaft erhabenen Partieen, an riesigen Alpen-Kolossen, an üppig umbordeten Seen, an staubsprühenden Sturzbächen, an meilenumfassenden Fernsichten darbietet, daß sie's dem Wanderer bequemer macht, ihm mehr Comfort darbietet, ihm für sein Geld mehr gibt als Tirol, läßt sich nicht läugnen, — aber Tirol ist reicher an echt romantischen Gegenden, an lieblichen, von himmelanstrebenden Bergen umrahmten Thälern, an bescheidenen, aber lauschigen Wasserbecken, die, wie Perlentropfen in der Smaragdschale der Bergkessel, glänzen, an malerischen Bergruinen, um deren Gestein der Geist der Sage weht, an zwar minder grandiosen, aber desto anmuthigeren Wasserfällen, welche eben dadurch, daß sie sich suchen lassen, um so reizender werden. Und wer nicht bloß reis't, um Gegenden, sondern auch um Menschen kennen zu lernen, dem bietet Tirol so manches Fleckchen dar, wo sich das alte Sprüchwort von Tiroler Treue und Ehrlichkeit noch vollkommen rechtfertigt.

Die heilige Zahl „Drei" spielt in allen Formationen und Eigenthüm-

lichkeiten Tirols eine wichtige Rolle. Drei Alpenzüge ziehen sich, als ein Theil der himmelhohen Scheidewand zwischen Deutschland und Italien, in einem Halbmonde durch Tirol, zwischen den gewaltigen Grenzpfeilern des Ortlers im Westen und des Groß-Glockners im Osten. Fester Granit, in seinen Abdachungen von Schiefer begleitet, ist der mittlere Zug, welcher das Herz des Landes durchschneidet und es in Nord- und Süd-Tirol theilt, während die beiden anderen, dem Flötzkalk angehörig, reich an Mineralien aller Art, der eine die Südgrenze gegen die Lombardei, der andere die Nordgrenze gegen Baiern bilden. Drei Fernerstöcke, das ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckte Gebirgsreihen, erstrecken sich doppelarmig von der Schweizergrenze durch das ganze Land, der erste und größte vom Oetzthale aus durch alle angrenzenden Nebenthäler; der zweite östlich vom Brenner durch zahlreiche Thäler über das Tauerngebirge bis zum Groß-Glockner; der dritte vom Hochgebirge zwischen der Adda und der Etsch, rings um den Ortler, bis in die Gebirge des bündnerischen Inn und der Adda. In ewiger Thätigkeit wachsend, sich ausbreitend und vorrückend, bilden sie den erhabenen Gegenstand unzähliger Sagen und Geschichten von vernichteten Ortschaften der Thalregion, von versunkenen Menschen, von ausgegossenen Seen und Wildbächen. In ihrem Gebiete donnern auch die furchtbaren Lawinen oder Lahnen, welche der Wanderer, der seinen Stab nur im Sommer auf diesen Boden setzt, gewöhnlich nur vom Hörensagen kennen lernt. Auch bei ihnen hat die Zahl „Drei" ihre Bedeutung, denn auf dreifache Art sind sie der Schrecken der Bewohner. Da lösen sich Schneetheilchen durch's eigene Gewicht ab, und vergrößern sich im Falle, und schieben sich, langsam und gemessen, Alles vor sich her aufleckend, mit fürchterlichem Gepolter ins Thal hinab; das sind die Schneelahnen. Oder die Schneemasse an gewissen Plätzen, welche fast jährlich dieses Schauspiel darbieten, schält sich los, und zerfliegt, im donnernden Sturz, in perlenden Schneestaub; das sind die Staublahnen. Oder die Schneelasten schmettern, von fürchterlichen Stürmen beflügelt, schon durch den Luftdruck Alles zerschellend und erdrückend, mit Blitzesschnelle von den Höhen herunter, indem sie Bäume wie Halme knicken, Hütten wegfegen, Felsen zersplittern, und überall die gräuelvollen Spuren ihrer unwiderstehlichen Sturzkraft zurücklassen; das sind die Windlahnen, die trockenen und die nassen, letztere noch gefährlicher, weil sie sich nicht, wie jene, auf die höchsten Gebirgsgegenden allein beschränken.

So wie Tirol drei Hauptgebirgszüge hat, so zählt es auch drei Hauptthäler: das Innthal, das längste, das Etschthal, dem Flächen-Inhalte nach das bedeutendste, und das rauhe Pusterthal. An diese Thäler schließt sich eine Anzahl von Neben- und Zuthälern an, deren jedes seine eigenthümlichen Naturschönheiten, Sitten, Gewohnheiten, Sagen und Erzeugnisse aufzuweisen hat, in welchem Wechsel eben Tirol seinem westlichen Nachbarlande den Vorrang abgewinnt, wiewohl es keine eigentliche Ebene

besitzt. Diese Thäler sind wahre Schatzkammern der Natur, in welchen in überraschender Mannichfaltigkeit Alles aufgespeichert ist, was dem empfänglichen und wißbegierigen Wanderer Interesse gewährt: alterthümliche Städte, epheuumrankte Schloßruinen, liebliche Rebenhügel, groteske Felsenmassen, mächtige Dolomitpfeiler, spiegelnde Seen, heilsame Mineralquellen, reinliche Gehöfte, einsame Sennhütten, üppige Berghalden mit duftigen Alpenkräutern, und hin und wieder Denkmäler der Vergangenheit und stumme Zeugen vielgeprüfter Treue und vielversuchten Heldenmuthes.

Den drei Hauptgebirgszügen entsprechen ferner drei Haupt-Stromgebiete. Der Inn, der vollufrige Alpensohn, in Graubünden entsprungen, hat sich durch die Felsenschlucht Finstermünz seinen Weg ins Land hereingebrochen, welches er in einer Länge von 26 Meilen durchströmt, und, durch viele Wildbäche geschwellt, verläßt, um über baierischen Boden der Donau entgegenzuströmen. Die Etsch eignet sich das südliche Stromgebiet zu, welches ganz dem adriatischen Meere angehört. Sie kommt, auf dem hohen Berührungspunkte der Granit-Scheidewand und des Kalkgebirgszuges im westlichen Tirol, aus dem Reschen-See hervor, fließt das ganze Vintschgau und Etschthal entlang, und strömt, von ansehnlichen Gewässern, welche ihr aus den großen Seitenthälern zufließen, und von manchem tobenden Wildbache verstärkt, auf das Gebiet von Verona. Minder ausgedehnt ist das Stromgebiet des tirolischen Rhein, welcher die Westgrenze von Vorarlberg bespült und dessen Bergströme und Bäche mit sich nach Deutschland führt. Die Drau, welche ihre Wiege im östlichsten Winkel des Pusterthales hat, bleibt in Tirol noch Kind, und erwächst erst im benachbarten Kärnthen zur lebenskräftigen Nixe. Eben so geht es der südöstlichen Brenta und der südwestlichen Sarca (später Mincio); auch sie bleiben auf tirolischem Boden noch Kinder, letztere aber ein recht wildes, ungestümes, welches bisweilen, wie rasend, um sich schlägt, und im boshaften Uebermuthe, was ihm in den Weg kommt, zertrümmert. Die schroffen Abhänge der Alpen, welche das Land nach allen Richtungen durchkreuzen, treten den reiselustigen Gebirgsbächen allenthalben so hemmend entgegen, daß die Ungeduldigen in ihrem Ungestüme nichts Besseres zu thun wissen, als durch einen kühnen Sprung ins Thal sich zu befreien. Darum hat fast jedes Thal seinen Wasserfall, und jeder Wasserfall seinen eigenthümlichen Reiz.

Wenden wir uns jetzt zu den Seen, dem Einzigen vielleicht, woran Tirol der Schweiz nachsteht, indem es den herrlichen Garda-See im Süden, in welchen es seine Grenze nur auf zwei Meilen hineinzieht, und den großartigen Bodensee im Nordwesten, von welchem es nur vier Meilen sein nennt, den Nachbarländern abtreten muß. Eigen nennt es zwar viele, aber größtentheils nur unbedeutende Alpenseen, unter welchen der dunkle Achen-See (an der baierischen Grenze) der interessanteste sein dürfte.

Kein Land bietet wohl dem Künstler fast jeden Faches so vielartigen

Stoff, als das wahrhaft großartige Tirol. Alles hat hier einen poetischen, romantischen Anstrich; der Wildschütze in seinem Elemente und Leben ist schon ein reichhaltiger Gegenstand der Kunst; die Sennerin mit ihrer Hütte, Alpe und Heerde; die Ferner in ihrer glühenden Pracht; die Bäche in ihren schäumenden Stürzen; die Kirche mit ihrer Gemeinde in der bunten Volkstracht am Sonntage; das Bauernhaus, hier als braunes Blockhaus mit seinen Umgängen und Schnitzereien, dort als burgähnlicher massiver Bau mit Erkern und bunten Wandgemälden; der Bauer hier im Kampfe mit den Elementen, dort mit den Feinden des Vaterlandes; ein Sandwirth Hofer, der durch seinen Tod seine Größe als Mensch besiegelte; Speckbacher, die Pontlatzbrücke, der Brenner sind so gut classische Namen als Thermopylä und Sempach. Oder man blicke zurück in die frühere Geschichte, in die Romantik des Mittelalters, und der romantischste Kaiser Deutschlands begegnet uns: hier in der Felsennische der Martinswand, dort in seinen Jagdschlössern. Oder will man ihm mit seinem ganzen Gefolge begegnen, so betritt man die Hallen der Hofkirche in Innsbruck; hier umstehen sein prächtiges Denkmal die ehernen Standbilder seiner geistig und leiblich Verwandten, die Helden der Tafelrunde, des Nibelungenliedes und der Habsburger, und nur wenige Schritte davon steht Hofer's Standbild auf seinem Grabe; auf sonnigem Hügel, in weitausschauender Gegend, in der Nähe der Hauptstadt, prangt die ehrwürdige Feste Ambras, wo Ferdinand und Philippine Welser lebten, wo lange Zeit ein glänzender Hof gehalten wurde. Im Oetzthale umgaukelt uns allenthalben die Sage in unzähligen Gestalten, bald düster gefärbt, wie das Gemüth des Wanderers in den wilden Thalengen, bald heiter, wie die sonnigen Thalbecken. Hat man nach mehrtägiger Wanderung das Ende erreicht, wo der grüne Boden unter das Eis der Ferner kriecht, wo kein Baum, nur die Felswand noch schattet, wo schaurige Eislüfte die Gemeinde armer Schafhirten umwehen, so ist auch dieses nicht nur ein erhabener Tempel der Natur, sondern auch der romantisch-geschichtlichen Sage; hier oben in diesen Eiswüsten barg sich der große Friedel mit der leeren Tasche, verfolgt vom Banne der Kirche und der Acht des Kaisers, von Adel und Fürsten, selbst seinen nächsten Verwandten; hier in der Oberwelt fand er Schutz und gastliche Aufnahme unter schlichten Bauern und Hirten, wie einst Gustav Wasa, und wichtig waren die Folgen dieser Volkstreue bis auf den heutigen Tag. Auf grün umbuschtem Hügel steht die Burg Petersberg, der Geburtsort der Margaretha Maultasch, welche im 14. Jahrhundert Tirol an Böhmen und dadurch an Oesterreich brachte. Zieht man von der Hauptstadt nach Süden über den Brenner, so ruft dort oben die Kalkfelswand der Waldrasterspitze die Sage der heiligen Waldrast ins Gedächtniß, und in der Nähe vielleicht das einsame Wirthshaus den Mittelpunkt der siegreichen Tage am Berge Isl. Im Süden des Berges liegt das römische und durch das Jahr 1809 classische Sterzing. Dort, wo

sich der Eisack einschneidet in der dunkeln Porphyrwände, wo Dämmerung den Wanderer umfängt, da leuchtet der weiße Dolomit des Schlern aus verklärter Höhe herab; steigt man zu ihm hinan, so umfängt uns bald düsterer Waldesschatten, und aus dem dunkeln Hauensteiner Forste ragt die Feste Hauenstein, der Sitz des ritterlichen Minnesängers Oswald von Wolkenstein. Bei Bozen erschließt sich eine schattige Kluft, das Sarnthal, mit der halbverfallenen Feste Runkelstein, einst ebenfalls Sitz ritterlicher Minnesänger. Von Bozen im Etschthale aufwärts befindet man sich in einem Amphitheater und Kranz von Burgen, wie es wohl selten eine Gegend aufzuweisen hat; in der Mitte liegt die alte Hauptstadt des Landes, Meran, mit ihren vielen romantisch-geschichtlichen Erinnerungen, darüber das alte Schloß Tirol, und südlich gegenüber, auf dem rechten Ufer der Etsch, Schloß Lebenberg, mit reicher südlicher Vegetation. Das Seiten-Thal, in welches man hineinblickt, ist die Heimat der tapferen Passeyrer; dort liegt Hofer's Wirthshaus am Sande des Baches. Auf dem Rückwege nach Bozen winkt rechts von stolzer Höhe Hoheneppan, die Wiege des gleich stolzen Grafen-Geschlechtes; oder im Norden jener Wald riesiger, weißer Dolomitfelsen, welche kühn und schneegefurcht über den grünen Garten der Umgegend in den Aether aufragen; nur in der Glut der Abendsonne erklärt es sich, warum diese sonst kalte Felsenwildniß im Munde des Volkes der Rosengarten des Königs Laurin ist. Das Etschthal abwärts ragen allenthalben Felsen auf, an denen sich die Wogen der Völkerfluten in diesem großen Völkerstrombette schäumend und kämpfend brachen, bis hinab zur Chiusa vor der Stadt des großen Dietrich (Verona). Am Eingange der östlichen Thalrinne, welche von hier bis nach Ungarns Ebenen hinabzieht, liegt, gleich einer Ehrenpforte, die 1809 viel umkämpfte Pusterthaler Klause. Dort, wo die Wasser sich scheiden zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere, an der Quelle der Drau, erhebt sich der Victorienbühl, wo sich die von Osten herandrängenden Wogen der Slaven brachen an dem ehernen Muthe der Deutschen und zurückweichen mußten. An der Drau hinabeilend, betritt man die schöne weite Thalfläche von Lienz, umragt von Bergen, auf denen die Sage ruht. Von dem Osten Tirols versetzt uns wieder ein Zauberer nach Nordwesten in die Thäler des Bregenzer Waldes, wo die geschichtliche Sage so ehrwürdige Erinnerungen weckt; auf der großen alten Straße aus dem Innthale nach Augsburg umfangen uns die schattigen Hallen ehrwürdiger geschichtlicher Engpässe; hier der Fernpaß, unter dessen Thorhallen die Sage einst den mächtigen Kaiser Karl V. als Weib verkleidet fliehen ließ, dort die Ehrenberger Klause, den Spaniern von den Deutschen entrissen, und jenseit der politischen Grenze Tirols als herrlicher Schlußstein das sich in seinen Felsenseen spiegelnde Hohenschwangau mit seinen romantischen Erinnerungen und Wandgemälden (s. S. 445).

---

159. Innsbruck.

(Nach H. Beitzke, Die Alpen.)

Für Tirol ist das Innthal die Pulsader, der Hauptleiter, wo sich die meiste Cultur und die Nationalität dieses hoch interessanten Landes zusammendrängt und von wo die einmündenden Thäler als Nebenadern ihr Leben, ihr geistig und mercantilisch befruchtendes Princip und ihre Vertretung erhalten. Hell leuchtend in dem breiten, schwellend grünen, fruchtbaren Thale liegt Innsbruck am nördlichen Ausgange der Brennerstraße, die im Alterthum die einzige bequeme Verbindung mit Italien bot, wie die Brennerbahn jetzt. Schon die Römer erkannten die Wichtigkeit dieses Punktes und gründeten an der Stelle der heutigen Abtei Wilten (südlich von der jetzigen Stadt) Veldidena, die Hauptniederlassung von Rhätien. In der Völkerwanderung von den Hunnen zerstört (wobei Attila selbst zugegen gewesen sein soll), erhob sich später nach dem Einbruch der Bojoarier aus den Trümmern von Veldidena das geistliche Wilten oder Wiltau, und auf dem Schloßberge von Ambras, wo einst ein Römer-Castell gestanden haben soll, die Burg des bojoarischen Gaugrafen vom Innthal. Unter dem Schutze dieses mächtigen Geschlechts bildete sich an der Fähre über den Inn eine Ansiedelung als Sammelplatz für Kaufleute, die den Waarenzug aus Deutschland nach Italien und umgekehrt, namentlich auch die Salz-Versendungen von Hall nach den nordwestlichen Gegenden des Landes besorgten. Aus der Inn-Ueberfahrt wurde eine Inn-Brücke, wonach der Name des Ortes. Bis zur Regierung Kaiser Friedrich des Rothbarts war der Ort so sehr angewachsen, daß er an dem engen linken Ufer nicht mehr Raum hatte und sehr wünschte, sich auf dem rechten auszudehnen. Das rechte aber gehörte dem Stifte Wilten. Berthold II., Landesherr von Tirol, bewirkte ums Jahr 1180 diese Erlaubniß, und nun schwoll Innsbruck bald an und entwickelte sich immer mehr. Schon sehr früh befand sich hier eine landesfürstliche Burg, welche zeitweise Aufenthalt der Fürsten war, als sich noch die Residenz auf dem Schlosse Tirol bei Meran befand. Seit dem J. 1361, als das Haus Oesterreich Tirol erhielt, wurde Innsbruck die Hauptstadt und dadurch sehr gehoben. Friedrich mit der leeren Tasche schlug hier zuerst seine bleibende Residenz auf und baute sich eine Burg, die einen Balcon mit vergoldetem Dache hatte, der noch erhalten ist. Besondern Glanz erhielt Innsbruck durch den häufigen Aufenthalt Kaiser Maximilian's. Seitdem hat fast immer ein Zweig des Erzhauses hier Hof gehalten.

Die jetzige Stadt liegt mit dem Hauptheil, dem neuern Theil, am rechten Ufer des Inn, der sich hier nahe an den Fuß des nördlichen Gebirges drängt und südlich eine Thalebene von fast ½ Meile Breite läßt. Am linken Ufer liegt längs der Berghalden und des Flusses, lang und schmal

hingestreckt, der kleinere, ältere Theil, beide durch eine hölzerne Brücke verbunden. Die Stadt, ehemals mit Mauern und Graben umgeben, ist jetzt offen. Die Häuser sind häufig äußerlich mit Heiligengemälden in Wasserfarben geziert, wie man es oft auch auf dem Lande findet, und die meisten mit Erkern versehen. Groß und weitläufig ist die kaiserliche Burg mit mehreren Erkern, von Maria Theresia erbaut, worin im Jahre 1809 der Sandwirth Andreas Hofer als Ober-Commandant von Tirol residirte. Merkwürdig ist auch die alte Burg mit einem großen Erker mit dem eben erwähnten „goldenen Dache", welche Friedrich mit der leeren Tasche für 30,000 Gulden erbaute. In der Franziscanerkirche, der kaiserlichen Burg gegenüber, sind merkwürdig: das kunstreiche Grabdenkmal Kaiser Maximilian's von Kolin, 28 broncene kolossale Standbilder berühmter Könige, Heerführer und Vorfahren des Hauses Habsburg, das Marmorgrabmal des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Philippine Welser von Augsburg, das marmorne Standbild des Sandwirths Andreas Hofer von Schaller. Die Stadt erscheint viel größer als sie wirklich ist, weil sich vier volkreiche, schöngebaute Dörfer, gleichsam als Vorstädte, unmittelbar an sie anlegen.

---

160. Steiermark und seine Hauptstadt.

(Nach Joh. Gabr. Seidl, Wanderungen durch Tirol und Steiermark, und A. Schaubach, Die deutschen Alpen.)

Im Vergleich zu Tirol und zur Schweiz zeigt Steiermark wieder eine ganz neue eigenthümliche Seite. Die Hochgebirge Steiermarks sind oft auf weiterm Umkreise unterbrochen von flacherm Lande, welches nicht, wie in den beiden genannten Ländern, in Production, Lebensart und Sitten vom Gebirge abhängig ist. In der Schweiz und in Tirol verläugnet Boden und Volk nie und nirgend seine Alpennatur; in Steiermark bildet das flache Land Gaue für sich, bleibt dem Gebirgslande so fremd, und ist in Anbau, Verkehr und Sitte so selbständig, als nur ein Land gegen ein anderes entferntes immer sein kann, was zur Mannichfaltigkeit der Bilder viel beiträgt. Darum ist auch das Klima nach der Höhe und Stellung der Gebirge, nach der Ausdehnung und Lage der Thäler so verschieden, so rasch umschlagend, so südlich schwül und so nördlich rauh, daß oft ein nächtliches Gewitter grüne Gipfel in schneebedeckte Kuppen, ein jäher Platzregen vertrocknete Bäche in tosende Waldströme, ein kurzer Streifhagel üppige Maisstämme in zerfaserte Pflanzenbecher, ein plötzlicher Morgenreif vielversprechende Rebenhügel oder blühende Buchweizenfelder in traurige Schauplätze getäuschter Hoffnung verwandelt. Darum sind aber auch die Producte in Steiermark so mannichfaltiger Art, wie nicht leicht anderswo auf gleichem Flächenraume.

Alpenwirthschaft mit Viehzucht, Bergbau *) mit lebhafter, dadurch bedingter Fabrication durch's ganze Land hin, Acker- und Weinbau wechseln dergestalt, daß, wo jedes Einzelne vorkommt, es vorzugsweise dominirt, nicht, wie z. B. in der Schweiz, nur tolerirt oder abgekargt erscheint. Dazu kommt noch überdies die Verschiedenheit von Sitte, Tracht und Sprache, welche durch das Zusammenstoßen zweier verschiedener Nationalitäten, der deutschen in Ober- und Mittelsteier und der slavischen in Untersteier, hervorgerufen wird, welcher letztern wir im Cillierkreise, dem eigentlichen Sitze der steiermärkischen Slaven (Wenden, Slowenen, Windische), zunächst begegnen.

Grätz oder Graz, slavisch Hradec, ist die Hauptstadt von Steiermark und die größte Stadt innerhalb der Alpenländer. Die Lage der Stadt ist sehr reizend, und man hat dieselbe deshalb oft mit Salzburg verglichen. Sie hat allerdings einige Aehnlichkeit; hier wie dort erschließt sich ein Alpenthal aus Engpässen, dort nach Norden, hier nach Süden, zu einer weiten Thalfläche, dem Grätzer Felde; die Stadt wird von einem mächtigen Alpenstrome durchrauscht; aus der Ebene erhebt sich, wie dort der Mönchsberg, hier der Schloßberg, von einer Burg gekrönt; wie dort im Süden, so umschließt hier im Norden ein großes Gebirgsamphitheater die Ebene, welche sich nach der entgegengesetzten Seite zum Hügellande öffnet. Allein Salzburg hat doch bei Weitem den Vorzug, das Klima abgerechnet, namentlich durch seine großartigen Massen, welche sich, wie Riesen im großen Halbkreise, zum Theil ohne Vorberge, in blauen Duft gehüllt oder in grell erleuchteten, blendenden, nackten Kalkschroffen bis 2600 M. hoch erheben. Doch auch Graz hat seine großen Reize, die lieblichen, schwellenden Formen der Vorberge, die vielen Landhäuser u. dgl. Gewiß wird Graz für jeden Reisenden durch die deutschen Alpen eine der lieblichsten Erinnerungen bleiben.

161. Der Karst.

(Nach Karl Sonklar von Innstädten, Allgemeine Orographie, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Unter Karstgebirge versteht man nicht sowohl einen geographisch definirbaren Gebirgsabschnitt, als vielmehr eine gewisse Ausbildungsform der Oberfläche eines Gebirges, welche an drei Bedingungen geknüpft zu sein scheint:

*) „Der Schooß der Berge, der in den westlichen Alpen im Ganzen metallarm, nur Gold und Salz (?) enthält, umschließt hier unerschöpfliche Niederlagen der wichtigsten Erze, Eisen zumal, auch Kupfer. Berg- und Hüttenwerke, besonders metallische, beschäftigen eine zahlreiche Bevölkerung." (Mendelssohn.)

1. an eine plateauartige Gestaltung des Gebirges im Großen, 2. an eine gewisse absolute Höhe, die nicht unter 300 M. herabsinken darf, und 3. an das Vorherrschen jüngerer Kalkformationen: Kreide- und Nummulitenkalk.

Das Karstland zeichnet sich zuvörderst durch Unfruchtbarkeit aus; es stellt im Ganzen eine öde, weißgraue, grobfelsige Wüste dar, auf der das ermüdete Auge vergeblich nach einem erfrischenden Punkte späht. Aber die mit dichtem, kräftigem Wald bestandenen höheren Theile des Karstbodens zeigen unwiderleglich, daß seine Unfruchtbarkeit keine ursprüngliche und nothwendige Eigenschaft desselben ist. Der Unverstand der Menschen hat seine einst umfassenden Waldgebiete zerstört und nun fegt die Bora über den Karst hinweg, beraubt ihn seiner lockern Erdkrume und hindert das Aufkommen jeder neuen Waldanlage.

Der Karst im weitern Sinne bildet ein Terrassenland, das von außerordentlich vielgestaltigen, zerrissenen, oft äußerst wilden Bergreihen und Kalkstöcken, so wie von allerlei Kesselthälern und Löchern durchzogen ist, wobei gewöhnlich Höhenzüge aus Sandstein ohne Karstbildung die Uebergänge von einer Stufe zur andern vermitteln. Das Ganze ist eine horizontal außerordentlich ausgedehnte, oft mit größter Schärfe ausgeprägte, stockförmige Gliederung, mit runden und langen, hier und da zu kleinen Thalebenen erweiterten Kesselthälern dazwischen, nach allen Richtungen von einem oft unbeschreiblich verworrenen Netze von Spalten, Klüften und Schlünden durchsetzt und zerrissen und die Stöcke selbst meist aus horizontal geschichteten, steilrandigen, trümmerbedeckten kleinen und großen Kalkmassen bestehend. Die Kesselthäler sind nicht selten von (400—500 M.) hohen Kalkwänden eingefaßt und von Bächen oder kleinen Flüssen bewässert, die aus einer Höhle austreten und nach kurzem Laufe wieder in eine Höhle verschwinden. Fehlt eine solche Abflußöffnung, dann sind diese Thäler versumpft. Der Boden ist oft von einer Unzahl dicht an einander gereihter, meist regelmäßiger, kreisrunder Löcher durchwühlt, die, von allen Größen bis zu einem Durchmesser von 50 Klafter, zum Theil mit Alluvium ausgefüllt sind und einigen Feldbau gestatten, zum Theil aber in unbekannte Tiefen sich fortsetzen und hier mit Höhlen oder unterirdischen Wasserläufen in Verbindung stehen. Charakteristisch für das Karstland ist endlich sein außerordentlicher Reichthum an Höhlen und Kalkschloten. In Krain zählt man z. B. nicht weniger als 60 größere Höhlen, unter denen die berühmte Adelsberger Grotte vielleicht die schönste und größte aller bisher entdeckten Tropfsteinhöhlen ist. Diese Höhlen sind, wie mehrere in Deutschland, mit Kalksinter bekleidet, welcher unter sehr verschiedenen Gestalten auftritt, bald als riesengroße Eiszapfen, bald als Säulen und Galerieen, in welchen die Einbildungskraft, besonders da die Höhlen gemeiniglich durch Fackeln erleuchtet werden, Altäre, Tempel, Tanzsäle u. s. w. erblickt.

Das Karstland erstreckt sich von Adelsberg in Krain bis zum Cap Matapan, 180 Meilen weit, und hat in der Herzegovina, in Montenegro und einigen Theilen Albaniens seine wildeste und abschreckendste Gestalt. Daher verlegten die Griechen in das akrokeraunische Gebirge den Eingang in den Hades und nannten dieses deshalb auch „das Gebirge der bitteren Thränen".

162. Triest.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die alten Lagunen- und Inselstädte im nördlichsten Theile des Adriatischen Meeres, wie Ravenna, Aquileja, Venedig, sind zwar gegen Angriffe vom Lande durch ihre Lage im Wasser und gegen Seeräuber durch eine Dünenkette (lido) gesichert; aber neben diesen Vortheilen haben sie auch die Nachtheile der Seichtigkeit ihrer Häfen und Gewässer, so wie der Veränderlichkeit des Umrisses der Inseln. Eine Zeit lang kämpften die Römer in Ravenna und Aquileja und nachher die Venetianer in der Umgegend ihres Rialto (d. h. hohes Ufer) mit dem Aufwande außerordentlicher Anstrengungen und Geldmittel, um ihre Land- und See-Thore offen zu halten, bauten auch selbst ihre größten Seeschiffe mit flachen Kielen, um sie für das Einlaufen in die Lagune geeignet zu machen. Aber allmählich erlagen sie doch den übermächtigen Naturgewalten. Die Fluß-Arme des Po, der Etsch, der Brenta, des Isonzo und die ihnen von der Kunst angesetzten Canäle verschlammten, die Inseln wurden festes Land und ihre Häfen verstopften sich. Und war dies bei einem Orte geschehen, so mußte wieder eine andere, noch offene Localität aufgesucht werden.

Eine Partie des Nordendes der Adria, der kleine Golf von Tergeste, war nun von festen, hohen, unveränderlichen Küsten umgeben, und das Meer hatte auch unmittelbar an den Quais seines Hafens eine ansehnliche Tiefe. Allein so lange die alte Seeräuberei auf dem Adriatischen Meere und das mittelalterliche Faustrecht auf dem umliegenden Festlande drohte, wagten keine Flüchtlinge (wie bei Venedig) sich auf einer, von beiden Seiten her feindlichen Angriffen so sehr ausgesetzten Küste, wie bei Triest, mit ihren Schätzen niederzulassen, und so lange keine Segelschiffe mit tief gehendem Kiele nöthig waren, erschienen auch die Tiefen-Verhältnisse des dortigen Hafens nicht verlockend. Die alte Stadt Tergeste blieb daher mehr als ein Jahrtausend lang unbedeutend, der Spielball benachbarter Mächte. Erst seitdem Oesterreich diese „povera citta", wie sie noch in einem Berichte an Kaiser Joseph I. genannt wird, mit Privilegien und Handels-Instituten auszustatten und ihren Hafen durch Molos und andere Bauten (Leuchtthurm,

Canal in die Stadt) bequemer zu machen anfing, erhob sie sich allmählich zu dem ersten Stapelplatze Oesterreichs. Nicht wenig half ihr dabei die große Tiefe des ihre Quais bespülenden Hafens, die nun für die größeren, tiefer gehenden Seeschiffe der Neuzeit ein Bedürfniß geworden war, und der Umstand, daß die Venetianer von dem altgewohnten Bau flacherer und daher schwerfälligerer Schiffe nicht abgehen wollten oder konnten.

Die Adria-Häfen haben durch das südliche Thor dieses Meeres, die Straße von Otranto, stets mit allen Küsten der östlichen Hälfte des Mittelmeeres in lebhafter Verbindung gestanden, zunächst mit denen der griechischen Gewässer, der griechischen Inseln und Halbinseln. So ruht auch ein großer Theil des Verkehrs von Triest, der Nachfolgerin Venedigs, und vielleicht der wichtigste und solideste Theil noch immer auf den Küsten „Griechenlands" (der Türkei u. s. w.), und die Schifffahrt des Triester Lloyd umfaßt mit ihren Dampfern eben so alle „griechischen" Meere, wie einst Venedig mit seinen Galeeren that. Griechische Producte bilden ein Drittel der ganzen in Triest eingeführten und von da aus in Bewegung gesetzten Waarenmasse; griechische Schiffer und Kaufleute sind jetzt in Triest, wie ehemals in Ravenna und Venedig, ein ansehnliches Element der Hafen- und Stadtbevölkerung.

In Folge der in unseren Tagen bewirkten Herstellung einer directen Seeschifffahrt zwischen dem Rothen Meere, welches mit dem Adriatischen dieselbe Richtung hat, und dem Mittelländischen durch den neuen „Suez-Canal" hat sich dieser alte und wichtigste Handelsweg der Venetianer nach dem productenreichen Indien wieder manche Vorzüge vor dem weiten oceanischen Umwege um Afrika herum angeeignet und erneuerte Bedeutung gewonnen. Triest nimmt bereits einen wichtigen Antheil an dem Welthandel auf dieser kurzen und gerade gestreckten Naturbahn. Auch für die Reisenden aus Mitteleuropa nach dem heil. Lande und weiterhin ist Triest jetzt der bequemste Einschiffungshafen.

Ferner ist das Schwarze Meer durch seinen sehr bequemen und directen Zusammenhang mit dem Mittelmeere von den ältesten Zeiten (der Argonauten) her eine Verkehrs-Domaine für die Handelsvölker gewesen, welche sich an den Küsten des Mittelmeeres und seiner Verzweigungen zu Cultur und Macht emporschwangen, im Alterthum für die Griechen, im Mittelalter für die Venetianer und Genuesen; beide mächtige Handelsrepubliken hatten in Trapezunt, in der Krim, an der Mündung des Don ihre Colonieen und Comptoire neben einander, und benutzten diesen nordöstlichen Weg nach Asien besonders dann, wenn ungünstige politische Verhältnisse die Wege über Aegypten oder über Syrien (zum Euphrat) weniger zugänglich gemacht hatten. Heut zu Tage befahren die Dampfer des Triester Lloyd ebenfalls diesen nordöstlichen Weg und besuchen am Schwarzen Meere ungefähr dieselben Küsten und Punkte, welche einst die Venetianer, auch hier ihre Vorläufer, bestrichen. Wie einst Genua den Venetianern im östlichen Mittelmeere Concurrenz

machte, so wetteifern jetzt mit dem Triester Lloyd die von Marseille aus organisirten Dampferlinien der „Messageries Maritimes“.

Da der Busen von Triest der nördlichste Punkt ist (fast zwei Breitengrade nördlicher als Genua), den die Schifffahrt auf dem Mittelländischen Meere erreichen kann, und zugleich umgekehrt für einen großen Theil des mitteleuropäischen Festlandes den nächsten erreichbaren Seehafen darbietet, dem namentlich die wichtige Verkehrslinie der Donau auf einer langen Strecke (von mindestens 150 Meilen) nahe liegt (im Abstand von nur 40—50 Meilen), so hat die österreichische Regierung diesen nördlichsten Zipfel der Adria, den sie noch immer festgehalten, durch Landstraßen und Eisenbahnen mit der Donau und den beiden wichtigsten Donaustädten, Wien und Pest, in Verbindung gesetzt und so Triest zur Königin des Adriatischen Meeres gemacht. Seitdem in Folge der Canalisirung des Isthmus von Suez ein Theil des Welthandels wieder in seine alten Bahnen zurückzukehren anfängt, ist Triest auch insofern die Nachfolgerin des Marcus-Löwen geworden, als es nun den End- und Ausgangspunkt der Weltschifffahrt eines großen Theiles von Mittel- und Binnen-Europa bildet, von welchem aus die Producte des Weltverkehrs am besten empfangen und nach allen Richtungen hin am bequemsten vertheilt werden können. So hat die jugendliche Rivalin Triest ihre altberühmte Nachbarin auf der andern Seite des Meeres überflügelt.

163. Ungarn.

(Nach Franz v. Löher, Die Magyaren und andere Ungarn, und J. G. Kohl, Reisen in Ungarn, bearbeitet vom Herausgeber.)

Kein europäisches Land eignet sich besser dazu, ein einheitliches Volksganzes zu hegen und zu pflegen, als Ungarn. Dieses weite Becken ist unter den verschiedenen Länder-Complexen, welche die Donau in ihrem langen Laufe an einander reiht, der größte und zugleich ein durch Naturverhältnisse eben so scharf begrenzter und gut abgerundeter, wie Böhmen, nur noch großartiger im Ganzen und mannichfaltiger im Einzelnen.

Wir haben da ein ausgedehntes Gebiet, welches ein Kreisbogen von breitem und hohem Gebirge umgürtet. Ein einziger mächtiger Strom, der ringsumher seine Wasseradern aus dem Gebirge empfängt und die Blicke und Gedanken der dort Wohnenden in die Ebene niederzieht, geht mitten durch das Land in einem großen rechten Winkel. Parallel dem einen Schenkel kommt die Theiß gezogen, und im hübschen Gegensatz zum großen Eirund des Theißgebiets bilden, parallel dem andern Schenkel der Donau, die Drau und Sau zwei kleinere und längliche Flußthäler. Die Flächen aber

zwischen der Gebirgsumwallung verlaufen nicht in einer einzigen einförmigen Ebene, sondern sind wohl vertheilt in einer großen, der Theißebene, welcher das Gepräge der Einförmigkeit aufgestempelt bleibt, und der kleinern Raabebene auf der andern Seite der Donau, die mit Gebirge, See und Hügelland sich durchaus eigenartig darstellt. In die nackte Großebene aber ragt von Nordwesten breit herein ein herrliches Bergland mit grünen Wäldern und Thälern, über welche im Norden sich die Felsenburg der hohen Tatra (s. Nr. 164) bis in die Wolken erhebt. Diesem Oberungarn auf der deutschen Seite entspricht im walachischen Südosten das Siebenbürger Wald- und Bergland mit seiner Pracht und Schönheitsfülle. Gegen die Walachische Ebene abgeschlossen neigt und öffnet sich Siebenbürgen in den Thälern der Maros, der beiden Körös und der Szamos gegen Ungarn hin.

So hat die Natur hier ein vielgestaltiges Landgebiet geschaffen, das in sich selbst abgeschlossen, auf sich selbst angewiesen, sich auch überall selbst genügen kann. Sind die weiten Ebenen bedeckt mit wallenden Fruchtfeldern und zahllosen Viehheerden, so schmückt sich das Hügelland mit Wiesen und Weingrün. Die Flüsse geben Fischern und Schiffsleuten reichlich zu thun, im Gebirge aber lohnen Jagd und Bergbau. In diesem weiten ungarischen Donaubecken könnte also eine gleichartige und kraftvolle Volksmasse sich ausbilden, nirgends könnte besser ein nationaler Staat reifen. Was aber zeigt uns die Geschichte? Gerade dieses Land scheint von Alters her dazu bestimmt, daß immerdar verschiedene Völker feindlich hier auf einander stießen. Alles schaut aus der ungarischen Ebene nach den Bergen und der Donau, und bald hier bald dort kamen über den Gebirgsrand oder von der Donau wieder neue Eroberer, um sich der Ebene zu bemächtigen.

Der Grund aber, weshalb Ungarn so häufig neue Völkerflut hatte, liegt eben in seiner Weltstellung. Die beiden Hauptflüsse, die Theiß und die Donau, bahnen durch den Kesselrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkereinströmung stattfand.

Durch das erste Hauptthor, bei Preßburg, wo die Donau, die südlichsten Ausläufer der Karpathen und die nördlichsten der Alpen durchschneidend, in Ungarn eintritt, kam das Land mit dem Westen Europa's in Berührung. Zu diesem Thore hinaus, in dessen Pforten ehemals das berühmte Carnuntum lag, ritten die Hunnen unter Attila, um Westeuropa zu verwüsten, — zu diesem Thore hinaus zogen die wilden Scharen der Magyaren, um Deutschland zu verheeren, und die Türken, als sie Herren des ganzen mittlern Kessellandes waren, um Wien zu belagern. Herein kamen in dieses Thor die Völker des Westens, insbesondere die Deutschen unter Karl den Großen, und unter vielen anderen Heerführern und Kaisern, um den Ungarn für ihre Verwüstungen zu entgelten und sie aus räuberischen Nomaden zu seßhaften Bürgern zu machen, — hier herein pilgerten die Kreuzfahrer, — hier herein marschirten die Oesterreicher, ihre Erbrechte

geltend zu machen, und die Franzosen unter ihrem großen Kaiser, um in Ungarn Oesterreich zu bezwingen. Durch dieses Thor kam den Ungarn das Christenthum, der Städtebau, die Cultur, das Deutschthum. Hier liegen in der Ebene zu beiden Seiten der Karpathen im Marchfelde, in den Raaber Flächen die unzähligen ungarisch-deutschen Kampfgefilde.

Durch das zweite Hauptthor, bei Belgrad, wo die Donau zum Lande hinausgeht und die Hauptstraßenlinie vom Bosporus und von Kleinasien her eintrifft, rückten die römischen Kaiser und dann die Feldherren der byzantinischen Cäsaren durch das Thal der Morawa herein. Auf eben jener großen mittlern Hauptstraße der türkischen Halbinsel ergossen sich unzählige Male die ungestümen Scharen der Janitscharen und der anderen asiatischen und osteuropäischen Henkersknechte des Padischah und verbreiteten sich von Belgrad aus über die ungarischen Viehtriften. Zu diesem Thore hinaus gingen die Einfälle der alten celtischen Nationen, dann der Jazygen und Daken und anderen Völker ins römische Pannonien. Hier hinaus zogen die Ungarn, die Oesterreicher, um gegen die Türken zu streiten. Um diesen Punkt drehen sich alle die Kämpfe Ungarns mit der Türkei, und es liegt hier von Mohacs an der Donau und von Zenta an der Theiß herab Schlachtfeld an Schlachtfeld. Durch dieses Thor kam den Ungarn die Pest und die Türkenherrschaft.

Durch das dritte Hauptthor endlich bei den Quellen der Theiß kamen die Ungarn selbst, indem sie aus den Ebenen der Moldau die Karpathen überstiegen und sich in das Thal der Theiß durch die Marmaros hinab ergossen, dem Hauptlaufe des Flusses folgend. Vor ihnen kamen auch dieses Weges die Hunnen und unzählige andere Völker, und nach ihnen folgten auf eben dieser Bahn die Kumanen, die Tataren, die schon vor den Türken das Land in Asche legten. Von dieser Seite fürchten die Ungarn auch einmal die Russen heranrücken zu sehen.

Zwischen diesen drei Thoren spielt die ganze äußere Geschichte Ungarns. Denn wichtigere Eroberungen als die des Landes durch die Magyaren selbst, aus Osten, die durch die Türken, aus Süden, und die durch die Deutschen, aus Westen (wenn man Letzteres in gewissen Beziehungen eine Eroberung nennen mag), hat Ungarn nie erfahren.

Auffallend ist, daß, gleichsam spottend der Geschlossenheit des Landes, von Ungarns sechs Völkerschaften nicht weniger als fünf von außen hinein ragen. Das deutsche Volk tritt im Südwesten hinein, der czechisch-mährisch-slovakische Stamm im Nordwesten, die Ruthenen schieben sich vom Nordosten, die Walachen vom Südosten, die Serben vom Süden her hinein. Von jedem dieser fünf Völkerstämme lagert die Hauptmasse außerhalb Ungarns, jeder aber treibt einen starken Keil nach der ungarischen Mitte hin, gleichsam um diese magyarische Mitte von allen Seiten fest zu fassen. Man kann daher sagen, bei den Magyaren herrscht das umgekehrte Verhältniß, als bei uns. Das große Centralvolk Europa's treibt rings über seine Grenzen breite

Volksäste vor, welche sich in andere Völker hinein verzweigen. Rings um unser Gebiet entstanden deutsche Vor- und Uebergangslande. Das kleine Centralvolk Ungarns befindet sich dagegen in der sonderbaren Lage, dulden zu müssen, daß rings umher die verschiedensten Völker in sein Land kommen, als wollten sie an das wilde Steppenvolk einmüthig ihre Zangen anlegen. Die Lage der Magyaren erinnert an die der Castilianer in der Mitte Spaniens. Auch diese sind von Catalanen und Andalusiern, Portugiesen und Basken und den Gothen in Galicien und Asturien umgeben. Beide Castilien sind eine dürre Fläche von unermeßlichem Horizont und düsterer Erhabenheit. Im castilianischen Charakter ruhen, wie im magyarischen, der tiefe Stolz, der Hochsinn, das politische Talent und der schwere Ernst. Die Castilianer sind das herrschende Volk in Spanien, wie die Magyaren in Ungarn. Können diese nicht auf die Erfolge von jenen hoffen? Ach nein, die Unterschiede fallen doch zu sehr ins Auge. Die Tiefebene ist keine Hochfläche. Ungarn liegt nicht abgeschlossen am fernen Ende des Welttheils, und Pest nicht im Mittelpunkt des Magyarenvolks. Die Völker der Pyrenäischen Halbinsel sprechen nur Mundarten einer einzigen Sprache. Den Magyaren fehlt, das Vaterlandsgefühl ausgenommen, das ideale, schöpferische, ausdauernde Wesen Castiliens, und nicht vor ihnen wich der Halbmond von Ungarns Grenzen.

164. Die hohe Tatra.

(Nach Karl Koristka, Die hohe Tatra, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Karpathen ziehen sich in einer Länge von mehr als 160 geographischen Meilen, in Gestalt eines ungeheuern Bogens, um das ungarische Donau-Tiefland, dasselbe gegen Westen, Norden und Osten abschließend und nehmen einen Flächenraum von 4000 □-Meilen ein. Sie bilden die Hauptwasserscheide zwischen der nordeuropäischen Ebene und der Weichsel einerseits, der Donau und dem Gebiete des Schwarzen Meeres andererseits, aber keineswegs, wie es aus den Karten hervorzugehen scheint, eine zusammenhängende Gebirgskette, sondern das ganze Gebirge besteht aus mehreren, sowohl durch ihre geographische als ihre geologische Beschaffenheit von einander gesonderten Gruppen, deren jede wieder mehrere Glieder hat, so daß hier eine fast eben so große Mannichfaltigkeit des Gebirgsbaues herrscht, wie in den Alpen.

Am schärfsten spricht sich der besondere Charakter des ganzen Gebirges in der Tatrakette oder den Centralkarpathen aus. Von allen Gruppen besitzt keine eine so selbständige Stellung in orographischer Beziehung. Obwohl inmitten des ganzen Karpathenzuges und dessen wichtigster Knotenpunkt, ist der mauerartige, hochaufgethürmte Bergwall der hohen Tatra,

diese kolossale Wettersäule von Osteuropa, an deren Capitäl die eisigen Nordstürme der polnisch-russischen Steppen mit den heißen und trockenen Südwinden der ungarischen Pußten in ewigem Kampfe begriffen sind, doch von dem ganzen Gebirge allseitig getrennt, theils durch tief eingeschnittene Thäler (der Arva, der Waag, des Poprad und des Dujanec), theils durch niedrige Plateaux und Sättel, so daß man die ganze Tatra-Kette in einer Tiefenlinie umgehen kann, deren niedrigster Punkt etwa 400 M., der höchste aber nicht viel über 600 M. über dem Meere liegt, obgleich diese Umgehungslinie ein Gebirge einschließt, das mehrere Spitzen bis 2600 M. Seehöhe aufzuweisen hat. Diese Gruppe bildet bei einer Länge von 17 und einer Breite von 6—7 Meilen eine Ellipse.

Das Minimum der Einsenkung der Päſſe oder das Maximum der Gesammterhebung (überall bis 2100 M.) gibt der Tatra den Charakter eines Hochgebirges, nicht die partielle Erhebung einzelner Gipfel (die Gerlsdorfer Spitze, 2650 M., die fast eben so hohe Lomnitzer Spitze), nicht das nur etwa 20 □-M. betragende Areal. Uebrigens ist die Tatra das einförmigste Gebirge Europa's und steigt zugleich aus der einförmigsten Ebene auf. Den Granitmassen fehlt die Schichtung, die Gipfel sind thurmartige, schroffe, unzersplitterte Felsen und werden im Lande auch „Thürme" genannt. Diese Gipfel sind an Vegetation ungleich ärmer, als die der Alpen; die stürmischen Entladungen der Atmosphäre reißen das dünne Pflanzenkleid auf der Tatra immer von Neuem hinweg. Die höchsten Gipfel der Centralkarpathen tragen keinen ewigen Schnee und eben so wenig erstrecken sich von ihnen wirkliche Gletscher in die Thäler hinab, wenn auch in einzelnen Schluchten am Ursprunge der Thäler ewige Schnee- und Eismassen aufbewahrt werden. Die Ursache davon ist wohl in der freien Lage der Centralkarpathen gegen Ungarn und Galizien, in dem ungehinderten Zutritte der Winde von allen Seiten, in der geringen Massenhaftigkeit ihres Hauptrückens, in der außerordentlichen Steilheit der Thalwände und Abfälle, wie sie in keinem andern Haupt-Gebirge vorkommen, und endlich in dem Vorherrschen des Südwindes in den Herbst- und Wintermonaten zu suchen.

Das für den Besucher der hohen Tatra in hydrographischer Beziehung interessanteste Moment sind die Tatra-Seen, meist von so geringer Ausdehnung (kaum ¹/₈ □-M. an Flächeninhalt), daß der Volksname „Meeraugen" weit eher auf sie paßt, als die Benennung „See". Keiner derselben liegt, wie in den Alpen, weit vor dem Eingange der Thäler, die meisten und namentlich die (etwa 100) kleineren sind über die höchsten Regionen im nackten Felsgebirge vertheilt, wie die Hochgebirgsseen der Alpen. Es sind Wasseransammlungen in großen, tiefen Gruben, welche durch Wälle von Schutt und Steinblöcken entstanden sind. Ihr Zauber beruht hauptsächlich auf dem Gegensatze, welchen ihr stiller Spiegel bildet gegenüber dem Zackigen, Aufstarrenden, das ihn umringt. Das Volk erzählt wunderbare Sagen von

diesen kleinen Seen, die Einen geheimnißvoll, wie ein tiefes, graues Auge, in geisterhafter Gebirgsöde anblicken. Es glaubt, sie ständen unterirdisch mit dem Meere in Verbindung, und die Wasserstürze, die oft so jäh und plötzlich aus den Hochthälern niederbrausen, wären Ergüsse aus den „Meeraugen".

165. Das mittlere Donaubecken.

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben, und A. Schaubach, Die deutschen Alpen.)

Das mittlere Donaubecken wird von den Karpathen, den Alpen und illyrischen Gebirgen umgürtet und umfaßt beinahe drei Fünftel des ganzen Stromgebietes, während das obere und das untere Donaubecken nur je ein Fünftel des Ganzen umfassen.

So wie die Rhone im Westen der Alpen, nachdem sie sich mit Mühe der Nordabdachung entwunden hat, von Lyon plötzlich dem Süden zueilend, sich die ganze Westabdachung der Alpen unterwirft, ebenso weiß die Donau sich selbst im Flachlande noch das ganze Ungarn und somit die ganze Ostabdachung zu unterwerfen. Nachdem sie bis unterhalb Gran in ihrer bisherigen Richtung nicht nur einen Theil der Karpathenflüsse (Waag, Gran u. a.), sondern auch von der rechten Seite Alpenflüsse (Leitha und Raab) an sich gerissen hat, wendet sie sich plötzlich rechtwinkelig, wie die Rhone, nach Süden, um die Drau zu verschlingen. Diesem mächtigen, nun unterworfenen Strom den Verlust seiner Unabhängigkeit weniger fühlbar zu machen, folgt sie dessen Richtung, ihre bisherige verlassend, doch nur in der gewissen Aussicht einer nahen andern Eroberung, welche ihr in der Theiß wird, die sich unvermuthet im sichern, trägen Laufe von den Armen der Donau unrettbar umschlungen sieht. Auch hier wiederholt sich dasselbe Spiel der Nachgiebigkeit; nach dem Laufe der Theiß sich wendend, als ob die Eroberin die Unterworfene wäre, überrascht sie ebenso unvermuthet die stolze Sau (Save) und nöthigt sie, mit ihr vereint dem Osten, ihrer ursprünglichen Bestimmung, zuzuströmen, um so durch die Wucht ihrer Gewässer sich den Durchgang zu erstürmen, den ihr die Gebirge versperrten.

Die Theiß ist der großartigste Nebenfluß, den die Donau überhaupt aufzuweisen hat. Sie vereinigt die Gewässer des ganzen Mittelstücks der Karpathen so wie des größten Theils von Siebenbürgen. Ihr Gebiet umfaßt etwa 2500 □-Meilen, also den sechsten Theil des ganzen Donaugebietes. Von der Mündung bis zur Quelle stellt ihr Hauptsammler eine Flußlinie von über 100 Meilen Länge dar. Dabei besitzt diese Hauptlinie noch Nebenzweige, wie die Samos und Maros, von 40—60 Meilen Länge, mit denen sie tief in die karpathischen Länder hineingreift. Bis Tokay fließt

die Theiß von Osten nach Westen. Dann wendet sie sich nach Süden in trägem und vielgewundenem Laufe mit vielen seichten Stellen. Im Frühling, zur Zeit der Wasserhöhe, gleicht sie einem Meeresarme; im Sommer schrumpft sie in höherm Grade zusammen als diejenigen Donauflüsse, welche von den Alpen kommen, denn letztere werden auch in der heißen Jahreszeit noch aus den schmelzenden Gletschern gespeist. Die Theiß-Schifffahrt ist daher vielen Hindernissen unterworfen, wiewohl dieser Fluß seit uralten Zeiten bis über Tokay hinauf beschifft wurde. Bis Szegedin, bis zur Mündung der Maros, trägt sie eben so schwer belastete Schiffe wie die Donau. Ihre Hauptzuflüsse empfängt die Theiß von der linken Seite aus den siebenbürgischen Karpathen: die Samos, die Körös, die Maros, die Temes. Diese sämmtlichen Flüsse strömen, in ihrer Entwickelungsweise einander sehr ähnlich, in parallelem Laufe aus Osten nach Westen, haben von allen Flüssen des Donaugebietes, welche diese Richtung verfolgen, den längsten Lauf und erweisen sich auf einer ziemlich langen Strecke schiffbar, obschon sie wenig beschifft werden. Die Maros (mit einem Laufe von über 60 Meilen) ist der vornehmste jener vier Flüsse. Sie kann bis Arad (nicht ganz 15 Meilen weit) mit großen, schwer beladenen Schiffen befahren werden.

Auf der rechten Seite nimmt die Donau Flüsse auf, die an Größe und Bedeutung mit der Theiß rivalisiren: die Drau und Sau. Diese beiden Flüsse laufen einander parallel, auf den meisten Punkten in einer Entfernung von nur 10—15 Meilen, und besitzen in ihrer ganzen Entwickelung große Aehnlichkeit. Beide kommen von den östlichen Alpen; beide strömen in ostwestlicher Richtung; beide haben ein ziemlich schmales Gebiet und eine nicht sehr bedeutende Auszweigung durch Nebenflüsse. Der einzige wichtige und einflußreiche Nebenfluß der Drau ist die Mur. Die Drau läßt sich bis Marburg in Steiermark (40 Meilen weit) mit ziemlich großen Schiffen befahren; bis Esseg eignet sie sich für Dampfschiffe. Ihr Bett ist indessen, wie das der Sau, durch Untiefen, Sandbänke, eingewurzelte Baumstämme der Schifffahrt vielfach ungünstig. Auch wird der Verkehr fast alljährlich dreimal auf einige Zeit völlig unterbrochen: im Winter durch das Eis, in der Zeit der Wasserhöhe durch Ueberfluß und Heftigkeit der Strömung, in der trockenen Jahreszeit durch großen Wassermangel der Nebenflüsse. Die Sau bietet eine schiffbare Wasserlinie (von 70 Meilen) bis in die Gegend von Laibach dar. Von Sissek an, wo die Kulpa sich mit ihr vereinigt, wird sie mit Dampfschiffen befahren. Sie verfolgt ihren Lauf, parallel der untern Donau, von Westen nach Osten und mündet in letztere bei Belgrad. Die untere Donau bildet daher, in ihrer Verlängerung durch die Sau, eine einzige, ununterbrochene, schiffbare und ziemlich gerade Flußlinie von beinahe 200 Meilen, aus der Spitze des Adriatischen Golfs bis ins Schwarze Meer. Die wichtigen Nebenflüsse der Sau befinden sich auf ihrem südlichen Ufer und kommen aus den illyrischen Bergen. Es sind dies die Kulpa (bis Karlstadt

schiffbar), die Unna, die Bosna, die Drinna. Diese Flüsse haben in ihrer Entwickelung sehr viel Aehnlichkeit. Sie stehen senkrecht auf ihrem Hauptsammler. Wie die mährische Morawa oder March ein kleines Zwischenbassin zwischen dem obern und mittlern großen Donaubecken bildet, so stellt die serbische Morawa ein ähnliches Zwischen- und Uebergangsbassin zwischen dem mittlern und untern Donaubecken dar. Sie entsteht aus zwei ziemlich gleich großen Flußsystemen, dem der Ost- und dem der Westmorawa, die sich, aus entgegengesetzten Richtungen fließend, begegnen, vereinigen und den Hauptstamm der großen Morawa bilden, der direct nach Norden der Donau zufließt.

---

166. Die Völkermischung in Ungarn.

(Nach Franz v. Löher, Die Magyaren und andere Ungarn.)

In der westlichen Hälfte Europa's geht das Einschmelzen alles dessen, was von ehemaligen Völkerschaften übrig geblieben, rasch von Statten. Der Engländer macht jährlich einigen Tausend Wallisern, Nordschotten und Irländern den Garaus, sie werden Engländer, — die Franzosen lehren ihre Sitte und Sprache Provençalen, Basken und Bretonen, — die Deutschen germanisiren Wenden, Lausitzer und Polaken. Im Osten unseres Welttheils aber, soweit sich Slaven ausdehnen, sitzen die Völkerschaften noch auf kleinen Gebieten dicht neben und unter einander, und will noch keine unter den anderen verschwinden. Die Nationalität ist hier noch immer stärker als die allgemeine Cultur, welche offenbar darauf hinsteuert, die Völklein aufzulösen und Völker an ihre Stelle zu setzen.

Die natürlichen Gesetze für solches Verschmelzen sind: 1) Der große Haufe hält sich länger beisammen, Einzelne und die vereinzelte Gemeinde gehen leicht in ihre Umgebung auf. 2) Die höher gebildete Art zieht, wenn nicht zu sehr in Minderzahl, die niedrigeren an sich. 3) In historischen, noch mehr in religiösen Erinnerungen liegt ein Hort von Widerstand, der nur durch gemeinsames Ringen in Politik und auf dem Schlachtfelde geschwächt wird. 4) Je lebhafter der Verkehr in einer Gegend, desto rascher geht die Verschmelzung vor sich. Diese Gesetze, und vorzüglich das letzte, wirken jetzt in Ungarn mit beschleunigter Bewegung.

Der Ruthene hat gar keine Widerstandskraft, jede fremdartige Umgebung wird ihm gefährlich, weil jede härter und geschäftiger ist. Er wird Magyar, Slovak, Walache, Deutscher; mit Südslaven kommt er weniger in Berührung.

Nächst dem Ruthenen trifft das Loos, in ein anderes Volk aufzugehen, keinen häufiger, als den Deutschen und Magyar. Die weiche Empfänglichkeit für Natur und Volk in der Fremde, und insbesondere die Schwierig-

keit seiner Sprache läßt den Deutschen entarten. Er wird am leichtsten Magyar, dem Slovaken gegenüber hält er länger Stich, noch länger vor dem Ruthenen, am unliebsten läßt er sich walachisiren. Unter die Ruthenen und Walachen haben sich bis jetzt nur ganz kleine deutsche Gemeinden verloren, auch keineswegs zahlreich. Serbe wird der Deutsche nicht leicht. Auch der Magyar verbindet sich nicht gern mit dem Serben. Dagegen streicht er vor dem Ruthenen wie vor dem Slovaken die Segel, und wird noch leichter, wie es scheint, ein Walach. In Siebenbürgen ist über eine halbe Million Magyaren walachisirt. Von den magyarischen Gemeinden, die es im vorigen Jahrhundert noch in Rumänien gab, ist keine Spur mehr übrig. Der Magyar verwildert sofort, wie er unter Slovaken oder Serben, Walachen oder Ruthenen kommt, unter Deutschen aber veredelt sich der Magyar, nimmt Bildung und höheres Streben an; jetzt will er aber nur als Magyar leben und sterben. Es ist das ein Beweis von dem schönen Kern, der in ihm steckt. Offenbar übermannt ihn seine wilde Natur, sobald er sich mit Völkern niederer Art berührt und Verwandtes ihn anzieht. Trifft er dagegen auf Höhergeartete, so ist die Anziehungskraft des Edlern und Geistigern stärker; nun aber erwacht auch sein besseres Selbstgefühl, nun will er gerade dadurch, daß er seinen magyarischen Charakter festhält, zeigen, daß er ihnen ebenbürtig ist.

Der Slovak, der so vorzügliche Kraft und Geschicklichkeit besitzt, jede andere Volksart aufzuzehren, leidet dies nicht bei sich selbst. Er wandelt sich vielleicht in einen Magyar um, aber nie wird eine ganze Slovakengemeinde deutsch, oder walachisch, oder serbisch. Der Walach aber und der Serbe lassen sich gar nicht austauschen; sie behalten beide ihre harte, eigensüchtige, Fremdes abstoßende Natur. Der Walach hat erst, was in Siebenbürgen noch von Slaven wohnte, aufgezehrt, und zum Danke einen guten Theil ihrer Wörter in seine Sprache aufgenommen. Mit diesen fertig, machte er einer Menge von Magyaren und Deutschen den Garaus, und noch immer vorrückend fällt er deutsche und magyarische Dörfer an. Selbst aber bleibt er gern bei seinem großen Haufen und schickt keine zu fernen und zerstreuten Ansiedlungen unter die Fremden. Die serbische Gemeinde hält auch fern von ihrer Heimat ihre Nationalität aufrecht. Fühlt sie, daß es nicht gut mehr geht, so löst sie sich auf. Offenbar spielt hier die Religion mit, denn Walache und Serbe bekennen sich zur griechischen Kirche.

Solch ein Durch- und Nebeneinander so vieler Volksarten — denn es kommt auch noch der Jude und Zigeuner hinzu —, solch ein unaufhörliches Aufeinanderwirken von nationalen und kirchlichen Eigensuchten gibt dem ungarischen Leben und Treiben einen ganz besondern Charakter. Ein Volkswesen, welches unwiderstehlich alle anderen überragen, allen gemeinsamen Klang und Farbe verleihen könnte, wie in den Vereinigten Staaten der Yankee es thut, fehlt in Ungarn gänzlich.

---

167. Ofen und Pesth. (Buda-Pesth.)

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, und J. G. Kohl, Reisen in Ungarn, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Doppelstadt Ofen-Pesth verdankt ihren Aufschwung zur ersten Stadt Ungarns und zur zweiten der gesammten österreichisch-ungarischen Monarchie ihrer unvergleichlich vortheilhaften geographischen Lage, ihrer centralen Stellung zwischen der großen ungarischen Ebene im Osten und der kleinen im Westen, in der Nähe des fast ganz rechten Winkels, unter welchem die Donau plötzlich aus ihrer östlichen Richtung in die südliche übergeht, an dem Kreuzungspunkte der Hauptverkehrs- und Völkerbahnen Ungarns (s. Nr. 163), dicht an einer für Ueberfahrt und Brückenanlage äußerst geeigneten Verengung des Stromes, wo zugleich die Gebirge auf der rechten Seite dieses Stromes so nahe an denselben herantreten, daß sie Gelegenheit zu Schutz und Befestigung wie zu weiter Ueberschau der Gegend geben, während sie auf der linken Seite zurückweichen und so den Contrast zwischen Berg- und Flachland zur Anschauung bringen.

Wenn auch die Könige Ungarns nicht immer in Ofen residirt haben, so treffen wir sie doch wenigstens stets an einem von dort nicht weit entfernten Orte, rings um den großen Pesther Donau-Winkel herum, in Gran oberhalb oder in Stuhlweißenburg unterhalb Pesth. Für das ungarische Volk aber, für seinen Handels- und Marktverkehr, so wie für seine stürmischen Reichstage, denen die Könige manchmal gern aus dem Wege gingen, ist Ofen-Pesth stets der eigentliche Hauptplatz gewesen. Schon im 11. und 12. Jahrhundert wird die fast ganz von deutschen Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern bewohnte Stadt als der reichste und rührigste Handelsplatz des Königreichs geschildert, dessen Messen und Märkte aus uralter Zeit datiren. Und seit dem Ende des 13. Jahrhunderts (seit 1286) wurden die großen Reichs- und Wahltage des gesammten Adels (d. h. der Nation) in einer fast ununterbrochenen Reihenfolge lange Zeit hindurch bei Ofen-Pesth gehalten und dieser Ort auch dadurch wieder als die eigentliche National-Hauptstadt anerkannt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde derselbe auch bleibender Königssitz, als Ludwig der Große hier seine Residenz aufschlug, und, da er zugleich König von Polen war, von diesem Donaupunkte aus alle Länder zwischen dem Adriatischen und dem Baltischen Meere beherrschte (wie früher Attila). Der einheimische König Matthias Corvinus schmückte seine Residenz auf dem Ofener Schloßberge, gegenüber jenem Reichstagsfelde, auf welchem das Volk ihm die Krone gegeben hatte, mit Bauten und wissenschaftlichen Instituten (Bibliotheken u. s. w.). Auch die Türken, als sie den größten Theil des mittlern Donaubeckens bis zum Eingangsthore bei Gran erobert hatten, fanden keinen bequemern Mittelpunkt für ihre Herrschaft, als

den Schloßberg von Ofen mit der gegenüberliegenden Pustenstadt, und das Ungarland, soweit es türkisch war, erhielt den Namen des General-Paschaliks von Buda oder Ofen. Unter der türkischen Herrschaft hatte Pesth seinen frühern Glanz, seine städtischen Gerechtsame und Freiheiten bis auf die Erinnerung verloren. Nach der Wiedereroberung durch Oesterreich (1686) stieg die Doppelstadt wie ein Phönix aus dem Trümmer- und Aschenhaufen der türkischen Pascha-Residenz empor. Durch Beförderung der Schifffahrt, Anlegung von Landstraßen, Heranziehung deutscher Colonisten, Verlegung der meisten „Landesstellen" und zuletzt aller großen ungarischen Central-Reichs-Institute dahin wußten die Könige aus dem Hause Habsburg die großen Kräfte und Hülfsmittel Ungarns auf den alten Naturbahnen wieder in Bewegung zu setzen und in dem alten Herzen des Reiches zu concentriren. Insbesondere begründete Maria Theresia den Königsbau auf dem Ofener Schloßberge und die Ungarische Landes-Universität; Kaiser Joseph II. machte Handel und Schifffahrt bis ans Meer frei und verlegte die obersten Stellen des Reiches von Preßburg nach Ofen; Franz II. berief wieder zum ersten Male nach langer Zeit einen Landtag nach Ofen und ließ sich daselbst krönen, bei welcher Ceremonie auch zum ersten Male wieder die berühmten Hiebe mit dem Schwerte des h. Stephan nach allen vier Weltgegenden an dem rechten Flecke durch den gekrönten König ausgeführt wurden. Diese Ceremonie enthält ein bedeutsames geographisches Element, das sie in Preßburg verloren hatte. Nur in dem centralen Ofen-Pesth, im Angesichte der weiten Steppenwege nach Osten, der breiten Donaubahnen nach Süden und Westen und des aus der Ferne herüberwinkenden Gebirgskranzes im Norden waren die Magyaren auf die Erfindung jener nach allen Weltgegenden gerichteten Schwerthiebe verfallen. Derselbe König Franz (als Kaiser Franz I.) stiftete in Pesth das große städtische Theater und die allgemeine ungarische Militär-Akademie. Zu Ehren der drei Regenten, welche so außerordentlich viel für die neue Blüte der Stadt gethan hatten, wurden drei neue Vorstädte, die dem alten Pesth wie breite Flügel anwuchsen, „Theresienstadt", „Josephsstadt" und „Franzenstadt" benannt.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts und namentlich unter dem Regimente des Erzherzogs Joseph, der fast ein halbes Jahrhundert lang königlicher Statthalter in Ungarn war und für das Land und seine Hauptstadt so väterlich sorgte, sind eine Menge öffentlicher und Privat-Anstalten entstanden, welche Ofen-Pesth weit über seinen frühern Glanz hinaushoben. Seitdem im J. 1848 der Sitz des ungarischen Reichstags von Preßburg nach Pesth verlegt worden, werden alle für das politische Leben Ungarns wichtigen Versammlungen hier gehalten, und auch der König von Ungarn und Kaiser von Oesterreich erschien wieder häufiger auf der Ofener Burg, eröffnete und schloß die Reichstage persönlich und ließ sich 1867 daselbst nach uralter Sitte mit Eidesleistung, Schwertschlag und Krönungsmahl

und mit einer Entwicklung großartigen Pomps von Seiten der Magnaten krönen.

In der Mitte von lauter nationalen Gründungen erhebt sich an der äußern Seite der die Altstadt umziehenden Landstraße das mächtige, in antikem Stil gehaltene Gebäude des National-Museums in einem hoch umgitterten Garten. Gleich daneben befindet sich das Ständehaus, das National-Theater, die National-Reitschule, und im vollen Roccocostil reihen sich an die Paläste des magyarischen Adels. Eine Menge reicher Stiftungen, besonders ganze Privatsammlungen, wie die reiche Bibliothek des Grafen Franz Szechenyi, die Gemälde-Sammlung des Erzbischofs und deutschen Dichters Pyrker von Erlau, flossen in dem (1846 eröffneten) National-Museum zusammen und wurden zum Theil um hohe Summen erworben. So ist diese großartige Anstalt in der That eine Schöpfung des Landes. In der Bildergalerie des Museums nimmt natürlich eine ungarische Malerschule, die ungarische Geschichte und vor Allem das ungarische Portrait einen großen Raum ein. Dem Nicht-Ungar wird das Interesse an diesen nationalen Leistungen sehr zurückgedrängt durch die Mannichfaltigkeit und den großartigen Reichthum an erlesenen Meisterwerken in der Esterhazy-Galerie, welche früher unter dem reichen Kranze von Privatgalerieen Wiens zu den ersten zählte, seit 1865 aber nach Pesth übergesiedelt ist und nun das obere Stockwerk des ungarischen Akademiegebäudes füllt. Hier fühlt man sich angeweht von dem reichen und umsichtigen Geiste einer der ersten Familien Europa's, die es verstanden hat, in Italien, in Spanien, in Frankreich, in Deutschland Werthvolles zu erwerben und diese Schätze nun in liberalster Weise dem Publicum zur Anschauung bringt. Auch die Stiftung der ungarischen Akademie ist in erster Linie die nationale That einer Anzahl für die Pflege der magyarischen Sprache und Literatur begeisterter Magnaten, Stephan Szechenyi an der Spitze. Das prachtvolle, das obere Ende des Franz-Josephs-Platzes abschließende Gebäude, zugleich ein Schmuck des Donau-Quai, ist durch freiwillige Beiträge hergestellt worden und schließt die Locale der Akademie, ihrer Bibliothek, der Gesellschaft für Kunst, für Geschichte, für Naturkunde in sich.*)

Dazu kam nun die Verbesserung der Verkehrswege zu Wasser und zu Lande: die Begründung der Donau-Dampfschifffahrt, welche ihren Hauptsitz in Ofen-Pesth wählte, die Verbindung der beiden Donau-Ufer durch eine feste Brücke aus Stein und Eisen an der alten ungarischen Fährstätte, welche die beiden Hälften des Herzens von Ungarn zu allen Zeiten des Jahres und bei allen Zuständen des Flusses durch ein solides Band an einander

*) Dieser Absatz ist nach K. B. Stark „Nach dem Griechischen Orient" (1874) vom Herausgeber bearbeitet.

knüpfte. Gleichzeitig traten auch die Eisenbahnen im Donauthale als Alliirte des Schifffahrt-Verkehrs auf und verzweigten sich von hier aus, wie die vier Schwertstreiche der gekrönten Könige Ungarns, nach allen vier Weltgegenden, namentlich nach O. zur obern Theiß und nach SO. zu den Hauptthälern und den Nebenflüssen der mittlern Theiß und nach SW. zum Plattensee und in dieser Richtung weiter nach Italien. Dieses Eisenbahnsystem, welches einstweilen die Karpathen noch nicht überschritten und das „Eiserne Thor" noch nicht durchbrochen hat, beschränkt sich jetzt (1874) noch auf den ungarischen Länderkreis und findet in Ofen-Pesth seinen Concentrationspunkt. Durch solche Ausnutzung der von der Natur dargebotenen geographischen Verhältnisse ist denn auch die Bevölkerung in fast 100 Jahren auf mindestens das Siebenfache (1780: 35,000, 1874: 250,000 Einwohner) gestiegen, und Ofen-Pesth überragt jetzt alle anderen ungarischen Städte, wie Paris die französischen Provinzialstädte, indem sie unter allen Donaustädten den zweiten Platz einnimmt.

Uebrigens hat die ganze Situation und Localität von Buda-Pesth viele Aehnlichkeit mit der von Prag. Beide Städte liegen an einem Strome, der sie in zwei sehr von einander verschiedene und doch zusammengehörige Theile spaltet: Ofen: = Kleinseite mit dem Hradschin, Pesth: = Alt- und Neustadt von Prag. In Ofen läuft ein schmaler, länglicher Bergrücken zur Donau hervor, der die ältesten Bauwerke, Häuser, Paläste, Kirchen, Königsschlösser, Gouvernementsgebäude und Festungswerke trägt. In der Kleinseite tritt ein ähnlicher, langer, schmaler, auch fast gleich hoher und schroffer Bergrücken zur Moldau vor, der ebenfalls, als Akropolis von Prag, die ältesten und wichtigsten Gebäude der Stadt trägt. Ein anderes nicht bebautes, breites Vorgebirge, der Laurenzberg, umschließt die Kleinseite, und das zwischen beiden Bergen liegende Thal ist mit Häusern angefüllt. Ebenso tritt ein anderer nicht bebauter, kahler, breiter Berg, der Blocksberg, bei Ofen hervor, und das zwischen ihm und dem ersten Berge liegende Thal ist mit Häusern angefüllt. Auf der flachen Seite der Donau liegt Pesth, der wichtigste Theil des Ganzen, sich weit in der Ebene hin ausbreitend. Eben so liegt auf der flachen Seite der Moldau das Hauptstück von Prag, die Alt- und Neustadt. Wie sich in Prag auf dieser Seite das regste städtische Leben, die größte Einwohnerzahl, der bedeutendste Verkehr und der weitere Aus- und Anbau der Stadt findet, so dies alles auch bei Buda-Pesth auf der pesther Seite, während Ofen zurückbleibt, das von Beamten, Adeligen, Weinbauern und anderen weniger in das städtische Leben eingreifenden Bürgern bewohnt wird, ganz so wie auch die Kleinseite weniger mit fortschreitet und ebenso viele leere Paläste zeigt, wie die andere Seite neue Gebäude hat. Ueberschaut man das ganze Buda-Pesth vom Blocksberge aus, so hat man einen ganz ähnlichen Anblick, als wenn man das ganze Prag vom Laurenzberge aus ansieht. Nur ist bei Buda-Pesth alles viel größer, alles mehr gedehnt, während bei Prag alles

sich voller und reicher, aber auch enger und concentrirter darstellt, in demselben Maße, in welchem die Moldau enger und schmäler ist als die mächtige Donau.

Auch zu dem Lande, welchem beide Städte als Capitalen im Herzen liegen, verhalten sie sich ungefähr auf gleiche Weise. Böhmen und Ungarn stellen sich beide als gut abgerundete, fast überall von Gebirgen eingeschlossene Länder dar, deren Mitte der Hauptfluß des Landes (in Böhmen die Moldau-Elbe, in Ungarn die Donau) durchschneidet. An diesen Hauptflüssen nun, im Centrum des Landes, liegt Buda-Pesth wie Prag, alle beherrschten Provinzen im Kreise um sich herum ordnend.

168. Die Ungarische Ebene oder das Pustenland.

(Nach Franz v. Löher, Die Magyaren und andere Ungarn, und John Paget, Ungarn und Siebenbürgen.)

In Deutschland gibt es eine Vorstellung von ungarischen Pusten, die vielfach verbreitet aber unrichtig ist. Man denkt sich unabsehliche grüne Flächen, bedeckt mit prächtigen Viehheerden, die halb verschwinden im üppigen Grase. Und doch gibt es in der ganzen Westhälfte Europa's keine Gegend, die den größten Theil des Jahres mehr von Grün entblößt, nackter und schrecklicher wäre, als die große ungarische Ebene. Wenn das Frühjahr mit wohlthätigem Regen eintritt, so schießt überall, wo das Land noch Steppe oder Puste ist, ein kräftiges Gras üppig hervor. In wenigen Tagen ist Alles grün, und jede Hand greift zu Pflug und Egge, um in eilender Arbeit die Saat in die Erde zu bringen. Denn gar bald sinkt die Sonnenglut dörrend und stechend nieder und weicht nicht mehr. Dann wird der Erdboden hart wie Stein, und der ganze Raum zwischen Himmel und Erde ein kochendes, strahlendes Luftmeer. Ein heißer Athem leckt Gras und Kräuter an, daß sie zusammensinken und auf den Grund verdorren, bis all die weiten Flächen braun und grau und schwärzlich sich ausdehnen. Lange Wochen und Monate lechzt Alles nach einem Tröpfchen Regen. Der ungarische Berggürtel hält die Wolken ab, und streift eine über die Wälder herein in den kochenden Kessel, ist sie im Augenblick verdunstet. Leicht kann eine Dürre eintreten, so schrecklich und sengend, daß das Vieh die elenden, halbverfaulten Strohdächer abnagt, und der Mensch sich vor der peinigenden Glut in die Erde verkriechen möchte. Auf den kurzen Herbst, welcher die Hitze mildert, das Gras wieder hervorruft und die Fieber befördert, folgt ein strenger Winter, der mit seinen Regengüssen entweder das Land in tiefe Moräste verwandelt, oder Alles mit eisigen Stürmen und scharf eindringender Kälte heimsucht. Dann wird die ganze Ebene völlig unwegsam und unwirthbar: Dorf

für Dorf liegt wie in eisernen Fesseln gehalten, wie vergraben in todter Einsamkeit.

Das ist das vielberufene Pustenland. In früheren Zeiten war es noch viel trauriger damit bestellt; denn damals sah man fast nichts als nackte, offene Haide, die zur Viehhut diente, und jeder Edelhof und jede Gemeinde nannten ihren Antheil daran ihre Pusta. Das ist seit etwa zwanzig Jahren bedeutend anders geworden. Die Größe der Pusten hat sich verkleinert, die Zahl aber mehr als verzehnfacht, und jetzt haben sie durchgängig etwas Nothdürftiges an Baulichkeiten, ein Gerüst zum Maistrocknen, einen offenen Dreschplatz und eine Hütte nebst Schuppen. Ungarn aber ist, was ihm in tausend Jahren nicht geträumt hätte, von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen. Ein Hirtenvolk bricht seinen alten Weideboden auf, und dieser Boden überschüttet es plötzlich mit einer Fülle von Mais und Weizen. Die Viehheerden schwinden ein, in vielen Gegenden klingt die Erzählung von ihren früheren Massen schon wie eine Sage aus alter Zeit. Statt des harten Grases, des struppigen Schilfs, der hohen Unkrautstauden, welche früher die Pusten bedeckten, breiten sich jetzt auf und ab goldene Saatfelder. Mit so massiger Fruchtbarkeit aber der Boden Mais und Weizen bringt, so standhaft verweigert er noch immer feines, nährendes Gras, Futterkräuter und Handelsgewächse, leider will er auch keine Bäume dulden. Nur die Akazie mit den sanften, dünnen Blättern scheint sich in der trockenen Luft wohl zu fühlen. An grüne Wälder und hervorströmende Bäche und Flüsse ist deshalb gar nicht zu denken. Ein Stück festes Holz ist auf hundert Stunden Weges so selten, wie ein Stein oder anderes Mineral. Alles ist Erde, höchst fruchtbare Erde, aber nichts als Erde, und die einzige Abwechselung, daß die Erde zu Zeiten Schlamm, zu Zeiten Staub wird.

Unter Allem, woran diese ungeheure Fläche fruchtbarer Erde nothleidet, ist die größte Noth das Fehlen des Wassers auf den Feldern. Man spricht schon lange davon, die ganze große Ebene durch regelmäßig in einander greifende Canäle zu bewässern, — ein riesenhaftes Unternehmen, jedoch ausführbar. Die Eisenbahnen bringen allmählich Geld und zum Hausbau Holz und Steine in die Ebene hinein, der Anbau von Akazien und Kornfrucht hilft nicht wenig, die schädlichen Einflüsse des Klimas zu sänftigen, die künstliche Bewässerung wird endlich die Hauptsache thun, um der ungarischen Ebene ein wohnlicheres Ansehen zu geben. Allein niemals wird der Fluch, mit dem sie doppelt geschlagen ist, ganz von ihr weichen: das ist erstens das Klima, welches sich in plötzlichem, gewaltsamen, Alles niederwerfenden Wechsel bewegt, und zweitens der trübe Stempel ungeheurer Einförmigkeit. Immer und ewig die gleichen Kornfelder und Steppen und zahllosen Wegspuren, die gleichen Staubwolken und elenden Lehmhütten und dürren Zäune von Schilf und Rohr. Diese Ebene ist noch viel trostloser und einförmiger, als das Meer; denn das Meer hat Leben und Bewegung, doch diese ent-

setzliche Ebene dehnt sich regungslos in die Weite. Die Luft und Alles ist still und tonlos, und nichts bezeichnet das Fortrücken der Stunden, als die Sonne mit ihrem Kreislauf, die ihre stillglänzenden Strahlen allmählich länger über diese unabsehbaren Felder und Steppen fallen läßt, und etwa noch der eigene Magen mit seinen verschiedenen Anforderungen. Das ist ja ein Land, als könnten sich hier nur die hinein werfen, die von allen Völkern vertrieben sind.

Dennoch ist die Pusta weder ganz ohne Bewohner, noch auch ohne Cultur des Bodens. Sie hat Städte und Dörfer, zwar wenige und weit auseinander liegende, aber sie sind gemeiniglich groß und volkreich. An der großen Straße zwischen Tokay und Debreczin trifft man fast nur alle drei oder vier Stunden ein Dorf, aber in einigen Gegenden erfreut oft Tage lang keine solche willkommene Ansicht das Auge des müden Reisenden.

Fast alle Bewohner der Ebene, ausgenommen einige wenige Colonisten, sind ächte Magyaren, und nichts sagt ihrer Neigung so zu, als das halb müßige, halb abenteuerliche Leben eines Pusta-Schäfers. Den Anzug desselben bilden weite, schwarz-leinene Hosen und ein kurzes schwarzes Hemd, das kaum bis unter die Brust herabgeht und worüber er zuweilen eine bunt gestickte Weste oder Jacke trägt. Seine Füße sind durch lange Stiefeln oder Sandalen geschützt, und sein Kopf durch einen Hut, unter welchem zwei breite Haarflechten herunterhangen. Der aufgekrämpte Rand des Hutes dient ihm als Trinkgefäß, während der Sack, der an einem Riemen um seinen Hals hängt, das Brod und den Speck, sein dürftiges Mahl, enthält. Ueber das Ganze wird noch gemeiniglich die Bunda oder der behaarte Mantel geworfen. Ehe er zum Sommer auf die Weide zieht, siedet er Hemd und Hosen sorgfältig in Schweinefett, und, nachdem er seinen Kopf und Körper mit derselben köstlichen Salbe eingeschmiert hat, ist seine Toilette auf die nächsten sechs Monate beendigt. Dies geschieht aus Reinlichkeit; denn das Fett schützt den Hirten wirksam gegen eine Schar kleiner Feinde, von denen er sonst ganz bedeckt sein würde. Um seine Ausstattung zu vollenden, muß er noch eine kurze Pfeife in dem einen Stiefel stecken haben, so wie in seinem Gürtel einen Tabaksbeutel nebst Werkzeugen zum Feuerschlagen, Pfeifenreinigen, Tabakstopfen, Ascheschüren und sonstigen Erleichterungen des Rauchens. Die Bunda ist in Form eines engen Mantels ohne Kragen gemacht, und besteht aus den Fellen der langwolligen ungarischen Schafe. Die Wolle wird völlig in ihrem natürlichen Zustande gelassen. Die glatte Seite ist oft sehr buntscheckig ausgeziert; die Nähte sind mit verschiedenfarbigen Schnürchen gesäumt, an den Seiten und Rändern sieht man Blumenbouquets in Seide gearbeitet, und ein schwarzes, siebenbürgisches Lammsfell schmückt den obern Theil des Rückens in Form einer Kapuze. Die Bunda ist für den Pusta-Schäfer Haus, Bett, kurz, Alles. Sehr selten, weder in den heißesten Tagen des Sommers, noch in den kältesten des Winters, ver-

läßt er seinen wolligen Freund. Er bedarf keines Wechsels der Kleidung; eine Umwendung seiner Bunda macht ihn fühllos gegen jedes Extrem der Witterung.

In Debreczin, der Hauptstadt der Ebene, und seiner Umgegend kann man den ächten Magyarencharakter am besten studiren. Die Sprache wird hier in ihrer höchsten Reinheit gesprochen, Arme sowohl als Reiche kleiden sich in die Volkstracht, und jene National-Eigenthümlichkeiten, welche ein Volk stets durch zu vielen Umgang mit Anderen verliert, sind zu Debreczin noch mehr hervorstechend. Debreczin ist eine sehr vornehme Stadt in Ungarn, dort versammelte sich der ganze Reichstag sammt Regierung im Jahre 1848. Doch was sieht man in Debreczin? Hauptsächlich lange Stücke der Steppe, die man Straßen nennt, weil sie hin und wieder Häuser zur Seite haben, straßenbreit und stundenlang. Von Domen, Prachtpalästen, glänzenden Häuserlinien ist keine Rede: ein großer Platz, ein paar Kirchen, Straßen und ebenerdige Bauernhütten bilden die Stadt. Und so wie Debreczin, so sind Szegedin, Kecskemet, Vásárhely, Czegléd und all die anderen Städte der Magyaren. Ihre sogenannten Städte sind nichts als in Lehm und Schilfrohr übersetzte große Zeltlager, in welchen sich einst das Volk zusammendrängte: ein Grund, weshalb gerade an diesem Punkte die Stadt entstand — ein Fluß, Ortssicherheit, Kreuzung des Handels, besondere Fruchtbarkeit oder Anmuth der Umgegend —, ist bei den meisten nicht wahrzunehmen. höchstens eine kleine Erhöhung, die weitere Aussicht über die Flächen darbot. Dergleichen ist wohl in keinem Lande jemals vorgekommen, daß die Hauptstadt sich in die Prachtkleidung einer modernen Großstadt wirft, und die übrigen Städte gerade so bleiben, wie sie vor ein paar Jahrhunderten aussahen. Das ist beinahe, als wenn in Pesth Europäer wohnten und im übrigen Lande eine Art halbwilder Leute. In der Verzweiflung läßt man sich einfallen, die Thurmhöhe der großen protestantischen Kirche zu besteigen. Dort soll Einem wenigstens der Anblick der weiten Fläche in ihrer Unendlichkeit die Seele etwas heben. Was sieht man? Trostlose Einförmigkeit. Die breiten Straßen laufen weit, weit hinaus in die leichtbraune oder bleichgrüne Ebene, und noch darüber hinaus sind, soweit man blicken kann, elende Hütten über die Fläche verstreut. Die Magyarenstädte würde die Mauer, selbst wenn sie eine hätten, weder von dem Koth und Staub noch von dem Leben und Treiben auf den Dörfern scheiden. Diese magyarischen Dörfer sind wahre Dorfungeheuer. Die geringsten haben an 3000, die meisten 5- und 10,000 Einwohner, und dehnen sich aus wie eine unabsehliche Masse von grauweißen Steinblöcken, die in die Ebene hineingesäet ist. Zu jedem Dorfe aber gehört eine große Feldmark, die es ringsumher mit weiter Einsamkeit umgibt, Auf eine ganze Quadratmeile Landes kommt in ächt magyarischen Comitaten kaum eine Ortschaft. Da muß schon Nachbar heißen, der nur 10 oder 15 Stunden entfernt wohnt. Wie kann das auch anders sein

in einem Lande, wo die Adelsgüter nicht nach Tagwerken, sondern nach Quadratmeilen messen! Ohne Zweifel wäre es das größte Glück für Ungarn, und würde Werth und Anbau des Bodens verzehnfachen, wenn diese großen Dörfer sich in kleine Ortschaften und Weiler auflösten, die sich über die weite Feldmark vertheilten.

---

169. Das Banat.

(Nach John Paget, Ungarn und Siebenbürgen.)

Das Banat ist ein Landstrich in der Südostecke von Ungarn, zwischen der Theiß, dem Maros und der Donau. Es sind erst hundert Jahre, seit die Türken nicht mehr im Besitz dieser Provinz sind, und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde sie ganz frei von den Einfällen der Moslemin. Der menschenfreundliche Kaiser Joseph II. beschloß, sie eben so bevölkert und civilisirt zu machen wie das übrige Ungarn. Um Ansiedler herbeizulocken, wurde das Land zu äußerst mäßigen Preisen verkauft, und Deutsche, Griechen, Türken, Serbier, Walachen, ja, selbst Franzosen und Italiener kamen herbei, um diese üppige Wildniß zu bevölkern. Der schwarze, fette Lehmboden, bisher noch nie vom Pfluge berührt, gab die reichsten Ernten. Viele wurden schnell wohlhabend, und heutigen Tages gibt es noch Manche unter dem ungarischen Adel, die vor einem halben Jahrhundert als arme Abenteurer nach dem Banat gekommen waren.

Der von Natur gute, durch Sümpfe und Flüsse abgelagerte Boden, unter einem fast italienischen Klima, wird nur einmal aufgepflügt, um die Saat aufzunehmen; von Brachfeldern weiß man hier nichts; Dünger wird nie gebraucht, sondern als schädlich weggeworfen; und doch findet sich bei der größten Sorgfalt und Arbeit in anderen Ländern nirgendwo ein solcher Ueberfluß an Erzeugnissen, wie die schlecht gepflegte, ununterstützte Natur hier ihren Kindern schenkt. Außer der Olive und Orange, für deren Gedeihen der Winter zu lange dauert, gibt es kaum ein Product in Europa, das nicht im Banat gedeihe; sogar ein Versuch mit Baumwolle soll geglückt sein. Eine der sonderbarsten Eigenthümlichkeiten des Banats ist das verschiedenartige Aeußere seiner Einwohner, welche, da die verschiedenen Nationalitäten auch in besonderen Dörfern ansässig sind, ihre National-Charakterzüge vollkommen rein beibehalten haben. In dem einen Dorfe, welches durch das schönere Ansehen seiner Gebäude und durch das große Schulhaus sich sogleich als ein deutsches erkennen läßt, erblickt man noch die altmodische Tracht der baierischen Schnitterin. Einige Meilen weiter kommt man in einen, nur aus den hölzernen Hütten der Walachen gebildeten Ort. Der Magyar und der Ratz (Raize) sind gleich charakteristisch und verschieden. An einigen Orten sind zwei oder drei Nationen unter einander gemischt, und es

trifft sich nicht selten, daß die Nachbarn im nächsten Hause einander nicht verstehen können. Die verschiedenen Nationen vermischen sich selten durch wechselseitige Heirathen, Magyaren und Walachen nie.

Temesvar, die Hauptstadt des Banats und die Winter-Residenz der reichen Banatbewohner, ist eine der schönsten Städte. Sie war im Jahre 1718 wenig mehr als eine Menge Hütten, zu welcher Zeit Prinz Eugen die Türken, die sie damals inne hatten, hier belagerte und für immer aus dieser schönen Besitzung trieb. Prinz Eugen entwarf den Plan der jetzigen Stadt und begann die Befestigungen, von denen sie umgeben ist.

---

170. Die Deutschen in Siebenbürgen.

(Nach Franz v. Löher, Die Magyaren und andere Ungarn.)

Die Natur hat Siebenbürgen als eine große Felsenburg gestaltet, die behaupten muß, wer Herr sein will zwischen dem Wiener Wald und Schwarzen Meere. Denn mitten in den unabsehlichen Ebenen dieser Länder liegt, gleichwie zu ihrer Bewachung, Siebenbürgen als eine Festung von Gebirgswällen aufgethürmt, deren Thore sich spärlich nach Ungarn, geschlossener noch in die walachische Ebene öffnen. Als das ungarische Reich fester und weiter gegründet wurde, mußten seine Könige sich des „Landes jenseit des Waldes“, Transsilvaniens, wie damals Siebenbürgen hieß, um jeden Preis versichern. Es erschien wie eine große Vorburg, die sich den Einbrüchen östlicher Barbaren vorlagerte. Nur von hier aus konnte man sie im Zaume halten. In seinen Waldthälern trieben sich Petschenegen und Kumanen und allerlei unbekanntes Volk umher, die Stammväter der heutigen Walachen oder Dako-Rumänen. Im Südosten wohnten die Szekler, ärmliche Gebirgsbauern, ein Magyarenstamm mit eigener Mundart und von unbekannter Herkunft. Das Land war ziemlich leer und die Eroberung, welche schon Stephan der Heilige begann, leicht und zu Ende des 11. Jhrhdts. abgeschlossen. Etwa 50 Jahre später, nachdem König Ladislaus Siebenbürgen sich vollständig unterworfen hatte, berief Geisa II. deutsche Ansiedler, die das Land in die Höhe bringen und mit ihren Schwertern ihm die Pässe ins Walachenland schirmen sollten. Das war im Beginn der Hohenstaufenzeit, als in Deutschland sich die Massenwanderung der freien Männer vom Lande in die Städte begab. Da sammelten sie sich in Menge in den westfälischen und niederrheinischen Gegenden, so in Niedersachsen, noch Andere von den friesischen Küstenlanden. Ein Zug nach dem andern kam an der Donau hinab und durch die Bergpässe in das ferne Land, siedelte sich an und baute Ortschaften und steinerne Zufluchtshäuser; immer mehr trafen ein, immer weiter wurden die Thäler entsumpft und in Fruchtfelder verwandelt, eine

helle Burg und Stadt nach der andern erhob sich aus den dunkeln Waldungen, und scheu und verwundert zogen sich die wilden Menschen, „die Blochen", wie auf sächsisch die Walachen hießen, ins Gebirge zurück. Die vornehmste Stadt war Hermannstadt mit den sieben Gerichtsstätten der Umgegend, die man die sieben Stühle der Sachsen oder auch, weil jeder Hauptort eines Amts- und Gerichtsbezirks seine Burg hatte, das Siebenbürgen nannte. Dieser Name ist dann später, gleichsam von seinem Kerne aus, auf das ganze Land übergegangen. Andere deutsche Landschaften waren das Kokelthal mit Schäßburg und Medewisch, das Land unter dem Walde mit Mühlbach, das Burzenland mit Kronstadt, und entfernt im Nordosten das Nösner Land mit Bistritz, am Szamos aber erhob sich das stolze Klausenburg.

Da die Szekler und andere Magyaren, die ins Land gekommen, sahen, wie diese sächsischen Bauern und Bürger so schöne Ortschaften, blühende Saaten und so viel Gewerbe und Handel hatten, da wären sie gern unter ihnen gewesen, um sich auf ihre Kosten gütlich zu thun. Die Sachsen aber wehrten es ihnen, denn soweit kannten sie diese Art schon, um zu wissen, daß vor deren Herrschsucht und Arbeitsscheu keine gemeine Freiheit, keine ordentliche Rechtspflege und kein Gewerbfleiß gedeihen könne. Sie ließen sich daher im J. 1224 von König Andreas II. eine Urkunde siegeln, welche, von jedem folgenden Könige bestätigt, die Handfeste ihres politischen und bürgerlichen Daseins wurde. Das gesammte Volk der Sachsen, heißt es darin, soll sein und bleiben ein einziges Volk, das als solches sein eigen Siegel führt mit der Umschrift Ad retinendam coronam d. h. zum Kronschutz. Es steht lediglich unter des Königs Grafen zu Hermannstadt und unter dessen Unter- oder Stuhlrichtern, welche die freien Männer, gleichwie ihre Pfarrer, selbst wählen, und welche richten nach ihrem eigenen deutschen Recht. Auch sicherte ihnen der König in seinem ganzen Reiche Privilegien zu, daß sie aller Orten frei und ungehindert ihre Kaufmannschaft treiben könnten.

So erwuchs in ferner Wildniß ein Volk von deutschen Bauern und Bürgern, mitten zwischen Walachen, Serben und Magyaren erblühte ein Stück Deutschland so schön und ehrenhaft, wie irgendwo eine der gesegnetsten Gegenden zwischen Rhein und Elbe. Alle ihre Einrichtungen, Rechtsbräuche und Sitten behielten ächt deutsches Gepräge, das um so schärfer sich ausdrückte, da sich ringsum andere Volksarten verbreiteten.

Doch für die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen begann mit jener Kette von Thronstreiten, Bürgerkriegen und Religionsverfolgungen, wie sie nach dem Unglück von Mohacz fast zwei Jahrhunderte hindurch (die Zeit von 1526—1687) Land und Volk zerrütteten, eine Periode voll Bürgermuth und Heldenglanz, aber auch voll unsäglicher Leiden und stets sich erneuender und verdoppelnder Verluste. Vorzüglich die Siebenbürger Sachsen „am äußersten Rande der Christenheit, fast schon im Rachen des Feindes" standen

in heldenhaftem Kampfe gegen die türkischen Barbaren und gegen den Nationalhaß der Magyaren, der ihnen noch Aergeres zufügte. Da mußte wohl ihr Gewerbfleiß erlahmen, und zugleich versiegte die andere Quelle ihres Reichthums, der Handel. Denn ein großer Theil des Welthandels hatte den Seeweg eingeschlagen, und was noch von Handelszügen die Donau hinauf strebte, das ließen die Türken und räuberischen Scharen nicht mehr durch. Das ganze Sachsenvolk wäre, wenn die Vernichtungsmittel, welche fast zwei Jahrhunderte lang thätig waren, noch ein drittes fortgearbeitet hätten, zweifellos zu Grunde gegangen. Da aber erfolgte die siegreiche Türkenschlacht vor Wien am Kahlenberge 1683, der schreckliche Bann des Magyarenadels war gebrochen, vier Jahre später war der Siebenbürger freie Sachsenboden wieder kaiserlich. Sein Volk aber hatte in so fürchterlichen Nöthen und Drangsalen seine deutsche Natur gerettet, und damit seine evangelische Glaubensfreiheit, seine bürgerliche Selbstregierung, seine edlere Bildung. Frisch und ungeschwächt blieb bei den Sachsen ihr lebendiger Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande. Ihre Prediger und Juristen studirten auf unseren Universitäten, deutsche Literatur und Sprache wurde lebhaft bei ihnen gepflegt, und treffliche Schulen und Gymnasien bildeten deutschen Geist und Charakter aus. Das kleine Land zählt nicht weniger als fünf Gymnasien, welche den deutschen ebenbürtig, eine vollständige Realschule, eine Ackerbauschule, und 1848 beschloß die sächsische Nation, auch eine Rechtsakademie in Hermannstadt zu errichten. Auf solche Weise erhielten sich diese Deutschen auf der Höhe der Bildung und des Wohlstandes, welche ihre Dörfer und Städte so vortheilhaft auszeichnen unter all den Völkerschaften, die sie umringen.

Noch steht und grünt die siebenhundertjährige Eiche, aber allerdings dringen die magyarischen Aexte auf sie ein, daß die Splitter umherfliegen. Bis in unsere Tage hatten die Sachsen ihre politischen Einrichtungen gerettet, die ihnen ein freies deutsches Volksleben verbürgten, jetzt sind sie ihm zerbrochen und entrissen durch die Einverleibung in Ungarn und die Magyarisirung in Folge des sog. „Ausgleichs". Seit 25 Jahren steht dieser Kernhaufen mitten in tödtlichen Wettern und Gefahren, kämpft, verlassen von der ganzen Welt, und läßt dennoch den Muth nicht sinken.

---

171. Die Zigeuner.

(Nach E. A. Quitzmann, Deutsche Briefe über den Orient, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Einsame Feuer am abendlichen Horizont bezeichnen die Lagerstellen der Wanderzigeuner, welche ohne festen Wohnsitz in Siebenbürgen und Ungarn

herumstreifen, von Wahrsagen, Kessel- und Pfannenflicken und ähnlichem Gewerbe ihren Unterhalt gewinnen und da, wo sie die Nacht überrascht, ihr durchlöchertes Zelt aufschlagen, ohne Kummer über die Vergangenheit, ohne Sorge für die Zukunft. Die Zigeuner sind die verachtetste von den Nationen, welche die genannten Länder bewohnen. „Du bist ein Zigeuner“ — ist das entehrendste Schimpfwort. Alle Laster und Verbrechen wirft man ihnen vor, und der bevorrechtete Bewohner hält seinen Hund höher, als das Ebenbild Gottes, wenn es ihm als Zigeuner entgegen tritt. Selbst die Walachen, die nirgends unter den privilegirten Insassen wohnen dürfen, dulden die Zigeuner nicht unter sich, weshalb diese außerhalb dem Bezirke der walachischen Strohhütten ihre Erdlöcher graben müssen. Nichts ist elender als so eine Zigeuner-Colonie. Eine aus Straßenkoth aufgehäufte Erhöhung von einigen Schritten im Durchmesser bildet die Grundlage der Wohnung, welche durch Aushöhlung des Bodens geräumiger wird. Als Dach wird darüber eine zerlumpte Zeltdecke oder Schilf und Unkraut gebreitet, und die einzige Oeffnung dient als Thür, Fenster und Schlot zugleich. In diesen Löchern kauert die ganze Familie am Boden um das Feuer herum, und selbst Schweine und Hunde finden daneben noch ein Unterkommen.

In ihrer Lebensweise und ihren Sitten sind die Zigeuner ganz ihrer orientalen Abkunft getreu geblieben, nur werden durch verschiedene Gewerbe mehrere Classen unter ihnen gebildet. Ueberhaupt scheint es zwei Racen von Zigeunern zu geben, indem die Einen durch krauses Wollhaar, wulstige Lippen und sehr dunkle Hautfarbe mehr den äthiopischen Typus repräsentiren, während die Anderen durch hellern Teint, glatte, glänzend schwarze Haare und ihre Gesichtszüge sich mehr dem caucasischen Typus nähern. Die Zigeuner sind von unbesiegbarer Trägheit, und daran, wie an ihrem unwiderstehlichen Hang zum Umherschweifen, sind von jeher die Projecte zu ihrer Colonisirung und Civilisirung gescheitert. Die leichteste Weise, ihren Unterhalt zu gewinnen, ist ihnen die liebste. Dabei herrscht eine gewisse Eitelkeit als Grundzug ihres Charakters vor, wie man besonders am weiblichen Geschlechte und an den Wohlhabenderen unter ihnen beobachten kann. So verachtet sie sind, so können sie gewisse aristokratische Neigungen nicht verbergen. So z. B. bekennen sie sich stets zur Religion der Gutsherrschaft und sind heute Katholiken, morgen Griechen, Protestanten u. s. w. Denn es schmeichelt ihrer Eitelkeit, wenigstens in Einem Punkte mit dem Herrn auf gleicher Stufe zu stehen. Obgleich zerlumpt und voll Ungeziefer, weisen sie mit einer Art von Selbstgefühl auf jene Stammesgenossen, welche sich Wohlstand erworben haben. Außerdem ist der Zigeuner sehr genügsam und hat eine unermüdliche Ausdauer in Ertragung von Beschwerlichkeiten und Entbehrungen. Ein leinenes Hemd und beim Manne noch eine Hose vom selben Stoffe sind fast die einzigen Kleidungsstücke, mit denen sie sich gegen die Glut der Sommersonne wie gegen die heftigste Winterkälte schützen. Selten

kommt dazu noch ein zerlumpter Lappen, welcher als Mantel um die Schultern flattert.

Die Zigeuner stehen immer unter einem Oberhaupte, welches der Gutsherr aus ihrem Stamme ernennt und zur Handhabung der Polizeigewalt verpflichtet. Das Gewerbe der Zigeuner wechselt nach Neigung und Geschick. Die Einen streichen Ziegel für Rechnung der Gutsherrschaft, denn in Lehm und Erde wühlen und formen ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen; Andere sind Maurer, wieder Andere Huf- und Nagelschmiede. Man muß aber dabei an keinen großen Apparat denken. Neben der Straße ist ein Loch in die Erde gegraben, ein paar schief an einen Baumast gelehnte Bretter bilden das Dach. In der Mitte des Loches ist ein faustgroßes Stück Eisen als Ambos, dabei liegen einige Kohlen, ein Hammer und eine Zange, ein nacktes Kind regiert den Blasebalg — das ist die Werkstätte. Eine große Anzahl von Zigeunern beschäftigt sich mit der Goldwäsche und hat nur die Verpflichtung, jährlich wenigstens einigen Goldstaub an den Aufseher abzuliefern.

Die niedrigste Classe bilden die Wanderzigeuner. Ein paar Schweine, ein struppiger Hund, eine dürre Mähre, welche das Zelt trägt oder den Karren zieht, — das ist der ganze Hausrath dieser Nomaden. Mit Unrecht beschuldigt man sie des Diebessinnes. Es fällt ihnen gar nicht ein, sich mit Besitz zu beschweren. Sie nehmen, wie die Kinder, was sie gerade brauchen, und lassen es wieder fallen, wenn sie nicht mehr daran denken. Sie wollen elend bleiben, aber Könige der freien Luft, nicht gebunden an Geschäft und Haus.

Doch leben nicht alle Zigeuner im gleichen Elende; manche haben sich der Landwirthschaft ergeben und sind im Betriebe derselben glücklich, wie denn dieses Volk zu Allem, was es angreift, ein besonderes Geschick zeigt. Ja, es gibt eine gewisse Aristokratie unter ihnen, und nicht Wenige, welche in Städten, namentlich in Hermannstadt und Klausenburg oder vielmehr in eigenen Dörfchen bei den Städten wohnen, sind wirklich wohlhabend zu nennen. Ihre Wohnungen zeichnen sich nicht selten durch Reinlichkeit aus. Sie tragen die schöne Husarentracht mit goldenen Tressen und klingenden Sporen. Ihr Haupterwerbszweig ist die Musik. Wer auf einem Instrumente tüchtig ist, wird in eine Musikbande aufgenommen, und so durchziehen sie das Land und kehren oft mit ansehnlichem Gewinn nach Hause zurück. Wie der Zigeuner die Musik leidenschaftlich liebt, so hat er auch das feinste Gehör für sie, was ihn bei Erlernung eines Instrumentes außerordentlich begünstigt. Doch befaßt er sich selten mit Noten, sondern zufrieden, eine Melodie gehört zu haben, faßt er sie sogleich vollkommen auf und behält sie mit erstaunlicher Treue. Diese Eigenschaft hat die Zigeuner bei allen Festen in Ungarn und Siebenbürgen unentbehrlich gemacht, denn sie sind eigentlich die Bewahrer der Nationalmelodie, die sie mit wundervoller Präcision in vollem Orchester wieder zu geben wissen.

---

dd. Rumänien (die Moldau und Walachei).

172. Jassy, die alte Bojarenstadt.

(Nach „Unsere Zeit", bearbeitet vom Herausgeber.)

Seit durch Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer der Sitz des Fürsten und der Landesregierung nach Bukarest verlegt ward, hat die alte Metropole der Moldau, Jassy, viel verloren und ist gleichsam zur trauernden Witwe geworden, während Bukarest die „Freudenreiche" heißt. Die moldauische Hauptstadt hat weit mehr historische Erinnerungen und hält viel treuer an ihren Traditionen, als das in der Europäisirung weiter vorgeschrittene und viel beweglichere Bukarest; denn sie bietet noch ein ziemlich treues Bild der alten Bojarenwirthschaft. Der in Bukarest ziemlich ausgebildete Mittelstand ist hier von ungefähr 4000 Ausländern (Polen, Deutschen, Franzosen, Armeniern) und von mehr als 30,000 (polnischen und russischen) Juden vertreten, welche letztere Handel, Gewerbe, Handwerk größtentheils in ihren Händen und die Bojaren in ihren Schuldbüchern haben. Sie vermitteln Geschäfte jeder Art, sind Unterhändler für alle möglichen Dinge, dabei eine lebendige Stadtchronik. Sie bilden ein gutes Drittel der Gesammtbevölkerung von Jassy.

Zwölf Stunden von der österreichischen und nur zwei Stunden von der russischen Grenze, die hier der Pruth bildet, liegt die Stadt auf dem Abhange des Berges Kopó, schutzlos, ohne Mauern und Festungswerke, häufig von feindlichen Einfällen plündernder Horden und von großen Feuersbrünsten (namentlich 1827 und 1844) heimgesucht; vom polnischen König Johann Sobieski war sie als eine damals türkische Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt worden. Wie alle orientalischen Städte, ist sie höchst unregelmäßig gebaut; die am Abhange der Anhöhe hingelagerten Häuser erheben sich gleichsam übereinander; das Innere ist voll Schmutz, weil ohne Canäle, voll niedriger armseliger Hütten, und an manchen verödeten Plätzen sieht man Zigeunerzelte aufgeschlagen; zwischen den Häusern mitunter durch Jahrzehnte angesammelte Misthaufen, auf den Gassen allerlei Thiercadaver, verwesend und die Luft mit unausstehlichen Miasmen verpestend. Wie in Constantinopel, erblickt man auch hier eine unglaubliche Menge von Hunden, förmlich in Colonieen organisirt und die Grenzen derselben eifersüchtig wahrend, dazwischen lauter niederes Volk, halbnackte Männer, auf der Gasse ihr Gewerbe treibend, und zur Abwechselung die streng abgesonderten Bojaren-Paläste mit ihren weitläufigen Höfen, Nebengebäuden, Hofleuten, Dienern u. s. w. Dazu kommt noch, daß bei trockenem Wetter ein unglaublicher Staub hoch den Boden bedeckt und bei Regenzeit ein schwer zu überwältigender

Koth die Straßen ganz unwegsam machen und Jeden nöthigen, sich der Droschken zu bedienen. Man hat deshalb Jassy „das große Dorf" genannt. Die neu erbaute Metropolitankirche, ein imposantes, mit vielen Kosten aufgeführtes Gebäude, steht schon seit lange unbenutzt, verschlossen und ist in ihrem Innern unvollendet, weil sie schon zur Zeit ihrer Beendigung den Einsturz drohte, wie es heißt, in Folge zu schwach angelegter Fundamente. Der Corso ist ein staubiges, baumloses Höhenplateau, von wo aus man allerdings eine schöne Fernsicht genießt, während der Corso von Bukarest eine parkähnliche Anlage mit herrlichen Springbrunnen und schattigen Gängen bildet. Außer der einen „Langen Gasse", welche die Stadt der Länge nach durchschneidet und mit sechskantigen Holzstöcken gepflastert ist, befinden sich alle übrigen Straßen und Gassen im Urzustande der Natur.

Allgemein verrufen sind die rumänischen Städte überhaupt, insbesondere aber Jassy, als Asyl des Glaubens an Hexen und Zauberei. Weiber der niedern Classe betreiben förmlich gewerbmäßig eine Heilkunst vermittelst Zaubermittel (der von ihnen selbst, an den Tagen gewisser Heiligen, gesammelten Kräuter, sympathetischer Mittel, Besprechungsformeln u. s. w.). Sie werden oft selbst in den ersten Bojarenhäusern, statt der (weniger zahlreichen) Aerzte oder heimlich neben diesen, benutzt und erfreuen sich des allgemeinen Vertrauens. Bei allen Unfällen, Widerwärtigkeiten, Schwierigkeiten eilt Alles vom Höchsten bis zum Niedrigsten, Bojaren und Bojarinnen vor Allen, zu diesen Hohepriesterinnen der Hexenzunft, Rath und Hülfe suchend; die Wohnungen derselben werden förmlich belagert und schon von Weitem erkennt man dieselben an den dort wartenden Equipagen, Miethkutschen und Bauernwagen und an der Menge des dort stets versammelten Volkes. Es bedarf oft mehrmaliger Versuche, ehe man das Glück erreicht, vorgelassen zu werden.

In Rumänien, namentlich in dieser tief im Binnenlande gelegenen alten moldauischen Hauptstadt, ist die europäische Einwirkung kaum zu bemerken. Es gibt hier zu wenig Einwanderer aus dem westlichen Europa und die wenigen verschwinden gegen die Masse von Juden, mit denen die christlichen Einwanderer nicht concurriren können. Deshalb hat der Einwandererzug nach anderen Städten, namentlich nach Bukarest, seine Richtung genommen, und es hat sich in Jassy aus ihm und an ihm noch kein kräftiger Mittelstand herausgebildet, wie dies in der Residenz Bukarest der Fall ist. Der an Jassy jetzt vorüberziehende Schienenweg ist für sich allein noch keine Bürgschaft für die baldige Ueberwindung einer zum Theil verrotteten Cultur. Die neue deutsche Regierung hat hier noch ein großes Feld einer ersprießlichen Thätigkeit.

173. Bukarest.

(Nach Gustav Rasch, Die Völker der untern Donau, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn man von der Terrasse des ehemaligen Klosters Cotroceni, des Sommeraufenthaltes des Fürsten von Rumänien, einen Blick auf die Stadt Bukarest wirft, so entrollt sich in der ganzen Länge des südlichen Horizontes ein Bild von orientalischer Ueppigkeit und fast märchenhafter Pracht, besonders wenn die untergehende Sonne dasselbe in die glühenden Farben und Tinten des Orients taucht. Die rothen Sonnenreflexe spielen auf hundert metallenen Kuppeln griechischer Dome, auf denen goldene Kreuze funkeln, sonst könnte man sie für Kioske im Garten eines Sultans halten; neben den Domen erheben sich die Ruinen von Klöstern in sonderbaren architektonischen Formen; dazwischen weiße Häuser von palastartigen Linien mit platten Dächern; auf einem Hügel steht eine byzantinische Kirche neben und zwischen Ruinen; eine andere Hügelreihe krönen Gebäude im modernen Casernenstil; an der einen oder andern Stelle des Bildes schaut uns der Occident in dreistöckigen, europäischen Häusern mit rothen Ziegeldächern an; alle Zwischenräume und die weite Ebene, in der sich die orientalische Märchenstadt bis zu den tiefblauen und rothen Linien des Horizontes ausdehnt, gleicht einem endlosen Garten.

Aber dieses Bild von der Terrasse gleicht durchaus nicht dem Bilde, welches man erblickt, wenn man in die Mitte seiner einzelnen Partieen tritt. Kaum gibt es eine Stadt, welche so reich ist an Contrasten in Gebäuden (Hütten und Palästen), im Glanze des Reichthums und im Elende der Armuth, in den Menschen und im socialen Leben, in der Physiognomie der Bevölkerung, in den Jahreszeiten (nur Sommer und Winter), in den schärfsten Temperaturwechseln während kurzer Zeitfristen, in der Bildung und Moral, kurz, nach allen Richtungen und Beziehungen. Und welche Contraste schon in den beiden Höfen des Klosters Cotroceni! Die alte Klosterkirche mit ihren halb byzantinischen Formen und rechts und links neben der Kirche zwei moderne Gebäude, welche Fürst Kusa aus den Trümmern des abgerissenen Klosters aufführen ließ, um dort während der heißen Sommermonate zu wohnen. Und in der Nähe der modernen fürstlichen Wohnung spitze Zelte, braune, halbnackte Gestalten, in Lumpen gehüllt und um flackernde Feuer lagernd, ein ganz orientalisches Bild. Es ist eine Zigeunerhorde, die auf ihren Nomadenzügen Rast macht, um ihr Mittagsmahl zu bereiten und hier von Niemanden gestört wird, sollte sie auch den Hof von Cotroceni wochenlang zu ihrem Aufenthalt ausersehen.

Von Thoren, von Wällen, von Mauern ist keine Rede; ohne Prolog beginnt die Vorstadt mit einigen Baracken und Trümmerresten und endet ohne Epilog wieder eben so auf der andern Seite einer Stadt, welche auf

einem doppelt so großen Flächenraum wie Berlin 160,000 Einwohner zählt, von denen 30,000 Deutsche sein mögen. Volkszählungen werden hier nicht vorgenommen; man zählt höchstens die steuerpflichtigen Personen und nimmt aus den Verzeichnissen der Geistlichen und Bojaren die Familienväter, welche man mit 5 multiplicirt; auch würde ein Bojar es schwerlich erlauben, wenn ein Beamter die auf seinem Hofe befindlichen Einwohner, Diener und Sclaven zählen wollte.

Die Straßen sind eng und krumm, ohne jede Regelmäßigkeit in ihrer Anlage, ohne Pflaster, zuweilen durch ganz wüste Plätze oder tiefe Pfützen unterbrochen. Dann und wann bilden die Gebäude eine zusammenhangende Häuserreihe, bis von Holzplanken umzäunte Höfe und Gärten es plötzlich zweifelhaft erscheinen lassen, ob man sich noch in derselben Straße befindet. Diese lockere Häuserverbindung ist ein charakteristisches Gepräge der Städte in den Donauländern abwärts von Pest, so daß man zuweilen im Zweifel sein kann, ob man noch in der Stadt oder auf dem Lande ist. Früher bestanden alle Häuser in Bukarest nur aus einem Erdgeschoß wegen der in den Donauländern häufigen Erderschütterungen. Heute erheben sich zwischen den orientalischen Baracken, in der sonderbarsten Weise mit ihnen contrastirend, hier und da elegante europäische Häuser von zwei bis drei Stock, von zierlich gehaltenen Vorgärten umgeben. Der Occident schaut dem Orient mit vornehmen Blicken über die Schultern. Der öffentliche Garten Cismedjou würde jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen. Durch denselben erstreckt sich in seiner ganzen Breite eine große Allee, deren eine Seite elegante Kaffeehäuser einnehmen, vor denen Abends ein Strom von Spaziergängern wogt, der Zigeunermusik horchend. Die Zigeuner in Bukarest sind die eigentlichen Vertreter der walachischen Nationalmusik. Diese Lautari (von „Lauta") sind wahre Rhapsoden, welche die alten nationalen Poesieen und Gesänge aufbewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Sie kennen keine geschriebene Note, ihr ganzes Repertoir ist in ihrer Erinnerung aufbewahrt. Sie haben eine wunderbare angeborene Fertigkeit, Alles sofort nach dem Gehör nachzuspielen. Die Orchester bestehen immer aus einer Piccoloflöte, zwei Violinen und vier Lautas. In allen walachischen größeren Orten findet sich eine oder mehrere Familien, welche sich zu den Lautari rechnen, in denen der Vater seine Kunst auf die Kinder fortpflanzt. In Bukarest befindet sich nun die Haupttribus der Lautari, aus mehr als 500 Mitgliedern bestehend, die weite Ausflüge über die Donau und die Karpathen machen.

Welcher Contrast zwischen Cultur und Barbarei in Bukarest Statt findet, sieht man nirgends besser als in seinen Theatern, wo französische Vaudevilles, deutsche Dramen, italienische und deutsche Opern über die Bühne gehen, wogegen das vaterländische Schauspiel noch sehr vernachlässigt ist.

Die Straße, auf der sich der Platz des nach dem Muster des Mailänder

Scalatheaters erbauten Opernhauses öffnet, ist, als Hauptstraße von Bukarest, welche die Stadt in ihrer ganzen Breite durchschneidet, von einem Ende zum andern gepflastert, wenn auch nicht gerade sehr regelmäßig. Die Eigenthümer der schönsten Läden sind fast regelmäßig Deutsche, zum Theil siebenbürgische Sachsen; die Aerzte, Apotheker, Uhrmacher, Goldarbeiter, Ingenieure und die Handwerker sind ebenfalls vorherrschend Deutsche, „Pioniere deutscher Sitte und Cultur im Orient". Zu dieser Straße von vollkommen europäischem Aussehen und zu den „zwischen Hof und Gärten" gelegenen Wohnungen reicher Bojaren bilden nun die Seitenstraßen mit der Masse elender, aus Holz zusammengefügter und von Weidenruthen geflochtener Baracken, wo so viele arme Familien auf dem nackten Boden schlafen, wieder einen merkwürdigen Contrast, und in keiner der großen Städte Europa's mögen wohl die Gegensätze der Armuth und des verschwenderischen Luxus sich so dicht neben einander finden, der Orient unmittelbar neben dem Occident.

---

ee. Frankreich.

174. Die Weltstellung Frankreichs.

(Nach Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde, und Ernst Moritz Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Frankreich liegt so zwischen den romanischen und germanischen Ländern, daß es nach allen Richtungen die nächsten Zugänge zu Lande und zu Wasser hat. Vor Spanien hat es die Binnenlage, vor Italien die Abrundung, vor Großbritannien den Zusammenhang mit dem Continent, vor Deutschland die festere Begrenzung, vor Allen die unmittelbare Berührung mit Allen voraus. Der politische Ausdruck dieser Mittellage Frankreichs ist sein Uebergewicht unter den romanischen Nationen seit dem 17. Jhrhdt. Schon Heinrich's IV. Lieblingsplan einer allgemeinen Verbindung der europäischen Staaten war durch die centrale Lage Frankreichs eingegeben. Napoleon I. hat deren Vortheile von Neuem auszubeuten versucht. Sein Streben war, jene Hegemonie in ein Verhältniß der Herrschaft umzuwandeln und die romanische Welt zur gebietenden Völkermacht Europa's zu erheben. In diesem Streben fand er seinen Untergang. Als sein Kampf gegen Rußland den slavischen Stamm vollständig in die Geschichte Europa's eingeführt hatte, war nicht mehr Frankreich die räumliche Mitte des eigentlichen historischen Europa's, sondern Deutschland nahm jetzt die Mitte des Continents ein, welches mit Frankreich den Vortheil allseitiger Berührung gemein hat, aber außerdem nicht, wie jenes, nur die thalassische und oceanische Seite vermit-

telt, sondern mit diesen auch die continentale. Deutschland ist nunmehr in Wahrheit die räumliche wie die historische Mitte zwischen der romanischen, der germanischen und der slavischen Völkerfamilie.

Frankreich bildet zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem wenigstens seine Hälfte vom Meere umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche meistens nur Naturgrenzen werden, indem sie gewöhnlich auch Sprachscheidungen der Völker ausmachen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel. Denn vom Genfer See bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Norden bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen, an der Somme fortlaufend nur geringere Hebungen und Hügel, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Frankreich hat vor der griechischen und italischen Halbinsel die oceanische Seite, vor Spanien die Tiefländer voraus.

Dieses große Land zerfällt, seiner natürlichen Beschaffenheit nach, in zwei Theile. Das Land nördlich der Loire und der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden, schon sehr dem Klima von einem Theile Deutschlands und Englands an; das Land südlich der Loire bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt etwas zum Süden hin, und doch ist es noch nicht ganz Südland, wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht also gleichsam einen Uebergang zwischen dem Norden und dem Süden Europa's. Frankreich hat auch zwei verschiedene Seelen in sich, eine nördliche und eine südliche Seele, die das unruhige, wankelmüthige, wechselvolle, wunderliche französische Leben und Wesen bilden, welches wie ein siedender Topf nach unserer deutschen Seite hin, wo der Rand am niedrigsten ist, immer überschäumen und uns mit seinem siedenden Brodem übersprühen und versengen möchte.

Dieses im Ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei großen Meeren, dem Atlantischen und dem Mittelländischen, und dem unruhigen, sturmvollen und kriegvollen Canal, den so viele Siege und Niederlagen der Römer, Sachsen, Flandrer, Holländer, Franzosen und Engländer seit anderthalb tausend Jahr blutig gefärbt haben, und mit vortrefflichen Häfen an seinen Küsten hat freilich nicht die vielgestaltige Mannichfaltigkeit Spaniens und Italiens, ja, nicht einmal die Mannichfaltigkeit Deutschlands. In Frankreich halten sich Hochland, Terrassen- und Tiefland so ziemlich das Gleichgewicht, ein Verhältniß, welches sich in Deutschland noch vortheilhafter stellt. Die drei Stromgebiete der Seine, Loire und Garonne werden nicht allein durch den gemeinschaftlichen Quellenbezirk im Sevennensystem vereinigt, sondern auch durch ein zusammenhängendes Tiefland von den Westpyrenäen

bis an den Rhein, und machen ein Naturganzes aus, welches zugleich reich ist an inneren Unterschieden.

---

175. Die Stromgebiete Frankreichs.

(Nach Ernst Kapp, Vergleichende allgemeine Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Ströme eines Landes sind seine Seele, sie sind die Leiter der Bodencultur und des Handels. Wie die Seele den ganzen Leib durchdringt, so gewinnt ein Land seine Lebendigkeit an seinen Flüssen, ohne die es eine Einöde, eine Wüste sein würde. Kein Land aber hat eine so schön geordnete Flußwelt wie Frankreich. Zwischen den Alpen und dem Jura im Osten und dem Sevennensystem im Westen erstreckt sich eine Ebene von Norden nach Süden, vom Plateau von Langres bis zum Golf von Lion. Das Plateau von Langres ist das Quellgebiet der Seine und ihrer Zuflüsse, der Aube und Marne, sodann das der Saone. Die geographische Betrachtung thut sich Zwang an, wenn sie die aus dem Herzen des Alpenstocks quellende Oberrhone vor der Saone bevorzugt. Die Saone-Ebene bildet mit der Ebene der mittlern und untern Rhone ein zusammenhangendes Ganzes, und ist von jeher die große Naturöffnung gewesen, durch welche der Süden Frankreichs mit dem Norden verkehrt hat, durch welche das römische und germanische Wesen vermittelt worden sind. Die Zuflüsse der Rhone aus dem Alpenlande haben die Bedeutung, Führer zu den Alpenpässen zu sein, Passagen, um von Frankreich nach Italien zu gelangen, oder umgekehrt: die Durance zum M. Genèvre, die Isère zum M. Cénis und zum kleinen St. Bernhard, die Rhone in die Ebene des Genfer Sees und bis in die Nähe des St. Gotthard. Die Saone hat eine ruhige, die Rhone eine reißende Strömung, und da der Rhone außerdem wie allen Strömen des Mittelmeeres die Begünstigung der Schifffahrt durch die Flut fehlt, so hat schon aus diesem Grunde Lyon verhältnißmäßig nie dem Meere so nahe gelegen, wie Paris. An dem Rhonegebiete haben im Ganzen sechs der alten Provinzen Theil. Drei davon, die Provence, die Dauphiné und die Franche Comté, gehören ihm ganz an und sind die Grenzlandschaften gegen Italien und die Schweiz; die drei anderen greifen in andere Flußgebiete über, so Languedoc in das der Garonne, Lyonnais in das der Loire, Burgund in das der Seine. Unter diesen Provinzen hat die Provence den geschichtlichen Vorrang. Sie ist der Posten, welchen das antike wie das mittelalterliche Rom zunächst besetzte, um von da zu weiteren Fortschritten überzugehen. Sie war im Mittelalter der vornehmste Sitz der südfranzösischen Bildung. Hier liegen zwei Städte, welche das ganze Frankreich nach zwei Hauptrichtungen repräsentiren, Marseille, die größte Seestadt Frankreichs, seit den

ältesten Zeiten Ziel und Ausgangspunkt des thalassischen Handels, und Toulon, der Kriegshafen Frankreichs, hinreichend, die ganze französische Flotte zu bergen.

Die Rhone hat von der rechten Seite keinen Zufluß. Hier berührt sie die Steilabfälle des Ostrandes des Sevennensystems, dessen Mitte die meisten und bedeutendsten französischen Flüsse entströmen. Von da erhält die Garonne den Tarn, den Lot, die Dordogne, von da quellen die Loire mit dem Allier, dem Cher, der Vienne und zwischen Garonne und Loire die Charente. Flußbahnen durchbrechen so überall die französischen Mittelgebirge, indem auch weiter nördlich das durch den Cote d'or an die Sevennen sich anschließende Plateau von Langres die Seine nebst der Aube und Marne entsendet, während die Yonne mit dem Armençon die einzigen bedeutenden linken Zuflüsse der obern Seine sind. Der Symmetrie des Naturbaues entspricht die mannichfaltige Regelmäßigkeit der Flußadern des Landes. Die Terrassenbildung überwiegt. Rings in Halbzirkelform lagern sich um das sevennische Hochland die Terrassen, rings um die Terrassen dehnen sich die Tiefländer, eingefaßt von den Küsten des Meeres. Es ist dies eine concentrische Folge von Hochland, Terrasse, Tiefland und Küste, von den Flüssen strahlenförmig durchschnitten.

Die Gebiete der Seine, Loire und Garonne bilden das oceanische Frankreich; das Rhonegebiet ist als die mediterrane Region ein von dem übrigen Frankreich getrenntes Glied. Die Bodenform wie die Richtung der Stromläufe Frankreichs gewähren die größte Leichtigkeit der Canalverbindung, wie die keines andern großen Landes. Schon Strabon sagt deshalb: „Es haben aber die Flüsse einen so geschickten Lauf, daß die Waaren leicht aus einem Meere in das andere gebracht werden können, so daß man sie nur kleine Strecken zu Lande weiter zu schaffen braucht; die längste Strecke des Weges werden sie auf Flüssen hin- und hergeführt." Hieraus ergibt sich, daß die Fluß-Gebiete der Seine und der Rhone den Ausgangspunkt für die historische Betrachtung Frankreichs abgeben. Die Seine vermittelt Frankreich mit dem germanischen, die Rhone mit dem romanischen Europa. Die Seine hat Paris, die Rhone Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, geboren, die Seine mündet in das nördliche Meer, den Ocean, die Rhone, in das südliche Meer, die Thalassa. Seine und Loire bilden den Norden, Rhone und Garonne den Süden Frankreichs. Loire und Garonne führen Frankreichs Norden und Süden in einander über.

Die Flüsse Frankreichs sind schöner, größer, schiffbarer und dominirender, als die seiner südlichen und nördlichen Nachbarländer (Spanien, Italien, Großbritannien), zugleich gehören sie dem Lande fast alle von der Quelle bis zur Mündung an. Daher waren seine Flüsse immer sehr entscheidend bei allen das Land und Volk berührenden Fragen, und in neuerer Zeit hat

Frankreich sogar die Flüsse als Hauptgrundlage seiner politischen Eintheilung gewählt.

---

176. Die Franzosen.

(Nach Fr. v. Rougemont, Geographie des Menschen.)

Die französische Nation ist durch die Verschmelzung von Völkern entstanden, welche drei verschiedenen, wenn nicht gar feindlichen Familien angehören, den Celten, Römern und Germanen. Auf ihren Grenzen wohnen Völkerschaften, welche in mancher Beziehung den Bewohnern der verschiedenen Nachbarstaaten gleichen, und die sie sich nichts destoweniger ganz verähnlicht hat; sie ist spanisch in den Bewohnern der Landschaft Roussillon, italienisch in ihren Provençalen und Savoyarden, schweizerisch in den Bewohnern der Freigrafschaft, deutsch in ihren Lothringern, belgisch in ihren Flamändern, englisch und skandinavisch in ihren Normännern; sie ist celtisch in ihren Bretagnern, iberisch in ihren Basken und Gascognern. Daher hat sie einen weniger speciellen Charakter als irgend eine andere Nation, ist mit nichts ganz unbekannt, zu Allem geschickt und besitzt keine Tugend in vorzüglich hohem Grade. Ihr wurde die Allgemeinheit zu Theil, die Tiefe dagegen versagt. Die thätige und praktische Seite des Lebens hat das Uebergewicht über das Nachdenken und die Theorie, der Verstand über das Herz, die Vernunft über die Einbildungskraft, die sichtbare Welt über die unsichtbare, das romanische Element über das germanische.

Die Franzosen sind mehr gewandt und behende als stark. Man bewundert ihre Mäßigkeit und findet unter ihnen sehr wenig mißgestaltete Menschen. Ihre Tapferkeit macht sie zu verwegenen, im Angriff unwiderstehlichen Kriegern, deren Hitze aber bald nachläßt; sie lieben den Kampf und sind ein angreifendes, eroberndes Volk. — Sie besitzen einen unerschöpflichen Schatz von Fröhlichkeit, welche der Widerschein ihrer lachenden, anmuthigen Natur zu sein scheint. Damit verbindet sich viel Witz, jener feine, zarte, an guten Einfällen reiche, oft spöttische, aber mehr boshafte als bösartige Witz, welchen sie in höherem Grade als irgend ein anderes Volk besitzen; durch ein feines Schicklichkeitsgefühl gemäßigt, verbreiten sie über alle Verhältnisse des geselligen Lebens einen Reiz, welchen man sonst nirgends findet; sie lassen über der Gegenwart Vergangenheit und Zukunft vergessen; sie arten in einen Leichtsinn aus, welcher nur noch auf das Aeußere und die Form achtet, in einen übermäßigen Hang zu Vergnügungen, welcher die einzige Triebfeder eines ganzen Lebens wird und nothwendig Sittenverderbniß zur Folge hat.

Die Franzosen sind offenherzig, freimüthig, zuvorkommend, leutselig, mittheilend und umgänglich; sie schließen sich leicht an Andere an, sind für

die Gesellschaft geschaffen und ziehen dieselbe dem Familienleben vor. Sie sind vorzugsweise das gesellige Volk der Erde. Sie haben sanfte Sitten und viel Herzensgüte; die mörderische Rache der Italiener kennen sie nicht, und ihre Volksfeste bestehen nicht in blutigen Stierkämpfen. Die Leidenschaften der Franzosen sind lebhaft und werden selten durch das Pflichtgefühl bekämpft; sie besänftigen sich schnell und haben weder Ernst noch Dauer. Ihre Neigungen ermangeln gleichfalls der Tiefe: Familie, Gesellschaft, Staat haben weit weniger die Gefühle der Liebe und Treue als gegenseitige Schicklichkeitsgründe und einen Trieb nach Geselligkeit zur Grundlage. Doch sieht man all die liebenswürdigen Eigenschaften der Franzosen im Aufbrausen der Leidenschaft ganz verschwinden und der entsetzlichsten Grausamkeit weichen.

Mehr als Pflicht gilt dem Franzosen die Ehre als Richtschnur seines Lebens; ist auch sein sittliches Gefühl schwach und sein Gewissen stumm, so wird er doch nie etwas gegen die Ehre thun. Aber diese Selbstachtung ist zu oberflächlich und leer, um die Achtung Anderer entbehren zu können; daher eine Ruhmbegierde, welche die Quelle großer Thaten ist, aber sich oft auch mit Verletzung des Sittengesetzes befriedigt; daher die Sucht zu glänzen, die Eitelkeit und eine wahre Furcht vor dem Lächerlichen. Ehre und Ruhm sind die zwei großen Triebfedern der Handlungen der Franzosen.

Die Gegenstände, mit welchem sich ihr Geist vorzugsweise beschäftigt, sind die Interessen des zeitlichen Lebens, das Recht, die Politik, die Erscheinungen der Natur. Sie haben Physiker, Naturforscher, Mathematiker, politische Schriftsteller und Rechtsgelehrte von großem Rufe hervorgebracht. Das Bedürfniß, den Ursprung und die Entwickelung der Dinge kennen zu lernen, fühlen sie weniger. In der Philosophie hat der Empirismus bei ihnen das Uebergewicht, welcher in seiner Sphäre wahr, aber in Materialismus ausgeartet ist. Ihre Sprache, merkwürdig durch ihre Bestimmtheit, ist, wie das Lateinische, mehr die Sprache der Prosa und der positiven Wissenschaften, als die der Poesie und Philosophie. Ihre Literatur zeichnet sich sowohl durch die Vollendung der Form, als durch die Wahrheit der Gedanken aus. Aber die Beredsamkeit hat das Uebergewicht über die Poesie, das Aeußere über den Gehalt.

Mit ihrer Liebe zum Kriege, ihrem thätigen Geiste, ihrem lebhaften, unruhigen Wesen halten sich endlich die Franzosen für berufen, auf alle ihre Nachbarn zu wirken. Ihr Verlangen geht weiter, als aus Ehrbegierde und Ruhmsucht die Grenzen ihres Reiches auszudehnen; sie wollen die Erde civilisiren, unter alle Menschen ihre Sitten und Wissenschaft verpflanzen; aber in der hohen Meinung, welche sie von sich selbst haben, glauben sie ihren Zweck nicht besser erreichen zu können, als wenn sie alle Völker nach ihrem Bilde modeln.

177. Charakteristik der einzelnen Landestheile und ihrer Bewohner.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Im Südwesten Frankreichs, in der Landschaft Guienne und Gascogne, wohnen Basken oder Aquitanier mit Gothen gemischt, ein lustiges, fröhliches und gewandtes Menschengeschlecht, das die besten französischen Weine erzeugt und trinkt. Es ist bekannt, daß der Nordfranzose über den Gascogner als über einen närrischen, windbeuteligen Kerl lacht, eben ganz charakteristisch französisch lacht; denn der Nordfranzose bringt seine guten oder närrischen witzigen Einfälle, woran es dem Volke ja überhaupt nicht gebricht, mit einer gewissen bewußten Selbstergötzung und eitlen Selbstbespiegelung an den Mann; der Gascogner, der die unbewußte Fülle der natürlichsten Lebendigkeit und Heiterkeit hat, öffnet dem ganzen Faß den Spund und kümmert sich nicht um die einzelnen Tropfen, die dabei in die Luft fliegen oder in den Staub fließen. Uebrigens ein durchaus gutherziges und liebenswürdiges Menschengeschlecht.

In dem reizenden Languedoc mit den großen Städten Toulouse, Narbonne, Montpellier, Nismes, Beaucaire, der Landschaft, wo die letzten Westgothen in Frankreich zusammengedrängt wurden, dem französischen „Gothien" des Mittelalters, ist der gallische oder gallisch-aquitanische Menschenstamm von den einwandernden herrschenden Germanen größtentheils weggedrängt worden; die jetzigen Bewohner des Landes sind wohl meistens germanischen Stoffes. Diese urgermanische Anlage, die mehr oder weniger bei allen Völkern des Stammes hervortritt, ist das Philosophische, das Denkende, Grübelnde, Zweifelnde. Die hiesigen Enkel und Urenkel der Westgothen haben diese schöne Anlage mehrmals als ein fürchterliches Unglück büßen müssen. In diesem Lande und in den burgundischen Alpen thaten sich die Sectirer auf, gleichsam die ersten Protestanten vor Huß und Luther. Wer kennt nicht die fürchterlichen Religionskriege in diesem Lande im 13. Jahrhundert? Wer seine Gedanken auf solche Erinnerungen zurückführt, kann sich schon ein Bild von den Menschen entwerfen; es wohnt hier ein starkes, ernstes, ungestümes und leidenschaftliches Geschlecht, von viel festerm und härterm Schlage, als die Gascogner sind.

Die Provence, mit Avignon, Marseille, Toulon und Aix, das sangberühmte, sonnige Land, reich an Oel und Wein, von einem herrlichen Strom getränkt, von tausend Erinnerungen an die Vorzeit beseelt, trägt ebenfalls noch in seinen finstern, unreinlichen Dörfern, seinen verödeten Städten und verlassenen Burgtrümmern die Spuren der Albigenser-, Hugenotten- und Cevennen-Kriege, so wie der Dragonaden Ludwig's XIV. Gothisches, Bur-

gundisches sitzt gewiß in einzelnen Theilen, vielleicht zerstreut auch einzelnes Saracenisches; denn die drei Völker haben nach einander hier geherrscht, aber nicht in Massen einwandernd und nicht lange genug, um gleichsam ein neues Volk zu bilden. Hier kann man also voraussetzen, und die Art von Land und Volk bestätigt es, daß der Hauptstock der Provençalen die Abkömmlinge der alten romanischen Einwohner sind. Die melodische, allmählich untergehende Sprache ist die älteste unter den romanischen, in welcher lange Zeit (von den Troubadours) gedichtet und geschrieben ward, ehe das Italienische sich zur Schriftsprache erhob, die Sprache von Oc oder Occitanien, welche alle drei Hauptmundarten des Romanischen, das Italienische, das Spanische, das Französische, aus Gründen geographischer Berührungen in sich zu versammeln scheint. Auch ist in den Sitten und Gesichtern der Menschen eine gewisse italienische Festigkeit und Haltung mit französischer Lebhaftigkeit und Gewandtheit gepaart; doch schaut einem hier ein ganz eigenthümlicher südlicher Trotz aus den Gesichtern entgegen.

Steigen wir nun durch das Delfinat über Vienne und Lyon an der Rhone und Saone bis Dijon und Besançon hinauf, so gelangen wir in die Ebenen und Berge der Burgunder. Dieses Volk zog, gleich den Longobarden und Westgothen, als Volk, nicht als Heer in die neue Heimat ein, es lagerte sich in dichteren Haufen darin und verwischte seinen Volkscharakter nicht so leicht unter den Eingeborenen, als dies den im Innern Frankreichs dünn gesäeten Franken begegnen mußte. Es ist derjenige Theil Frankreichs, wo dem Deutschen häufig eine fast deutsche Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit begegnet. Selbst die große Fabrikstadt Lyon hat viel von solcher Farbe, und es fehlt in diesen Gegenden fast durchweg der Ueberfluß des gallischen Geflatters und Geschnatters.

Wir kommen nun nach Nordfrankreich, und indem wir in Lothringen, die Champagne, die Picardie und das Artois eintreten, langen wir an unserer Grenze an, an dem alten, belgischen Frankenlande, aus welchem die Franken in das eroberte Gallien hinübergezogen sind und sich dort angesiedelt haben. Diese französischen Nordlande sind daher von einem starken, ernsten und kriegerischen Volke bewohnt, einem rechten Kern der französischen Heere, welcher gewaltiger als irgend ein anderer Theil Frankreichs die Ehre und Macht des Reichs und was der Franzose seine Unabhängigkeit und Freiheit nennt, empfindet, welcher aber auch in seinen Sitten und Reden die gewaltige, leidenschaftliche, auffahrende und hochfahrende Franzosenart, also das Unliebenswürdigste des Franzosen neben dem Tüchtigsten darstellt. Von der zierlichen Gewandtheit und Artigkeit, dem flatternden und sprudelnden esprit des Volkes ist hier kaum eine Spur, so wie auch die deutsche Offenheit und Treuherzigkeit hier keine Heimat hat. Man möchte sagen: dieses übrigens sehr tüchtige, arbeitsame, kriegerische Volk habe manche deutsche Gebrechen über die Grenze getragen und von den geselligen, freundlichen

Eigenschaften der Franzosen sich wenig aneignen können. Das Volk hat hier häufig eine gewisse Plumpheit und Schwerfälligkeit, eine Ungefälligkeit und Rauhigkeit im Betragen, ja, sogar manches Düstere und Trübe, was der Bauer im Limburgischen, Luxemburgischen, Brabantischen nicht kennt. Wie viel offener und liebenswürdiger ist dagegen der auch ernste Burgunder! Diese Nordfranzosen, am meisten Menschen von unserer Art, sind gerade die Heftigen und Hoffährtigen, die, jetzt lange romanisirt und verwälscht, sich einbilden, wir Deutsche müßten uns glücklich preisen, von ihnen erobert und beherrscht zu werden.

Die Normandie darf mehr als irgend eine andere Landschaft germanisches Land heißen. Der Mensch der Normandie ist ein rüstiger, kräftiger, arbeitsamer Schlag, der beste Seemann, der beste Ackerbauer, Viehzüchter und Obstgärtner in ganz Frankreich, der durch seinen Fleiß und seine unverdrossene Tüchtigkeit die Normandie in eine der schönsten Landschaften des Reichs verwandelt hat. Welch ein Unterschied, wenn man zwischen dem Bauer der Picardie und des Artois und dem um Caen und Rouen wohnenden eine Vergleichung anstellen will! Dort häufig eine verschlossene, finstere Geberde, welche Trotz, Stolz und Jähzorn verkündigen; hier frische, helle Geberde und leicht und lustig hinfliegende Worte. Daher heißt der Normanne dem Franzosen der geborene Windmacher, der fanfaron, der Lärmer, Schreier und Prahler. Von diesem normännischen und von dem westgothischen südlichen Stamm ist im Mittelalter die gewaltige französische Ritterschaft ausgegangen, welche allenthalben erschien, wo große Thaten zu thun und kühne Unternehmungen zu wagen waren, immer voran auf allen Schlachtfeldern, und in allen Kriegsorden, unter den Templern, unter den Johannitern u. s. w., der Glanz.

Die Kleinbriten in der Bretagne sind wieder ein gar eigenthümliches Völkchen, welches ein Jahrtausend seinen eigenen politischen Zustand und, obgleich ein französisches Lehn, doch eigene Selbständigkeit hat behaupten können. Sie haben offenbar viel mit dem englischen Walliser, noch mehr mit dem Irländer gemein, vorzüglich aber das gemein, daß sie in Anhänglichkeit an ihren Oberherrn, in Vasallentreue die meisten Franzosen immer übertroffen haben. Dieser Anhänglichkeit und Treue ist ihre Beharrlichkeit in alten Sitten und Gebräuchen gleich.

Zuletzt die Mitte Frankreichs. Wer vermag dieses bewegliche, wechselnde, in unaufhörlicher Unruhe sich mit neuen Farben gestaltende Proteuswesen zu beschreiben? Lebendigkeit, Leichtfertigkeit, Lüsternheit, Lust an dem Immerneuen und Wechselnden, mächtiges Leben des Scheins, jenes esprit, wie man den unbeschreiblichen wälschen Witz nennen muß, leichtes aber auch leichtsinniges Spiel mit Allem. Der Grundzug: in kleinlicher Selbstgefälligkeit sich spiegelnde Eitelkeit und Prahlsucht, welche bei einiger Aufwallung oder Aufreizung unleidliche Hoffahrt wird. Diese Mitte Frank-

reichs, der leichtere, faulere Theil, ist mächtig genug gewesen, den ganzen Teig zu säuern und aufzublähen und hat jenen Wankelmuth, Unbestand und Unverstand geboren, von welchem auch die edleren Theile des französischen Volkes nicht unberührt geblieben sind. Von Paris aus, welches schon im Mittelalter ein allgemeiner Heerd war, an welchem damals Wissenschaft und Kunst sich wärmte, ist alles Uebrige des Reiches mehr oder weniger gestaltet und modificirt worden; und so geschieht es noch heutiges Tages. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und durch das Glück, daß die französische Sprache eine Weltsprache geworden, daß alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinne der jüngsten Vergangenheit suchte, auf einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den Firniß seiner Sitten überstreichen zu lassen, hat sie die stolze Einbildung gefaßt, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft. Diese Einbildung hat das ganze französische Volk wie ein Zauber ergriffen und hält es immer noch fest, selbst nachdem die Fremden von dem Wahn und Vorurtheil des 17. und 18. Jahrhunderts erlös't sind. Die Herrschaft der französischen Sprache ist übrigens nicht etwa allein durch das Uebergewicht entstanden, welches die Franzosen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die anderen politischen Völker erhielten, sondern die Leichtigkeit und Lebendigkeit des Volkes, seine Klarheit und Feinheit, sein Talent der leichtesten Fassung und Ausdrückung alles Geschauten, Empfundenen und Gedachten in klarer, netter Sprache, der im Ganzen leichte und logische Bau derselben machen sie wirklich zu einer Weltsprache sehr geschickt.

---

178. Paris.

(Nach J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, einer Vorlesung von Karl Rosenkranz, und „Unsere Zeit", bearbeitet vom Herausgeber.)

I. Die Lage.

Wie Frankreich eben so sehr eine continentale als eine maritime Mission zu erfüllen hat, indem es theils als Continentalmacht den Gegensatz zwischen den romanischen und germanischen Nationen zu vermitteln berufen ist, theils als Seemacht eben so wohl auf das Mittelmeer als auf den Atlantischen Ocean hingewiesen wird, so konnte auch Frankreichs Hauptstadt weder eine rein continentale Lage haben, wie Madrid, Moskau, München, noch eine rein maritime, wie London, Kopenhagen, Stockholm, Petersburg; vielmehr mußte sie das continentale Interesse mit dem maritimen vereinigen.

Lyon konnte deshalb nicht zur Hauptstadt Frankreichs werden, weil es

durch die Rhone nur einem thalassischen System integrirt ist; Bordeaux auch nicht, weil es wieder zu einseitig oceanisch liegt; Orleans auch nicht, weil dasselbe, obwohl an der Loire, doch zu continental gelegen ist; Rouen nicht, weil es sich bereits den Mündungen der Seine zu sehr nähert und damit dem Angriff von der See her zu sehr bloßstellt. Nur Paris konnte Frankreichs Metropole werden, weil es, als Mittelpunkt seiner centralsten Provinz, zugleich durch die Seine dem Ocean verbündet und dem nördlichen thalassischen System Europa's nicht zu entfernt ist.

So sehen wir also Paris schon durch die allgemeine Weltstellung Frankreichs zu dessen Centrum vorher bestimmt. Wenn man Paris als die „Stadt der Städte", als die „Weltstadt" schlechthin bezeichnet hat, so hat dies den richtigen Sinn, daß bis dahin keine andere Stadt eine solche alle Interessen des heutigen Europa zusammenfassende Lage besitzt. London ist größer und mächtiger, allein für England, weil seine ganze Tendenz eine oceanische, ist Europa fast gleichgültiger, als Asien, Afrika und Amerika. Wie aber Frankreich in der Mitte der schon seit langer Zeit am meisten civilisirten Länder Europa's liegt und mit allen seinen Nachbarn d. h. mit der Mehrzahl der europäischen Nationen einen lebhaftern kriegerischen und friedlichen Verkehr unterhält, als die meisten anderen Länder Europa's, so lag auch seine Hauptstadt Paris zwischen den Hauptstädten und Lebens-Centren des Welttheils in der Mitte. Es gibt keine zweite große Residenz in Europa, die den Bewohnern der übrigen Königsstädte so bequem gelegen gewesen wäre. Paris eignete sich besser als alle anderen zu einem Rendezvous der tonangebenden und gebildeten Gesellschaft Europa's. Daher ist Paris so oft zum Sitze politischer und anderer europäischer Congresse erwählt worden. Die Pariser wurden in Folge ihrer geographischen Lage im Herzen des gebildeten Europa's ebenso, wie einst die Athener im Centrum Griechenlands, die geriebensten, glattesten und polirtesten Leute, deren Sprache man überall lernte, deren Sitte man nachahmte. Eben daher konnte an der Seine auch die Königin der Mode und des Geschmacks am besten ihren Sitz aufschlagen und von da aus ihre Herrschaft über den ganzen Welttheil ausbreiten. Und in Folge dieser geographischen Lage war es auch möglich, daß alle politischen Ideen, Erschütterungen und Revolutionen, die in diesem centralen Krater ausbrachen, sich sogleich nach allen Richtungen hin mittheilten.

II. Topographie.

Paris mit seinen nächsten Umgebungen bildet einen Kreis, dessen Peripherie jene liebliche Hügelreihe ist, wo der Hof seine Sommerresidenzen in St. Cloud, Versailles, Meudon, Malmaison, St. Germain u. s. w. wählte und wo die Geschichte des Hofes ungleich mehr ihren Schauplatz

hatte, als in Paris, während der Durchmesser des Kreises der Fluß ist, auf dessen Inseln der erste Grund zu der heutigen Weltstadt durch Fischer und Schiffer*) gelegt ward, wie dies noch das dreimastige Schiff im Stadtwappen von Paris bekundet. Die Stadt selbst besteht seit der Ausdehnung ihres Weichbildes bis zu der unter Louis Philippe angelegten casemattirten und crenelirten Ringmauer (enceinte) wieder aus drei concentrischen Kreisen. Der erste und weiteste derselben schließt die zahlreichen Vorstädte (Passy, les Batignolles, Montmartre, Belleville, Vaugirard, Auteuil u. s. w.) ein, welche zwischen der Festungsmauer und den Barrières (den Zollstätten) liegen und durch deren Einverleibung in die Gemeinde von Paris (1859) die Einwohnerzahl der Hauptstadt auf mehr als 1½ Million gestiegen ist. Der zweite Kreis wird nach außen von den boulevards extérieurs, nach innen von den boulevards intérieurs umschlossen, welche letztere die frühere enceinte ausmachten, und enthält die 14 älteren Vorstädte (wie St. Antoine, du Temple, St. Martin, St. Denis, Montmatre, St. Honoré u. s. w.). Der dritte und kleinste Kreis enthält die eigentliche Stadt (la ville) im Norden der Seine, die Altstadt (la cité) auf der Insel Notre-Dame und die Université oder das sog. pays latin im Süden der Seine.

Diese Benennung der Südseite führt uns auf den innern Unterschied der Haupttheile der Stadt. Auf der Südseite des Flusses haben sich von jeher alle großen Lehranstalten zusammengedrängt: hier werden in der Sorbonne, welche auch l'université im engern Sinne heißt, die Vorlesungen über Theologie, Philosophie und Literatur gehalten, hier sind die „Schulen" des Rechts, der Medicin, der Pharmacie, des Bergbaues, hier die polytechnische Schule, in welcher 300 Zöglinge als Ingenieure für den Land- und Seedienst ausgebildet werden, hier die Sternwarte, hier die Kriegsschule, deren Palast das große mit einem Graben und einer Baumreihe eingehegte Parallelogramm des Marsfeldes dominirt, welches seit der Revolution häufig der Schauplatz glänzender Staats-Actionen und Volksfeste gewesen ist. Hier ist die Kunstschule mit ihrem wahrhaft königlichen Palast, wo die Geschichts- und Portraitsmaler, die Landschafter und Kupferstecher Frankreichs gebildet werden. Hier sind die Gymnasien, das Collége Bourbon, die Normalschule, das Collége de France, das Collége Henri IV. und St. Louis. Hier werden Blinde und Taubstumme, so weit dies möglich ist, zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft ausgebildet. Ferner gibt es hier die vielfachste Gelegenheit zu praktischer Ausübung der Wissenschaft in den eben so zahlreichen als großartigen Hospitälern, unter denen das der Salpétrière fast eine eigene

*) K. Rosenkranz leitet Lutetia (Parisiorum) ab von dem gälischen Worte: Lu-hu-te-zi, die im Wasser Wohnenden.

Stadt bildet mit Gassen, Plätzen, Spaziergängen, einer Kirche und einer Bevölkerung von 6000—7000 Seelen, dennoch aber an Berühmtheit dem Invalidenhause nicht gleichkommt. In unmittelbarer Nähe liegt der botanische Garten, jardin des plantes, der ungleich mehr darbietet, als sein einfacher Name erwarten läßt; denn er vereinigt alle Sammlungen, welche zum Studium der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften dienen, und hier (im Amphitheater) werden die meisten Vorlesungen über Zoologie, Botanik, Mineralogie, Chemie, Physik, Physiologie, Geologie zum Theil durch Männer von europäischem Rufe öffentlich gehalten, während die ungelehrten Freunde der Natur, die Pariser Bonnen mit ihren Pfleglingen, die Recruten und Handwerksburschen, sich an der reichen Menagerie ergötzen und vorzugsweise das Affenhaus und die Bärengruben umlagern. Hier endlich am Pont des Arts prangt Mazarin's Schöpfung, das Institut de France, oder, wie es noch im Volksmunde heißt, das Institut des quatre nations, welches in der Académie des sciennes, in der Académie des beaux arts et des inscriptions, in der Académie des sciences morales, die auch die Philosophie überhaupt enthält, und in der der nationalen Poesie, Sprache und Geschichte gewidmeten Académie Française das gesammte wissenschaftliche und ästhetische Selbstbewußtsein Frankreichs concentrirt.

Auch die Industrie, so weit sie auf der Südseite überhaupt herrscht, trägt mehr das Gepräge der Intelligenz als der Arbeit für das materielle Bedürfniß. So hängt mit den genannten wissenschaftlichen Anstalten die Erscheinung zusammen, daß hier die meisten Buchhändler, die ihren Geschäftsbetrieb gewöhnlich nach den Facultäten sondern, ihre Lager haben. Oder es ist die Industrie ein technischer Anhang der höhern Kunst, wie die Fabrik der Gobelins-Teppiche, deren Erzeugnisse, wenn auch Copieen bekannter Gemälde, doch wahre Kunstwerke sind und nicht in den Handel kommen, sondern nur zur Ausschmückung der Paläste und zu Geschenken an auswärtige Höfe verwendet werden.

Unter so ernsten Umgebungen, die ihre höchste Steigerung in dem unterirdischen Labyrinthe der Katakomben finden — jener Todtenstadt, welche bei der Verlegung der Kirchhöfe aus dem Innern der Stadt unmittelbar vor der Revolution die seit Jahrhunderten in den Kirchen und Kirchhöfen von Paris aufgehäuften Gebeine aufnehmen mußte —, ist selbst das Theater, das auf der Nordseite eine so große Rolle spielt, auf der Südseite niemals zu einem bemerkenswerthen Glanze gelangt. Das Odéon ist eigentlich nur eine Succursale des Théâtre Français und schließt seine Vorstellungen in den Sommermonaten.

So consequent ist die Südseite in ihrem contemplativen Charakter, daß sie auch das politische Leben der Gegenwart nur in der Form der Berathung hervortreten läßt. Bei Aufständen hat allerdings die Armuth der industriellen Bevölkerung oder die von der Wissenschaft getragene Begeisterung der Jugend

dieses Theils sich immer kühn hervorgethan und seit der Revolution mit den Arbeitermassen des Faubourg St. Antoine leicht fraternisirt, allein die Entscheidung politischer Kämpfe durch die blutige That ist niemals hieher gefallen. So war denn hier der Sitz der französischen Kammern, in deren Debatten die Geschichte doch nur ein theoretisch-kritisches Leben führt. Der Senat, früher die Pairskammer, verhandelte im Palast Luxemburg, der von einem herrlichen Garten umgeben ist, dessen dichterische Einsamkeit Journalleser, Studirende, Professoren und Künstler zauberisch an sich lockt. Die Deputirtenkammer, später Palais du corps législatif, liegt nicht so verborgen. Sie hatte ihre Sitzungen im Palast Bourbon und kehrt der Seine eine Façade im griechischen Tempelgeschmack zu. Nicht weit von ihr nach Westen ragt die Kuppel des Doms vom Invaliden-Hôtel über die Wipfel der Bäume hervor, also nicht der Krieg, sondern das Ausruhenmüssen von ihm. Unter diesen namenlosen Helden lebt nur Ein Name, Napoleon, dessen Imperatorgestalt von der Mitte der Galerieen des Königshofes auf diese Krüppel als ihr Abgott herniederblickt. Da er sich als Dynast zu befestigen suchte, wünschte er in der Grabstätte der Könige Frankreichs, in St. Denis, begraben zu werden. Das Geschick hat poetischer gedacht und seine Asche im Dome des Invaliden-Hôtels eingesargt, wo die Trümmer seiner alten Garde ihm den letzten Cultus erwiesen haben.

Die Südseite als die contemplative Pflegerin der wissenschaftlichen und künstlerischen Sinnigkeit vollendet ihren Reflexionstypus, indem sie als Pantheon zur Mnemosyne der Nation wird. Das Pantheon, auf dem höchsten Punkte der Südseite, greift in die älteste Geschichte von Paris zurück, denn es war die Kirche der heil. Genofeva († 512), der Schutzpatronin der Stadt Paris, die man nicht mit der bei uns bekannten Pfalzgräfin verwechseln muß. Nach vielen Schicksalen soll sie nun die Grabmäler der verdientesten Männer der Nation in sich aufnehmen. Sie ist mit prachtvollen allegorischen Fresken ausgeschmückt und gewährt von ihrem Thurm die Anschauung des schönsten Panoramas der ganzen Stadt. Sonst aber macht sie gerade in Ansehung ihrer Bestimmung den Eindruck der Leerheit. Durch eine sinnvolle Ironie der bisherigen Geschichte enthält dieses Pantheon im Grunde nur zwei Berühmtheiten, die Träger der französischen Geschichte des 18. Jhrhdts., nämlich die Grabmäler Rousseau's und Voltaire's.

Die Altstadt, in der Mitte der beiden Haupttheile, bildet den Uebergang von der „theoretisch-contemplativen Südseite zu der praktisch-historischen Nordseite", indem sie einerseits die Kathedrale Notre-Dame so wie in dem Hôtel Dieu das älteste Spital von Paris, vielleicht von ganz Europa (gegründet um 600) enthält, andererseits den Justizpalast, wo das Revolutionstribunal seine schrecklichen Sitzungen hielt, mit der berüchtigten Conciergerie, wo nicht nur die Königin Marie Antoinette, sondern auch Robespierre ihre letzten Stunden verlebten.

Treten wir über den mit der Reiterstatue Heinrich's IV. geschmückten Pont-neuf auf die Nordseite, so befinden wir uns mitten in der geschichtlichen Region der Stadt, deren Geschichte in der Regel mit der Geschichte Frankreichs aufs engste verbunden war. Denn das Local aller Revolutionen nach der Zerstörung der Bastille ist auf dem Raume vom Grève-Platze bis zum Carousel-Platze zu suchen. Auf dem Grève-Platz nämlich, von welchem während der Schreckensherrschaft das Blut, das hier die Guillotine vergoß, buchstäblich stromweise in die Seine floß, steht das Stadthaus, d. h. das Centrum des Pariser Bürgerthums. Der Carousel-Platz aber ist die Mitte zwischen dem Palaste der Tuilerieen und dem Louvre, d. h. dem Centrum des französischen Königthums. Nothwendig mußte eine jede als Aufruhr sich gestaltende politische Bewegung zwischen diesen beiden Punkten sich concentriren. Sind Regierung und Bürgerthum einig, so ist ein Erfolg der Bewegung unmöglich. Ist aber das Bürgerthum gegen die Regierung und steht mit ihm der Volksriese von der Vorstadt St. Antoine auf, so hat das Herrscherhaus noch immer seine westliche Fluchtlinie nach St. Cloud und Rambouillet betreten müssen.

Der Culminationspunkt des Lebens der Nordseite sind die Boulevards, wo Restaurationen, Cafés, Theater, Magazine, ambulante Krämer das genußsüchtige Publicum fesseln. Die Boulevards theilen sich nach den ihnen parallelen Regionen der Stadt, welche ihre südliche Substruction ausmachen, in eine mehr aristokratische und in eine mehr demokratische Physiognomie. Die erstere kann man von der Madeleine bis zur Porte St. Martin rechnen; die zweite von dieser bis zum Bastille-Platz. Dort stolziren von Morgens 10 Uhr bis Mitternacht die Rentiers und Börsenspeculanten, die Literaten und Künstler, die Stutzer und die Fremden, die den haut goût der modernsten Civilisation schmecken wollen. Hier sind die Boulevards am Tage ziemlich menschenleer, weil ihre Bevölkerung arbeitet. Abends dagegen füllen sie sich mit ungeheuren Massen von Kleinbürgern und Blousenmännern, die sich hier ergehen und vor den Cassen der hier gelegenen Volkstheater des Ambigu comique, der Folies dramatiques, des Cirque Olympique u. s. f. Queue machen. Der Halbkreis der nördlichen Boulevards fängt mit dem Concorde-Platze an und endigt mit dem Bastille-Platze. Welch' ein Gegensatz und doch auch welche Harmonie! Auf dem Bastille-Platze begann am 13. Juli 1789 mit Zerstörung der Zwingfeste, die hier stand, die Revolution ihre Gewaltthaten; jetzt steht hier die Julisäule mit den Namen der sechshundert Bürger, welche 1830 für die gesetzliche Freiheit des Volkes fielen. Auf dem Concorde-Platze fiel das Haupt Ludwig's XVI., und an eben diesem Orte steht jetzt der Obelisk von Luxor mit seinen vergoldeten Hieroglyphen. Auf jeder Seite desselben sprudelt eine Cascade in mehreren Absätzen den Silberstrahl in ein Becken, aus welchem kräftige Nymphen und Tritone hervorragen. Die Peripherie, welche an den Tuilerieengarten

und an die elyseischen Felder grenzt, umgibt ein Kreis riesenhafter, den römischen Rostra nachgebildeter Laternen-Candelaber. Dieser Platz ist jetzt unbedingt einer der schönsten in der Welt; denn von Süden nach Norden correspondiren über ihm fort die griechisch gehaltenen Tempelprospecte der Deputirtenkammer und der Madeleine-Kirche, von Osten nach Westen aber die Zinnen der Tuilerieen und der Triumphbogen Etoile. Ein augenfälliger, mit dem Gegensatz der Ruhe und Bewegung, der Beschaulichkeit und der Handlung zusammenhangender Unterschied ist auch, daß die Südseite sich wenig vergrößert. Nur einzelne chemische Fabrikanlagen und ein paar Eisenbahnhöfe sind in den letzten 25 Jahren hier entstanden. Die Nordseite dagegen hat sich, wie schon ihre vielen Vorstädte beweisen, beständig vergrößert. Selbst die Namen ihrer Straßen tragen die Neuheit ihrer Geburt oft an der Stirne. Denn Paris ändert sich unaufhörlich. Jede Phase der Geschichte Frankreichs vertilgt und schafft in ihm Gebäude, Straßen, Brücken, Monumente. Jede ändert die Namen derselben, jede läßt Plätze, Gärten, Häuser wie mit einem Zauberschlag aus dem Nichts in das blendendste Licht der Gegenwart treten, während andere in das Dunkel des Vergessens sinken; jede erzeugt einen besonderen Typus der Bauart, der in dem Architektur-Gebirge der Stadt gleichsam seine Schicht absetzt.

So hat denn auch namentlich seit dem Beginn des zweiten Kaiserthums Paris eine wunderbare Umgestaltung erlitten. Ganze Quartiere verschwanden und entstanden wie durch einen Zauberschlag. Es klingt unglaublich, aber es ist mit amtlichen Actenstücken zu belegen, daß unter der Regierung Napoleon's III. schon in den ersten 5 Jahren für die bessere Gestaltung von Paris mehr als vier Mal so viel gethan worden, als unter der Restauration und der Julìregierung zusammengenommen. Aber nicht bloß dem äußern Umfange, sondern auch dem innern Wesen nach unterscheiden sich die heutigen Unternehmungen von den früheren in so fern, als man dabei eine tiefgreifende Methode bemerkt, die entschieden darauf hinzielt, Paris von seinem Erbübel der Engbrüstigkeit zu befreien, welches man besonders in der Cholerazeit (1832 und 1848) als verderblich anerkannt hatte, indem im Centrum von Paris, namentlich in der engen Region des Stadthauses, die Sterblichkeit fünfmal so groß war, als in der weiten luftigen Gegend der Chaussée d'Antin. Daher begann Napoleon die Umgestaltung der Stadt in dem Theile, wo die Noth am größten, die Abhülfe also am dringendsten war.

Das Centrum von Paris war unverhältnißmäßig volk- und gewerbreich, die nach der Peripherie hin liegenden Theile dagegen fast leb- und geschäftslos. Sobald also die Zahl der Häuser in dem volkreichen Theile der Stadt vermindert wurde, mußten die Einwohner sich schon dazu bequemen, jene öden Theile zu bevölkern und sich eine stärkere Fülle von Lebenskraft durch alle Adern des großen Stadtkörpers ergießen, indem dem überfüllten Herzen

ein gehöriges Quantum Blut abgelassen und jedem künftigen Andrang der Art vorgebeugt wurde.

Zunächst ward die so lange erstrebte Vereinigung der Tuilerieen und des Louvre bewerkstelligt und so die vormalige Wüstenei des Carouselplatzes mit seinen Spelunken und Diebsherbergen beseitigt. Die beiden vereinigten Schlösser bildeten fortan einen in seiner Art einzigen Complex von Palästen, Gärten, Höfen, Museen und Casernen. Gleichzeitig mit dem raschen Ausbau des Louvre erfolgte die Verlängerung der neuen Rivolistraße, dieser mit den Quais und den Boulevards parallel laufenden Prachtstraße, worauf alle von den Barrièren des rechten Ufers nach der Seine hinziehenden Hauptstraßen auslaufen. Dadurch wurden nicht weniger als 30 krumme und düstere Straßen und Sackgassen ganz oder theilweise aufgeräumt und ein altes in Enge und Schmutz vergrabenes Viertel durch und durch gelichtet und gelüftet. Die Aufräumung der Zugänge des Rathhauses hat ebenfalls eine Anzahl alter Häuser und Straßen weggeschafft und der Sitz des Stadtamts ward von allen Seiten freigestellt. Der umliegende Platz stößt von Süden nach Norden her an die Reihe der Quais und die neue Rivolistraße, die von den Tuilerieen her, wie zwei mächtige Heerstraßen, darauf zulaufen; er hat hinter sich gegen Osten die kolossale neue „Caserne Napoleon", eine förmliche Festung, die mit dem Rathhause durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stehen soll, und gerade vor sich, gegen Westen, eine neu durchgebrochene, breite Straße (Avenue de Victoria), die ihn mit dem ebenfalls erweiterten Châtelet-Platze verbindet. Dieser letztere hat durch den neuen Boulevart de Sebastopol eine directe Verbindung mit dem Straßburger Bahnhofe erhalten. Durch die Fortsetzung des Boulevard Sebastopol auf dem linken Seine-Ufer wird Paris in gerader Linie und in einer Länge von mehr als einer halben Meile durchschnitten.

Was die mittleren Regionen an Häusern und Einwohnern eingebüßt haben, ist natürlich den äußeren und äußersten Zonen zugewachsen, namentlich dem Faubourg St. Antoine, welches durch die Verlängerung der Rivolistraße von den Tuilerieen nach der Bastille mit der Gegend des lebendigsten Treibens in Verbindung gesetzt ist, eben so den Vorstädten St. Germain und St. Marcel seit der Verlängerung des Boulevard Sebastopol und dem Ausbau der neuen Straße auf dem linken Seine-Ufer. Wie die Boulevards aus einem ehemaligen Spaziergange ganz zu einer Straße geworden sind, so droht den elyseischen Feldern dasselbe Schicksal, schon jetzt sind sie keine Felder mehr, sondern Stadt, keine Stätte, wo man verweilt, sondern nur ein großer Fahrweg, der nach dem entlegenen Gehölze von Boulogne hinführt. Am westlichen Ende derselben hat man um den großen Triumphbogen einen runden Platz (place de l'étoile) angelegt, von wo mehrere breite Hauptstraßen strahlenförmig nach dem Innern der Stadt ausgehen: so die Avenue de l'Alma, die über die neue Almabrücke auf das linke Ufer hinüber

bis zur Militärschule geht; die stattliche Avenue*) de l'impératrice, die von der Barrière de l'étoile nach dem Boulogner Gehölz führt, erhielt ihre Fortsetzung durch den Boulevart de l'impératrice, wie die Avenue St. Cloud durch den Boulevart Monceaux mit dem Park von Monceaux in Verbindung tritt, von welchem der Boulevart Malesherbes zur Madeleine führt.

So sind denn die Grundzüge der Physiognomie des neuesten Paris: in der Mitte die größten Paläste und Staatsgebäude, die reichen Handels- und Geschäftsbezirke, die zu Festlichkeiten, zu Vergnügungen, kurz, zum sog. Pariser Leben bestimmten Anstalten und Bequemlichkeiten aller Art, an den Außenseiten die Häuser mit Gärten, die Fabriken und Arbeiterquartiere. Einerseits ist das Centrum ganz umgeändert und das verknüpfende Band für alle übrigen Stadttheile geworden, andererseits haben sich die Außenenden, seitdem sie mit dem innern Leben der großen Stadt in nähere Verbindung gekommen, mehr ausgebaut und bevölkert.

---

179. Lyon.

(Nach Johanna Schopenhauer, Reise durch das südliche Frankreich, und G. H. v. Schubert, Reise nach dem südlichen Frankreich, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Lyon ist nach Umfang, Bevölkerung, industrieller und politischer Bedeutung die zweite Stadt Frankreichs, die erste nächst Paris. Hier vereinigen sich zwei schiffbare Ströme, und die günstige Lage am Kreuzungspunkte mehrerer schon von den Römern (Agrippa) erbauten Welt-Straßen bestimmt sie zu einer bedeutenden Handelsstadt, welche die Vermittelung zwischen Süden und Norden übernommen hat. Zugleich ist sie auch eine Festung ersten Ranges und in einem Umfange von 6 Stunden mit 18 detachirten Forts umgeben, welche zunächst die Vorstädte beherrschen und vertheidigen. Die Saone strömt mitten durch die Stadt und trennt den ältern Theil derselben auf der rechten Seite der Saone von dem neuern, der auf einer Halbinsel oder vielmehr Erdzunge zwischen ihr und der Rhone erbaut ist. Mit schönen, großen Gebäuden besetzte breite Quais schmücken die Ufer beider Ströme und bilden den schönsten und volkreichsten Theil der Stadt. Diese gibt, wie alle größeren Provinzialstädte Frankreichs, ein Bild von dem Leben der Hauptstadt im Kleinen. Ihre neuesten, großartigen Straßen mit hohen Häusern und reichen Magazinen, besonders aber ihre herrlichen, geräumigen Passagen mit den geschmackvoll ausgestatteten Schaufenstern, so wie ihre geräumigen Plätze mit dem Caféhaus-Leben auf der Straße er-

*) Avenue heißt eine Straße mit 2 Reihen Bäumen, während die Boulevards ursprünglich 4 Reihen Bäume haben. Die Avenues sind nicht auf beiden Seiten von geschlossenen Häuserreihen besetzt.

innern lebhaft an Paris, wenn auch das dichte Drängen und Wogen der Menschenmenge fehlt; denn dem fleißigen, sparsamen Lyoner sind Luxus und Vergnügen ungleich weniger Bedürfniß, als dem Pariser. Sein dunkles Gewölbe oder Parterre, in welchem er seine Waaren, den Sitz seines Geschäftes hat, ist ihm sein liebster Aufenthalt.

Wie Paris im Jahre 1871 durch die Herrschaft der „Commune" eine schreckliche Verwüstung seiner monumentalen Gebäude erlebte, so mußte Lyon schon bei der ersten Revolution, als es sich der Schreckensherrschaft des Convents widersetzte, eine noch vollständigere Verwüstung über sich ergehen lassen. Die Worte des wüthenden Jacobinerredners Barrère: „Der Name Lyons muß ausgetilgt werden; man nenne sie Ville affranchie, und auf ihren Trümmern entstehe ein Monument mit der Inschrift: „Lyon fit la guerre à la liberté, Lyon n'est plus" sollten durch einen Couthon, Collot d'Herbois u. s. w. in Erfüllung gehen; mehr als 6000 Bürger wurden zur Guillotine geführt oder in Masse mit Kartätschen niedergeschossen, die schönsten Gebäude in Trümmer verwandelt und erst der Sturz Robespierre's that den Gräueln Einhalt. Unter dem Consulat und dem Kaiserthum Napoleon's I. erhob sich die Stadt wieder.

Der jenseit der Saone auf einer beträchtlichen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt verdankt seine erste Entstehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten und (schon um 42 v. Chr.) mit Wasserleitungen, Tempeln, Theatern ausstatteten. Jetzt ist dieser schmutzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz seiner ärmsten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikstädten, stieg das Elend und die Anzahl der Armen zu großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für sie thut. An öffentlichen Anstalten zu ihrer Verpflegung mangelt es nicht, das Hôpital de Charité beherbergt mehr als 3000 Waisenkinder, das allgemeine Krankenhaus (Hôtel Dieu) stellt unentgeltlich 1200 Betten; doch kann dem Uebel dadurch nicht gesteuert werden, denn die immer kümmerliche Existenz dieser sehr fleißigen, arbeitsamen Menschen hängt mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaues ab, und vor Allem von den ewig schwankenden Gesetzen der Mode. Unmöglich ist es, alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; sie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet: seidene Stoffe, Bänder, Stickereien, die schönsten, die man sich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldene und silberne Tressen und Verzierungen aller Art. Die Farbenpracht, die Schönheit der geschmackvollen Muster übertreffen oft selbst die Zaubereien des Pinsels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, sie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müssen aber leider fast immer diese mühsam erworbene Kunst mit dem frühern Verlust ihrer Sehkraft bezahlen.

An dem Zusammenflusse der beiden Ströme stand einst ein Tempel des Augustus, den ihm (10 v. Chr.) sechszig gallische Völkerschaften aus Dankbarkeit errichteten. Auf den Trümmern desselben und theilweise aus dem Material (Quadern und Säulen) wurde die Abteikirche d'Ainay errichtet. Von einer prachtvollen Curia, welche in der Nähe stand, trägt noch jetzt der schönste und besuchteste Platz Lyons, die Place Bellecour (bella curia), seinen Namen, der auch Place Louis le grand genannt wurde von der in der Mitte desselben sich erhebenden Reiterstatue Ludwig's XIV. Hier begann das Werk der Zerstörung im J. 1793 mit der Explosion des Arsenals, nachdem die Statue schon im Jahre vorher von dem fanatisirten Pöbel zerschlagen worden war. Napoleon als Consul ließ das Zerstörte wieder herstellen, die Statue ward aber erst 1825 erneuert. Hier ist zugleich einer der Aussichtspunkte, die landschaftlich Lyon vor Paris auszeichnen. Ueber der westlichen Häuserfront des Platzes ragt der Fourvières-Berg mit der alten Wallfahrtskirche Notre Dame und den derselben angebauten Klöstern empor. Der Berg ist etwas steil, aber in wenig Minuten ist man da, wo, bis zu seinem wahrscheinlich durch die früheren Zerstörungen der Sarazenen herbeigeführten Zusammenstürzen, das prächtige Forum des Trajan stand, welches als for vieil dem ganzen Berge seinen späteren Namen gab. An der Stelle des alten Forums, und zum Theil aus seinen Trümmern erbaut, steht die Kirche von Notre Dame, und nahe dabei das alte Kloster de la visitation, wie man sagt, auf dem Grunde und Gemäuer jenes Kaiserpalastes, in welchem der Herrscher der damaligen Welt, Kaiser Augustus, 3 Jahre mit den Seinen gewohnt hat; in welchem Antonia, die Gemahlin des Drusus, Jahre lang verweilte, als sie ihrem Gemahl aus der schönen Kaiserstadt hierhin in das Getümmel des Krieges gefolgt war; hier war es, wo sie den edlen Germanicus, freilich auch den an Geist und Herzen verkümmerten Claudius gebar. Auch Severus wohnte längere Zeit hier, und der Palast war der gewöhnliche Aufenthalt des römischen Präfecten. Hier ist man also recht im Mittelpunkte des alten Lugdunum der Römerzeit, welches nicht unten im Thal, sondern meist hier auf dem Berge stand. Von hier aus, namentlich von dem Thurme der Kirche (120 M. über der Saone), erblickt man die Alpenkette, aus welcher sich der gewaltige, 30 Meilen entfernte Montblanc n einem blendend weißen Lichte hervorhebt. Vor der Kette der Alpen zeigen sich, wie eine zweite, etwas niedrigere Terrasse, die Alpen der Dauphiné bis zur großen Carthause, zu deren Füßen eine reiche, gesegnete Ebene allmählich hinansteigt; im Westen die Berge des Forez und der Auvergne. Nach Norden sieht man die Gruppe des Montd'or und Mont Cindres, mit Landhäusern und Rebenpflanzungen bedeckt; unten im nahen Thale die beiden herrlichen Ströme bis zu deren Vereinigung, die mächtigen Häusermassen der ungeheuren Stadt und der Vorstadt La Croix Rousse, zu welcher eine Drahtseilbahn hinaufführt, und endlich eine unzählbare Menge Land-

häuser und Schlösser um die Stadt her, unter Baumpflanzungen und Rebenhügel verstreut.

---

180. Avignon.

(Nach Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Avignon (das Avenio der Römer) ist, gleich vielen Städten Italiens, aus denen das historische Leben entwich, nur ein entseeltes Monument. In der päpstlichen Epoche hatte sie 80,000 Einwohner, heute ist sie mit nur 37,000 die verschollene Hauptstadt des Departements Vaucluse. Die Lage an dem herrlichen Strom, der sie (außer der Eisenbahn) mit Lyon und Marseille verbindet, gibt ihr und ihrem Gebiet einen Zug von Größe und Majestät. Steigt man vom Rhone-Quai die hohe Steintreppe empor zum Rocher des Doms (von Dominis?), so liegt eine ganz südliche Campagne vor dem Blick ausgebreitet, voll von Olivengärten, Krapp-Pflanzungen, Maulbeerbäumen und Weinstöcken, durchströmt von der Rhone, von der Sorgue und der Durance, von vielen Canälen bewässert, von zahlreichen Ortschaften angefüllt; gegenüber gelb und dürr, wie Felsen Siciliens, die Ufer von Villeneuve, einst der Lieblingsaufenthalt der Cardinäle, das Fort St. André, auf dem steilen Berge Andaon, von welchem man die schönste Aussicht auf Avignon und die Papstburg genießt, die olivenreichen Berge von Vaucluse (vallis clausa), weiter die verschleierten Alpenspitzen der Dauphiné und der Provence, endlich die Bergreihen Languedoc's. Auf der Terrasse des Rocher des Doms haben die Bewohner von Vaucluse aus Dankbarkeit dem Johann Althen, einem Flüchtling aus Persien, der in der Nähe der Stadt (zu Caumont 1774) starb, ein Denkmal gesetzt, weil er den Krapp als Färbestoff eingeführt hat, von dem die Provence reich ward und von dem die Pantalons des französischen Militairs roth gefärbt wurden. Dieses Felsenplateau (26 M. über Avignon) ist die uralte Akropolis der Stadt und hat zu allen ihren Epochen die Hauptmonumente ihrer Geschichte getragen; wie in den vielen Städten Latiums und Etruriens, wurden aus den zerstörten Tempeln Kathedralen, neben denen die Bischöfe ihre mit Thürmen verschanzten Paläste anlegten.

So wurde denn auch auf der höchsten Höhe des Kalkfelsens, an welchem Avignon liegt, um die Mitte des 14. Jahrhunderts der Palast der Päpste erbaut, ein finsteres, labyrinthisches Schloß mit plumpen Thürmen, mit nackten, schwarzen Mauern, welche wenige gothische Fenster durchbrechen. Diese vorübergehende Residenz spiegelt das Schicksal des Papstthums in Frankreich ab; sie ist ein Gefängniß der Päpste während der letzten Zeit der sog. babylonischen Gefangenschaft, zugleich aber ihr Baronalschloß aus

jener Epoche der Feudalität, in welcher die Oberherren der Christenheit Vasallen Frankreichs waren und als solche den baronalen Titel der Grafen von Venaissin und Avignon führten. Seitdem die Revolution im J. 1790 den apostolischen Vicelegaten aus Avignon vertrieb, verwandelte sich der Palast ohne Mühe in eine Caserne, wozu er noch heute dient.

Während Avignon als Residenz von sieben innerhalb siebenzig Jahren einander folgenden Päpsten aufblühte, besonders durch den glänzenden Hof Clemens' VI. (reg. 1342—1352), welcher die Blüte Südfrankreichs hier um sich versammelte, verödete Rom. Verlassen von den Päpsten, die es so oft verjagt hatte, sehnte sich Rom nach ihnen zurück und schickte eine Gesandtschaft an Clemens VI., um ihn zur Rückkehr nach Rom zu veranlassen. Unter ihr befand sich Cola Rienzi, welchen Petrarca hier kennen lernte. Dieser entwarf ein beredtes Gemälde von dem Elende der Stadt Rom und schilderte besonders die räuberische Gewalt der Barone, die dort haus'ten. Dies stürzte ihn; die Colonna nahmen den Papst gegen den kühnen Demagogen ein. Ungnädig entlassen, begann er seine phantastische Laufbahn in Rom, wo er nicht allein die alte Größe der Stadt, sondern auch die Einheit Italiens herzustellen beabsichtigte. Ausgeliefert von Kaiser Karl IV., erschien der „römische Volks-Tribun" nochmals in dem Palast zu Avignon, wurde an Ketten gelegt, angeblich in dem Thurm Trouillas, der noch heute aufrecht steht, bis ihm der folgende Papst nach zweijähriger Haft die Freiheit wiedergab und ihn nach Rom zurücksandte, wo er, nach kurzem neuem Glanze von Schwertern durchbohrt, am Fuße des Capitols endete.

Nachdem Clemens VI. Avignon nebst Gebiet von der (des Gattenmordes beschuldigten) Königin Johanna von Neapel für 80,000 Goldgulden erkauft hatte (1348), vergrößerte und verschönerte er den Palast seiner Vorgänger und baute darin eine gothische Kirche als Hauscapelle. Diese und viele Säle des Schlosses schmückte er mit kunstvollen Fresken, wozu er italienische Meister kommen ließ. Nackte Wände zertheilen jetzt die große Capelle in mehrere Casernenzimmer, sogar in zwei Stockwerke, und mit Schmerz betrachtet man die vermauerte Gothik der Bogen und sucht die spärlichen Reste schöner Fresken auf, wenn diese auch nicht von Giotto herrühren, sondern Werke von irgend einem seiner Schüler waren. Auch begann Clemens VI. den Bau der gewaltigen (3 M. dicken) Stadtmauern mit ihren 39 meist viereckigen Thürmen, ohne welche die Stadt in die Hände der Soldatenbanden gefallen wäre, welche damals Südfrankreich und Italien plündernd durchzogen, und deren Abzug sein zweiter Nachfolger (Urban V.) mit vielem Gelde erkaufen mußte.

Seit der definitiven Rückkehr der Päpste nach Rom (1376) verödete der Palast in Avignon; die päpstliche Stadt mit der Grafschaft Venaissin ward durch Cardinallegaten verwaltet, von denen jedoch die meisten sich durch Vicelegaten vertreten ließen. Die französische Republik vertrieb das Papst-

thum für immer aus Avignon, und diese Stadt wurde alsbald der Schauplatz fürchterlicher Metzeleien unter Jourdan, Duprat und Jouve (in der Nacht vom 16.—17. October 1791). Man zeigt noch die Stelle am Thurm Trouillas, von welcher die Geschlachteten von jenen Bluthunden herabgestürzt wurden.

Auch die Kathedrale Notre Dame des Doms, der Legende nach von der h. Martha, der Schwester des Lazarus, auf den Trümmern eines Herculestempels erbaut, jedenfalls sehr alt, wenn auch nicht eine Stiftung Karl's des Gr., eine einfache Basilika mit römischem Portal, ist von dem Vandalismus der Revolution so wenig verschont worden, wie die übrigen Kirchen der Stadt, deren manche in Trümmer verwandelt wurden. So namentlich das Kloster und die Kirche der Dominicaner, jenes der Wohnsitz des ersten Avignon'schen Papstes (Clemens V.). Hier war es, wo der zweite dieser Päpste (Johann XXII.) den Thomas von Aquino, die größte Zierde des Dominicanerordens, selig sprach in Gegenwart des Königs Robert von Neapel, und wo Catharina von Siena, Schwester desselben Ordens, den letzten Avignon'schen Papst (Gregor XI.) zur Rückkehr nach Rom ermahnte. Die Kirche ward von den Sansculotten mit den Monumenten von 24 hier begrabenen Cardinälen zerstört und später in eine Kanonengießerei verwandelt. Wenn man sich einen deutlichen Begriff von dem machen will, was die französische Revolution in der Provence zertrümmert hat, so muß man in das (1810 gestiftete) Museum Avignon's in der Nähe der Dominicanerkirche gehen. Dorthin flüchteten sich die Trümmer der plastischen Kunst aus Kirchen, Klöstern, Schlössern und Palästen nicht allein Avignon's, sondern auch der Umgegend. Wie im germanischen Museum zu Nürnberg, ist hier, nur in kleinerem Maßstabe, das Mittelalter von der frühesten Epoche bis in die Renaissancezeit vertreten, und der Kunstfreund kann die ganze Scala der Kunstentwickelung von dem altchristlichen Sarkophage bis zu den Trümmern der Cardinalsmausoleen (s. oben) übersehen. In der Sammlung classischer Alterthümer betrachtet man mit Interesse alles, was dieser südgallische Boden aus der Epoche der Römer, ja, selbst der Griechen ans Tageslicht gefördert hat, freilich weder in großer Anzahl, noch von besonderer Bedeutung, denn fast jede der Städte Südfrankreichs sammelt ihr eigenes Museum. Das Obergeschoß des Museums bewahrt eine für das kleine Avignon immerhin bedeutende Gemäldesammlung; aber wenn auch fünf Maler aus dem in jener Stadt heimischen Geschlechte Vernet hier vertreten sind, so darf man doch im Allgemeinen behaupten, daß kein einziges Genie von welthistorischer Bedeutung aus Avignon hervorgegangen ist; ja, selbst von allen den, mit Recht oder Unrecht, berühmten Poeten der Provence hat keiner seine Wiege in Avignon, an den Ufern der Rhone oder der Durance, gehabt. Es mußte der gelehrte Fremde aus Arezzo in dieses schöne Vaucluse herüberkommen, um ihm für alle Zeiten einen lyrischen Nimbus zu verleihen,

und Avignon bot diesem Meister als Modell für seine Poesieen die schöne Laura dar, die er hier (am Charfreitage 1327) zum ersten Male sah.

---

181. Nimes.

(Nach Johanna Schopenhauer, Reise durch das südliche Frankreich, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Nimes, das alte Nemausus, eine Colonie der Phocäer aus Marseille, unter der Römerherrschaft eine der blühendsten Städte des alten Galliens, ist unter allen Städten Mittel-Europa's am reichsten an wohl erhaltenen Baudenkmälern der Römerzeit, wiewohl es wiederholt von Barbaren erobert worden (von den Vandalen 408, von den Gothen 480, von den Sarazenen 730, von den Normannen bald nachher), und sowohl in den Albigenserkriegen als in den Hugenottenkriegen (als ein Hauptsitz des Calvinismus) Unsägliches gelitten hat.

Sein Amphitheater ist nächst dem in Verona das am besten erhaltene von allen diesseit und jenseit der Alpen. Wahrscheinlich unter dem in Nimes geborenen Kaiser Antoninus Pius erbaut (für 17,000 Zuschauer), diente das gewaltige Bauwerk im Mittelalter als Festung, nachdem die Westgothen es mit Thürmen versehen, und hat mehrere Belagerungen ausgehalten. Im Ganzen steht es noch wohl erhalten da, obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben, theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerstörungslust und elenden Eigennutz der Bewohner von Nimes, die sich nicht scheuten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammen zu flicken. Wenigstens vier Meter seiner ursprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu erstandene Erdreich verschüttet. Der ganze untere Stock bildet einen großen Porticus, in welchem 60 hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupt-Eingänge und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohl erhalten da und die hervorspringende Abbildung zweier Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die beide Kinder säugende Wölfin abgebildet sind. Zwischen diesen und den Stieren findet sich auf einem Basrelief die Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Der zweite Stock besteht ebenfalls aus 60 Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen 120 hervorragende Kragsteine, in gleichen Entfernungen vertheilt, in jedem derselben bemerkt man ein tiefes,

rundes Loch, in welchem Stangen befestigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Regen und Sonnenschein zu schützen. Zwei und dreißig, übereinander allmählich sich erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf welchen die Zuschauer saßen. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinaufführten, bestehen zum Theil noch. Was muß dieses kolossale Gebäude einst gewesen sein, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn die vielen Tausende in der malerischen Tracht ihrer Zeit diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus 32 Reihen über einander sich erhebender Köpfe, welche alle mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger und dem Angst- und Wuthgeschrei der von den Bestien zerrissenen Sclaven und Kriegsgefangenen, oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Fußtritt verhallt.

Einen ganz verschiedenen Eindruck gibt der Anblick des schönen, den Söhnen des Augustus geweihten Tempels, der unter dem Namen Maison carrée bekannt ist. Besser erhalten in allen seinen Theilen ist vielleicht kein Denkmal antiker Baukunst, als dieser gar nicht große Tempel; man vergißt bei seinem Anblicke ganz der vielen Jahrhunderte, die schonend an seiner hohen Schönheit vorübergingen. Dreißig wunderschöne, cannelirte korinthi- Säulen, von denen 10 freistehende die weite Vorhalle bilden, umgeben den Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Capitäle dieser Säulen sind aus Olivenblättern zusammengesetzt und, so wie auch die geschmackvollen Verzierungen am Fries und am Gesims, mit unendlicher Sorgfalt und Feinheit gearbeitet. Das Dach ruht auf einem leichten, mit Löwenköpfen geschmückten Balkenwerk. Das Innere erhält nur durch die 7 M. hohe und 3 M. breite Thüre sein Licht. Zwölf breite Stufen führten sonst zu dieser Halle hinauf, jetzt sind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innere Tempel ist bald Rathhaus, bald Capelle gewesen, bald zum Magazine, bald gar zu einem Pferdestalle mißbraucht worden, jetzt benutzt man ihn zu einem Museum. Der große Platz (Place de la comédie), in dessen Mitte dieser Tempel steht, gewährt von allen Seiten eine freie Ansicht desselben, die den Genuß des Anschauens nicht wenig erhöht.

Nimes wimmelt noch von anderen Ueberbleibseln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architektonischer Verzierungen deuten auf das ehemalige Dasein großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volke, das sie erbaute, versanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, stößt man auf Spuren davon. Ein Tempel des Augustus stand wahrscheinlich an der Stelle der

jetzigen Kathedralkirche; die Ruinen des sog. Temple de Diane rühren wahrscheinlich von einem Gebäude her (aus der besten Zeit römischer Baukunst), das zu warmen Bädern und gymnastischen Uebungen diente. Ein kolossales Grab-Denkmal unter dem Namen Tourmagne, in drei Etagen erhalten (38 M. hoch), erinnert an die Moles Hadriani (Engelsburg) in Rom. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren sind noch zwei erhalten, wenngleich durch mancherlei Neuerungen entstellt; sie wurden 1849 angemessen restaurirt.

Ungefähr 3 Meilen weit von Nimes, zur Seite der Landstraße nach Avignon, steht eins der großartigsten Bauwerke der Römer, der Pont du Gard. Majestätisch erhebt sich dieser uralte Aquäduct zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen, ein Riesenwerk der Vergangenheit. Drei Reihen über einander gebauter, schön gewölbter Bogen sind an beiden Enden gelehnt auf das mit ihnen gleich hohe Felsenufer des unter ihnen hinströmenden Flusses Gardon. Das Gebäude ist toscanischer Ordnung, wie das Amphitheater zu Nimes, aus Quadersteinen erbaut, ohne Mörtel und Kitt, bloß auf sich selbst beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwischen den beiden Felsen, auf diesen ist eine zweite längere Reihe von 11 eben so großen Bogen erbaut, denn die Felsen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Ueber diese zweite thürmt sich eine noch längere Reihe von 36 kleinen Bogen, die mit den beiden Felsenufern, zwischen denen sie sich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe sind. Auf dieser letzten Bogenreihe ruht der 1⅖ M. hohe Canal, durch welchen das Wasser einer nah entspringenden Quelle bis Nimes geleitet ward. Dieser Aquäduct verdankt wahrscheinlich dem Agrippa seine Entstehung; das ganze Gebäude ist ungefähr 50 M. hoch, die untere kürzeste Bogenreihe 162 M. lang, die obere längste über 260 M. Aus diesen Verhältnissen kann man sich einiger Maßen die imposante Größe dieses ungeheuren Werkes denken, aber keine Beschreibung, selbst keine Zeichnung vermag es, die hohe einfache Schönheit desselben würdig darzustellen. Unendlich erhöht wird diese noch durch die romantisch wilden, pittoresken Umgebungen. Hohe, waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie dieselbe vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch, nur sein Brausen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe, heilige Stille. Uebrigens ist das Ganze nur ein ansehnlicher Theil eines ungeheuren (41,000 M. langen) Aquäducts, der das Wasser der Eure nach dem römischen Nemausus führte, in Wahrheit ein Sinnbild der Größe und Kraft jenes Volkes selber, dessen Gewalt damals von Welttheil zu Welttheil, von Volk zu Volk hinüberreichte.

182. Marseille.

(Nach G. H. Schubert, Reise nach dem südlichen Frankreich, und Gsell-Fels und Berlepsch, Südfrankreich, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Marseille, die dritte Stadt und der erste Seehandelsplatz Frankreichs, breitet sich fast halbmondförmig an einer felsigen Bucht aus, welche sich nach Norden und Osten an die allmählich ansteigende Landschaft gegen Aix hin anlehnt, von Süden her aber von einer aus zerklüfteten Kalkfelsen bestehenden Landzunge umschlossen ist. Hiedurch hat schon die Natur jenen sichern, vor allen Winden geschützten Hafen (einen Theil des Golfs von Lion) begründet, welcher seit ältester Zeit den Wohlstand und die Macht dieser Fürstin unter den Seestädten so sehr begünstigte.

Die eigentliche Stadt zerfällt in zwei von einander ziemlich verschiedene Theile. Die westliche Hälfte, die sogenannte Altstadt, ist, an der Felsenhöhe gegen den Hafen und die äußere Bucht hin, zum Theil ganz steil ansteigend, erbaut. Sie ist weder schön noch regelmäßig, die Gassen sind eng und winklig, gar vielfältig durch Unreinlichkeit entstellt. Erst seit 1861 ist dieser Theil durch die mächtige Rue impériale durchbrochen und mit Luft und Licht versehen worden. — Die neue Stadt, durch die Cannabièrestraße (früher ein Hanffeld = κάνναβις?), die reichste, prächtigste Straße der ganzen Stadt, von der alten getrennt, breitet sich im Osten und Süden des Hafens aus. Hier ist der fast 1¼ Stunden breite Straßenzug, der in schnurgerader Linie die Stadt von Norden nach Süden durchschneidet und selbst von der breiten Cannabièrestraße in einem rechten Winkel (von Westen nach Osten) durchschnitten wird.

Am Hafen concentrirt sich das ganze eigenthümliche Leben der Stadt. Dort scheint für die Bedürfnisse aller Nationen gesorgt zu sein. Man sieht in dem einen Laden Gäste in der Tracht der fernen, östlichen Küsten des Mittelmeeres, welche mit orientalischer Ruhe ihren Sorbet oder Kaffee schlürfen; anderwärts sitzt der nordische Matrose bei einem Getränke, das, wenigstens durch Name und Farbe, an das vaterländische Bier erinnert; hier sieht man eine Gesellschaft beim Spiel versammelt, dort läßt sich mitten aus dem Geschrei der verkäuflichen afrikanischen und amerikanischen Vögel hervor eine Harfe mit Gesang vernehmen. Da hört man einige Vorübergehende Englisch, andere Spanisch reden, und nicht selten vernimmt man die wohlbekannten Töne des vaterländischen Deutsch. Und bunt, wie das Gemisch der Völker, ist das der Erzeugnisse der Natur wie der Menschenhand, welche hier feilgeboten werden; lebende Thiere, wie kostbare Gewächse und edle Gesteine der fernsten Zonen; Häute und Schädel, so wie selbst Skelette der ersteren reizen die Kauflust des Sammlers.

Der alte Hafen ist ein vorzugsweise gegen den Mistral geschütztes

Bassin von 28 Hectaren Oberfläche, gewöhnlich ganz von Schiffen gefüllt und durch zwei Forts (St. Jean im N. und St. Nicolas im S.) geschützt. Der Mistral hat in der Bucht von Marseille einen Haupt-Ausgangspunkt nach dem Meere zu und weht deshalb in jeder Jahreszeit, nach jedem Regen. Ja, man weiß Fälle, wo er in einem Zeitraume von 400 Tagen fast ununterbrochen geweht hat. Wer daher den Anblick der Seestürme liebt, der wird sein Verlangen danach in Marseille auch bei kurzem Aufenthalte leicht befriedigt sehen. Der neue Hafen mit einem Flächenraum von 112 Hectaren besteht aus einem Complex großer und tiefer Bassins, unter denen la Joliette die (40—50) großen Dampfboote der „Messageries Maritimes" aufnimmt. Seit 1864 sind die großartigsten Docks (nur aus Stein und Eisen erbaut) an dem Bassin des Lazareths eröffnet, auf der Stelle des ehemals weltberühmten, gegen die Einschleppung der Pest errichteten Lazareths.

Zu den schönsten Anlagen Marseille's gehört der Grand-Cours oder Cours de Belsunce, eine platzartige Straße (etwa wie Unter den Linden in Berlin), dicht beschattet, der Flanir-Corso der weniger vornehmen Welt, namentlich der Arbeiter. Seinen zweiten Namen erhielt der Cours zur Verherrlichung eines aufopferungsfähigen Patrioten, des edlen Bischofs Belsunce, der 1720 bei der furchtbar wüthenden Pest den Hülfsbedürftigen beistand und dadurch ein unvergängliches Denkmal sich selbst stiftete. Die dankbare Stadt errichtete ihm auch 1852 ein sichtbares Monument in Aufstellung einer Bronce-Statue: den frommen Mann darstellend, wie er mit erhobenen Armen die Barmherzigkeit des Himmels anfleht. Dem Cours de Belsunce gegenüber (mit diesem also die Cannabière kreuzend) befindet sich der Cours Saint-Louis. Hier ist der Blumen-Markt. Dieser würde einer der reizendsten Frankreichs sein, wenn dabei Alles entsprechend zusammenstimmte. Man hat nämlich den ungemein poetischen Einfall gehabt, die im Schatten der Ulmen stehenden Verkaufs-Pavillons in Form von großen Blumenkörben zu construiren, deren jeder von einem chinesischen Dach geschützt wird. In Mitte dieser vom reichsten Farbenschmucke südlicher Blüten prangenden, balsamische Düfte aushauchenden corbeilles à fleurs sitzen die sträußewindenden, aber nicht gerade jugendlichen Floren.

Ueber den Cours du Chapitre und den Boulevart Longchamp (eine aristokratische Straße) gelangt man zu dem neuen Palais de Longchamp, gegenwärtig das effectvollste Decorativ-Gebäude der Stadt. Dasselbe hat die Bestimmung, das neue Observatorium, das naturhistorische Museum und die Gemälde-Galerie aufzunehmen. Es ist ein aus zwei getrennt errichteten Hauptflügeln bestehender Bau im edlern Renaissance-Stil, welcher durch eine im Halbbogen zurückweichende Colonnade verbunden wird. Im Centrum dieses hochgelegenen, stolzen Säulenganges erhebt sich ein äußerst reich mit Sculpturen geschmückter Pavillon, dessen großartige Nische zum Château d'eau wird, und zwar derart, daß die herabströmenden Wassermassen über immer breiter sich

ausbauchende Terrassen fallen und dadurch zum belebten Mittelpunkte dieses Glanzbaues werden. Palastmäßig breite Treppen geleiten, die imposante Wasser-Etagère umfangend, hinauf in das Arkaden-Rund, und der sanftabsinkende Vordergrund ist, den Verhältnissen dieses Feenschlosses entsprechend, mit gartenkünstlerischen Anlagen geschmückt, welche das große Becken einschließen, in das als letzten Sammler die Wasserkünste ihre Masse ergießen. Das Palais de Longchamp ist nicht nur der sehenswertheste Bau Marseille's, sondern auch einer der bedeutendsten im Gebiete der modernen Renaissance.

Während das so viel kleinere Nimes die Spuren der alten Pracht des Römerreiches noch so wenig zerstört erhalten, und so manche kleinere und größere Stadt des südlichen Frankreichs aus alter Zeit bedeutungsvolle Reste aufzuweisen hat, sind in Marseille, dieser alten Freundin und mächtigen Bundesgenossin von Rom, die Spuren seiner alten Herrlichkeit fast ganz verloren. Die ganze Gegend scheint nichts mehr davon zu wissen, daß einst hier das alte Massilia gestanden, in welchem schon 600 Jahre vor Chr., zugleich mit dem Wohllaut der ionischen Zunge, griechische Sitte und Bildung gelebt hat.

Wenn aber auch keine Ueberreste der Baukunst mehr aus der Zeit der Griechen und Römer vorhanden sind, vielmehr Marseille eine durchaus neuere Stadt ist, so sollte man wenigstens, weil ja nur selten eine Kunst außer Gesellschaft der andern erscheint, mehrere bedeutende und schöne aus den Zeiten des Mittelalters erwarten. Denn über Marseille und seine Umgegend hatte ja die provençalische Dichtkunst einen ganz besondern Glanz verbreitet; hier in der Nähe wurden jene Gerichtshöfe der Liebe gehalten, bei denen die nach Entscheidung fragenden Troubadours, so wie die Richter und Richterinnen in Versen sprachen. Hat doch hier König Renatus so oft, besonders im Winter, und so gern verweilt, daß er den nördlichen Theil des Hafens seinen Kamin nannte. Diese liebliche Zeit der provençalischen Dichtkunst hat noch Spuren ihres Hierseins in Marseille und in der ganzen Provence zurückgelassen, Spuren, welche ihr vormaliges, wohlthätiges Einwirken ins Leben noch viel unmittelbarer bezeugen, als Werke der Baukunst es könnten. Es sind dies jene alten Lieder und Gebräuche, welche sich ganz besonders bei der Feier des Weihnachtsabends erhalten haben, an welchem der ganze „Cours", so wie alle Läden, alle Häuser, alle Buden der Blumenhändlerinnen mit vielen Lichtern erleuchtet sind. Denn selbst die Wintermonate sind hier des Blumenschmuckes der Gärten nicht beraubt, und an geschützten Orten blühen um Weihnachten schon Hyazinthen, Tulpen und andere Frühlingsblumen. Da ertönen dann Anfangs einzeln, bald aber aus allen Gassen und Häusern die alten Melodieen von Weihnachtsliedern, welche zum Theil in einem Provençalisch, das jenem der Troubadours gleicht, gedichtet sind.

183. Toulon.

(Nach „Unsere Zeit", bearbeitet vom Herausgeber.)

Napoleon III. motivirte mit seinem Wahlspruch: l'empire c'est la paix auch die großartige Ausdehnung, welche er seit seiner Thronbesteigung den französischen Streitkräften zu Wasser und zu Lande gab. Wie daher Cherbourg durch kolossale Festungs- und Hafenbauten eine See-Festung ersten Ranges am Atlantischen Ocean wurde, welche die gesammte Nordküste Frankreichs beschützt und Englands Küsten bedroht, so ward im Süden der schon seit Jahrhunderten berühmte Kriegshafen von Toulon an dem Punkte der provençalischen Küste, wo diese am weitesten ins Mittelmeer tritt, zwischen Spanien und Italien und im Angesichte Algeriens und des ganzen Nordafrika, ausersehen, um am Mittelmeere einen ähnlichen Waffenplatz zu schaffen, der geeignet wäre, die französische Herrschaft über dieses Meer zu sichern und der südlichen Flotte einen geschützten Hafen zu bieten. Wohl mit weniger Geräusch, aber mit gleicher Energie, wie der nördliche, ist der Kriegshafen von Toulon in wenigen Jahren so verändert und befestigt worden, daß er als ein zweites Cherbourg gelten kann, wenn er auch in seiner Anlage mit demselben nur geringe Aehnlichkeit besitzt.

Toulon liegt im Hintergrunde einer Bucht (Bai von Toulon), welche von Natur fast gegen alle Winde geschützt ist: im Norden durch einen hohen Gebirgszug (im Rücken der Stadt), gegen östliche und westliche Winde durch zwei weit herausspringende Vorgebirge, gegen den Südwind durch eine quer vor dem Eingange der Bai sich lagernde Halbinsel. Die äußere Rhede ist 20 M. tief, die innere mit zwei durch große Molen und Quais gebildeten Bassins 10 M., so daß auf allen ein vollständig armirtes Linienschiff ersten Ranges ankern kann. Die Stadt ist in Form eines Halbkreises erbaut, dessen Sehne der fast in gerader Linie fortlaufende Quai des alten und neuen Hafens bildet. Bei den hohen, dicht gedrängten Gebäuden, den engen Straßen und der oft tropischen Hitze ist die außerordentlich große Zahl der Fontainen und Brunnen (140 innerhalb und 63 außerhalb der Stadt) ein sehr wirksames Mittel für die Gesundheitspflege. Toulon besitzt außer seinem Arsenal wenig Sehenswürdigkeiten oder Kunstdenkmäler, denn der Vandalismus der Republikaner im J. 1793 hat auch hier (vgl. S. 553) die meisten derselben muthwillig zerstört.

Das Arsenal von Toulon zeichnet sich vor allen anderen derartigen Anlagen aus durch seine Größe, die fast den vierten Theil des Areals der Stadt einnimmt, durch die auf das zweckmäßigste gewählte Anlage seiner verschiedenen Theile, durch die Reichhaltigkeit des Materials, die Mannichfaltigkeit der Werkstätten und Maschinerieen. Die wichtigsten Theile desselben sind: die sog. Reepschlägereien, d. h. drei neben einander liegende, etwa

300 M. lange, überdachte Bahnen, in denen das gesammte Tauwerk für die Kriegsschiffe angefertigt und durch eine Dampfmaschine zusammengedreht wird; der Kettenplatz, wo sämmtliche zu den desarmirten Schiffen gehörigen Ankerketten nach ihrer Größe aufgestapelt liegen; das champ de bataille, welches zum Exercierplatz für die Truppen der Flotte dient; die école de la maistrance oder die Schule für Deckofficiere und Unterofficiere, die hier eine sorgfältige theoretische Bildung erhalten, mit einer Bibliothek fast ausschließlich nautischen Inhalts; die große Schmiedewerkstätte, deren einzelne Zweige wieder in besondere Räume vertheilt sind, die eben sowohl durch ihre Mannichfaltigkeit, als durch die in ihnen herrschende Ordnung imponiren. Eine Dampfmaschine ersetzt hier Tausende von Menschenhänden und verrichtet die schwierigsten und verschiedenartigsten Dienste, indem sie den Hunderten von Essen, die in Thätigkeit sind, durch unterirdische Canäle die nöthige Luft zuführt, zugleich den mehrere hundert Centner schweren Dampfhammer in Bewegung setzt, dessen Fall sich ganz genau reguliren läßt, ferner die Walz- und Bohrmaschinen dreht und endlich die gewaltigen Scheren bewegt, welche dicke Metallplatten geräuschlos zerschneiden. In der Werkstätte, wo die Ankerketten geschmiedet werden, befinden sich zwei Probirmaschinen, auf denen die fertigen Ketten mittelst hydraulischer Pressen versucht werden, indem man sie einer ihrer Stärke angemessenen Spannung aussetzt. Auch in den Magazinen haben alle gleichartigen Gegenstände ihre besonderen Räume, und Alles ist nach Stoff, Zweck und Größe planmäßig arrangirt. Ganz nach demselben Princip, wie die Schmieden, sind die übrigen Werkstätten, Böttcherei, Tischlerei, Blockmacherei u. s. w., eingerichtet. Unter großen Schuppen werden die Masten (gewöhnlich aus 6 Stücken bestehend, die man durch eiserne Ringe mit einander verbindet), Raaen, Salings und alle diejenigen Holztheile angefertigt, die zur Bemastung der Kriegsschiffe erforderlich sind. In der zweiten Etage der Mastschuppen, welche 1793 von den Engländern verbrannt und seitdem erneuert wurden, befindet sich die Segelmacherei (ein Großsegel eines Dreideckers wiegt über 20 Ctr.), wozu auch die Anfertigung der Flaggen (bis 11 M. hoch und 16 M. breit) gehört; darüber liegen die Riß- und Modellkammern. Auf den überdachten sog. Helgen, d. h. schiefen Ebenen, die in tiefes Wasser auslaufen, werden die Schiffe erbaut und das sog. alte Dock dient zur Ausbesserung der Schiffe. Da im Mittelmeere keine Ebbe und Flut herrscht, so kann man hier nicht die Schiffe mit der Flut in das Dock bringen und dieses durch die Ebbe ausleeren lassen, um das Schiff zum Zwecke der Reparatur trocken zu legen, sondern in Toulon muß alles Wasser durch Pumpen aus dem Dock entfernt werden, eine ungemein zeitraubende Arbeit, die früher durch die Galeerensclaven geschah, bei den neuen Docks jedoch durch Dampfpumpen verrichtet wird. In einem Pavillon hinter den Helgen befindet sich eine Werkstätte für Anfertigung von nautischen Instrumenten.

Während der Ballastplatz Haufen prismatischer Eisenstücke (von 1—2 Ctr.) aufgestapelt zeigt, die jedes Kriegsschiff Behufs größerer Stabilität aufnehmen muß, und der Takelschuppen sämmtliches zur Ausrüstung der Schiffe gehöriges Tauwerk enthält, ist das bombenfeste Generalmagazin das Depot für alle kleineren Ausrüstungsgegenstände, die schweren und werthvolleren in der untern, die leichteren und minder kostbaren in der obern Etage, Alles in der vollkommensten Ordnung und größten Sauberkeit. Im Geschützpark liegen die Kanonen (nur nach neuem Modell), nach ihren Kalibern geordnet, in endlosen Reihen am Quai entlang; gegenüber befinden sich die Werkstätten, Magazine und Bureaux der Artilleriedirection; an der rechten Seite der Waffensaal, jedenfalls das Schönste, was man in dieser Art sehen kann. Aus Pistolen, Ladestöcken, Gewehrkugeln und den Zündpfannen alter Gewehre hat man Vasen gebildet; aus Gewehren und blanken Waffen sind Trauerweiden hergestellt, deren herabhängende Blätter Dolche bilden; aus Säbelscheiden und Bayonetten hat man Palmen, Sonnen, Sterne zusammengesetzt u. s. w. In der Mitte des Saales erhebt sich die Statue der von kriegerischen Tropäen umgebenen Bellona, drohend, wie zum Angriffe, das Schwert schwingend.

Der Bagno, welcher sich längs dem westlichen Molo erstreckt, wurde unter Ludwig XIV. gegründet für die Aufbewahrung der Galeerensträflinge, die zu den schweren Arbeiten im Kriegshafen verwendet werden; doch hat er seit 1852 nur als Depot gedient, bis von Zeit zu Zeit ein Schiff nach Cayenne oder Neu-Caledonien geht, um sie dorthin zu bringen. Durch ein schweres eisernes Gitterthor gelangt man in den Bagno, wo die von den Sträflingen (doch nur von den éprouvés) während ihrer Mußestunden mit eben so viel Geschicklichkeit als Geduld angefertigten Arbeiten, insbesondere Schnitzereien aus Cocosnuß und Strohmosaiken, zu Spottpreisen an Fremde verkauft werden. Jeder neue Ankömmling wird mit einem zweiten zusammengekettet und zuerst zu schweren Arbeiten, der sog. grande fatigue, herangezogen, und es bedarf eines Jahre langen guten Betragens (gewöhnlich die Hälfte der Strafzeit), um für die minder beschwerlichen Arbeiten, die petite fatigue, verwendet zu werden. In diesem Falle wird der Sträfling von seinem Compagnon getrennt und trägt seine 7—8 Kilo schwere Kette allein. Doppelte Ketten, Bastonnade, einsame Haft mit Anschmiedung an eiserne Stangen sind die Strafen für Vergehen und für die Arbeitsscheuen (die „indociles“). Unter den Bewohnern des Bagno sind alle Stände und alle Classen der Gesellschaft vertreten. Das Bagno hat sein eigenes Hospital, in welchem die kranken Sträflinge von Barmherzigen Schwestern aufs sorgsamste verpflegt werden, jedoch wegen der unzähligen Versuche, von hier auszubrechen, auch während ihrer Krankheit in der Regel angeschlossen bleiben.

Außer dem eigentlichen oder Haupt-Arsenal, in welchem neben 3000 Galeerensträflingen noch 6000—7000 Arbeiter beschäftigt sind, gibt es noch

zwei Hülfsarsenale, das von Castigneau im Westen, und das von Mourillon im Osten der Stadt, welche von einer Kette von Festungswerken (mit 800 Geschützen) umschlossen sind und sich gegenseitig so beherrschen und unterstützen, daß es auch dem verwegensten Feinde nicht gelingen dürfte, seine Schiffe so weit zu bringen, daß Toulon oder dem Arsenal Gefahr drohte.

---

184. Nizza.

(Nach A. Ernsts, Nizza und Hyères, und Gsell-Fels und Berlepsch, Südfrankreich.)

Wer einmal den schönen Halbkreis der Küste von Antibes bis Monaco vom Meere aus mit einem aufmerksamen Blicke überschaut hat, wird sich kaum denken können, daß die Natur etwas Imposanteres und zugleich Reizenderes hervorzubringen im Stande sei, um die schöne, weite Meeresbucht von Nizza würdig zu umschließen.

Die Stadt Nizza, schon seit den Römerzeiten klimatischer Curort, seit 1860 Hauptstadt des Departements des Alpes maritimes, gewährt von allen Seiten einen äußerst freundlichen und lieblichen Anblick; jedoch einer, welcher sie fast alle übertrifft und jeden Fremden besonders überrascht, ist jener, welcher sich dem Beschauer von dem Passe von Villafranca darbietet. Man übersieht von hier, fast noch besser als vom Schloßberge innerhalb der Stadt, die Stadt mit ihren schönen Alleen, Wällen, Terrassen, Brücken, dem Hafen, ihren Vorstädten und ihrer reizenden Campagna, geschmückt mit einer Menge schöner Landhäuser, durchschnitten von allen den schönen Thälern, so wie durch den gewundenen Lauf des meist wasserarmen Küstenflusses Paillon (Paglione), das bewunderungswürdige Amphitheater so vieler Gebirge, so verschieden an Form, an Höhe, Vegetation und Entfernung. Die Lage Nizza's, etwas über die sie umgebende Ebene erhaben, tritt hoch genug über das Niveau des Meeres hervor, um eine ganz freie Aussicht bis zu einer bedeutenden Ferne über diese glatte, in den mannichfaltigsten Farben-Nuancirungen spiegelnde Wasserfläche zu gestatten, so daß man bei günstiger Morgen- und Abendbeleuchtung in einer Entfernung von mehr als 100 Seemeilen nach Südosten die Insel Corsica, als eine weiße zackige Wolke, in dem Lichtdufte des Meerhorizontes sich aus dem Wasserspiegel erheben sieht.

Die neue Stadt und in ihr wieder Place, Rue und Quai Masséna bilden den Mittelpunkt des Fremdenverkehrs. Unmittelbar über dem Pont-neuf, am rechten Ufer des Paillon, beginnt der Quai Masséna, jüngst mit einer Reihe Dattelpalmen bepflanzt, die der Palmenwald von Bordighera lieferte. Die Nordseite des Quai bilden eine Reihe hoher Gebäude mit Wohnungen für Fremde und zum Theil prachtvollen Läden im Erdgeschoß.

Der Quai führt nach dem Jardin Public, einem schön angelegten, nach zwei Seiten von stattlichen Gebäuden eingeschlossenen Garten, der gegen Süden aufs Meer sich öffnet.

Die westliche Fortsetzung des Gartens bildet die Promenade des Anglais, ein Spaziergang, wie ihn nur wenige Städte aufzuweisen haben. Die erste Anlage schufen in den Jahren 1822 bis 1824 Engländer; 1862 aber verwendete die Stadt über 200,000 Fr. zur Breitermachung und Verlängerung derselben, so daß sie nun von der Paillon- bis zur Magnon-Mündung in halbstündiger Länge sich hinzieht, mit Bäumen und Zierpflanzen garnirt, die bei dem schnellen Wachsthum in diesem Klima sehr gedeihen. An der Nordseite derselben liegen die schönsten, aber auch theuersten Villen und Hôtels der Stadt. Parallel mit dem Quai Masséna und der Promenade des Anglais führt weiter nördlich ein zweiter Straßenzug durch das Fremdenquartier: die Rue Masséna und Rue de France. In der Mitte der ersten liegt die kleine Place St. Etienne, und da, wo die vom Jardin Public herkommende Rue Croix-de-Marbre mündet, beginnt die Rue de France. Dann folgt Place Croix-de-Marbre mit einem Marmorkreuze zum Andenken an die Anwesenheit Papst Paul's III. (1538), der hier einen Frieden zwischen Karl V. und Franz I. vermittelte (der Kaiser war in Villafranca, der König in Nizza), und einer Marmorsäule zur Erinnerung an die Anwesenheit Papst Pius' VII. 1809 und 1814.

Von der Place Masséna gehen dann auch die Hauptstraßen nach der Campagna und ihren Villen aus. Gerade nach Norden die schöne, breite Avenue Prince Impérial, mit dem Viaduct der Eisenbahn im Hintergrunde, nach dem schön auf einer künstlichen Erhöhung gelegenen Bahnhof und den Quartieren Longchamp, St. Etienne und Carabacel. Diese Straße verspricht eine der schönsten Nizza's zu werden.

Die die Campagna von Nizza umgebenden und ihren sichtbaren Horizont begrenzenden Gebirge bilden amphitheatralisch sich hinter einander erhebende Terrassen, so daß hinter Vertiefungen der ersten Reihen die steilen Spitzen der folgenden Reihen, mehr oder weniger hervorragend, das imposante und großartige Gemälde einer Menge spitzer oder abgerundeter Bergkegel darbieten, deren höchste und am weitesten entfernte sich in dem blauen Dufte des Horizontes verlieren. Die am weitesten gegen Norden gelegenen Gebirge sind stellenweise mit dem dunkeln Grün der Forsten bekleidet, andere bieten große Weideflächen; noch andere, von aller Vegetation entblößt, scheinen von der Natur eben hieher gestellt, um die Ueppigkeit der Vegetation ihrer Nachbarn um so mehr hervorzuheben. Erst am südlichen Fuße der, Nizza nahe gelegenen, mit einer tiefen, fruchtbaren Erdschichte bedeckten Berge erreicht die Olive ihren vollen, schönen Wuchs und bildet hier Wälder von großem Umfange. Ueberall findet man hier den Baum der Minerva, nicht wie man ihn in der Provence sieht, noch klein und verkrüppelt, sondern in der ganzen

üppigen Fülle seiner Kraft und Frische. Sein Wuchs ist hier wirklich kolossal, und die Ausbreitung seiner Zweige beschattet oft ein ganzes Feld. Ebenso erreicht auch hier der Feigenbaum einen weit schönern, üppigern Wuchs und beschenkt uns mit den süßesten und saftreichsten Früchten. Auch der Weinstock befindet sich hier wohler, als in dem übrigen Theile der Campagna, und die Länge und die Ueppigkeit seiner zwischen den vielen Obst- und Maulbeerbäumen die schönsten Festons bildenden Ranken, die Menge und Größe der goldenen oder purpurfarbigen Trauben und die Vortrefflichkeit des aus ihnen gewonnenen Nektars zeugen von der Güte des Bodens, der Milde des Klima's und der Einsicht und Sorgfalt des arbeitsamen Landmannes. Jedoch die größte Zierde dieser schönen Campagna sind die zahlreichen Spezies und Varietäten der herrlichen Gattung Citrus. Dieser nützliche Baum, aus Asien stammend, erreicht eine Höhe von 8—10 M.

An manchen Orten reicht die Zone der Orangen in südlicher Exposition bis zu einer Höhe von 400 M. über den Spiegel des Meeres. Sie bilden theils Bosquette, Laubgänge, einfache oder doppelte Alleen oder Wälder, verschieden an Form und Umfang, und verschönern durch ihr dunkles glänzendes Laub, durch ihre schneeweißen Blüten, so wie durch die verschiedenen Nuancirungen ihrer goldenen Früchte das freundliche Gemälde dieser herrlichen Landschaft, zugleich den lieblichsten aller Wohlgerüche umher verbreitend.

Außerdem sind die Ebenen, die Hügel so wie selbst die südlichen Abhänge der Gebirge mit einer solchen Menge von Bastiden (schönen, oft von außen sehr zierlich al Fresco gemalten Landhäusern) geschmückt, daß die unzähligen, zu ihnen führenden Fußpfade ein wahres Labyrinth bilden. Die Art, wie sie auf dem Gebirgsabhänge gruppirt sind, bietet die mannichfaltigsten, angenehmsten Anblicke dar.

Die Temperatur der Campagna von Nizza, von Villafranca und Mentone ist von jeher als ungewöhnlich milde bekannt, und ein gewöhnlich heiterer Himmel, eine völlige Auflösung der Dünste haben diesen Orten den Namen des Treibhauses von Europa erworben.

Dieser Theil der See-Alpen genoß seit den ältesten Zeiten eines bedeutenden Rufes. Die Großen Roms kamen eben so, um diese milde Temperatur zu genießen, wie heut zu Tage die Engländer, Russen, Deutschen und andere Nationen die strenge Jahreszeit dort zuzubringen pflegen.

Rechnet man zu diesen Vortheilen, welche Nizza zu einem der angenehmsten Aufenthaltsorte während des Herbstes und Winters machen, die pittoresken Spaziergänge, wo die sich immer erneuernde Natur stets den Geruch von tausend lieblichen Blumen verbreitet, jene Thäler voll Erdbeerbäume und Myrten, die bei jedem Schritte die verschiedenartigsten romantischen An- und Aussichten darbieten, so wird man nicht erstaunen, wenn Dichter alter und neuer Zeit in dem Lobe der Reinheit seines Himmels und

der Milde seines Klima's wetteifern und die Wunder, welche die Natur hier hervorbringt, besingen.

---

185. Toulouse.

(Nach Gsell-Fels und Berlepsch, Südfrankreich.)

Toulouse, einst Capitale von Languedoc, jetzt Hauptstadt des Departements der Haute-Garonne und die sechstgrößte Stadt Frankreichs, wird in Stadt und Vorstadt durch die Garonne getrennt, die hier die Nähe ihres Pyrenäen-Ursprungs noch durch raschern Lauf und viele Untiefen bekundet, und deßhalb zu ungestörterer Verbindung das gewaltige Werk des Canals du Midi sich zur Seite hat, der im O. und N. die Stelle eines äußern Boulevards vertritt, und vom Port Saint Sauveur bis zur Vereinigung des Canals mit der Garonne jenseit der Zwillingsbrücken von zwei doppelten Baumreihen umgeben ist. Das Centrum des Umkreises der Stadt und Vorstadt Saint Cyprien bildet der Capitols-Platz, der gerade da angelegt ist, wo im Mittelalter Bourg und Cité ihre feste Scheidungslinie hatten. Das jenseitige Saint Cyprien und das vom Capitols-Platze südlich bis zur Place Saint Michel am rechten Ufer sich hinziehende Oval waren damals die Stätte der Gewerbe des Bürgerthums, und noch jetzt durchlaufen südöstlich vom Centrum bei der Getreidehalle die Straßen der Drechsler und Hutmacher als Längendurchmesser dieses Oval, sammt den Parallelstraßen der Filatiers, Coutelliers (Messerschmiede) und Peyroliers (Kesselmacher); auch die Straßen der Börse und Wechsler sind hier; die Quartiere sind eng, die Kirchen dicht von Häusern und Gewerken umlagert. Nordwestlich dagegen gibt sich die alte Bourg noch durch die Straßen der Gesetze (des loix) und der Universität, die sich der Rechtsschule zuwenden, zu erkennen, so wie durch die Seminarien, und die große Abteikirche Saint Sernin auf freiem Platze, auch durch die große Zahl der Institute des Kriegerstandes, die sich hier aufhäufen. Die Markscheide dieser zwei einst gänzlich getrennten Gemeinwesen hob erst 1294 das Capitolgebäude auf, in dessen Säle die einigende Behörde einzog, und dessen Platz seitdem das pulsirende Herz der beiden Kreisläufe der Stadt geworden ist. Im Barockstil des 18. Jahrhunderts erbaut, umschließt das Capitol: Rathhaus, Theater, Ball- und Concertsaal, Gerichtsaudienzsäle, die Galerie der berühmten Toulousaner, die Akademie der Wissenschaften, den Saal der Erinnerung an die Troubadours und das Leihhaus. Obschon das römische Tolosa ein Capitol mit dem Tempel des Jupiter und der Minerva besaß, so stammt der Name doch nicht von diesem, sondern von der Benennung des städtischen Magistrats, als: Consules capitularii, „Capitouls", wie auch vor seinem Ausbau Cité und Bourg

in je 6 Capitolate eingetheilt waren, als deren „maison commune“ das Capitol nach harten Kämpfen 1294 errichtet wurde. Die Capitouls hatten damals die polizeiliche, richterliche, militärische und administrative Gewalt in Händen, und das Recht, ihr Conterfei dem Capitolsaale einzuverleiben (le droit d'images). Gegenwärtig bildet einen Hauptschmuck des Capitols die „Salle des Illustres“ (im ersten Stocke) mit 40 Terra-Cotta-Büsten ausgezeichneter Männer, die in Toulouse geboren sind oder sich um die Stadt verdient gemacht haben, z. B. Theodorich der Westgothenkönig; Raymund de Saint Gilles, der Kreuzzugsheld und berühmteste Graf von Toulouse; Guillaume de Nogaret, der Kanzler, der Frankreich vor Benedict VIII. schützte; Benedict XII., Papst (einst der Hirte Fournier) u. s. w. Rechts vom Saale des Illustres ist der „Festsaal der Jeux Floraux“, eine Erinnerung an die Zeit der Troubadours.

Schon 1323 hatte sich in Toulouse ein Verein zur Nachfeier der provençalischen „gaie science“ gebildet; 7 Mainteneurs standen den jährlichen poetischen Blumen-Festen („jeux floraux“) vor, an denen für die schönste dichterische Festrede ein goldnes Veilchen als höchster Preis ertheilt wurde; die mythische Clémence Isaure, deren Statue hier aufgestellt ist, soll die Markthallen den Capitouls und Citoyens von Toulouse unter der Bedingung vermacht haben, daß jährlich im Rathhause das Fest der jeux floraux gefeiert und Rosen auf ihr Grab gestreut würden. Noch jetzt wird alljährlich im Frühling (3. Mai) das Fest durch poetische Reden celebrirt und die Gesellschaft ist ein Mittelpunkt für die provençalische Dichtung geworden.

Das Museum verdankt seinen Ursprung und seine Bedeutung dem ausgezeichneten Alterthumsforscher du Mège und ist eine der interessantesten und reichhaltigsten Sammlungen Frankreichs. Schon die Stätte der Aufbewahrung, das ehemalige Augustinerkloster (15. Jhrhdt.) ist sehr sehenswerth. Aus dem ersten Kloster, der „Galerie de la Renaissance“, mit Statuen, Reliefs und Ornamenten dieser Epoche, tritt man zur Besichtigung der berühmten Antiquitätensammlung in einen architektonisch und malerisch überaus schönen Klosterhof (14. Jhrhdt.) ein, den das frische Grün der Gewächse, ein schöner Brunnen und eine Galerie Spitzbögen mit nach Innen gebrochenbogigem Einschluß (maurisch) und zierlichen Kuppelsäulen mit phantastischen Capitälen gemeinsam schmücken. Unter den antiquarischen Schätzen an den Wänden und hinter den Säulen zeichnen sich aus die griechisch-römischen Antiquitäten: echte griechische (selbst attische) Reliefs; 40 Büsten und Medaillons von römischen Kaisern und ihren Familiengliedern, besonders seit Lucius Verus u. s. w.

In der Kirche des Klosters und den Nebenräumen befindet sich eine Gemäldegalerie mit einigen guten italienischen und spanischen Bildern.

Das Monument von 1814 erhebt sich in Obeliskenform in der Nähe des Observatoriums (westlich vom Bahnhof), und bezeichnet den Schlachttag

des 10. April, an welchem Soult den Versuch machte, durch einen Sieg über Wellington die Sache des entthronten Kaisers wieder zu heben. Vom Obelisken genießt man ein umfassendes Pyrenäen-Panorama; ebenso von dem nahe gelegenen Observatorium, das die weiteste Uebersicht über die Kette gewährt.

---

186. Bordeaux.

(Nach Moritz Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Bordeaux, nächst Marseille und Hâvre der dritte Handelshafen Frankreichs, vereinigt die Reize des Südens und des Nordens, des Alterthums und der Neuzeit, der Geschichte und der Kunst. Die Hauptstraßen, unter denen besonders die Allee d'Orleans, die Allee de Tourny, der Cours du Jardin public und die Stromquais eine namentliche Erwähnung verdienen, sind meist schnurgerade, sehr breit, prächtig gepflastert, durchgängig mit eleganten, schattigen Promenaden geschmückt und auf beiden Seiten von 4—5 Stockwerke hohen, mit platten Dächern und mehrfachen Balconreihen versehenen Palästen eingefaßt. Die Pracht der Kaufhallen, insbesondere der Silber-, Gold- und Juwelenläden ist außerordentlich, zumal des Abends, wo Hunderte von Gaskandelabern diese mit fürstlichem Luxus decorirten Räume in ein blendendes Lichtmeer hüllen. Die Stadt ist rings von reizenden Promenaden und luxuriösen Villen umgeben, in deren Gärten die Cypresse noch zu hohen Bäumen aufschießt und der Feigen- und Mandelbaum gedeiht, und eine breite Riesenbrücke von 17 weitgespannten Bogen verbindet sie mit dem gegenüberliegenden, rebenbedeckten Ufer der majestätischen Garonne, wo immer mehrere Hunderte der größten Seeschiffe mit den Flaggen aller Nationen vor Anker liegen, die mit der hier noch 4—5 M. hoch steigenden Flut aus dem Ocean (86 Kilometer weit) stromaufwärts gelangen. Von hier imponirt Bordeaux ungemein, weil man mit einem Blick den ganzen langen, von hohen Gebäuden garnirten und von geschäftigen Menschen belebten Quai mit den großartigen Wein-Magazinen überschaut, hinter dem die schöngeformten Thürme vieler Kirchen und öffentlichen Gebäude emporsteigen. Zu den bedeutendsten Denkmälern der Architektur gehören die Kirchen St. André, St. Michel und St. Severin und das große Theater. Die erstgenannte Kirche ist die jetzt von allen Seiten freigestellte Kathedrale, ein prächtiger Bau im reinsten gothischen Stil mit zwei ganz vollendeten Pyramidenthürmen von der zierlichsten Arbeit, die zweite gehört der spätern, die dritte der frühern Gothik an. Die beiden ersten haben besondere, von der Kirche entferntere Glockenthürme. Das ebenfalls ganz frei stehende Theater ist ein ungeheurer, auf einer Terrasse ruhender griechischer Tempel mit korinthischen

Säulen, welcher lange als höchstes Vorbild des Theaterbaues galt. Auch das Rathhaus (hôtel de ville) ist ein schönes modernes Gebäude, welches eine, wenn auch kurze, doch reiche Geschichte hat. Es war erzbischöflicher Palast des Prinzen von Rohan, zur Zeit der Revolution Criminalgerichtshof, später Präfectur, unter Napoleon I. Palais impérial, unter der Restauration Château royal, seit 1835 städtisches Rathhaus, in welchem Napoleon III. die geflügelten Worte sprach: l'empire c'est la paix! und im Kriege 1870 die sog. „Regierung der nationalen Vertheidigung" zuletzt ihren Sitz wählte. In Bordeaux war es, wo 1871 die National-Versammlung zusammentrat, den Abschluß der Friedenspräliminarien genehmigte und den frühern Minister Thiers zum Chef der Executivgewalt der französischen Republik ernannte.

---

187. Die Landes.

(Nach Elisée Reclus, in Thomas' Bildern aus der Länder- und Völkerkunde.)

Kaum hat man Bordeaux verlassen, so findet man sich in einer unabsehbaren Ebene, die bis zum äußersten Horizont mit wilden Pflanzen bedeckt ist. Man verliert sich in der trostlosen Oede, wo auf unbegrenztem Raum kein Zeichen die Anwesenheit eines Menschen verräth. Kleine, von den Insassen bebaute Oasen verbergen sich hier und da am Ufer der Bäche; aber der größte Theil der Bevölkerung besteht aus wandernden Hirten, die ihre Schafheerden vor sich hertreiben. Die Aehnlichkeit der französischen Haiden und der Steppen des Orients ist so groß, daß man, ohne der Verschiedenheit des Bodens und des Klima's Rechnung zu tragen, mehrfach versucht hat, das Kameel in den Gebieten zu acclimatisiren, die sich südlich von Bordeaux ausdehnen.

Diese Haiden oder Landes umfassen nicht blos das Departement gleiches Namens fast ganz, sondern auch noch halb Gironde und den äußersten Winkel von Lot und Garonne. Sie sind vom Ocean, der Bai von Arcachon, der Eisenbahn, die von Bordeaux nach Teste führt, und von der Gironde begrenzt. Als ein altes Meeresbett während einer frühern Erdperiode, bilden sie ein dreieckiges Plateau, das, in der Mitte wie die Schale einer Schildkröte gewölbt, sich einerseits nach der Gironde, andererseits nach den Strandseen sanft abdacht. Ihre mittlere Erhebung über dem Meeresspiegel beträgt etwa 40 Meter.

Seit einigen Jahren hat die Arbeit der Menschen viel geleistet, um diese einst so vernachlässigte Wildniß wieder zu erobern; aber noch an vielen Stellen zeigt sich die nackte Steppe in ihrer erhabenen und düstern Majestät. Ringsum bis zur einförmigen Linie des Horizontes sieht man nichts als einen unermeßlichen Wald von Haidegesträuchen, die sich etwa 1 bis 2 Meter

über den Boden erheben. Zur Zeit der Blüte spielt ein leichtes Rosa in das reizende Grün, doch starren daneben eine Menge von Haidebüschen so blätterlos und schwarz empor, als wären sie vom Feuer versengt. Höher hebt sich das Farnkraut vom Boden und erfüllt die Luft mit durchdringendem Geruch. Weiterhin kommen dann die Ginsterfelder, die während der Frühlingsblüte die Fläche wie mit einem goldenen Schleier verhüllen. Moose, Gräser, Brombeerstauden wachsen an den Wegen. Seerosen und andere Wasserpflanzen ruhen auf dem trüben Spiegel der Lagunen. Binsen und Riedgräser schießen aus dem lockern Boden der Wasserpfützen empor.

Die Steppenschäfer zeichnen sich durch die eigenthümliche Gewohnheit aus, den größten Theil des Tages auf 1—2 Meter hohen Stelzen zu gehen. In dieser Beziehung stehen die Landscots (so nennt man die Steppenbewohner) einzig in der Welt und selbst in der Culturgeschichte da. Auf diesen falschen Beinen überwacht der Landscot seine zwischen den Haidebüschen versteckten Schafe von oben, schreitet ungehindert durch die Pfützen, Sümpfe und Moorwiesen ohne Furcht, daß ihn die Ginsterdornen ritzen und die dürren Haideäste streifen, und kann überdies noch einmal so schnell gehen. Ein Forstauffseher durchlief in viertehalb Stunden einen Raum von 4½ deutschen Meilen, allerdings aus Furcht, den Eisenbahnzug zu verfehlen. In ihren Schaffellen, an denen vor Alter die Wolle abgetrieben ist, schreiten die Stelzenläufer ernst dahin und stricken dabei. So gehts über Haide, Farn und Dorn hinweg, als ob sie diese kaum berühren. Der große Stock, den sie mit erstaunlicher Leichtigkeit handhaben und der ihnen je nachdem als Balance, Arm und Stütze dient, vermehrt den seltsamen Anblick. In den Haiden von Medoc bedienen sich nicht allein die Schäfer, sondern alle Bewohner ohne Ausnahme der Stelzen; selbst die Kinder scheuen sich nicht, sich auf den „chanquen“ des Vaters zu versuchen.

Die Föhrenwälder, die das dreieckige Hochland rings umsäumen, sind von Harzsammlern bewohnt, welche an manchen Orten noch wahrhaft wild geblieben sind. Von Jugend an zu dem Geschäfte des Harzsammelns erzogen, lernen sie ebenso leicht wie die Eingeborenen Australiens die Bäume erklimmen; sind eben so ernst, mißtrauisch und schweigsam wie sie. Ihr Sprachschatz ist äußerst gering und hat wahrscheinlich nicht mehr als ein paar hundert Wörter aufzuweisen. Ihre Wohnung ist sehr oft eine wahre Höhle, aus Baumstämmen errichtet und mit Zweigen bedeckt. Einige Pächter, die in weiten Zwischenräumen von einander wohnen, bildeten noch unlängst mit den Hirten und Harzsammlern die ganze Bevölkerung der eigentlichen Haiden. Sie bauen Mais, Hirse und an den Abhängen nach den Bächen zu Roggen, wo sie also weder die Trockenheit zur Zeit der stärksten Hitze noch das Austreten der Gewässer im Herbst und Winter zu fürchten haben. In patriarchalischen Sitten leben sie familienweise oder in kleinen Stämmen von 8—30 Personen unter einem Oberhaupte. Sind mehrere Brüder da, so

sucht man allen Sonderinteressen durch Theilung der Macht gerecht zu werden. Der Aelteste nimmt die Leitung des Ackerbaues, der Finanzen und der Polizei in die Hand, dafür herrscht die Frau des Jüngern in der Wirthschaft über ihre Schwägerinnen. Stirbt der älteste Bruder, so folgt ihm der jüngere im Regiment, und die Witwe übernimmt ihrerseits die Leitung des Hauses. Die ziemlich geräumigen, aber sehr niedrigen Hütten der alten Meiereien sind von fern immer durch große Eichen kenntlich, die um so mächtiger erscheinen, als sie in dem flachen Lande vereinzelt sind. Im Schatten dieser Bäume versammeln sich Abends die Pächter. Das Laubdach saugt eine Menge von den üblen Dünsten auf, die von der unbebauten Steppe aufsteigen, aber sie genügen doch nicht, um alle Miasmen zu beseitigen. Die Wechselfieber sind äußerst häufig und zeigen sich in den hohlen Augen, der fahlen Gesichtsfarbe und den hageren Gliedern, wodurch sich die Bewohner höchst unvortheilhaft von ihren Brüdern in Béarn unterscheiden, die allzeit aufgeweckt, frisch und munter sind. Die Harzsammler allein sind in Folge der reinen Luft frei von den Wechselfiebern. Eine andere abscheuliche Krankheit, unter dem Namen Pellagre (peau aigre) bekannt, fordert im Lande jährlich viele Opfer. Hände und Füße werden, weil sie mehr als die anderen Theile des Körpers dem Wechsel der Hitze, Kälte und Nässe ausgesetzt sind, von einem Aussatz so ergriffen, daß gewöhnlich der Tod erfolgt. Zur Erleichterung oder Heilung können die Kranken nicht aus weiter Ferne, aus der Stadt einen Arzt holen, sie müssen sich vielmehr mit althergebrachten Mitteln oder den Besprechungen alter Weiber begnügen. Gewöhnlich nehmen sie zum Aderlaß ihre Zuflucht, und selbst wenn sie geheilt sind, lassen sie sich alle Monate vier Unzen Blut abziehen als einfaches Gesundheitsmittel. In schlimmen Fällen nehmen sie ihre Zuflucht zu Hexenmeistern von Profession. Die einen heilen durch magnetisches Streichen und Berühren, nehmen auch keine Zahlung, aus Furcht, durch die unreine Berührung des Geldes ihrer Heilkraft beraubt zu werden. Die anderen sind Schäfer mit dem bösen Blick, welche Zauberkreise ziehen, Haare, Fett und Schwefel verbrennen, den Teufel in Beschwörungsformeln anrufen und sich ihre Ceremonien mit schwerem Gelde bezahlen lassen.

---

ff. Belgien und Holland.

188. Die Niederlande.

(Nach Albert Wild, Die Niederlande, ihre Vergangenheit und Gegenwart, und J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden.)

In geographischem Sinne versteht man unter den Niederlanden nicht bloß das jetzige Königreich der Niederlande (Holland), sondern das

ganze Flachland von dem wallonischen Berglande, den Ardennen, bis zur Zuidersee. Dieses Gebiet bildet ein geographisches Ganzes, es ist das große Delta des Rheines, der Maas und Schelde — eine Anschwemmung, erzeugt durch diese Flüsse, erhalten durch den Zwiespalt des salzigen und süßen Wassers. Der Haupterzeuger und Bildner dieses Landes ist der Rhein mit seinem Bündel von Armen. Er ist die große, weit ins Innere führende Heerstraße, der Hauptlebensnerv der um und an ihm versammelten Völker. Indem er seine Wasserstränge von Osten nach Westen zieht, theilt er sein Deltaland auf eine sehr markirte Weise in zwei Hälften, eine nördliche und eine südliche. In jeder dieser Hälften entwickelte sich nach und nach ein eigenthümliches Staats- und Völkerleben, für jede Hälfte bildete er eine Vertheidungslinie gegen Angriffe von der andern Seite.

Die Scheidung der Niederlande in Nord und Süd wird noch auf eine andere Weise ausgeprägt. Längs der Südseite des Rheines schiebt sich nämlich ein fruchtbarer Landstrich, wie ein Keil, zwischen den Süden und Norden der Niederlande. Dieser Strich, „Nordbrabant", ist eine Fortsetzung der großen sandigen Haide, die von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg, Westfalen bis an die Schelde geht. In ihm finden sich große Sümpfe und Moore, wie der „Peel", dann große Sand- und Haidestrecken, wie die „Campine". Darum ist Nordbrabant auch weit weniger bevölkert, als die übrigen Provinzen. Rotterdam ist die einzige bedeutende Stadt in diesem Mittelstriche des Deltas. Aber nördlich und südlich von diesem unfruchtbaren Landteile fallen fruchtbare Tiefländer ab und dort liegen zwei herrliche Kränze der reichsten und größten Städte, nördlich die holländische Gruppe: Amsterdam, Haarlem, Leyden, Utrecht, Haag; südlich die flandrischen (belgischen) Städte: Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Löwen. Beide Gruppen sind durch den an Städten und Menschen ärmern Mittelstrich Nordbrabant getrennt.

Ein drittes Moment zur Begründung der Scheidung in nördliche und südliche Niederlande ist die Schelde, welche ihre hohe Bedeutung vorzüglich ihrer geographischen Lage verdankt, so wie der Beschaffenheit ihres Mündungsstückes, das sich zu einem Meerbusen erweitert hat; die Flut des Meeres geht hinauf bis zu dem Winkel, wo sie sich von Süden nach Nordwesten wendet und wo sich die Waarenmagazine Antwerpens angesiedelt haben. Der niederdeutsche Volksstamm der Flaminger hat die Schelde zu seinem Hauptstrome gemacht und die Scheldelandschaften mit der schönsten Bodencultur und einer dichten Bevölkerung bedeckt; an der Schelde und ihren Nebenflüssen liegen die berühmtesten Centralpunkte der Cultur Belgiens in der ältern und neuern Zeit.

Auf den zahlreichen Inseln des Nordens, welche von dem Wassergewebe des Rheines und der Maas gebildet werden, wohnten die freiheitliebenden Bataver zu Zeiten der Römer. Und wie auch die Bewohner des Nordens

im Laufe der Zeiten Namen und Abstammung verändern mochten, frei und unabhängig blieben sie immer. Die im Süden Wohnenden verfielen den Einflüssen und der Herrschaft der fremden südlichen Mächte, der Römer, der Spanier, der Oesterreicher und der Franzosen. Die Zeeländer, die Zeews, wie sie der Holländer nennt, sind ein Brudervolk der eigentlichen Holländer und ein Inselvolk, wie diese, und schlossen sich diesen in den politischen Bewegungen an, obwohl der Schelde-Archipel als das natürliche Zubehör zur Schelde von den Flamingern angesprochen werden kann und angesprochen wurde. Aus dieser Verschmelzung der Naturverhältnisse sind denn auch zu allen Zeiten politische Reibungen und Kriege wegen des Besitzes von Zeeland zwischen dem holländischen Norden- und dem flämischen Süden entstanden. Der kräftigere Norden griff über die Naturgrenze hinaus, riß in den langen Kriegen mit Spanien den südlichen Provinzen verschiedene Theile ab (die sog. Admiralitätslande oder Nordbrabant) und drückte ihnen ein holländisches Gepräge auf. In der Geschichte haben wir die Erscheinung dieser Spaltung gesehen, und nun erkennen wir den Grund davon.

Der Unterschied zwischen Nord und Süd der Niederlande spiegelt sich genau ab in den klimatischen Verschiedenheiten, in allen Zuständen des Landes und seiner Bevölkerung, in der Pflanzenwelt, im Ackerbau, im Charakter der Landschaft, in der Kleidung, in der Religion, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten, so wie in der Geschichte der Bewohner. Holland ist unvergleichlich viel oceanischer und insularischer, Belgien weit continentaler; die Küstenentwickelung Hollands ist mindestens zwölfmal stärker als die Belgiens. Die Flora von Belgien ist viel reicher an Gattungen und Individuen. Der Garten- und Ackerbau hat dort eine Menge von Bäumen und Gewächsen einheimisch gemacht, die das holländische Klima nicht mehr ertragen. Besonders interessant ist das allmähliche und zuletzt vollständige Absterben der Wälder in der Richtung vom flandrischen Süden nach dem holländischen Norden. In der Nähe von Antwerpen sind die letzten Spuren von Wäldern. Je mehr man sich der Küste nähert, desto auffallender zeigt sich die Abnahme der Baumfülle. Die Ursache ist in den heftigen, austrocknenden Weststürmen zu suchen, welche eine Menge die Pflanzen zerstörender Salztheilchen mit sich führen.

Die Flamländer sind freilich vielfach von südlichen (romanischen) Volkselementen durchsetzt, allein vermuthlich haben sie nicht nur in Folge davon, sondern eben auch deswegen, weil sie in einem minder rauhen und stürmischen Klima wohnen, jenen Anstrich von größerer Heiterkeit, Lebenszufriedenheit, jenes leichtere, gesanglustigere und mehr poetische, mit Einem Worte: mehr südliche Wesen, welches sie vor ihren Brüdern, den Holländern, auszeichnet.

Wie in ganz Europa der Norden jünger ist als der Süden, so ist er es auch in den Niederlanden, und auch dieser Umstand trägt dazu bei, die

ganze Physiognomie von Holland so sehr verschieden zu machen von der von Belgien. Die Cultur ging überall aus dem Süden zum Norden, wo sie langsamer reifte. Eben so wie sie im Süden Italiens oder Deutschlands um eine ganze Reihe von Jahrhunderten älter ist, als im Norden dieser Länder, so ist sie auch in Belgien unvergleichlich viel älter als in Holland. Es dauerte sehr lange, bis die Holländer Meister wurden der ganzen wilden Natur ihres Vaterlandes, und ein Terrain hingestellt hatten, in dem cultivirte Menschen hausen konnten. Alle belgischen Städte reichen mit ihrem Ursprunge und ihrer Geschichte wenigstens um ein halbes Jahrtausend weiter in die Vorzeit hinauf, als die meisten holländischen. Ja, die Holländer hatten kaum erst Städte, als schon Brügge, Antwerpen, Löwen, Lüttich längst weltberühmt waren. Die Bedeutung von Rotterdam, Amsterdam, Haag u. s. w. besteht kaum seit 400 Jahren. Daher haben denn auch die belgischen Städte ein viel höheres historisches Interesse, als die holländischen. Diese sind prosaischer und einförmiger als jene. Dort sind die Baustile einer ganzen Reihe von Zeitaltern vertreten, hier scheint Alles mehr nach einem Modell das Product eines und desselben Zeitgeistes.

Die Verschiedenheit der Religion in Holland und Belgien ist ein weiterer Umstand, welcher wesentlich dazu beiträgt, der ganzen innern und äußern Physiognomie beider Länder ein so verschiedenes Gepräge zu geben. Man kann den Protestantismus wohl die Religion des Nordens, den Katholicismus aber die des Südens von Europa nennen. Wie in Deutschland, so bildet sich auch in den Niederlanden dieser Contrast zwischen dem Süden und Norden heraus. Die südlichen Belgier (Wallonen und Flamländer) wurden dem Katholicismus erhalten, die nördlichen Holländer dagegen gaben sich ganz der Religion des Nordens hin. Aus dieser Ursache erscheinen daher nicht nur die Kirchen und Gotteshäuser, sondern auch überhaupt die ganzen Städte der protestantischen Holländer leerer, einförmiger und historischen Schmucks beraubter und barer, als die belgischen. Der prachtvollen gothischen Tempel gibt es von Haus aus in Holland weniger als in Belgien, und die wenigen, die es da gibt, sind kahl und öde. Die Klöster, die nie so zahlreich und prächtig wie im Süden waren, sind jetzt ganz verschwunden und zu Hospitälern und Schulen umgebaut. Von den malerischen Processionen und Festen, zu denen die katholische Kirche Veranlassung gibt, ist im Norden natürlich keine Spur. Wie der Anblick der Städte, so ist in Folge der Kirchenreform auch überhaupt das Volk in seinem ganzen Erscheinen einfacher und schmuckloser geworden, und es haben sich überall aus dem öffentlichen Leben der Städte die pittoresken Elemente mehr und mehr zurückgezogen.

Aus dem Allem ist denn auch unter Anderem der große Unterschied zwischen der nordniederländischen oder holländischen und der südniederländischen oder flämischen Malerschule entstanden. Im Allgemeinen kann man

sagen, daß der Kunstsinn überhaupt im historischen, katholischen, pittoresken Belgien weiter verbreitet und mehr zu Hause ist, als im prosaischen, protestantischen, an malerischen Scenen und Anregungen armen Holland. Die großartigsten Künstlergenies, die van Eyck, die Rubens, waren alle aus dem Süden, und wenn man auch einige nördliche Geister ihnen an die Seite stellen kann, so wurde doch die größere Masse von Talenten im Süden entwickelt. Auch geht die flämische Kunstepoche durch einen viel größern Zeitraum der Geschichte hindurch. Sie fing um ein Jahrhundert früher an als die holländische, hat auch jetzt in neuester Zeit wieder die reichsten Blüten und Früchte getrieben und ist der nördlichen stets vorangegangen. Auch erscheint die belgische Malerschule in Bezug auf die Gattung der Kunstbranchen, denen sie sich widmete, imposanter. Die Flamländer hatten eben so wie die Holländer einen ihnen von Haus aus eigenen Sinn für das Idyllische, für das Sentimentale und Ansprechende in Natur- und Menschenleben. Sie producirten eben so wie diese die sorgfältigsten und fleißigsten Darstellungen von Blumen, Landschaften, Städte-Ansichten, Zimmerscenen u. s. w., aber daneben theilten sie auch mit den Romanen und Deutschen den Sinn für die höheren Genres, die sie zum Theil aus ihrer erstaunlich bunten und ereignißreichen Geschichte, zum Theil aus den Legenden der katholischen Kirche, der sie treu blieben, zum Theil aus ihrer südlichern, mehr erregbaren Phantasie schöpften. Die Blüte Hollands und auch der holländischen Malerschule fiel gerade in die Zeit, wo der Geist des Volkes sich eben zur Zerstörung jener schönen und poetischen Legenden erhob. Fast alle holländischen Maler von Schoreel an abwärts waren Protestanten. Und wie ihre Religion, so lieferte auch ihre Geschichte den Holländern viel weniger malerischen Stoff. Die belgischen Provinzen waren von der Römer Zeiten her bis auf die Schlacht von Waterloo der Schauplatz großartiger und einflußreicher Weltbegebenheiten. Der römische Imperator Cäsar drang bis hierhin. Die Karolinger hatten in Belgien ihre Wiege, und Karl's des Großen Name und Thaten verknüpfen sich mit sehr vielen belgischen Localitäten. Viele deutsche Kaiser kriegten oder thronten in den belgischen Städten und Landen. Es war des mächtigsten deutschen Kaisers, Karl's V., Geburts- und Lieblingsland. Auf den belgischen Gefilden wurden die großartigsten Kämpfe zwischen Germanen und Romanen (Spaniern, Franzosen) ausgekämpft. Hier ging auch in unseren Tagen auf dem Felde von Waterloo der Stern des gallischen Imperators Napoleon unter. Man kann sagen, daß Belgien, das gleichsam ein goldener Apfel der Eris war, um dessen Besitz die Mächte des Ostens und Westens ewig kriegten, so reich an Erinnerungen ist, wie wenige Länder Europa's. Die holländischen Provinzen stehen ihm darin weit nach. Sie lagen etwas von den großen Heerstraßen, auf welchen die Völker, die Kaiser, die Armeen unseres Welttheils einherzogen. Selten kam einmal ein deutscher Kaiser (wie z. B. Maximilian) dahin. Die holländischen Grafen resi-

dirten nach altväterlicher Sitte in ihrem Dorfe „zum Haag", während die flandrischen, brabantischen, hennegau'schen u. s. w. Grafen sich längst mit großem Pomp umgeben hatten. Auch der Umstand, daß die Holländer ein oceanisches Volk waren, hat dazu beigetragen, ihre Geschichte ärmer an Inspirationen für den Maler erscheinen zu lassen, als die belgische. Sie haben in der Zeit ihrer Blüte ihre meisten Heldenthaten zur See verrichtet, während die Schlachten ihrer belgischen Brüder meistens Landschlachten waren. Die See verwischt sehr bald alle Spuren und Erinnerungen an das auf ihr Verrichtete, während in den Thälern, Wäldern und Felsen des Festlandes noch Jahrhunderte lang die Manen der gefallenen Helden zu hausen scheinen. Auch darf man wohl behaupten, daß eine Seeschlacht an und für sich ein schwierigerer und unergiebigerer Gegenstand für malerische Darstellung sei, als eine Landschlacht. Diese und andere Umstände und Verhältnisse mögen es bewirkt haben, daß die holländische Malerschule keinen so hohen idealen und historischen Schwung genommen hat, wie die flämische, daß die wohlhäbigen und gemüthlichen Holländer sich vorzugsweise mit der Verherrlichung des Alltagslebens, der Häuslichkeit, der Familienscenen, ihrer nächsten Umgebung, ihrer Kornfelder und Marschen, ihrer Rinderheerden u. s. w., abgegeben haben, daß überhaupt die Muse der ganzen Nation einen mehr idyllischen als epischen Charakter hat, und daß auch der Anblick des ganzen Landes, der Städte, der Straßen, der Bevölkerung, so viel weniger malerisch und imponirend ist, als in den Wohnorten der Belgier.

---

189. Belgien im Vergleich zur Lombardei.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden.)

Da in Belgien ganze lange Strecken wie ein ununterbrochener Laub- und Obstbaumgarten aussehen, so gewinnt das Land große Aehnlichkeit mit der Lombardei, wo man eine gleiche Fülle von Bäumen, Gärten und Ackerfeldern findet. Vergißt man die rankenden Weinreben und die hohen Maisfelder der Lombarden, so könnte man sich in Belgien oft einbilden, man habe die Lombardei selber vor sich. Die Schelde mit ihren Nebenflüssen ist die Hauptlebensader des belgischen Niederlandes, wie der Po mit seinen Nebenflüssen die des lombardischen. Mit zahllosen Bewässerungs- und Schifffahrts-Canälen durchfließen diese Gewässer ihre Landschaften, die sie zugleich befeuchten, düngen und fahrbar machen.

Das reiche, üppige Belgien hat ferner das mit der Lombardei gemein, daß hier von jeher alle verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen der Menschen geblüht haben. Wie die Belgier und Lombarden alle Cultur-, alle Nutzpflanzen, alle Gemüsegattungen, Getreidearten und Obstbäume in

ihren Gärten und auf ihren Aeckern anpflanzten und zu bewunderungswürdiger Vollkommenheit entwickelten, so haben sie auch allen Ständen zu ihrem Gedeihen immer gleich fruchtbaren Boden dargeboten. In den reichen Städten blühten alle schönen und nützlichen Gewerbe, denen Menschen sich hingeben können, der Handel in Antwerpen, die Industrie und Fabrikation in Löwen, beides in Brügge und Gent, Wissenschaften und Künste fast in allen diesen Orten. — Der Adel in Belgien war und ist noch jetzt, obwohl er seine politische Geltung größtentheils verloren hat, groß und angesehen, wie in der Lombardei. Die Nachkommen und Seitenbranchen der alten Fürsten von Flandern, von Hennegau und Brabant, Fürsten, die bloß den einfachen Titel von Grafen führten, in denen aber des reichen Landes Mark und Kraft so strotzte, wie in den Adern von Königen und Kaisern, prunken noch heutigen Tages stolz auf die Macht ihrer Vorfahren und das Alter ihrer Abstammung. Eben so einflußreich und groß sind noch heutigen Tages in der Lombardei die Nachkommen und entfernten Verwandten der Sforza, Visconti und der anderen Beherrscher der lombardischen Städte und Landschaften, deren Reichthümer, Glanz und Thatenlust eben so von der Urkraft des Landes Zeugniß ablegen. Die lombardischen Adelsfamilien gehören noch jetzt zu den mächtigsten und angesehensten Italiens. — Auch der Priesterstand ist in Belgien, wie in der Lombardei, von jeher zahlreich, mächtig und wohl dotirt gewesen. — Und selbst der Bauer ist dort neben dem Bürger, Adel und Priester zu Tüchtigkeit und Geltung gelangt. Es gibt und gab von jeher in Flandern und Brabant freie, einfache, tüchtige und reiche Bauerngeschlechter, die sich bei vielen Gelegenheiten und in manchen Beziehungen den in Gold und Seide gekleideten Bürgern von Gent, den geharnischten Gewaltigen und Herren des Landes, den Geistlichen und Domherren von Mecheln, Lüttich u. s. w. an die Seite stellen konnten. In dieser Hinsicht, nämlich für Entwicklung eines freien, wohlhäbigen, stolzen Bauernstandes, leistete die Lombardei allerdings weniger als Belgien. Ihre Coloni blieben immer elend und arm.

Man kann bei einer Parallele zwischen den belgischen und lombardischen Niederlanden zuweilen sogar ins Detail gehen. Man kann einzelne Städte auf beiden Seiten hervorheben und frappante Aehnlichkeiten an ihnen entdecken. So correspondirt Brüssel in vieler Beziehung mit Mailand, Antwerpen mit Venedig, Löwen mit Padua u. s. w. Dies letztgenannte Städtepaar hat besonders viel gleiche Züge. Löwen war einst eine Stadt von 200,000 Einwohnern wie Padua und ist, wie dieses, jetzt auf ein Viertel seiner ehemaligen Größe herabgesunken. Es war im 15. und 16. Jhrhdt., wie Padua, ein Sitz der Pflege der Wissenschaften, eine von der Jugend aller europäischen Länder besuchte Universität, die, wie Padua, 6000—7000 Studenten zählte. Eben so wie Padua, war es zugleich ein Sitz der Fabrik-Industrie. Zufällig mag es sein, daß beide Städte sogar in derselben Gattung von Industrie,

der Tuchweberei, hervorragten. Die Hauptblüte der belgischen Städte fiel fast in dieselbe Periode mit der Hauptblüte der lombardisch-venetianischen Städte. Es gab eine Zeit, wo beide Städtemassen sich gewissermaßen gegenseitig in die Hände arbeiteten und stützten. Und es kam eine Zeit, wo beiden ein großer Theil der Grundlage ihres Reichthums durch dieselben Veränderungen entzogen wurde, durch den Protestantismus, der den altkatholischen Universitäten Vieles von ihrem Glanze raubte und überall seine eigenen Lichter anzündete, der auch eines großen Theils der Fabrik-Industrie sich bemächtigte, so wie durch das Aufstreben der Holländer und Briten, welche die Schelde verschlossen und in Ostindien noch mehr, als es die Portugiesen gethan hatten, den Venetianern die Hauptwurzeln ihrer Handelsblüte abgruben.

---

190. Belgiens Bevölkerung.

(Nach Ernst Kapp, Vergleichende Allgemeine Erdkunde, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

In Belgien finden wir einen durch die Natur des Landes begründeten und durch seine ganze Geschichte sich hinziehenden Dualismus. Wie es hydrographisch dem Rheindelta und dem Scheldegebiete, orographisch der norddeutschen Tiefebene und den französischen Plateauländern angehört, so ist es auch in ethnographischer Hinsicht das Land der Gegensätze: im Alterthume getheilt zwischen Germanien und Gallien, auch jetzt bewohnt von zwei verschiedenen Nationalitäten: den Flamändern, der Mehrzahl nach offenbar germanischer Abkunft, und den Wallonen, von vorwiegend celtischem Typus, einem Geschlechte von kräftigerm Knochenbau, gröberen Zügen, dunklerer Hautfarbe, ursprünglich blonden, bei Mischlingen dunkelfarbigen Haaren. Zu diesen beiden Grundelementen sind aber noch zahlreiche andere Einwanderungen gekommen, welche einen Einfluß auf die Bildung der Nationalität gehabt haben.

Der Kern der germanischen Bevölkerung Belgiens hat seinen Sitz in Flandern, wo derselbe sich bisher ziemlich unvermischt erhalten. In der Provinz Antwerpen nähert sich der Niederdeutsche in Sprache und Sitten dem Holländer, wogegen in Südbrabant und im Hennegau Vlämisches und Wälsches mit einander vermischt sind. In dem Flußbecken der Sambre und der Maas bis vor die Thore Mastrichts herrscht das Wallonenthum mit französischer Sprache und französischem Temperament, obwohl fühlbar genug modificirt durch germanischen Einfluß. Der Wallone ist lebhaft, aufgeweckt und entschlossen, was schon daraus hervorgeht, daß die Wälschen die tonangebende Macht des belgischen Staates sind, und, obwohl in der Minderzahl, den Vlamingern das Gesetz französischer Bildung vorzuschreiben verstanden.

Betrachten wir die Producte des Landes, so werden wir von selbst auf die Gestaltung der industriellen Thätigkeit der Bewohner geführt. Die waldigen Berggegenden des südlichen Belgiens liefern Holz und mineralische Schätze, vor allen Eisen und Steinkohlen. Die wichtigsten Steinkohlengruben sind in den Provinzen Hennegau und Lüttich (bei Mons, Charleroi und Lüttich), die meisten Eisenbergwerke in Hennegau, Namur, Lüttich und Luxemburg. Die Abhänge und Thäler in diesen Provinzen und im Limburgischen begünstigen die Viehzucht, die Niederungen und fetten Marschen der nördlichen Provinzen neben der Viehzucht den Ackerbau, die Küstengegenden den Fischfang. Was das Gebirgsland erzeugt, wird, auf den zahlreichen natürlichen und künstlichen Straßen, dem Niederlande zugeführt und dort in einer Menge von Fabriken und Städten verarbeitet, um von da, wo der Transport nach allen Seiten hin erleichtert ist, im Handel abgesetzt zu werden.

In diesen gesegneten Niederungen konnten deshalb schon früh die volkreichen Städte entstehen, weil sich hier bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes große, auf einen Punkt vereinigte Menschenmengen leichter ernähren konnten, als dies in Berggegenden möglich ist. Wo aber der Boden reichliche Nahrung spendet, wo der Wasserreichthum Fabriken und ungehemmte Ein- und Ausfuhr begünstigt, da wird der Entwicklung städtischen Lebens in hohem Grade von der Natur selbst Vorschub geleistet, und zwar auf dem Grunde einer großartigen, besonders im Mittelalter nur innerhalb bergender Stadtmauern sichern Gewerbsthätigkeit. Die Anfänge und die Grundlagen aller Industrie eines Landes sind zunächst das natürliche Ergebniß der von ihm hervorgebrachten Producte. Der Flachs, welchen der Ackerbau, die Wolle und die Häute, welche die Viehzucht, die Metalle, welche der Bergbau liefert, sind das für die Leinen-, Woll- und Ledermanufacturen und für die Metallfabriken nöthige Material. Zu diesen vier wichtigen, auf die Verarbeitung inländischer Producte gerichteten Industriezweigen Belgiens gesellt sich noch ein anderer, dessen Material vom Auslande bezogen wird, die Baumwollen-Verarbeitung, auf welchen die beiden ersten von selbst hinleiten. Steinkohlen aber hat das Land in solchen Vorräthen, daß sie seinen eigenen großen Bedarf weit überschreiten. Zu diesen natürlichen Bedingungen einer seltenen Betriebsamkeit kommt noch vor allen die dem vlämischen Volksstamm, als germanischem, innewohnende Ausdauer und Energie, welche in dem Kampfe mit einer ursprünglich feindlichen Natur nur Nahrung finden konnte. Zu kühnen, weit aussehenden Entschließungen wenig aufgelegt, klebt der Flamänder an der Scholle, an den ihm über Alles theuern Erinnerungen des heimischen Heerdes, überhaupt an der ganzen, ungeschmälerten Errungenschaft seiner Voraltern in Sitten und Gebräuchen.

---

191. Die Maas. Lüttich und Seraing.

(Nach Johanna Schopenhauer, Ausflug an den Niederrhein und durch Belgien, und Karl v. Hailbronner, Cartons, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Maas, obgleich sie an einigen Stellen in wunderschönen Krümmungen zwischen blühenden Ufern sich hinwindet, ist dennoch nicht der Rhein. Sie ist nicht groß und mächtig und majestätisch, wie dieser schönste aller deutschen Ströme. Der Maas fehlen die Inseln, welche, grünen Kronen gleich, den Rhein schmücken, die Weinberge, deren Namen schon die Herzen erfreut, die grauen Denkmäler einer großen, bis in jene dunkeln Jahrhunderte, in welcher die Römer hier herrschten, hinaufreichenden Vorzeit, welche von hohen Felsen hinab in den grünen, unverändert einherrollenden Fluten seit undenklichen Tagen sich spiegeln. Das eigentliche Rheinthal ist dem ernsten Nachdenken über wechselvolle, längst entschwundene Zeiten geweiht, es erscheint wie ein Tempel der Vergangenheit, dessen Säulen die Felsen sind, über welche der nächtliche Sternenhimmel sich wölbt. Sobald man den üppig blühenden Rheingau bei Bingen aus dem Gesichte verliert, fühlt man von einem unbeschreiblich süßen, aber wehmüthigen Gefühl sich ergriffen, von Schauern der Vergangenheit sich umweht; und dieses Gefühl verläßt uns nicht, bis der Dom von Köln, gleichsam der Grabstein, in ernster Trauer uns entgegentritt.

Alles am Rhein spricht zu uns von einst erlebten, bessern, glorreichen Tagen; anders ist es an der weit unbedeutendern Maas: das Thal, durch welches ihr rascher Lauf sich windet, ist der lebensreichsten, thätigsten Gegenwart geweiht. In einem verhältnißmäßig sehr kleinen Raume liegen Dörfer, größere Ortschaften, einzelne Häuser, Schlösser, große Fabrikgebäude, Kirchen, ehemalige Abteien, Eisenhämmer und Mühlen so dicht zusammengedrängt, daß auf dem ganzen Wege von Lüttich bis Dinant nicht leicht ein Punkt aufzufinden wäre, von welchem aus man nicht ganz in der Nähe menschliche Wohnungen erblickte. Alle stehen gut erhalten, im behaglichsten Wohlstande da; der Geist der Ordnungsliebe und niederländischer Reinlichkeit, die nicht, wie bei den benachbarten Holländern; bis zur Caricatur sich steigert, waltet hier sichtbar über Hütten wie über Palästen und verleiht auch den unbedeutendsten Gegenständen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Das Maasthal ist noch kurz oberhalb Lüttich sehr eng, erweitert sich aber an diesem Punkte beckenartig. Zugleich verändert die Maas nach dem Einströmen der Ourthe ihren Lauf, der bisher von Namur westöstlich war, und fließt nun bei Mastricht vorbei direct nach Norden. Alle diese Umstände zusammengenommen erklären die Position und Bedeutsamkeit von Lüttich. Die Maas hinauf führt von hier aus eine Wasserstraße nach Westen, auf Namur und weiter, die Maas hinab eine andere Wasserstraße über Mastricht

nach Norden. Durch das Ourthe-Thal wird eine Verbindung mit Luxemburg in südöstlicher Richtung vermittelt, durch das Vesder-Thal strömt aus Osten Handel und Bewegung von Deutschland her hinzu. Nach Nordwesten, nach Brüssel und Flandern hin, bietet sich von Lüttich aus ebenfalls eine bequeme Verkettung von Ebenen und Thaleinschnitten dar.

Lüttich ist nächst Rotterdam die bevölkertste Stadt an der ganzen Maas, die Hauptstadt des Maasgebietes, die Beherrscherin und Lenkerin des Maashandels; denn gerade hier ist es, wo die Maas ihren größten Wasserreichthum, ihre entwickeltste Schifffahrt besitzt und wo sie zugleich als Wasserpulsader in der Mitte der Landschaften zwischen dem Rhein und der Schelde eine noch größere Bedeutung hat, als weiter unterhalb, wo der Rhein ihr ganz nahe kommt, mit ihr fast völlig parallel fließt, mit ihr also als Verkehrsbahn gleichsam concurrirt und ihre Wirksamkeit so auf ein engeres Gebiet beschränkt. Freilich kommen dann, um Lüttich noch bedeutungsvoller zu machen, auch die reichen Kohlen- und Eisenlager in der Nähe hinzu, aus denen die großen Manufactur-, Kunst- und Industriezweige dieser Stadt erwachsen sind.

Lüttich ist als finster verrufen, und in der That, es hat enge und dunkle Straßen und einzelne schwarzberäucherte Häuser; aber es hat auch große Plätze und schöne Spaziergänge an den Quais. Gewisse Gegenden der Stadt haben ganz die Einsamkeit einer geistlichen Metropole, namentlich die Spitze der Halbinsel zwischen dem Canal und der Maas, wo der Dom, die Universität, der bischöfliche Palast mit dem Seminar, mehrere Kirchen und Hospitäler liegen. In andern Theilen dagegen herrscht die gedrängte Lebendigkeit des Handels. So vereinigt die Stadt die Reize des Alten und Neuen. Dabei ist ihre Lage ausnehmend schön. Sie liegt zum Theil auf Hügeln, zum Theil in der Ebene, von der Maas und dem aus ihr abgeleiteten Canale durchströmt, und man hat von den weniger besuchten, höher liegenden Straßen, besonders aber von den umliegenden Anhöhen, namentlich vom Thurme der alten Kirche St. Martin du Mont, herrliche Aussichten über die ganze Häusermasse mit ihren verschiedenartigen Gruppen und den hervorragenden Kirchen, weiterhin auf die benachbarten Thäler und Anhöhen mit den vorstädtischen Straßen, Fruchtgärten und gewerblichen Anlagen.

Man folgt den Ufern des Flusses aufwärts, um nach Seraing zu gelangen: ein schöner räumlicher Landsitz mit Alleen-Anlagen und Seitengebäuden aller Art. Noch ist man durch den Fluß davon getrennt, und noch kann man nicht begreifen, wie in diesem Schlosse, das ruhig und scheinbar menschenleer vor uns liegt, der Centralpunkt des Continental-Maschinenbaues zu finden sein soll. Man betritt das Schloß; rechts steht als Riesenschildwache der Löwe von Waterloo. So wie man das zweite Thor durchschreitet, ist es, als trete man ein in das Haus der Cyklopen. Wie betäubt bleibt man stehen, erstaunt über dieses Ineinandergreifen aller menschlichen und

künstlichen Kräfte, dieses Getöse der Dampfmaschinen, dieses Zischen des glühenden Eisens, dieses Kochen, Sprühen und Toben, diese scheinbare Gefahr bei jedem Schritte, und dennoch diese beispiellose Ordnung und Ruhe, welche gerade durch den erstaunlichen Contrast mit der fast unabweislich scheinenden Verwirrung, die eine solche Anhäufung von Menschen und Maschinen hervorbringen zu müssen scheint, am stärksten dem Geiste imponirt. Belgien darf als das industriöseste Land nach England angesehen werden. Zwar hat es durch die Trennung von Holland den Absatz dahin und in die Colonieen verloren, dennoch schwingt sich seine Fabrikation täglich höher; Hunderte von Etablissements sind in wenigen Jahren gegründet worden, alle gedeihen und rufen wieder neue hervor, und die meisten verdanken ihre Blüte den Maschinen von Seraing und der beispiellosen Thätigkeit John Cockerill's. Wenn man an den großen Ravin kommt, wo die Kohlenabschwefelung vorgenommen wird und der von allen Punkten des stundenweiten Umkreises der Anstalt gesehen werden kann; wenn man diese hexenartigen Weiber ihren Metallbrei an den unzähligen Flammen kochen sieht; wenn man die schwarzen Larven den tiefen Kohlenschachten mit reißender Eile entsteigen sieht; wenn Hunderte halb verbrannter Menschen die eisernen glühenden Stangen handhaben, und die rauhen Eisenplatten Millionen Funken auf den Walz- und Streck-Werken sprühen, und endlich die eintretende Nacht den magischen Zauber dieser phantasmagorischen Gestalten und der geisterähnlich fortarbeitenden unzähligen Dampfmaschinen ins Schauerliche erhöht, wenn dann die Feuerflammen zu den zahllosen thurmhohen Kaminen herausschlagen und das dumpfe Getöse und Brausen durch die Stille der Nacht dröhnt, so glaubt man, Dante hätte die Bilder seines Inferno hier fast eben so gut gefunden, als am Vesuv.

---

192. Brüssel.

(Von Karl Schnaase, Niederländische Briefe, und Johanna Schopenhauer, Ausflug an den Niederrhein und durch Belgien, mit Zusätzen bearbeitet vom Herausgeber.)

Brüssel ist eine der schönsten Städte Europa's, die gleich beim ersten Eintritte einen ungemein heitern Eindruck macht. Schon im Aeußern unterscheiden sich der alte und der neue Theil der Stadt sehr deutlich. In jenem ist nicht bloß der große Markt, auf welchem Egmont's edles Haupt fiel, mit dem mächtigen Rathhause, dessen schlanker, zierlicher Thurm die ganze große Stadt überschaut und auf seiner Spitze die 5 M. hohe, stark vergoldete Bronce-Statue des Erzengels Michael trägt, sondern manches andere öffentliche oder Privatgebäude ein Monument der Zeit des Bürgerthums, während

in den breiten neuen Straßen das üppige Leben einer modernen Residenz wogt, wie es sich durch die großen palastartigen Häuser, die eben so reichen als elegant ausgeschmückten Kaufläden, das Treiben und Drängen einer bunten Menge aus allen Ständen zu erkennen gibt. Auch die Bevölkerung beider Theile, des alten und neuen Brüssel, ist eine wesentlich verschiedene, aus denselben Elementen gemischt, wie die von ganz Belgien. Dort, in den dunklen Bürgerhäusern längs der Schifffahrts-Canäle so wie um die Marktplätze herum, ist noch die vlämische Sprache und vielleicht mancher Rest alter Sitten erhalten; hier dagegen ist Alles französisch, oder allenfalls englisch, denn die große Zahl Engländer, die hier wohnen, bilden fast eine eigene Colonie. Das große Uebergewicht des, schon von den Burgunder Herzogen bevorzugten, Französischen stammt doch erst aus neuerer Zeit und ist, nach dem natürlichen Gesetze des Widerspruchs, durch die kurze holländische Herrschaft (1815—1830) eher gefördert als rückgängig gemacht worden.

Nicht nur die vielen großen Plätze, die rings um die Stadt sich ziehenden Boulevards, auch der Park, der für einen Lustgarten im Innern der Stadt recht schön ist und an dessen Ende das königliche Schloß liegt, der aber mit ähnlichen Anlagen, wie dem Prater in Wien oder mit dem Thiergarten in Berlin, nicht verglichen werden kann, befördern die wohlthuende Reinheit der Luft, welche man in Brüssel einathmet. Auch die zahlreichen Magazine tragen durch zierliche Ausstellung ihrer Waaren ungemein viel zur Zierde und Erheiterung der Stadt bei. Merkwürdig sind vor allem Andern die großen Spitzenhandlungen; das Auge erblindet fast, indem es die Feinheit dieser kostbaren Erzeugnisse des Fleißes betrachtet, die durch die geschmackvollsten Muster und unglaubliche Vollendung sich fast bis zum Kunstwerk erheben.

Eine besondere Schönheit verleiht der Stadt die Hügelreihe, auf welcher der Park, der ehrwürdige Dom und die fürstlichen Wohnungen sich erheben. Auf manchen Punkten derselben hat man einen herrlichen Ueberblick auf die weit ausgebreitete Stadt. Der Dom von St. Gudula ist ein durch hohe Einfachheit und edle architektonische Verhältnisse sich auszeichnendes Gebäude aus dem 13. Jhrhdt., mit zwei noch nicht vollendeten Thürmen, die nach Abtragung des alten Thurmes, noch im Anfange des 16. Jhrhdts., in reinem gothischen Stile erbaut worden, dem auch der ganze Bau in seinen größeren Theilen angehört. Die mit Recht bewunderten Glasmalereien im Dome stammen aus verschiedenen Zeitaltern her, die meisten aus dem 15. und 16. Jhrhdt., aus der glänzendsten Epoche der Kunst, in welcher auch hochberühmte Meister es nicht verschmähten, an diesem untergeordneten Zweige der Malerei Theil zu nehmen. An anderen Gemälden, außer diesen wie aus Lichtglanz gewobenen Fenstern, ist die Kirche nicht mehr reich, desto mehr zieht die aus Holz geschnitzte Kanzel, wie solche viele belgische Kirchen

besitzen, die Aufmerksamkeit auf sich. Der Raum unter der Kanzel stellt das Paradies vor; der mittlere von den sechs Baumstämmen, worauf die Kanzel ruht, ist der von der Schlange umwundene, verhängnißvolle Baum der Erkenntniß; Adam und Eva, zwei jugendlich schöne Gestalten, stehen ihm zur Seite, Trauben und Laub, Früchte und Blumen füllen den Raum zu ihren Füßen; allerlei Gethier, kleine Vögel, Pfauen, Papageien u. s. w. spielen friedlich dazwischen. Die laubbedeckten Zweige der die Kanzel tragenden Bäume ranken sich um dieselbe her, steigen hinter ihr empor, umgeben die zu derselben hinaufführende Treppe und bilden zum Theil das Geländer derselben. Ueber dem die Kanzel bedeckenden, von zwei antik drapirten Engeln gehaltenen Baldachin zeigt sich das Haupt der Schlange, die sich zwischen den Aesten des Baumes hinauf geschlungen hat; Maria, die siegende Himmelskönigin, durchsticht es mit ihrer in Kreuzesform gebildeten Lanze, und der ohnmächtige Feind windet sich unter ihrem Fuße. Alles dieses ist von weißem, mit keinem Anstrich überzogenen Holze (Ahorn?) so fein, so zierlich gebildet wie möglich, und das Ganze so geschmackvoll ausgeführt, daß wahrscheinlich einer der größten Meister jener Zeit die Zeichnung dazu verfertigt hat.

Der Reichthum der durch ganz Belgien zerstreuten Kunstwerke, aus der frühesten Zeit bis auf die unsrige herab, ist ganz außerordentlich. Es gibt keine größere und kaum eine kleinere Stadt im ganzen Lande, in welcher der Kunstfreund nicht irgend einen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit würdig fände. Nirgends, vielleicht selbst nicht in Italien, wurde die Kunst mit größerer Liebe und Treue gepflegt, gehörte sie mehr zu dem eigentlichen Leben der Einwohner, als gerade in Belgien. Was man hier vor Allem aufsuchen muß, sind die Werke von Rubens und van Dyck und der diesen beiden Heroen der niederländischen Schule sich würdig anschließenden Meister. So besitzt das Brüsseler Museum, obgleich es weit hinter dem Antwerpener (s. S. 587) zurücksteht, doch das einzige Bild von Rubens, von dem man überzeugt ist, daß er selbst es ganz allein gemalt und vollendet hat. Der Gegenstand desselben ist freilich abschreckend, wie nur zu oft bei den vortrefflichsten Werken dieses Riesengeistes, indem es „die Marter des h. Livinius" darstellt in dem Augenblicke, wie dem frommen Bischof die Zunge von Henkershand ausgerissen wird, weil er das Geheimniß der Beichte zu verletzen sich weigerte. Die ganze Darstellung dessen, was eigentlich nie dargestellt werden sollte, ist so durchzogen von dem überirdischen Hauche aus einer höhern Welt, in welcher der leidende Heilige schon halb eingebürgert sich fühlt, daß das Grausenhafte derselben dadurch gemildert erscheint. — Mehr durch ihren Kunstwerth als durch die Anzahl (nur 139) der Gemälde ragt hervor die Bildersammlung in dem herzoglich Arenberg'schen Palais, der ehemaligen Wohnung des Grafen Egmont, indem sie von jedem angesehenen niederländischen Meister ein Meisterstück enthält.

Brüssel ist aber nicht blos eine Residenzstadt, ein Sitz des Adels, ein

Sammelpunkt der obersten Behörden und Beamten wie der militärischen Kräfte des Landes, sondern zugleich auch, wie von jeher, eine sehr rege Handels- und Fabrikstadt; seine Spitzen-, Tuch- und Teppichfabrikate sind eben so berühmt wie seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Resultate. Die Stadt, wohl auch „klein Paris" genannt, erweitert und verschönert sich von Jahr zu Jahr und hat noch im letzten Decennium im Osten einen neuen, von zahlreichen geradlinigen Straßen durchschnittenen Stadttheil, le Quartier Léopold, erhalten, so wie auch einen Park außerhalb der Stadt (Bois de la Cambre), der an das Pariser Bois de Boulogne erinnert.

---

193. Antwerpen.

(Nach Karl Schnaase, Niederländische Briefe, und nach Anderen bearbeitet vom Herausgeber.)

Bis zum Flußknie von Antwerpen pulsiren in der Schelde die flutenden und ebbenden Strömungen des Meeres mächtig auf und ab. Bis dahin können Seeschiffe von jeglicher Größe gelangen. Es gibt in weitem Umkreise keinen so tief im Innern des Landes gelegenen Seehafen, wo Binnenlandsproducte so bequem eingeschifft und von wo aus transatlantische Waaren so bequem vertheilt werden könnten, wie Antwerpen. Daher der Reichthum und die dauernde Blüte dieser auch für Deutschland so wichtigen Handelsstadt, die vom obern Rhein aus von manchen Handelsströmungen fast ebenso bequem erreicht werden konnte, wie die Rheinmündung selbst.

Antwerpen gehörte bis ins 10. Jhrhdt. den französischen Königen. Aber erst unter den Herzogen von Brabant erlangte es größere Wichtigkeit, indem es der Markt der normännischen Seeräuber wurde, die das, was sie theils in England, theils auf dem offenen Meere geraubt hatten, hieher zum Verkauf brachten. Im 11. Jhrhdt. steigerte die Häringsfischerei und der Handel, welchen diese herbeiführte, den Wohlstand Antwerpens so bedeutend, daß es später ganze Flotten ausrüsten und einen ausgebreiteten eigenen Handel nach den verschiedenen europäischen Häfen, besonders nach Spanien und Portugal, treiben konnte. Im 14. und 15. Jhrhdt. entstanden jene Meisterwerke der Baukunst, jene Kirchen, Paläste und öffentlichen Gebäude, welche noch jetzt die Bewunderung aller Fremden erregen, so daß man staunend fragt, wie in so verhältnißmäßig kurzer Zeit, mitten unter Volksaufständen, innern und äußern Verwicklungen, eine einzelne Handelsstadt so großartige Resultate freien Handels und bürgerlicher Unabhängigkeit erzielen konnte. Auch in Dichtkunst, Musik, Malerei und wissenschaftlichen Leistungen hielt die Stadt gleichen Schritt mit Italien und versah England und Frankreich mit einer Reihe ausgezeichneter Männer, welche die Günstlinge der Höfe wurden

und ein neues Zeitalter in der Pflege und allgemeinen Verbreitung der Wissenschaften ins Leben riefen. Nicht minder erlangte Antwerpen in Bezug auf mechanische Künste und verschiedene Zweige der Gewerbs-Industrie eine schnelle und wohlverdiente Berühmtheit, so daß Fremde aus weit entlegenen Ländern kamen, um sich mit dem Verfahren des Diamantschleifens, der Glasmalerei, der Verfertigung der Glockenspiele, der Spitzen- und Teppichweberei, der Schönfärberei :c. bekannt zu machen, während am Schlusse des 15. Jhrhdts. die Entdeckung von Amerika und der Verfall mehrerer großen Städte Italiens dem Antwerpener Handel einen neuen Schwung gaben.

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jhrhdts. hatte Antwerpen gegen 200,000 Einwohner (darunter 350 Maler, 300 Silberarbeiter und Juweliere) und war die größte Manufacturstadt in Europa, so wie der Hauptmarkt für die Hansestädte und die italienischen Republiken. Die hiesigen Kaufleute waren besonders durch ihre auswärtigen Verbindungen berühmt. Sie erhielten vor der Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung die Producte Ost-Indiens über das Rothe Meer, Aegypten und Alexandria durch Schiffe, die sie für eigene Rechnung in Genua und Venedig ausrüsten ließen. Zur Zeit Karl's V. war der Hafen oft so mit Schiffen angefüllt, daß neu ankommende Handelsflotten vorläufig in die Schelde einlaufen mußten, ehe sie zum Ausladen ihrer Waaren gelangen konnten.

Die Kathedrale von Antwerpen gehört unter die großartigsten Denkmäler der Baukunst, welche Europa aufzuweisen hat. Der Eindruck des Aeußern wird durch die nach allen Seiten hin freie Lage derselben ungemein erhöht. Freilich ist auch diese herrliche Schöpfung des spätern Mittelalters nicht ganz vollendet; denn der Mensch hat von jeher bei Bildung eines Planes das Maß seiner Kräfte nicht genugsam erwogen. Aber was hier vollbracht ward, ist so vollkommen in seiner Art, daß alle Verhältnisse des gesammten Gebäudes in reinster Harmonie zu einander stehen, ungeachtet der zahllosen in Stein gehauenen gothischen Verzierungen, welche Kirche und Thurm von oben bis unten beleben. Dieser eine vollendete der beiden projectirten Thürme ist zwar schon im Stile des 15. Jhrhdts., aber gar stattlich ausgeführt und wetteifert an Höhe mit dem Straßburger im strengsten Sinne des Wortes; denn bei verschiedenen Messungen ist bald der eine, bald der andere etwas höher angegeben. Groß und erhaben, und doch dabei unendlich heiter ist das Innere der in ihrer ehemaligen Pracht wieder hergestellten Kirche, der einzigen in Europa, die 7 Schiffe zählt; die Perspective des Hauptschiffes ist von so bezaubernder Wirkung, die Durchsicht von verschiedenen Standpunkten so mannichfaltig und reizend, wie kaum in irgend einem ähnlichen Gebäude. Die Zahl der Kunstwerke ist nicht groß, da dieser Dom sowohl im Bildersturm (1566) verwüstet worden, als später (1797) eine revolutionäre Plünderung erlitten hat. Einiger Ersatz dafür ist durch drei aus Paris zurückgekommene Bilder von Rubens gegeben. Das eine auf dem

Hauptaltar, „Mariä Himmelfahrt“, welches Rubens in 16 Tagen gemalt haben soll, spricht weniger an, da die schwebende Jungfrau kein rechter Gegenstand für den kräftigen Pinsel eines Flamänders ist; desto herrlicher sind die beiden andern Gemälde, welche im Kreuzschiffe neben dem Chor hängen: „die Aufrichtung des Kreuzes“ durch die Henker und „die Abnahme vom Kreuze“. In beiden ist die Gruppe so einfach zusammengehalten, die Gestalten sind so kräftig und kühn, die Farben so voll und harmonisch, der Moment körperlicher Anstrengung sagt den Formen, die Rubens liebt, so sehr zu, daß man sie geradezu für Meisterwerke des Meisters selbst erklären kann. Eine Zierde, welche keine der hiesigen Kirchen entbehrt, ist eine gewaltige, in Holz geschnitzte Kanzel, ähnlich der in der Brüsseler Kathedrale (s. S. 584).

Nächst dem Dome ist St. Jacob (St. Jacques) die bedeutendste Kirche, auch sie, namentlich im Innern, von ausgezeichneter Schönheit, wiewohl die Hauptlinie der Perspective nicht die ernste Wirkung macht, wie in unsern deutschen, eng begrenzten Kirchenschiffen; dagegen sind die Seitendurchsichten höchst malerisch, besonders wenn die herrlichen Glasmalereien in den oberen Fenstern des Chors und in den Kreuzschiffen einen bunten Schein darauf werfen.

Gewaltig groß muß früher die Zahl der Kirchen gewesen sein, denn die meisten öffentlichen Gebäude befinden sich in ehemaligen Klöstern, und nicht selten erkennt man an Privathäusern die Spuren ihrer frühern geistlichen Bestimmung. Wer in den Straßen Antwerpens den Weg zur Akademie erfahren will, muß nach den Franziskanern (Minderbroedern, Récollets) fragen. Ein vormaliges Kloster ist zur Kunstschule, die Kirche zu hochbeleuchteten Sälen für die Gemäldesammlung („Museum“) umgewandelt. In der That ist diese eines solchen Raumes würdiger, als irgend eine, nicht blos durch den Kunstwerth, sondern auch durch den Inhalt der Werke. Denn diese sind großentheils aus aufgehobenen Kirchen und Klöstern zusammengebracht und fast alle stellen heilige Gegenstände dar, viele in so bedeutenden Dimensionen, daß sie in keinem niedrigern Raume Platz fänden. Die große Mehrzahl ist von einheimischen oder doch zur hiesigen Malergilde gehörigen Künstlern, und so gibt uns diese Sammlung, die keineswegs, wie die meisten, eine zufällige Vereinigung von Gemälden darstellt, den Ueberblick einer Schule im höhern historischen Sinne, der Fortbildung der Kunst unter gleichmäßiger Einwirkung örtlicher Eigenthümlichkeiten. Es ist die Schule von Brabant, die ihren Sitz mehr hier (und früher in Mecheln) hatte, als in Brüssel. Von den früheren Künstlern dieser Schule hat die hiesige Sammlung nichts aufzuweisen; sie eröffnet die Reihe der Einheimischen mit Quintin Messis oder Massys (1455—1531), von dem sie nur ein Bild besitzt, aber sein Hauptwerk, „die Grablegung Christi“, besonders bemerkenswerth durch die von allem Frühern der flandrischen Schule, namentlich von dem Stile der Eyck'schen Schule, abweichende Richtung. Mit Messis' Tod

war der Sieg der neuen italienischen Schule entschieden, und wir lernen nicht leicht einen Künstler von Ruf kennen, der nicht über die Alpen gewandert war. Das Haupt dieser neuen Schule war Franz Floris (1520—1570), der, aus einer Künstlerfamilie Antwerpens entsprossen, in Rom den antikmodernen Geist an den Quellen geschöpft hatte und nach seinem Eintritte in die Antwerpener Gilde als der „Belgische Rafael" gefeiert wurde. Die Sammlung enthält dasjenige Gemälde von seiner Hand, welches die Zeitgenossen am meisten preisen; es ist der „Sturz der bösen Engel", nach dem Vorbilde von Michel Angelo's „jüngstem Gericht" (s. S. 201), das er in Rom studirt hatte. Er versammelte eine blühende Schule um sich, zu der man nicht nur etwa 120 Schüler, sondern auch manche ihm nahe stehende Zeitgenossen zählen kann, deren Werke wir in vielen Kirchen und auch hier im Museum in mehreren Exemplaren begegnen. Leider gleichen sie sich fast alle in unerfreulicher Nüchternheit, die eine unglückliche Mitte hält zwischen der ältern Schule und der freien Benutzung der italienischen Lehren. Des Floris bedeutendster Schüler war Martin de Vos (1531—1603) aus Antwerpen, der vorzüglich durch unzählige, nach seinen Zeichnungen verfertigte Kupferstiche den allgemeinen Geschmack mit den neuen Formen zu befreunden wußte. Von seinen 11 Gemälden im Museum ist keines von ausgezeichnetem Werthe, denn ihm scheint selbst das Bestreben abzugehen, den heiligen oder sonst bedeutenden Gestalten, welche auf das Gefühl wirken sollen, eine höhere Würde zu geben. Die nächste Stufe nimmt Octavius van Veen (Otto Venius, 1558--1629) aus Leyden ein, von welchem Antwerpen in seinen Kirchen und in dem Museum eine Anzahl Gemälde besitzt, die seinem doppelten Charakter des Künstlers und Gelehrten entsprechen und mehr Geschmack als Begeisterung bekunden. Berühmter als durch seine eigenen Werke ist Otto Venius durch seinen großen Schüler Peter Paul Rubens (geboren auf der Flucht seiner Eltern zu Köln (?) 1577, gestorben zu Antwerpen 1640). Wenn auch andere Galerieen (München, Wien, Paris) an Zahl und Umfang seiner Werke viel reicher sind, so besitzt doch seine eigentliche Vaterstadt dem innern Werthe nach das Beste. Ein Theil dieser Bilder gehört zu seinen früheren Arbeiten, die er, bald nach der Rückkehr aus Italien, in frischer, männlicher Kraft mit Liebe und Ruhe arbeitete, ehe sein weit verbreiteter Ruhm ihn mit den kolossalen Aufträgen des Luxus mehr bedrängte als ehrte und die natürliche Leichtigkeit seines Pinsels ihn zu Manchem verführte, was eine verhältnißmäßig frühe Ausartung bekundet. Die meiste Anerkennung finden wohl diejenigen seiner Gemälde, in welchen bestimmte dramatische Momente äußerer gewaltiger That oder tiefer innerer Empfindung dargestellt werden, wie in den beiden großen Bildern der Kathedrale (s. oben), „der Aufrichtung des Kreuzes" und „der Kreuzabnahme". Auch das Museum hat ein Bild dieser Gattung, „Christus am Kreuze zwischen den Schächern", mit wenigen Figuren, aber gerade durch diese Sparsamkeit wirken die Gruppen

der in Zeichnung und Farben gleich kräftigen Gestalten um so entschiedener. Auch die sog. „Pietà" ist durch die äußerst sorgsame, detaillirte Ausführung als ein früheres Bild zu erkennen, in welchem noch keine Spur von dem Mißbrauche der Kraft, von den übervollen Körpern, von den gewaltsamen, oft unrichtigen Bewegungen, von den verwickelten Massen seiner späteren Bilder vorhanden ist. Dagegen erinnert seine „Anbetung der Könige" mit etwa 20 Figuren von mehr als natürlicher Größe, dabei Kameele und Pferde im Gefolge der Magier, nebst dem Reichthum der Trachten und Gefäße an die überfüllten Compositionen in München und Paris. — Unter seinen Schülern sind Jacob Jordaens (1593—1678) und Anton van Dyck (1599—1641), beide aus Antwerpen stammend, die ersten; aber schon bei ihnen kann man eine weitere Auflösung der künstlerischen Elemente wahrnehmen. Bei Jordaens wurde der Ausdruck sinnlicher Kraft das Ueberwiegende; kolossale Gestalten, kühne Compositionen, volles gesundes Colorit machen sein Verdienst aus, aber er erreicht nicht den geistreichen Blick und die beredte Grazie seines Meisters. Van Dyck ist zarter als Rubens. Das Uebermaß in Farbe und Form ist sorgfältig vermieden, die Zeichnung correcter, der Ausdruck des Gesichts, besonders des Schmerzes, eindringlicher. Während Rubens schon in Form und Färbung der Gestalten, mithin in ihr angeborenes, bleibendes Wesen Fülle und Kraft in reichem Maße legte, sparte van Dyck Kraft und Feuer für den Ausdruck des Momentes, so daß seine Gestalten fast das Gefühl einer Absichtlichkeit des Künstlers erregen. Dies bestätigen einige unter den sechs Bildern, die das Museum von ihm besitzt, die sog. „Pietà" (ein Moment der Grablegung) und ein anderes Bild desselben Gegenstandes, wo noch Magdalena hinzukommt; am weitesten aber geht in der ihm eigenthümlichen Richtung ein „Christus am Kreuz", bloß von dem matten Grau des verfinsterten Himmels umgeben. Der Körper ist voll und weich behandelt, aber statt der Farbe kräftiger Gesundheit hat er einen bläulich krankhaften Ton. Dessen ungeachtet ist der Ausdruck des Schmerzes im Gesichte nicht minder scharf, aber er macht nun, in Verbindung mit jener Fülle des Körpers, mehr den Eindruck weichlich verschmelzender Hingebung als männlichen Ernstes und göttlicher Würde. Das große Verdienst seiner Portraits hängt damit zusammen. Denn in den höheren Ständen des 17. Jhrhdts. hatte die moderne Bildung schon vielfach gewirkt; die Derbheit des Mittelalters war meist verschwunden und der Ueberrest der alten Kraft durch Ueberlegung und Verstellung beherrscht. Der geistreiche Maler, dessen Kunst vorzugsweise die höheren Stände in Anspruch nahmen, hatte daher volle Gelegenheit, die Gabe scharfer Auffassung leiser Züge anzuwenden und uns die feine Mischung von Würde und Weltklugheit, Grandezza und Intrigue, adeligem Sinn und Gewissenlosigkeit, Religiosität und Laster in ihren individuellen Modificationen zu überliefern. — Van Dyck hatte unter seinen Landsleuten keinen Nachfolger; die meisten unter Rubens' Schülern gingen

den Weg des Jordaens; sie hielten sich mehr an das Sinnliche in den Werken des Meisters; ihre Werke in den Kirchen und dem Museum Antwerpens sind zahlreich und zum Theil von der größten Ausdehnung, also wenigstens in kolossaler Form den Meister übertreffend.

---

194. Gent.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, Reisebriefe aus Belgien, und Karl Schnaase, Niederländische Briefe, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es ist merkwürdig, daß alle diese großen und bedeutenden Städte, so nahe sie einander auch liegen und unter so ähnlichen Verhältnissen sie entstanden und fortgeschritten sind, doch auch wieder mit einer so bestimmten Eigenthümlichkeit durchdrungen sind, daß man schon bei einer flüchtigen Betrachtung die Verschiedenheit deutlich bemerkt. Gent steht in einer gewissen Mitte zwischen Antwerpen und Lüttich, es nähert sich dem engen und hohen Baustil mehr als das erstere, obschon mehrere Straßen ganz neu angelegt sind; dabei treten ausgezeichnete und ansehnliche Häuser häufiger und bemerkbarer hervor, als in jenen beiden Orten, welche mit Gent die Trias der großen Handels- und Gewerbsstädte Belgiens bilden. In Gent contrastiren die eigentlichen Reste des Mittelalters seltsam mit den Schornsteinen der Dampfmaschinen, die man nach allen Seiten hin sich über die Häuser erheben sieht, um die Herrschaft der modernen Industrie (besonders Baumwollspinnerei) augenfällig zu bekunden. Ziemlich im Mittelpunkte der Stadt steht der uralte Glockenthurm, Beffroi genannt (Belfredus von Bell = Glocke und fried als Bezeichnung der obrigkeitlichen Gewalt?), zu dessen Erbauung die Stadt schon im J. 1178 die Erlaubniß erhielt, als eines der bedeutenden Vorrechte, welche ihr damals ertheilt wurden. Denn wenn von diesem Thurme herab Glockenklang ertönte, so eilten die Bürger unter die Waffen und zur Versammlung. Dies besagt auch die Inschrift einer gewaltigen Glocke, die im 14. Jhrhdt. für diesen Ort gegossen und Roland genannt wurde:

Myn naem is Roelant, als ick clippe, dan is't brandt,
Als ick luyde, dan is't storm in Vlaenderlandt.

An ihrer Stelle trat im 17. Jhrhdt. ein Glockenspiel, für welche geschmacklose Bezeichnung der Zeiteinschnitte man in Belgien überhaupt eine große Vorliebe hat. Dieses besteht jetzt aus 28 Glocken und will sogar den ernsten Schritt des uralten Kronos dem Geschmacke des Tages anpassen, indem es die ganzen, halben und Viertelstunden durch Arien aus den neuesten Opern bezeichnet.

Mächtig lebt hier die Erinnerung auf an alle die merkwürdigen Dinge, die sich auf diesem Schauplatze begaben, in dieser Stadt, wo ein so großes

und reiches politisches Leben war, die nicht nur für ihre eigenen Rechte so muthig und auch so wild leidenschaftlich kämpfte, sondern auch, wie die großen Republiken des Alterthums und Italiens, ganze Provinzen zu leiten und zu beherrschen strebte. Hier spielten die Artevelde ihre merkwürdige Rolle als vermessene Demagogen; aber der Gedanke des ältern Artevelde, das Gewicht seiner Vaterstadt und Flanderns in dem Kampfe zwischen Frankreich und England in die Wage zu legen, war kein gemeiner. Hier war es, wo die Thränen Mariens, der Erbin der gesammten burgundischen Ländermacht, zwei ihrer vertrautesten Räthe nicht retten konnten vom Tode auf dem Blutgerüst, den der Wille des zornigen Volkes ihnen bestimmt hatte. Hier wurde aber auch der Fürst geboren, der diesen Trotz besser zu dämpfen und zu fesseln verstand, als irgend einer seiner Vorgänger.

Unter Karl V. und durch ihn endete Gents Mittelalter, wenn man diese Periode so nennen darf, in welcher es sich nicht scheute, an die Spitze des kühnsten Widerstandes gegen Könige und Kaiser zu treten. Karl liebte seine Vaterstadt, aber die gekränkte Ehre und das verletzte Ansehen der Fürsten mußte er rächen. Es war im Jahre 1539, wo die Geldforderungen, zu welchen sich der Kaiser wegen der unaufhörlichen Kriege, die ihm der Ehrgeiz Franz' I. bereitete, genöthigt sah, einen Aufstand hervorriefen. Nachdem man sich einmal hartnäckig geweigert hatte, die begehrte Summe zu zahlen, wurde die Stimmung immer heftiger, versöhnliche Vorschläge wurden von der Hand gewiesen, und die Stadt kam unter die Herrschaft terroristischer Demagogen, der so genannten Partei der Cressers (von cryschen, also Schreier). Als Karl sich mit Heeresmacht näherte, entfiel den Gentern der Muth. Sie wollten den Kaiser durch eine Gesandtschaft begütigen, ehe er in die Stadt käme, aber er antwortete, er würde zu ihnen kommen als Oberherr, das Scepter in der einen, das Schwert in der andern Hand. Nach seinem Einzuge soll der Kaiser den Herzog von Alba um seine Meinung über die Bestrafung der aufrührerischen Stadt gefragt haben, und als dieser ihm gänzliche Zerstörung gerathen, ihn unwillig auf einen Thurm geführt, wo man den außerordentlichen Umfang Gents überschauen konnte, und gefragt haben, wie viele spanische Häute erforderlich seien, um einen solchen Handschuh (gant) zu machen, der Herzog aber nicht gewagt haben, etwas zu erwidern. Der Kaiser sprach ein anderes Urtheil, ein ernstes zwar, aber im Vergleich mit dem, was so viele andere Städte in jenen Jahrhunderten erlebten, gewiß kein übermäßig hartes. Er nahm der Stadt ihre besonderen Privilegien, ließ von den Cressers vierzehn der ärgsten enthaupten, zog Geldsummen und Güter ein und befahl die Auslieferung des Geschützes, aller Waffen und jener Rolandsglocke, die oft einen Aufstand zusammengeläutet hatte. Von einem Theile der eingetriebenen Strafgelder wurde eine Citadelle erbaut, die Stadt in Gehorsam zu halten, auch wagte weder sie noch irgend eine andere belgische je wieder gegen Karl aufzustehen. Das Empfindlichste

war der Verlust der städtischen Vorrechte, und bald fingen auch die Gewerbe Gents die Beschränkung ihrer Freiheit zu empfinden an.

In dem politischen Leben hatte Gent die erste Rolle in Flandern übernommen, aber gerade dadurch auch vielleicht seiner geistigen Kraft eine andere Richtung gegeben, als der Kunst förderlich war. Gent hat keine Schule der Kunst aufzuweisen. Die erste niederländische Schule, die eigentlich vlämische, entstand in Brügge, die zweite in Antwerpen und Brüssel. Indem Gent in der Mitte dieser Nachbarstädte mittelbar an dem Glanze derselben Theil nahm, blieb es an eigener Production arm. Der Antwerpener Sammlung steht das hiesige Musée so weit nach, als Caspar de Crayer (1583—1669), zwar aus Antwerpen gebürtig, aber in Gent lebend, hinter Rubens steht; denn jener ist hier so sehr und ausschließlich der Erste (mit Darstellungen aus dem Leben Karl's V.), wie Rubens dort.

Die Kathedrale, St. Bavo, soll schon im J. 941 gegründet sein, indeß finden sich durchaus keine Spuren einer Construction, die über das 13. Jhrhdt. hinausreichte, namentlich ist in allen Gewölben bereits der Spitzbogen angewendet. Man weiß, daß das Chor und die Krypta unter demselben im J. 1228, in jener Periode des Reichthums, hergestellt worden ist; diese „Herstellung" muß aber sehr umfassend gewesen sein, da jede Spur vorgothischen Stiles verschwunden ist. Das Aeußere ist weit entfernt von der Zierlichkeit deutscher Kirchen des 13. Jhrhdts., die Capellen mit ihren Giebeln und die Außenwände des Hauptschiffes sind unverzierte Backsteinwände, die Kreuzseiten ohne Thürme und Portale; der vordere Thurm, der einsam mitten vor der Façade steht, ist nur ein massiver Körper, der statt der leichteren Strebepfeiler an seinen Ecken 4 runde Thürmchen hat; seine Spitze wurde durch den Blitz eingeschlagen. Das Innere der Kirche, seit dem großen Brande vom J. 1822 neu hergestellt, aber mit einer dem Stil des übrigen Gebäudes wenig entsprechenden Bekleidung des Chors in schwarzem und weißem Marmor, enthält eine Reihe prächtiger Denkmäler der Bischöfe mit großen plastischen Figuren und den Rest des berühmten Bildes der Brüder Hubert und Johann van Eyck, welches die Franzosen mit nach Paris genommen hatten. Sechs von den 12 Tafeln, aus welchen dasselbe ursprünlich bestand, wurden 1816 für 410,000 Frcs. für das Berliner Museum erworben, zwei andere nach Brüssel verkauft; im Genter Dom befinden sich noch 4 Tafeln, drei der obern Reihe, Gott Vater, die h. Jungfrau und Johannes der Täufer, und die große aus der Mitte der untern Reihe, nach welcher das ganze Gemälde „die Anbetung des Lammes" benannt wurde. Diese 4 Tafeln lassen die geschichtliche Bedeutung des Gemäldes noch genügend erkennen als Markscheide zwischen zwei großen Perioden der Kunstentwicklung; indem es die Vollendung der frühern Epoche in den drei obern auf Goldgrund gemalten, einzelnen, statuarischen Figuren und die volle jugendliche Schönheit der spätern Zeit in der untern, schon ein Ganzes

bildenden Composition wahrnehmen läßt. In der Mitte des Bildes steht das Lamm auf einem Altar, von lieblichen Engeln umgeben; davor der mystische Brunnen der Akopalypse, sieben Strahlen, die aus einer Säule in das spiegelhelle Wasser eines Beckens fließen; vier große Scharen nahen sich zur Anbetung des Lammes, oben im Hintergrunde die männlichen und weiblichen Martyrer, voran der geistliche und weltliche Stand. In den dicht gedrängten Köpfen ist im Ganzen noch eine wiederkehrende Regelmäßigkeit, doch finden sich auch schon einzelne höchst individuell aufgefaßte und höchst liebliche Gestalten. Vielleicht gibt es kein Werk im ganzen Gebiete der Kunst, welches Dante's großem Gedichte in der Vereinigung tiefen Ernstes mit Anmuth und Grazie so nahe kommt, wie dieses.

Le Béguinage (Beggynhof, von beggen = beten?) heißt eine schon seit 1230 bestehende Anstalt, welche eigentlich eine kleine Stadt in der großen bildet, die durch eine hohe Mauer und ein an ihrer Grenze vorüberfließendes Wasser von der übrigen Welt abgeschieden ist, ihre Thore und Brücken hat, mehrere ziemlich enge Gassen und Plätze enthält, so wie eine Kirche, ein Krankenhaus, ein Schulhaus, in welchem Unterricht im Spitzenklöppeln ertheilt wird, 18 Klöster und 104 Häuser, die sich freilich eben so wenig als die Klöster durch Größe und Pracht auszeichnen. Dieser ungeheure Raum hat nur weibliche Bevölkerung, 700—800 Beguinen oder Stiftsfrauen, welche sich mit Werken der Barmherzigkeit, weiblichen Handarbeiten, besonders mit Spitzenklöppeln und dem Unterrichte in dieser Kunst, beschäftigen. Man findet diese Beguinenhöfe in allen größeren Städten Belgiens, und da sie keiner Clausur unterworfen sind, so sieht man ihre Bewohnerinnen in ihrer schwarzen Tracht (faille) häufig in den Straßen, in vollständiger Versammlung aber zur Vesperzeit in der Kirche.

Unter den zahlreichen Anstalten zur Verpflegung von Hülfsbedürftigen aller Art, die zum Theil neu eingerichtet, zum Theil noch von alter Zeit her sich in Gent erhalten haben, genießt das Zuchthaus (maison de force) einen europäischen Ruf. Schon die Kaiserin Maria Theresia legte den Grund zu diesem Gefängniß (1772), das aber im Drange der Zeiten unvollendet blieb, bis es unter der holländischen Regierung vollendet wurde (1825). Der Plan des am Canal von Gent nach Brügge in besonders gesunder Lage errichteten Gebäudes erinnert einigermaßen an die fächerartig erbaute Stadt Karlsruhe; denn von einem achteckigen Platze in der Mitte gehen strahlenförmig zwei Reihen drei Stock hoher Gefängnisse aus, die in der Mitte einen Hof umfassen. Das Ganze ist eigentlich eine große Fabrik, in welcher hauptsächlich Leinwand für das Militär gesponnen, auf mehreren Hundert Webestühlen gewebt und zugleich zu Hemden und dergleichen verarbeitet wird. Die Art, wie die (bis 2000) Sträflinge behandelt werden, ist eben so weise wie menschenfreundlich. Indem sie mit Strenge, aber nicht mit Härte an Fleiß und Ordnung gewöhnt werden, tragen sie durch ihre Arbeit, unter

deren Last sie keineswegs erliegen, nicht nur zur Erhaltung des Hauses bei, sondern auch zu ihrer Existenz nach überstandener Strafzeit, indem ein Theil des nach Maßgabe ihrer Leistungen festgesetzten Lohnes ihnen reservirt und mit den Zinsen bei ihrem Austritte ausgezahlt wird, damit sie nicht, ganz entblößt von Allem, sich zu neuen Verbrechen gezwungen sehen.

Eines der schönsten neueren Gebäude ist der „Universitätspalast". Die Räume für die Sammlungen wie für die Auditorien sind sehr zweckmäßig construirt, aber die Pracht des Promotionssaals, der Aula nach unserer Art zu reden, in welchem nur einmal jährlich, aber dann mit großen Feierlichkeiten, Doctorpromotionen vorgenommen werden, ist gewiß in keinem andern in Europa übertroffen, wahrscheinlich nicht erreicht. Schon die dahin führende Treppe ist in einem großem Stil, der Saal selbst, für 16-—1700 Menschen berechnet, besteht aus einer Rotunde, die ihr Licht von oben durch die Fenster erhält und mit achtzehn korinthischen Säulen geziert ist. Gitter von vergoldeter Bronze laufen von einer Säule zur andern und bilden die Brüstung einer eleganten Logenreihe. Die Sitze des Saales selbst sind theils amphitheatralisch (für die Studenten und andere Zuhörer), theils auf einer diesen gegenüber liegenden Estrade (für die Professoren) angebracht. Alles ist mit vielem Geschmack und großer Eleganz ausgeführt und macht einen vortrefflichen Eindruck. In den Seitengebäuden, um zwei große Höfe herum, sind die Auditorien und die wissenschaftlichen Sammlungen.

195. Brügge.

(Nach Karl Schnaase, Niederländische Briefe, mit Zusätzen bearbeitet vom Herausgeber.)

Wer von Gent nach Brügge kommt, findet den Gegensatz des Geräusches und der Stille, des gegenwärtigen Lebens und der Vergangenheit, fast wie bei Neapel und Rom. Dort überall geschäftige Thätigkeit, Auf- und Abladen der Waaren, dampfende Schornsteine hinter den neuen Fabrikgebäuden, dazu elegante Kaufläden, moderner Luxus und die wenigen Ueberreste altflandrischer Zeit vernachlässigt und vergessen; hier alles Alte sorgfältig erhalten und mit Liebe gepflegt, in den Straßen an den Werktagen keine unruhig eilenden Gestalten, sondern einzelne Frauen, schwarz gekleidet und mit einem weißen Tuche verschleiert, stets wie zum Kirchengange leise auftretend, als wollten sie die Grashalme nicht beschädigen, die an einzelnen Stellen keimen, oder Reisende, die in aufmerksamer Betrachtung der Umgebungen zögern, nicht stören. Dennoch ist Brügge keine düstere, alte Stadt; die breiten Straßen und die großen Plätze, welche noch auf die ehemalige Größe hindeuten, die schönen, zum Theil mit Bäumen besetzten Canäle, die sich längs

derselben hinziehenden Quais, dazu noch die Alles spiegelblank polirende Reinlichkeit, welche hier fast noch höher getrieben wird, als in anderen flandrischen und holländischen Städten, geben ihr ein auffallend heiteres Aussehen.

Brügge war in der zweiten Hälfte des Mittelalters für die großen belgischen Fabrikstädte: Löwen, Mecheln, Gent und Ypern, der Seehafen, ihr Liverpool. Zugleich war es der Stapelplatz für die Städte der Hansa und für den englischen Wollhandel, die Magazine waren gefüllt mit englischer Wolle, flandrischer Leinwand und persischer Seide. Den Höhepunkt seines Glanzes erlebte es in der ersten Hälfte des 15. Jhrhdts., wo die Herzoge von Burgund hier Hof hielten. Philipp der Gute von Burgund stiftete hier bei seiner Vermählung mit Isabella von Portugal (1420) den berühmten Orden des goldenen Vließes. Als aber der Meerbusen Zwyn, der damals bis in die Nähe von Brügge reichte, am Ende des 14. Jhrhdts. versandete, wurde Antwerpen der Mittelpunkt des europäischen Handels.

Der „Große Platz“ (Grand' place), schon großentheils von neueren Häusern umgeben, hat an der einen Seite ein gewaltiges, für den kolossalen Reichthum der ehemaligen Welthandelsstadt bezeichnendes Gebäude, die sog. Hallen, die als Märkte für Frucht und Leinen dienen. Auch hier, wie in Gent u. s. w., erscheint der mittelalterliche Handelsreichthum kriegerisch gerüstet; denn in der Mitte der Fronte nach dem Platze zu hebt sich darauf der gewaltige Bellfried, der vollkommen senkrecht, ohne alle Verjüngung aufsteigende Glockenthurm (vgl. S. 590). Das höchst zierliche Rathhaus, im vollendeten gothischen Stile (gegründet 1376), erinnert an den ältern Theil des Rathhauses in Gent. Daneben die „Capelle des hl. Bluts“, ein zweistöckiges höchst zierliches Gebäude im reichsten gothischen Stil, jetzt prächtig mit schönen Glasmalereien restaurirt. Weiterhin trifft man, nicht gar entfernt von einander, die großen dunkeln Massen der Kathedrale (St. Sauveur), eines äußerlich plumpen Baues in Backsteinen, und der Liebfrauenkirche (Notre Dame oder Onze Vrouw), welche in einer Seitencapelle die Grabdenkmäler Karl's des Kühnen und seiner Tochter Maria von Burgund enthält, die Sarkophage von schwarzem Marmor, die Figuren aus Erz gegossen. Neben dieser Kirche liegt das Johannishospital, welches den vorzüglichsten Kunstschatz Brügge's aufbewahrt, den Reliquienkasten der h. Ursula (la châsse de St. Ursule). In diesem Hospital wurde der Maler Hans Memling (oder Hemling?, † 1495) nach der Schlacht bei Nancy (1477), die er auf Seite Karl's des Kühnen mit bestanden hatte, krank und entstellt, aufgenommen, von den frommen Schwestern, die noch bis auf den heutigen Tag sich der Krankenpflege widmen, verpflegt und bot dann als Genesener seine ganze Kunst auf, um sich seinen Pflegerinnen auf würdige Weise dankbar zu erweisen. Der Reliquienschrein hat, wie gewöhnlich, die Form einer kleinen Kirche, einer sog. Basilika; 14 Miniaturgemälde von Memling's Meisterhand geben ihm aber einen unschätzbaren Werth.

Besonders vollendet ist die Ausführung der 6 Bilder auf den Langseiten, welche das Historische der Legende von der h. Ursula und den 11,000 Jungfrauen darstellen. Auf der ersten Tafel, welche die Landung der britischen Königstochter mit ihren Gefährtinnen bei Köln zeigt, ist die Stadt Köln offenbar nach eigener Anschauung dargestellt: der Dom, Groß-Martin und der Bayenthurm sind vollkommen deutlich; zwei andere Kirchen entsprechen wenigstens nach Lage und Form ungefähr St. Cunibert und St. Severin. Bei Weitem am vollendetsten ist das letzte Bild, welches den Tod der Heiligen selbst gibt; denn hier ist der Ausdruck der Köpfe am deutlichsten. Die andern Gemälde von Hemling, welche das Hospital besitzt, sind nicht in der Kirche, sondern im Berathungszimmer der Vorsteher: so die „Anbetung der Könige", ein Flügelbild, dessen eine Seitentafel („die Darbringung im Tempel") vorzüglich schön ist, und die „Vermählung der h. Katharina", ebenfalls ein Flügelbild; das noch ganz im byzantinischen Stile angeordnete Hauptbild (unter den 5 Tafeln) zeigt die Heilige durchaus entfernt von aller Idealisirung, aber voll Weiblichkeit und Zartheit; denn gerade darin besteht das Geheimniß des Meisters, daß er den Zügen, wie sie uns im Leben vorkommen, abgelauscht hat, was sie einnehmend macht. — Die Akademie besitzt ebenfalls mehrere Meisterwerke Hemling's und Johann van Eyck's, unter anderen auch eine Geburt Christi von Hemling (?), in welcher, wie in der berühmten „Nacht" von Correggio (s. S. 391), das Licht von dem neugeborenen, in der Krippe liegenden Heiland ausgeht.

---

196. Die Holländer.

(Nach Franz v. Löher, Jakobäa von Baiern und ihre Zeit, und Ernst Moritz Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, mit Zusätzen bearbeitet vom Herausgeber.)

„Wo fängt hier das Meer an? wo hört denn das Land auf?" So fragten verwundert die Römer, wenn sie den Rhein und die Maas hinunterkamen in die letzten Niederungen. Während an den Ufern des Mittelmeeres die Fluten vergebens wider das starre Gestein der hohen Felsen anbranden, dehnen sich hier unten an der Nordsee Sandbreiten und grüne Eilande, eins hinter dem andern, fast nur eine Hand hoch über dem Wasser aus, das sich in zahllosen Armen und Buchten hindurchzieht, — man weiß nicht, strömen diese Flüsse noch, oder ist es schon stehendes Meerwasser. Erst wenn das Schiff viele Stunden nach Westen segelte und zuletzt nirgends mehr eine niedrige Landlinie über dem Wasser dämmert, dann weiß man, nun flute rings die hohe See. Die Erde aber auf diesen Auen und Inselbreiten, über welche täglich die Meerdünste ziehen, ist fett und fruchtbar. Ueppiger Pflan-

zenwuchs nährt reichliches Thierleben, und wo dies beides, finden auch die Menschen eine gute Stätte. Sie gedeihen in dieser Fülle, werden gemächlich, ja etwas schwerfällig. Aber ihr Verstand wird geweckt und geschärft, weil sie Schiffe bauen und lernen müssen, sie in Wind und Wellen leicht zu bewegen. Denn Waaren kommen die Flüsse herab, Waaren werden von der See aus gelandet; diese weiter zu schaffen, bedarf es guter Segler und kundiger Lootsen. Auch die Scharen von fetten Fischen, welche die Flußmündungen besuchen, sind eine unaufhörliche Lockung, Tag und Nacht auf den Fang auszugehen. So werden hier die Menschen eben so heimisch auf dem Wasser, wie sie vertraut sind mit Luft und Erde.

Aber noch in anderer Weise drängte sich jenes Element in ihr tägliches Sinnen und Denken hinein, drohend und schrecklich, aber Geist und Arme stählend und bildend, wie jeder siegreiche Kampf des Menschen mit der Natur. Das Volk mußte seine ganze Kraft und seinen Verstand aufbieten, um nur zu bestehen und sein von Sturmfluten zerrissenes Land zu schützen vor den wüsten Wogen durch Dämme und Deiche, so wie durch ableitende Canäle, ja um durch kluges Eindeichen ein Stückchen Land nach dem andern dem Meere wieder abzuzwingen. Wenn die Männer auf den selbst geschaffenen festen Wällen standen und sahen, wie der Sturm die dunkeln Wogen haushoch daher jagte, daß sie vergebens anbrandeten und aufspritzten, und wie dahinter in sicherm Frieden das Haus stand und die Gärten und Wiesen grünten, so füllte sich ihre Brust mit kühnem Muthe und ruhigem Selbstvertrauen.

Beginnend auf den äußersten Meerinseln und Auen, wo Friesen (s. S. 381), Brabanter und Flandrer zusammenstießen, entwickelte sich im Laufe der Zeiten ein besonderer Stamm von Leuten, der seine Herrschaft und seinen Namen über die ganze nördliche Hälfte der Niederlande ausdehnte — die Holländer. Ihre historische Bedeutung erklärt sich aus der Natur und dem Charakter des Volkes, so wie aus der ungemein glücklichen Lage ihres Landes. Es war ein Stromland, das Herz der Niederlande, welchem die Flüsse zuströmten und sich mit großen und kleinen Armen in einander verketteten, ehe sie ihre mächtigen Gewässer mit dem Meere vermischten. Mit den Flüssen kamen fort und fort Volkstheile aus dem Innern, das Meer zu schauen und sich in seiner Nähe anzusiedeln. Am bekanntesten wurden zuerst diejenigen, welche hier den Namen Bataver erhielten von ihrem Wohnsitze, der Bataue, d. h. der guten, fruchtbaren Aue zwischen den Rheinarmen. Nach ihnen kamen die Franken und wahrscheinlich schon früh mit diesen Sachsen und besonders Friesen, deren Züge sich bald verstärkten. Nichts aber frischt so sehr und immer von Neuem den Unternehmungsgeist an, als solche Volksmischung; mit jedem Zuge kommen neue Ideen, neue Pläne. Vor allen haben Seestädte die Bürgschaft langjähriger Dauer, wenn sie aus den obern Landen einen, wenn auch unmerklichen, doch unaufhörlichen Zufluß

junger, rüstiger Leute an sich ziehen, welche auch etwas von der mannichfaltigen Bildung des Binnenlandes mitbringen. Konnte nun wohl irgend ein Land der Welt seine Bewohner so von selbst zu Handel und Schifffahrt anleiten? Es schwemmt ihnen ja einen Theil des Welthandels gleichsam vor die Füße. Denn beständig kreuzen sich hier die Waaren, welche aus dem großen deutschen Hinterlande herabkommen, mit allen denen, welche vom Meere aus in die Flüsse eingebracht werden. Handel und Schifffahrt aber waren von jeher, mehr als andere Mittel, geeignet, um einem kleinen Volke zu Macht und Einfluß in der Welt zu verhelfen.

Wenn man in die holländischen Städte und Dörfer kommt oder in die einzelnen Häuser tritt und die Menschen so still und langsam und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht, wenn der Bauer langsam und bedächtig, wie ein Storch, in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer breiter Rede uns begegnet, so könnte man denken, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dieses Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben, die alten Cyklopen, welche diese Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, seien lange ausgestorben und ein schlechteres, matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Aber bald wird man Alles von einer andern Seite ansehen lernen. Der jetzige Holländer steht da im Bewußtsein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben weil er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommel ihre heiseren Stimmen tönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand sein Werde! gerufen hätte. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett und sauber seine Kleider, wie mit Blumen mancherlei Art seine Flur, sein Vorhaus in den zierlichsten Schnörkelchen und Bildchen geschmückt ist, wie in seinen Gärten Alles mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegt und zu hundert und tausend verschiedensten Gestalten gedreht, geschnitzt, gewendet ist, wenn man auf seine Dreschtenne, in seinen Kuhstall tritt, so nett und reinlich gefegt und gebonert, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide darüber ziehen könnte, dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, der Inbegriff alles Zierlichen und Bequemen in holländischer Sprache. Dieses weiche Wort drückt gleichsam durch seinen Laut schon das gewöhnliche holländische Wesen aus. Aber auch am Ruder und auf den Mastspitzen muß man den Holländer beobachten, auf dem Wasser muß man ihn schalten sehen, wo der auch auf jenem wilden Element stille und ruhige Mensch mit ganz anderem Blick und ganz anderer Gewandtheit von Hand und Fuß den Wellen gebietet. Kurz, die Holländer sind thätig und arbeitsam, muthvoll und besonnen, beharrlich, sparsam, einfach in ihrem Benehmen, kalt beim ersten Empfange und besitzen mehr Verstand als glänzenden Witz. Ihre Geradheit und Redlichkeit ist eben so bekannt als

ihr phlegmatischer Charakter. Sie wußten den Haß gegen Despotismus mit einer vernünftigen und gemäßigten Freiheit zu verbinden. Ihre Republik war das erste Vaterland religiöser Duldsamkeit. Ihre Mundart ist eine besondere Sprache geworden, und ihre Literatur steht an Reichthum der dänischen und schwedischen nicht nach. Holland hat mehrere bedeutende Dichter hervorgebracht, Maler ersten Ranges, wie Lucas van Leyden, den Stifter, und Rembrandt, den größten Meister der holländischen Schule, G. Douw, denen sich F. von Mieris, Ruysdael, Hondekoeter, G. Fink, Wouverman u. A. anreihen; namhafte Gelehrte, wie Erasmus von Rotterdam, Hugo Grotius, Hemsterhuys, Boerhave, Huygens u. s. w. waren Holländer.

---

197. Die Haupttheile Hollands.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden, und Franz v. Löher, Jakobäa von Baiern und ihre Zeit.)

In der Richtung von Rotterdam nach Amsterdam findet man auf einem engbegrenzten Terrain von kaum 10 Meilen Länge nicht weniger als sechs der größten niederländischen Städte ganz nahe bei einander: Rotterdam, Delft, Haag, Leyden, Haarlem, Amsterdam. Sie sind rings umher von einer Menge anderer kleiner Städte und sehr volkreicher Dörfer umgeben. Hier ist der bevölkertste und lebensreichste Strich des ganzen Königreichs. Hier, zwischen der Maas- oder Rheinmündung und dem südwestlichen Ende der Zuydersee, ist der eigentliche Kern, das Hauptstück der ganzen Niederlande. Die Maas- und Rheinarme im Süden, das Haarlemer Meer und Het Y, das Meer von Gouda im Norden und Osten und die Dünenkette und die Seeküste im Westen schälen dieses Haupt- und Kernstück des Königreichs, welches in der Geographie die Provinz Süd-Holland genannt wird, aus dem Ländercomplex des Königreichs heraus.

Die östlichen Provinzen, Gelderland, Overyssel, Drenthe, bilden den Rücken von Holland, die Küstenprovinzen aber, Seeland, Süd- und Nord-Holland, das Angesicht und das Haupt. Jene sind weniger fruchtbar und daher auch weniger bevölkert. Diese umfassen alle den fetten Bodensatz, den die Flüsse herabführten, und haben außerdem die Hauptausgänge zum Meere und daher natürlich auch die vornehmsten Verkehrs- und Handelsplätze. Daß aber Süd-Holland, als das Hauptheater niederländischer Thätigkeit und Geschichte, so bevorzugt sein mußte vor Nord-Holland auf der einen und vor Seeland auf der andern Seite, folgt aus den geographischen Verhältnissen. In dieser Richtung von Norden nach Süden endigte die holländische Welt dort mit den letzten Landausläufern bei Helder, Enkhuizen u. s. w., hier mit den südlichsten Besitzungen der Holländer an der

Schelde. Süd-Holland hatte daher in dieser Beziehung eine centrale Lage und wurde so mit Recht der Sitz der Regierung, der alten Grafen von Holland, der jetzigen Könige, und eben hier entstand denn auch die spätere Residenz und Hauptstadt, das Haag.

Seeland im Süden besteht aus einer Gruppe sehr zerrissener kleiner Inseln, die, gleich vor Anker liegenden Schiffen, stets von den Wellen bedroht wurden. Auch waren alle Theile dieses Landes sowohl von einander als vom Ganzen sehr isolirt und zu Zeiten von diesem gänzlich getrennt. Sie waren daher wenig geeignet, die Entstehung großer und volkreicher Städte zu befördern, die immer mit dem Ganzen in Verbindung zu bleiben wünschen, und deren Leben immer nur von einem mehr oder weniger großen Landstriche aus genährt werden kann.

Nord-Holland war eine einige, compacte, aber doch sehr isolirte Insel, auf der einen Seite von der Zuydersee, auf der andern vom Ocean umgeben und durch sie von inniger Verbindung mit dem Nachbarlande ausgeschlossen. Süd-Holland dagegen stellt sich als der eigentliche Festlandskörper an der Küste des Königreichs dar. Hierher führten ununterbrochene Landwege aus Brabant und Belgien. Hier endeten die Wasserstraßen der Rhein- und Maasarme.

Der Körper der Provinzen Geldern und Utrecht hing durch den Landstrich im Süden der Zuydersee direct und innig mit diesem Küstenstriche zusammen, der außerdem gegen das Meer hin durch einen soliden Dünendamm geschützt war. Dieser Dünendamm bot den Städten und Ansiedlern schon frühzeitig, noch ehe man es gelernt hatte, durch künstliche Deiche auch andere von Natur nicht geschützte Striche zu vertheidigen, Sicherheit und Schutz dar. Die Haupteinbrüche und die bedeutendsten Zerstörungen des Meeres gingen immer um Süd-Holland herum, einmal von Nordwesten her, in der Richtung der Zuydersee, und einmal von Südwesten her, in der Richtung durch Seeland. Süd-Holland blieb mehr oder weniger unversehrt. Hier entstand daher auch schon frühzeitig die Stadt Leyden (Lugdunum Batavorium), die älteste Stadt der gesammten westlichen Küstengegenden des Königreichs.

Das Utrechter Land empfing seinen Glanz von der Geistlichkeit. Es hatte hart gehalten, bis es gelang, hier, umgeben von der heidnischen Wildheit der Friesen, eine feste Burg für christliche Bildung zu gründen. Wiederholt hatten Friesen und Normannen die Mönche erschlagen und ihre Ansiedlungen verbrannt. Immer wurde die Arbeit wieder aufgenommen, aufs Neue baute man Kirchen und Klöster, und die Glaubensboten wurden nicht müde, von Utrecht hinaus zu ziehen in die heidnische Wasserwelt. Unter unsäglichen Opfern und Mühen gelang es ihnen endlich, den Starrsinn der Friesen zu brechen, dem Christenthum und der Cultur die Wege zu öffnen und dadurch Macht und Einfluß zu gewinnen. Auch der Bischof von Utrecht

dehnte seine fürstliche Herrschaft über die Gegenden aus, welche seinem Hirtenstabe unterthan wurden. Sein weites Gebiet erstreckte sich bis zu den Rheinmündungen und bis nach Groningen. An seinem Bischofssitze versammelte sich Alles, was in sich Talente und Bedürfnisse des Geistes verspürte. Prächtige Kirchen und Paläste erhoben sich, weit berühmt waren Utrechts Capitelsschulen und Gelehrten; die Stadt wurde das Rom der Niederlande.

---

198. Amsterdam.

(Nach J. G. Kohl, Der Rhein, und A. Meißner, Reisebilder, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die stürmische und gefährliche Zuydersee spaltet die Niederlande in zwei Theile, in die östlichen Provinzen (Friesland, Overyssel ꝛc.) und in die westlichen (Nord- und Süd-Holland). Diese Provinzen liegen nebst Geldern und Utrecht rund um die Zuydersee herum, die also als Centralbecken der Hauptvermittler des Austausches aller dieser Länder unter einander werden mußte.

Amsterdam an dem einzigen ganz sichern und großartigen Naturhafen dieses Centralbeckens mußte auch der Hauptträger des durch dieses Becken vermittelten Binnenhandels werden. Es hatte Nord- und Süd-Holland, die nach der Zuydersee keinen bequemeren Hafen besaßen, als das mitten in ihre Gebiete eindringende Amsterdamer Y, hinter sich, und die östlichen Provinzen vor sich. Der Rhein stand mit diesem niederländischen Binnenmeere, an dem Amsterdam der Haupthafen war, in zweifachem Zusammenhang: einmal durch die Yssel, die nur durch Amsterdam mit der großen Welt Geschäfte machte, dann durch die Vecht, für Amsterdam den wichtigsten Rheinarm, den auch die Stadt daher sehr cultivirte und mit dem sie sich auf mehrfache Weise in innige Verbindung setzte. Das fast beispiellose Aufblühen des Wohlstandes jener merkwürdigen niederländischen Insel, die wir Nord-Holland nennen und der damit gleichzeitige Aufschwung ihrer Schwesterprovinz, Süd-Holland, hat ohne Zweifel ebenfalls bedeutend auf diese Stadt eingewirkt.

Natur und Ansehen der Stadt sind höchst eigenthümlich. Man hat sie zwar das „nordische Venedig“ genannt und sie hat mit der Lagunenstadt allerdings Einiges gemein. Der Boden ist auch hier nur Schlamm und Sand und mußte erst durch Pfähle, man kann sagen: durch versenkte Wälder und Berge, gewonnen und gesichert werden, weshalb Erasmus von Rotterdam sagte, er kenne eine Stadt, deren Bewohner, wie Krähen, auf den Gipfeln der Bäume wohnten. Auch geht das Meer durch vier größere und eine Menge kleinerer Canäle („Grachten“), die eben so viele Lebensadern des

Verkehrs sind, durch die Stadt; sie selbst steht auf 90 Inseln, die durch 290 Brücken verbunden sind. Aber bei näherer Besichtigung schwindet die Parallele bedeutend. Für's Erste sieht man auf einen Blick, wie in Venedig für Kunst und Schönheit, hier fast nur für Nutzen und Bedürfniß gebaut wurde. Venedig steigt unmittelbar aus dem Wasser, ist nur „Wasser und Stein", kein Fleck für etwas Grünes, kein Raum, sich neben dem Wasser umzukehren, die wenigen öffentlichen Plätze abgerechnet. Der Holländer aber suchte Land zu gewinnen, Raum für breite Straßen und seinen Lieblingsanblick, grüne Bäume, abgesehen davon, daß der Rücken seiner Hauptstadt an festes Land stößt. Und welcher Unterschied zwischen den kirchlichen Gebäuden Venedigs mit ihrem reichen künstlerischen Schmuck im Innern und den holländischen, namentlich den Amsterdamer Kirchen, wo alles Bildwerk seit der Reformation, namentlich durch die Bilderstürmer im J. 1578, verschwunden ist und nur Gräber die weißen Wände zieren! Endlich vollends der südliche Hauch, der über Leben und Treiben des gondelfahrenden Venetianers schwebt, während der Holländer nur schwere Schiffe mit brauchbaren Dingen schleppt und überhaupt die personificirte Prosa in allen seinen Verrichtungen ist.

Schon von alten Zeiten sind verschiedene Docks, d. h. Hafenbassins, aus dem Y ausgeschnitten, wovon die berühmtesten der Reichsdock und der Freihafen sind; dazwischen liegt eine weite Wasserfläche, durch Pfähle eingepfercht. In neuerer Zeit sind dazu zwei großartige Docks, der östliche und westliche, gekommen, die wohl an 1000 größere Schiffe bergen könnten. So ist die ganze Nordseite der Stadt so zu sagen zu einem einzigen großen Hafen umgeschaffen. Dazu kommt nun noch ein großartiger Bau für die leichte Zu- und Abfahrt der Schiffe. Die Zuydersee ist sehr stürmisch, und so lange bloß dieser Weg offen stand, mußten die Schiffe oft Wochen und Monate harren, bis sie günstig durchkamen. Nun ist durch Nord-Holland, d. i. den Landstrich Amsterdam gegenüber, der zwischen der Nord- und Zuydersee liegt, der große Nordcanal gegraben, der, 3 M. unter dem gewöhnlichen Meeresstande und 14 Stunden lang, vielleicht nicht seines Gleichen in der Welt hat. Man sieht, welch eine Energie und welche Kosten die Holländer daran wendeten, sich den ungeschmälerten Besitz des Handels zu erhalten.

199. Leyden.

(Nach Karl Schnaase, Niederländische Briefe, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon mehr als eine Epoche des Glanzes ist für Leyden verschwunden, doch die Zeiten der einst so bedeutenden Handelsblüte und die des, zum Theil wenigstens antiquirten, literarischen Ruhms sind viel weniger in der Erinne-

rung des Volkes geblieben, welche sich nicht so sehr an ganze Perioden denn an einzelne Begebenheiten knüpft, als drei besonders anregende Momente. Die Römerzeit (durch die Entfernung in einen Begriff zusammengezogen), ferner der kräftige Widerstand der von Hunger und Waffen bedrängten Bürger gegen die belagernden Spanier (1574), wofür die Stadt angeblich mit einer Universität belohnt wurde, und endlich die Verwüstung eines beträchtlichen Theiles der Stadt durch die Explosion eines Pulverschiffes (1807), wodurch die Stadt mit zwei großen regelmäßigen Plätzen und schattigen Pflanzungen bereichert worden. Jener ältesten dunkeln Zeit schreibt man ein merkwürdiges Ueberbleibsel zu. Mitten in der Stadt, da wo zwei Arme des Rheines sich trennen, erhebt sich ein in der Ebene offenbar künstlich aufgetragener Hügel, dessen Fläche ein wohl erhaltenes, massiges, kreisrundes Mauerwerk mit Zinnen trägt. Es heißt die „Burg“ und ist bis in spätere Zeiten die Veste der Grafen von Holland gewesen. Das Mauerwerk selbst, aus kleinen Ziegeln, mag wohl eine Arbeit des Mittelalters sein, die regelrechte Form des Kreises kann aber vielleicht durch römische Fundamente bestimmt sein. Jedenfalls ist es nicht unmöglich, daß jenes Lugdunum, welches die Römer auf der Bataver-Insel gründeten, auf dieser Höhe gelegen, von welcher sie einen so weiten Ueberblick über das ebene Land ihrer unfreiwilligen Bundesgenossen hatten, und daß, damit zusammenhängend, der Name Lugdunum (von luegen = nach etwas sehen?) germanischen Ursprungs ist.

Die in einigen Sälen des Rathhauses aufgestellten Gemälde sind meistens durch die Geburt des Künstlers oder durch den behandelten Gegenstand in Leyden einheimisch; so das leider stark übermalte „jüngste Gericht“ von Lucas von Leyden, eine „Kreuzigung“ von dessen Lehrer Cornelius Engelbrechtsen († 1533), eins der wenigen Werke dieses Meisters, welche dem Bildersturme entgangen sind. Speciell der Geschichte Leydens angehörig ist ein drittes Bild, darstellend die Standhaftigkeit des Bürgermeisters Peter van der Werff in dem Momente, wie er von Gruppen der bei der Belagerung der Stadt (1574) vom Hunger erkrankten und verschmachtenden Bürger zur Uebergabe der Stadt aufgefordert, unerschrocken und ruhig seine Brust entblößt, den Wüthenden den eigenen Körper zur Nahrung anbietet und selbst den Dolch erhebt, um ihren Willen an sich zu vollstrecken. Die Aufopferung entwaffnete die Meuterer und gab den Leidenden neuen Muth zur Vertheidigung. Die theatralische Auffassung, welche die niederländischen Maler aus der französischen Schule behalten haben, ist hier durch den Gegenstand entschuldigt. Der Maler ist der spätere Director der Akademie von Antwerpen, Ignaz van Bree († 1839).

Wenn die Universität Leyden bald nach ihrer Stiftung (1575) sich einen großen Ruf in ganz Europa erwarb, indem sie die größten Gelehrten ihrer Zeit zu ihren Professoren zählte: Rechtslehrer, wie Hugo Grotius, Philosophen, wie Cartesius (Descartes), Aerzte, wie Boerhave, Philologen,

wie Salmasius, Scaliger, Vossius, Gronovius, Ruhnkenius, Wyttenbach u. s. w., so ist sie auch jetzt noch, namentlich von Studirenden der Medicin und der Naturwissenschaften, stark frequentirt wegen ihrer reichhaltigen und werthvollen Sammlungen. Denn der botanische Garten, das naturhistorische Museum, das Siebold'sche Museum von japanischen Gegenständen, das Antikencabinet gehören zu den vollständigsten in Europa. Einzig in ihrer Art sind das Cabinet für vergleichende Anatomie und die Sammlung indischer Alterthümer. In der letztern ist unserm Gefühle allerdings die indische Vervielfältigung der Theile des menschlichen Körpers unendlich anstößiger, als die Vermischung mit thierischen Gestalten, wie wir solche bei den Griechen in ihren Centauren, Satyren, Faunen und Sphinxen sehen. Denn die Vervielfältigung der Glieder fügt nicht nur Ueberflüssiges an, sondern sie entstellt auch das Nothwendige, und die Theile müssen sich aus Mangel an Raum fremdartige, widersprechende Biegungen gefallen lassen. Auch dulden wir dieses am thierischen Körper eher als am menschlichen; Cerberus ist erträglicher als ein vierköpfiger Brahma. Doch haben nicht alle indischen Gestalten diese zweideutige Mischung, einzelne können auch nach unsern Begriffen schön genannt werden.

---

200. Haag.

(Nach Karl Schnaase, Niederländische Briefe, bearbeitet vom Herausgeber.)

Haag, unter den holländischen Grafen ein Dorf (s. S. 576), mit deren vormaliger Residenz, dem festungsartigen sog. Grafenhof, ward erst seit der Residenz Louis Bonaparte's als König von Holland (1806–1810) eine eigentliche Stadt. Sie hat durch ihre breiten Straßen, geräumigen Plätze und palastartigen Gebäude nebst schattigen Alleen Manches mit den kleineren deutschen Residenzstädten gemein, und unterscheidet sich von den anderen größeren holländischen Städten durch den Mangel an Canälen und an der sich an diese knüpfenden Handelsthätigkeit. Die öffentlichen Gebäude: Kirchen, ältere, wie neuere, Rathhaus, Theater sind ohne Bedeutung, selbst das königliche Schloß ist in jenem einfachen, geradlinigen, schmucklosen Stil des modernen bürgerlichen Geschmackes errichtet, der die puritanische Strenge gegen Bilder und Lebensfülle sogar auf den Luxus angewendet hat.

Ein ehemaliger Palast der Oranischen Familie, das „Moritzhaus", vom Prinzen Moritz von Nassau († 1663), in unmittelbarer Nähe des Grafenhofes, im Viereck erbaut, freistehend und daher durchweg wohl erleuchtet, enthält das Museum, und zwar im obern Stock die Gemäldegalerie und im untern das „Curiositäten-Cabinet", welches historische Merkwürdigkeiten mancherlei Art (Admiral de Ruyter's Waffen, das Kleid Wilhelm's von

Oranien u. s. w.), namentlich aber chinesische und japanische Gegenstände aufzuweisen hat. Die Gemäldegalerie enthält neben einem großen Reichthum an Landschaften und Genrebildern zwei Meisterstücke, gleichsam die Wahrzeichen der Sammlung: Rembrandt's sog. „Anatomie" und Paul Potter's „jungen Stier". Jenes Bild zeigt das Portrait eines Arztes und seiner Schüler, denen er einen vor ihm liegenden Leichnam secirt und erklärt, Alles in vollkommenster Ausführung und Portraitwahrheit. Potter's berühmter Stier, in lebensgroßen Verhältnissen, mit leichtem Pinsel in täuschender Wahrheit des Details dargestellt, wurde von den Franzosen nach Paris geschleppt und galt als das vierte an Kunstwerth unter allen damals im Louvre aufgestellten Gemälden, für dessen Rückgabe mehrmals 60,000 Gulden dem Kaiser Napoleon angeboten wurden. Zu dem Werthvollsten in den drei vorzugsweise der ältern niederländischen Malerei gewidmeten Sälen gehört Rembrandt's „Darbringung im Tempel", vielleicht das vollendetste Werk dieses Meisters. Wenn in Holland die meisten Sammlungen weder den localen Charakter der italienischen, noch den kosmopolitischen der deutschen Galerieen tragen, und selbst die Museen der beiden Hauptstädte, Haag und Amsterdam, von manchen bedeutenden einheimischen Meistern nichts besitzen, da der Bildersturm die älteren Werke in zu großer Anzahl zerstörte, so hat doch das Vaterland, wenn nicht in der Zahl, wohl aber in der Auswahl der Bilder seine Rechte geltend gemacht. Denn die beiden öffentlichen Sammlungen haben durchaus nur tadellose, auserlesene Stücke, so daß es scheint, als habe das reiche Land im verwöhnten Geschmacke der größeren Zahl sich entäußert, um das Köstlichste unvermischt zu besitzen.

Durch den reizenden, 1 Stunde langen Park, de Bosch genannt, welcher mehr an den Berliner Thiergarten als an den Wiener Prater erinnert, indem er weniger schöne, großartige Alleen, als die Mannichfaltigkeit des Waldes zeigt, gelangt man zum Haus im Busche ('t huis in 't bosch), einem königlichen Lustschlosse, architektonisch nicht bedeutend, aber berühmt wegen seiner Gemälde. Es ist ein Mausoleum, welches die Witwe des dritten Statthalters der 7 vereinigten Provinzen (Friedrich Heinrich, Sohn des großen Wilhelm von Oranien, † 1647) diesem ihrem Gemahl errichtet hat. Ein achteckiger Saal, in der Mitte des Gebäudes durch beide Stockwerke durchgehend, durch eine Kuppel von oben beleuchtet, enthält in kolossalen Allegorieen die Lebensgeschichte des Helden — ein „Luxemburg" im Kleinen, ebenfalls von Rubens' Schülern ausgeführt. Die Hauptwand nimmt ein gewaltiger Triumph ein, den der jugendliche Prinz feiert über Feinde aller Art, Laster, Krankheiten und was sonst die allegorischen Jungfrauen und Nebengestalten, in denen Jordaens' sichere Hand nicht zu verkennen ist, bedeuten mögen. Die zahlreichen übrigen Darstellungen zeigen das Leben des Prinzen von seiner Geburt an, wo Pallas ihn aus den Händen seiner Mutter empfängt, bis zu seinem Ende. Auch diese Bilder, obgleich

nicht Meisterwerke, haben die Vorzüge der Rubens'schen Schule, kräftige Färbung und kühne, wenn auch nicht correcte Zeichnung und Gruppirung.

Durch ein in aller Ueppigkeit holländischer Vegetation aufgeschossenes Lustwäldchen, welches die dürren Umgebungen der Canäle auf einer Seite und des Dünensandes auf der andern verbirgt, gelangt man in einer guten halben Stunde zu dem Fischerdorfe Scheveningen, welches sich immer mehr zu einem der großartigsten Seebäder gestaltet und bereits 8000 Einwohner zählt.

201. Das Dorf Broek.

(Nach Johanna Schopenhauer, Reise durch England und Schottland, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Nicht leicht sieht man einen seltsameren Ort, als Broek, und es gibt auch keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier, wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, Alles um sich her zu scheuern und zu putzen und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang: Jeder lebt für sich, selten läßt sich Jemand auf der Straße blicken. So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchsten Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können, und dann schleicht eine Magd ihnen auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, auf die sie getreten haben, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbkreise um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Canäle bilden. Die Straßen sind meist so schmal, daß kein Wagen hindurchfahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasirten Ziegelsteinen: man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster geordnet, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmutz wird darauf geduldet; Alles ist, wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rupft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind meistentheils von Holz, nicht groß aber zierlich, geschmacklos und bunt angestrichen. Vor jedem Hause liegt ein Gärtchen;

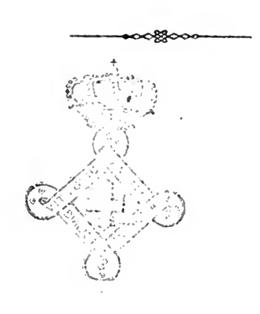
dadurch stehen sie weit genug aus einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander gehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren: eine im Hintergrunde für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfronte des Hauses; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet: nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe von 3—4 Stufen hin, die zu diesen, etwa 1 M. über der Erde erhabenen Eingängen hinaufführt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitzwerk höchst überladen geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief, aus vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen: Alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen; die Stämme werden zur größeren Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle möglichen und unmöglichen Thiere der bekannten und unbekannten Welt, aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung: etwa ein buntgemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer oder ein Türke, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Händen und Füßen schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten, steifsten Symmetrie, gleichen diese Gartenparterres kolossalen, geschmacklosen Stickereien.

Daß die echt holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Die Frauen tragen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldenen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und an die Wangen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirn, kräuseln sich die Haare in tausend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen, jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt, und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihres Anzuges fertig.

Interessant ist auch der Besuch derjenigen Häuschen, in welchem die

bekannten runden sog. Edamer Käse (aus süßer Milch) bereitet werden. Der Eintritt in diese Gebäude geschieht durch den Kuhstall, der so sauber gehalten wird, wie ein feines Zimmer. Der Boden ist, wie die Wege, mit den auf die hohe Kante gestellten Backsteinen (Klinker) gepflastert, die Wände von Tannenholz, glatt und rein abgewaschen. Die Stände für die Kühe sind etwas erhöht; über jedem Stande ist ein Haken im Gebälk angebracht, an welchen der Schwanz der Kuh angebunden wird, damit sie nicht mit demselben sich die Seiten verunreinigen kann. In der Molkenkammer sieht man die Zubereitung der Käse, die sich theils in der Presse befinden, theils im Wasser, um Salz einzusaugen.



ohne innern Zusammenhang, sondern enthält eine organisch gegliederte Darstellung aller **Hauptbegebenheiten** der allgemeinen Weltgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Religions- und Staatsverfassung, zum Theil auch auf Kunst, Wissenschaft und Handel, in Verbindung mit **Charakterzeichnungen** der hervorragendsten Persönlichkeiten. Damit der Inhalt dem heutigen Standpuncte der historischen Forschung entspreche, beschränkt sich die Auswahl nicht auf die **Hauptwerke** deutscher Geschichtschreibung, sondern es wurde vielmehr von dem großen Reichthum unserer Literatur an **Specialwerken** über die Geschichte einzelner Völker und an trefflichen **Monographieen** über einzelne Personen und Ereignisse ein um so ausgedehnterer Gebrauch gemacht, je weniger vorausgesetzt werden kann, daß diese beiden Gattungen historischer Arbeiten in den Händen vieler Lehrer und Freunde dieses Faches sein werden.

Atlas coelestis novus.

Neuer Himmels-Atlas.

Darstellung der im mittleren Europa mit blossen Augen sichtbaren Sterne nach ihren wahren, unmittelbar vom Himmel entnommenen Grössen.

Von

Dr. Eduard Heis,

Professor der Mathematik und Astronomie an der Königlichen Akademie zu Münster.

12 Karten, nebst Text (Catalogus stellarum) von XIII u. 181 Seiten.
Stark und elegant in engl. Leinen gebunden.
Preis 8 Thaler.

Als Ergebniss vieljähriger, unausgesetzter Studien und Beobachtungen, deren Resultaten bereits Alex. v. Humboldt (s. Kosmos) hohe Anerkennung zollte, wird der vorliegende „Atlas coelestis“ nicht verfehlen, das Interesse der Astronomen und aller Freunde der Sternkunde in besonderem Grade zu erregen. Wie der Verfasser es sich zur Aufgabe machte, dem Werke in wissenschaftlicher Beziehung die erreichbare Vollendung zu geben, so ist auch unter dessen unmittelbarer Aufsicht der technischen Herstellung eine Sorgfalt gewidmet worden, wie solche der Bedeutung des Unternehmens entsprach.


M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.



